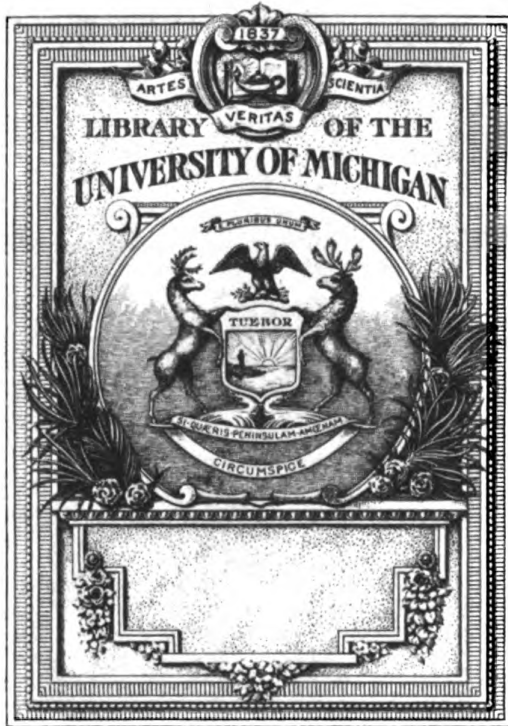


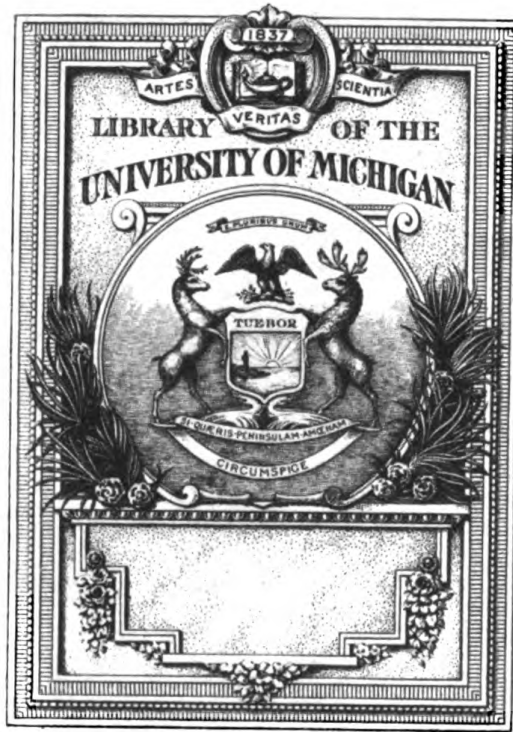
**B** 1,187,568



805

Z5

D5



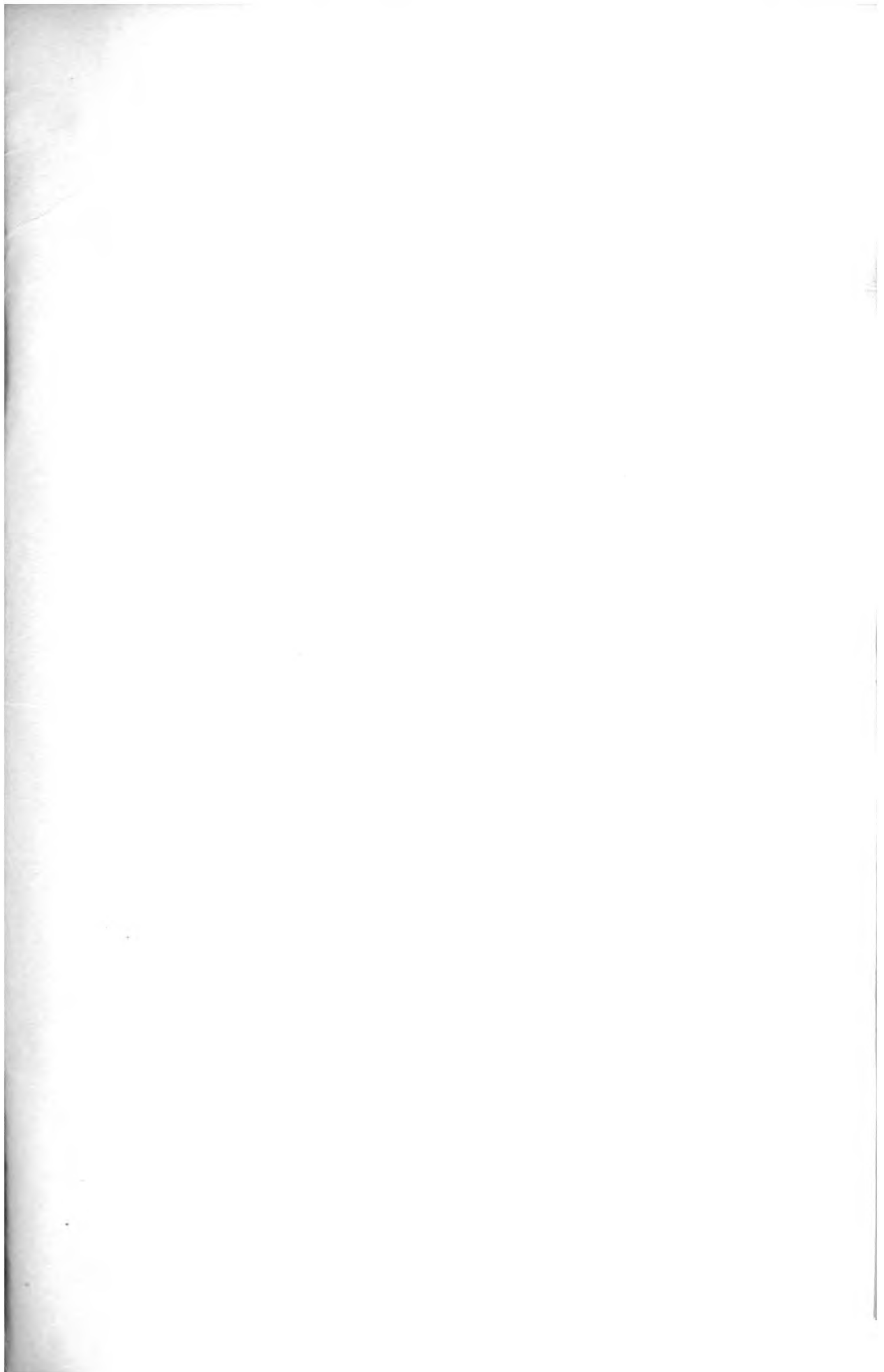
806

Z5

D5











# Zeitschrift für Deutschkunde

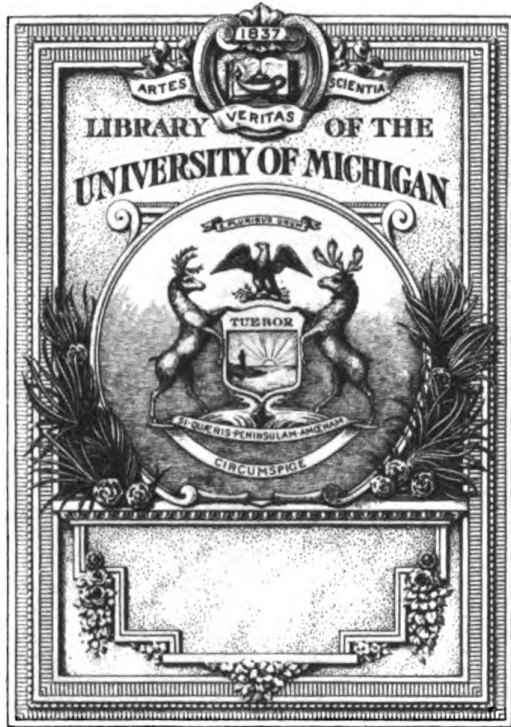
1924

Jahrgang 38 der Zeitschrift für den deutschen Unterricht  
Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Herausgegeben von  
Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer



Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1924

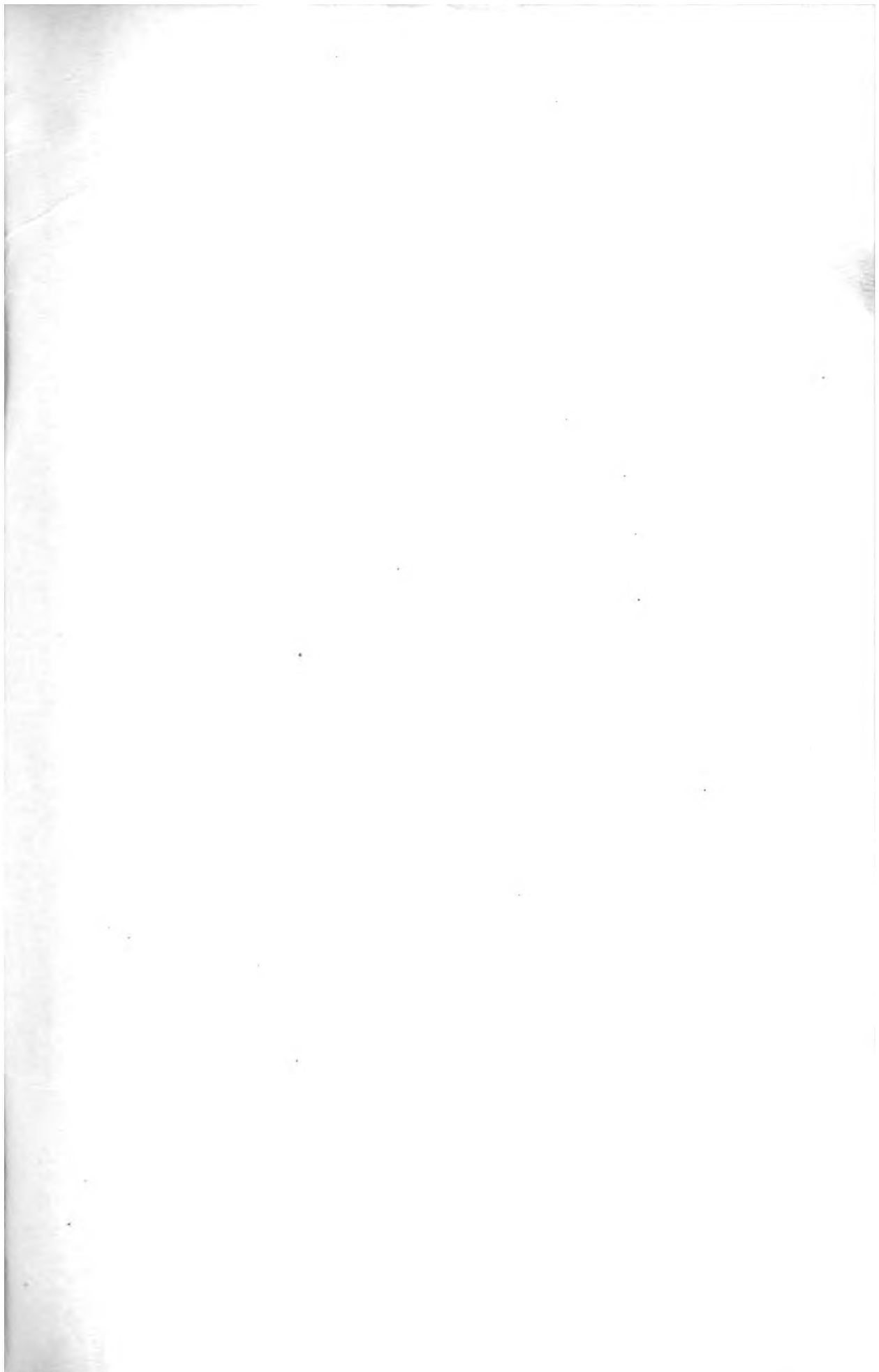


805

Z5

D5







# Zeitschrift für Deutschkunde

1924

Jahrgang 38 der Zeitschrift für den deutschen Unterricht  
Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Herausgegeben von

Walther Hoffstaetter und Friedrich Panzer



Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1924

**Alle Rechte, einschließlich des Übersetzungsrechts, vorbehalten**



Ten.  
Harr.

## I. Inhaltsübersicht.

### A. Aufsätze.

	Seite
Baumfeele. Von Dr. Luz Madensen in Heidelberg . . . . .	1
Ein Jacob-Grimm-Brief. Von Dr. Fritz Adermann in Heidelberg . . . . .	21
Mittelpunkte deutschkundlicher Stoffgruppierung. Von Studienrat Dr. Max Horn in Neuhaldensleben. . . . .	23
E. Th. A. Hoffmanns „Meister Martin“ im deutschen Unterricht. Von Regierungsrat P. Kolb in Stuttgart . . . . .	25
Von deutscher Sprit im Unterricht. Von Studienrat Dr. Karl Gratopp in Waren (Müritzig) . . . . .	35
Kulturgeschichtliche Wortbetrachtungen. Berufe und Stände im Urteil der Sprache. Von Prof. Dr. Karl Bergmann in Darmstadt . . . . .	40
Der freie Aufsatz in den Unterklassen. Von Prof. Dr. Ernst Bed in Karlsruhe . . . . .	47
Die Schriften unserer Musiker im Deutschunterricht. Von Dr. R. Scherwatzky in Hannover-Kleefeld . . . . .	51
Die Schönheit und Weisheit Homers. Von Prof. Julius Stern in Baden-Baden. . . . .	60
Hans Frand und die deutsche Erzählfkunst. I. Von Robert Petsch in Hamburg. . . . .	81
Eine Redensart aus dem Rechtsleben. Von Alfred Göge in Freiburg i. B. . . . .	94
Kleist's „Hermannschlacht“ und „Das erste Buch Samuelis“. Von Dr. Hanna Hell- mann in Frankfurt a. M. . . . .	99
Laokoontische Betrachtungen. Von Studienrat Dr. Karl Schulze in Görlitz . . . . .	105
Vorbereitung auf moderne Dichtung. Von Dr. Walter Schönbrunn in Berlin- Zehlendorf . . . . .	117
Sprachliche Auswertung nichtsprachlichen Schrifttums — eine unerlässliche Forderung der Deutschkunde. Von Studienrat Dr. R. Trögel in Auerbach i. S. . . . .	123
Wie gliedert man Beschreibungen? Von P. Johannes Bolzau S. V. D. in Stenl bei Kaldenkirchen, Rhld. . . . .	127
Deutschkunde und praktische Volkskunde. Von Otto Speer in Rastatt-Baden . . . . .	131
Zu Lessings „Theatralischer Bibliothek“. Von Univ.-Prof. Max Freiherr von Waldberg in Heidelberg . . . . .	163
Laokoontische Betrachtungen II. Von Studienrat Dr. Karl Schulze in Görlitz . . . . .	169
Klopstock und wir. Von Dr. Walther Renwanz in Potsdam . . . . .	174
Sichtes Einfluß auf Goethes „Faust“. Von Dr. Fr. Börzler in Bremen. . . . .	177
Punkt oder Fragezeichen in Goethes „Faust“ I. Vers 1685? Von Studienrat R. Séaux de Lacroix in Arnberg . . . . .	181
Ist in Schöffels „Ellehard“ das Waltharilied das Ziel des ganzen Romans? Von Hans Siemonsen in Niebüll (Schleswig). . . . .	183
Hans Frand und die deutsche Erzählfkunst. II. Von Robert Petsch in Hamburg . . . . .	185
Atemgebrauch beim Vortrag von Gedichten und Prosa. Von Dr. Rudolf Blümel in München . . . . .	189
Strophe und Bündel, verwickelter und einfacher Absatz. Von Dr. Rudolf Blümel in München . . . . .	201
Der Wandel der Wortbedeutung als Angleichung (Assoziation). Von Christian Roage in Neustettin . . . . .	201
Volkskunde im Aufsatz der höheren Schule. Von Oberstudienrat Prof. Dr. Oskar Philipp in Meerane . . . . .	211
Eigentätige Auswertung der Lese Stoffe durch die Schüler. Von Studienrat Martin Leisner in Schneeberg . . . . .	215
Literaturgeschichte und Unterricht. Von Walther Hofftaetter . . . . .	216
Die Werke unserer Dondichter in der Schule. Von Fritz Müller in Chemnitz . . . . .	219

	Seit
Deutsche Erziehung und preußische Neuordnung. Von Oberstudiendirektor Dr. Klaudius Bojunga in Frankfurt a. M. . . . .	224
Spuren germanischer Heldensage in südfranzösischen Märchen. Von Dr. Ernst Tegethoff in München . . . . .	243
Zur Würdigung Friedrich Hölderlins. Von Rektor Dr. Theodor Matthias in Plauen i. V. . . . .	254
Dettmar Heinrich Sarnecki. Von August Köllmann in Lennep . . . . .	265
Die Dreistrophigkeit im älteren deutschen Volksgefang. Von Hermann Gumbel in Frankfurt a. M. . . . .	280
Der Begriff des Werdens in Zeitwörtern der Bewegung. Von Studienprofessor Hans Schlappinger in Ludwigshafen. . . . .	290
Goethe und das Erklären von Gedichten. Von Emil Zeißig in Oßchatz i. S. . . . .	292
Ein Spruch Goethes. Von Dr. Albert Gemoll, weil. Realgymnasialdirektor in Striegau . . . . .	296
Probleme zur Behandlung epischer Gedichte. Von Kurt Higelke in Berlin. . . . .	298
Vom deutschen Unterricht in Obertertia. Von Studienrat Dr. Borst in Eichstädt . . . . .	300
Die deutsche Novelle im Unterricht: Theodor Storms „Kenate“ in der Prima. Von Studienrat Dr. Karl Gratopp in Waren (Mecklenburg) . . . . .	301
Die Erziehung zum Präteritum. Von Oberstudiendirektor Dr. Georg Rosenthal in Lübeck . . . . .	306
Gedanken über Pflege der bildenden Künste auf unseren höheren Schulen:	
I. Von Prof. Friedrich Lindemann in Viersen . . . . .	310
II. Von Walther Hofftaetter in Dresden . . . . .	312
Grundsätzliches zur Philosophie auf der Schule. Von Dr. Christoph Schwantke in Berlin-Pankow . . . . .	312
Die Volkskunde als Wissenschaft. Von Viktor Geramb in Graz . . . . .	323
Das Hildebrandslied. Von Anne Marie Münzing †, cand. phil. in Halle a. S. . . . .	341
Nibelungenprobleme in neuer Beleuchtung. I. Siegfried und Brunhild. Von Dr. Horst Engert in Dresden . . . . .	352
Die Kerkerzene in Goethes „Faust“. Von Heinrich Meyer-Benfey in Hamburg . . . . .	364
C. F. Meyer, Der heilige. Von Studienrat Dr. Hermann Kalchreuter in Stuttgart . . . . .	370
Die Novellen in der Untersekunda. Von Prof. Eilhard Erich Pauls in Lübeck . . . . .	373
Der deutsche Lehrplan der deutschen Oberschule. Von Dr. Walter Schönbrunn in Berlin-Zehlendorf. . . . .	377
Schrifttum und Kunstbetrachtung auf der Oberstufe. Von Dr. Ulrich Haade in Berlin-Zehlendorf . . . . .	380
Briefe Rudolf Hildebrands. I. Mitgeteilt von Dr. Helmut Wode in Liegnitz. . . . .	383
Karl Reuschel zum Gedächtnis. Die Herausgeber. . . . .	394
Literaturwissenschaft und Deutschkunde. Festansprache von Julius Petersen. . . . .	404
Nibelungenprobleme II: Siegfrieds Vasallität. Von Dr. Horst Engert . . . . .	415
Liederichtung. Von Walther Kühlhorn in Bernburg . . . . .	424
Die hochdeutsche Wortstellung. Von Oberstudiendirektor Dr. Agard in Frankfurt a. d. O. . . . .	429
Erziehung zur Kunst. Von Prof. Robert Mielke in Charlottenburg . . . . .	441
Bildende Kunst im Unterricht. Von Dr. Edward Carstenn in Danzig-Langfuhr . . . . .	447
Briefe Rudolf Hildebrands. II. Mitgeteilt von Helmut Wode. . . . .	451
Das Fest des Heimatdichters. Von Studienrat Sothmann in Schwerin i. M. . . . .	456
Gesellschaft für deutsche Bildung. Hauptversammlung. . . . .	459
Jugend und Bühne. (Zur Frankfurter Tagung.) Von Dr. Majer-Leonhard in Frankfurt a. M. . . . .	463
Deutsch-schwedischer Ferienkurs in Hindås. Von Studienrat W. Rose in Berlin-Halensee . . . . .	467

### B. Literaturberichte.

Pädagogik. Von Walther Hofftaetter . . . . .	237
Sprache und Sprachwissenschaft. Von Geheimrat Prof. Dr. Oskar Weise in Eisenberg (Thür.) . . . . .	229
Deutsche Volkskunde II. Von Friedrich Panzer in Heidelberg . . . . .	63
Literaturforschung und Verwandtes. Von Prof. Julius Stern in Baden-Baden . . . . .	148
Volksdichtung. Von Prof. Dr. Karl Reuschel in Dresden . . . . .	394
Der deutsche Klassizismus (1922—23). (Goethe—Schiller—Kant—Sichte—Schleiermacher.) Von Geh. Rat Dr. Paul Lorenz in Spandau . . . . .	140

	Seite
Deutsche Romantik. Von Rudolf Unger in Königsberg . . . . .	71
Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Von Walther Hofftaetter . . . . .	228
Schriften zur Kunst und zur Kunsterziehung. Von Oberstudienrat Dr. Paul Ueding in München-Gladbach . . . . .	470
Kinder- und Jugendbücher . . . . .	480
Die Erziehung zur Form und das Lehrbuch. Von Studienrat Georg Bessell in Bremerhaven . . . . .	469
Ein neues Heimatlesebuch. Von Dr. Pahnke in Gera . . . . .	76
Ein deutsches Lese- und Lebensbuch für Mecklenburg und Pommern. . . . .	155
Die Heimatausgabe für Schlesien des deutschen Lese- und Lebensbuches „Wägen und Wirken“ . . . . .	157

### C. Mitteilungen und Sprechzimmer.

Zu Eichendorff — Mutterseelenallein — Die Entstehung des Heliand . . . . .	78
Zur Iphigenie . . . . .	322
Entschliessungen des Vertretertages des Philologenvereins der Provinz Hannover zur Neuordnung des preussischen höheren Schulwesens. . . . .	242
Zur deutschen Oberschule . . . . .	463

### D. Zeitschriften- und Bücherschau.

Zeitschriftenschau . . . . .	78. 162. 241. 319. 482
Bücherschau . . . . .	79. 159. 240. 321. 399. 481

## II. Sachregister.

### A. Allgemeines. Literatur- und Kunstgeschichte.

Anekdote 80	Werke: Dichtungen des jungen 122
Aristoteles 172	Faust I, seines Einfluß auf 177
Barlach, der arme Vetter 117	Kerkerzene 364. Vers 1685? 181
Bildung, Gesellschaft für deutsche 242. 322. 403. 459	Faust II 201
Briefe von J. Grimm 21	Gedichte 292
Briefe von Rudolf Hildebrand 383. 451	Iphigenie, zur 322
Bühne und Jugend 463	Spruch: Wär' nicht das Auge sonnen- haft 174
Bühnenvolksbund 466	Gottsched 167
Bündel 201	Grimm, Jacob 404
Dichtung, Vorbereitung auf moderne 107	Briefe 21
Dilthey, Wilhelm 409	Heimatsdichter (Reuter) 456
Dreistrophigkeit im ältesten deutschen Volksgefang 280	Heldensage, Germanische, Spuren der im südfranzösischen Märchen 243
Edo a 422	Heliand, Entstehung 78
Eichendorff, zu 78	Herder 406
Episches, Wurzel 85	Hettner, Hermann 408
Erzählfkunst, deutsche, und Hans Franck 81. 185	Hildebrand, Rudolf, Briefe 383. 451
Expressionismus 121	Hildebrandslied 341
Fabel, Tierfabel 426	Hoffmann, E. Th. A., Meister Martin 25
Sichte, Einfluß auf Goethes Faust 177. (L.-B.) 147	Hölderlin, Zur Würdigung 254
Franck, Hans, und die deutsche Erzähl- kunst 81. 185	Homers Schönheit und Weisheit 60 Übersetzungen 60
Gemeinschaftsbühne u. Jugendbewegung 465	Kant, (L.-B.) 146
Gerwinus 406 [459]	Kinder- und Jugendbücher 480
Gesellschaft für deutsche Bildung 242. 322.	Klassizismus, deutscher, (L.-B.) 140
Goethe 87. 100. 118. (L.-B.) 167. — am Rhein 265. — über Klopstock 174	Kleist, Hermanns Schlacht 99. 265 Kätchen von Heilbronn 122 Prinz Friedrich von Homburg 122
	Klopstock und wir 174
	Lachmann, Karl 404

- Lessing: Werke: Dramaturgie 170  
   Laokoon, Einheit im 105. 169  
   Theatralische Bibliothek 163  
   Übersetzungen 164  
 Literaturwissenschaft und Deutsch-  
   kunde 403  
 Literaturforschung (L.-B.) 148  
 Literaturgeschichtliches (L.-B.) 152  
 Löns und die Tiere 427  
 Kunst, Erziehung zur 441  
 Kunst und Kunsterziehung, Schriften zur 470  
 Märchen: Gastognische 243. — Südfran-  
   zösische mit Spuren germ. Heldensage 243.  
   (L.-B.) 294  
 Müller-Freienfels, Poetik 82  
 Nibelungenprobleme in neuer Beleuch-  
   tung 352. 415  
 Nießsche 122  
 Novelle 90  
 Poetik 87  
 Reinecke Fuchs 424  
 Reuschel, Karl †, zum Gedächtnis 314  
 Reuter, Fritz 457  
 Richter, Buch der 103  
 Roman 92  
 Romantik 25. 340  
   deutsche (L.-B.) 71  
 Rhythmus 121  
 Saaled-Verlag, Köln 256  
 Sage (L.-B.) 394  
 Samuelis, 1. Buch 99  
 Sarnegki, Dettmar Heinrich 166  
 Scherer, Wilhelm 408  
 Scheffer, Thassilo von, Homerübersetzungen,  
   Schriften über Homer 60  
 Schiller (L.-B.) 145. Werke 162.  
   Werke: Frühe Gedichte 118  
   Kabale und Liebe 121  
   Räuber 119  
 Schleiernmacher (L.-B.) 148  
 Schweiz, die im deutschen Geistesleben 228  
 Siegfriedsage 251  
 Sprichwort (L.-B.) 394  
 Strophe 201  
 Thidreksage 422  
 Tragödie, Begriff der 172  
 Volkslied 394. (L.-B.) 123  
 Volkslied, älterer deutscher 280  
 Volksroman 92  
 Volksschauspiel (L.-B.) 394  
 Vortrag von Gedichten und Prosa 189  
 Waltharilied 183  
 Weltanschauungsroman 92  
 Wielandsage 244  
 Zeitroman 92

### B. Sprache.

- Angleichung, Affoziation 201  
 Auswertung, Sprachliche, nichtsprachlichen  
   Schrifttums 123  
 Bank, auf die lange schieben 94  
 Berufe und Stände im Urteil der Sprache  
   40  
 Bedeutungswandel der Worte 205  
 Fremdwörter (L.-B.) 233  
 Grammatik (L.-B.) 230  
 Mundarten (L.-B.) 233  
 Mutterseelenallein 78  
 Praeteritum, Erziehung zum 306  
 Punkt oder Fragezeichen in Goethes Faust I  
   Vers 1685? 181  
 Schriftsprache, nhd. (L.-B.) 229  
 Sprache und Sprachwissenschaft (L.-B.) 229  
 Werdens, Begriff des, in Zeitwörtern der  
   Bewegung 290  
 Wortbedeutung, Wandel der, als An-  
   gleichung 201  
 Wortbetrachtungen, kulturgeschichtliche 40  
 Wortkunde (L.-B.) 232  
 Wortstellung, hochd. 429  
 Zeitwörter der Bewegung 290

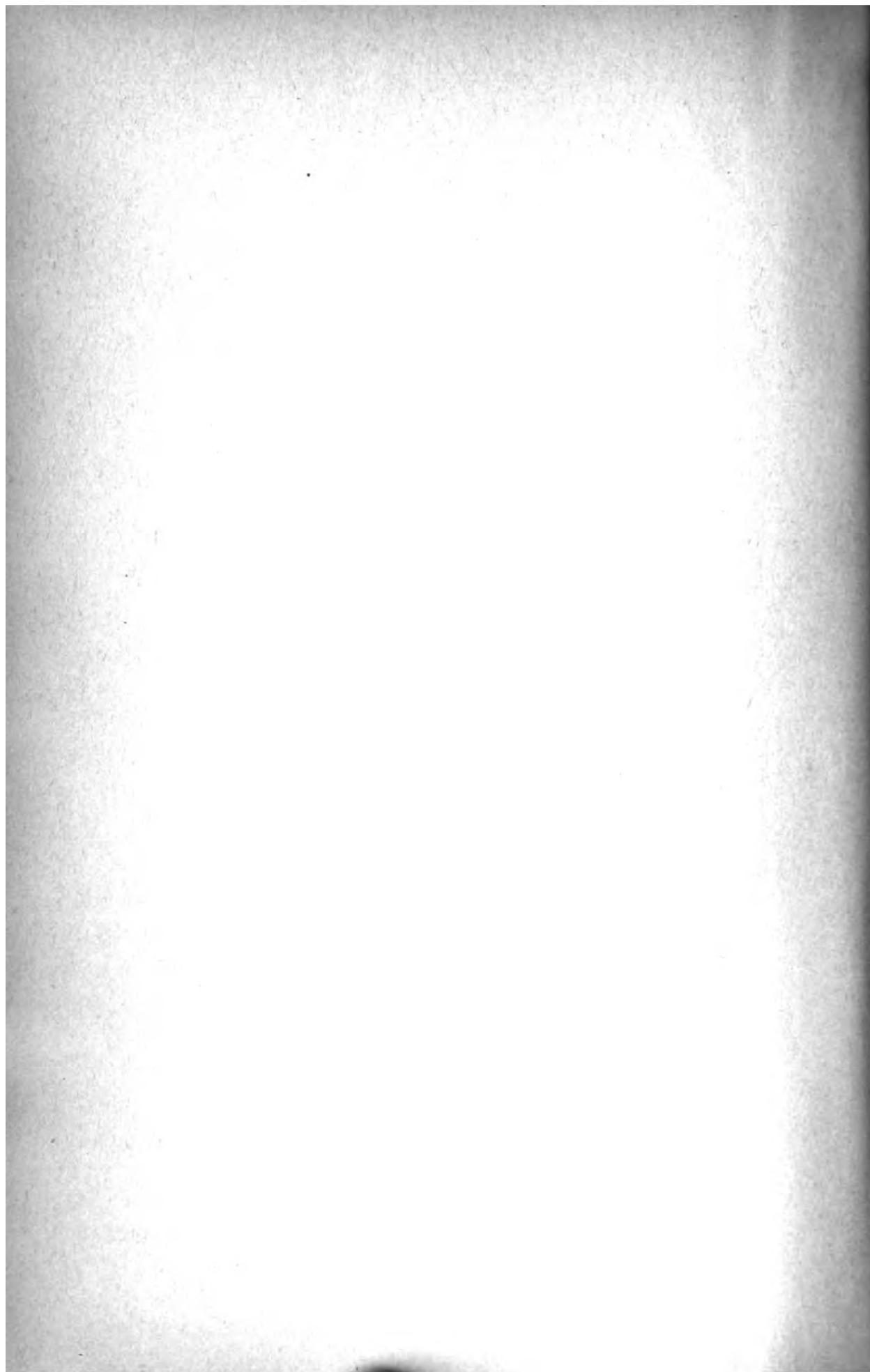
### C. Volkskunde.

- Aberglauben 211  
 Auszählverse 212  
 Baum im Volksglauben 2  
 Grimm, Gebrüder 340  
 Launen, scherzhafte 213  
 Pflanze im Volksglauben 17  
 Rechtsleben, eine Redensart aus dem 94  
 Riehl, Wilh. Heinr. 324  
 Ringelreihen 213  
 Sagen 214  
 Seelenglauben 1  
 Sprichwort (L.-B.) 233. 394  
 Tänze, Neubelebung alter 139  
 Volksdichtung (L.-B.) 394  
 Volkslied, älterer deutscher 280  
 Volkskunde als Wissenschaft 323; im Auf-  
   satz der höheren Schule 211; und prak-  
   tische Deutschkunde 131; und Schule 136;  
   (L.-B.) 63  
 Volkskundlicher Streifzug durch Dresden  
 Volkslied 3. 335. (L.-B.) 397 [211  
 Volksschauspiel (L.-B.) 394  
 Volksseele 330  
 Wandervogelbewegung 139

### D. Unterricht.

- Absatz, einfacher und verwickelter 201  
 Aufsatz, deutscher freier, in den Unterklassen  
   47; Volkskunde im 211  
 Atemgebrauch beim Vortrag von Ge-  
   dichten und Prosa 189  
 Beethoven 54. 223.  
 Beschreibungen, Gliederung 127  
 Bildende Künste, Pflege auf höh. Schulen  
 Brahms 223 [310  
 Brudner 58

- Deutschkunde und Literatur** 403  
 — und praktische Volkstunde 131  
 — unerlässliche Forderung der 123  
 — und Musik 52  
 Deutschkundliche Stoffgruppierung 23  
**E. Th. A. Hoffmanns „Meister Martin“** 25  
**Deutschunterricht in der Obertertia** 300  
 — Lyrik im 35 — Novelle im 301. 373  
 — Schriften unserer Musiker 51  
**Dichtung, moderne, Vorbereitung darauf** 117  
**Epische Gedichte, Behandlung** 298  
**Erdkunde** 448  
**Erziehung, deutsche u. preuß. Neuordng.** 224  
**Serienkurs, deutsch-schwedischer** 467  
**Form, Erziehung zur** 469  
**Gedichte, Erklären der** 292  
**Goethe** 292  
**Handn** 222  
**Heimatlesebuch, ein neues** 76  
**Hildebrand, Rudolf, zum Gedächtnis** 81  
 — Briefe 383. 451  
**Hoffmann, E. Th. A., Meister Martin** 25  
**Jugendbewegung u. Gemeinschaftsbühne**  
**Jugendbücher** 480 [465]  
**Klopstock, Messias, Oden** 175  
**Kunstaberachtung in höheren Schulen** 312.  
 — u. Schrifttum auf der Oberstufe 380 [447]  
**Lehrplan, deutscher, der deutschen Ober-**  
**schule** 379  
**Lektüre, philos., auf der Oberstufe** 382  
**Lesebuch, ein deutsches** 155  
**Lesestoffe, eigentätige Auswertung durch**  
**die Schüler** 215  
**Meyer, C. S., Der Heilige (in Oberprima)**  
**370**
- Mörke, Ed., Mozart auf der Reise nach**  
**Prag (in Untersekunda)** 374  
**Mozart** 53. 223  
**Musik (L.-B.)** 240  
**Musiker, Schriften unserer im deutschen**  
**Unterricht** 51  
**Novelle, deutsche im Unterricht** 301  
**Novellen, vier in Untersekunda** 373  
**Neuordnung, preussische und deutsche**  
**Erziehung** 224. 242  
**Oberschule, deutsche** 377. 463  
**Pädagogik (L.-B.)** 237  
**Philosophie, Grundsätzliches auf der**  
**Schule** 312  
**Psychologie (L.-B.)** 239  
**Religion** 52. 318  
**Rilke, Cornet (in Untersekunda)** 377  
**Romantik** 54  
**Schiller, Ode** 224  
**Schopenhauer** 53  
**Schrifttum und Kunstbetrachtung auf der**  
**Oberstufe** 380  
**Schubert** 56  
**Schulreform (L.-B.)** 237  
**Schumann, Robert, Kinderzenen** 56. 223  
**Stifter, Abdias (in Untersekunda)** 375  
**Storm, Renate (in der Prima)** 301  
**Uebersetzer, Werke unserer in der Schule** 219  
**Vortrag von Gedichten und Prosa, Atem-**  
**gebrauch beim** 189  
**Wägen und Wirken, Heimatausgabe für**  
**Mecklenburg und Pommern** 155  
 — für Schlesien 157  
**Wagner, Richard** 57. 224  
**Weber, Carl Maria von** 55. 222  
**Zeichenunterricht** 450



MAR 26 1924

# Zeitschrift für Deutschkunde

1924 Jahrgang 38

der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Herausgegeben von

Walther Hoffstaetter und Friedrich Panzer

## Inhalt:

	Seite
Baumseele. Von Dr. Euh Madensen in Heidelberg . . . . .	1
Ein Jacob-Grimm-Brief. Von Dr. Fris Ackermann in Heidelberg . . .	21
Mittelpunkte deutschkundlicher Stoffgruppierung. Von Studentat Dr. Max Horn in Neuhaldensleben . . . . .	23
E. L. A. Hoffmanns „Meister Martin“ im deutschen Unterricht. Von Regierungsrat P. Kolb in Stuttgart . . . . .	25
Von deutscher Lektik im Unterricht. Von Studentat Dr. Karl Gratopp in Waren (Müritz) . . . . .	35
Kulturgeschichtliche Wortbetrachtungen. Berufe und Stände im Urteil der Sprache. Von Prof. Dr. Karl Bergmann in Darmstadt . . . . .	40
Der freie Aufsatz in den Unterlassen. Von Prof. Dr. Ernst Beck in Karlsruhe . . . . .	47
Die Schriften unserer Musiker im Deutschunterricht. Von Dr. N. Scherwasch in Hannover-Kleeefeld . . . . .	51
Die Schönheit und Weisheit Homers. Von Prof. Julius Stern in Baden- Baden . . . . .	60
Deutsche Volkskunde II. Von Friedrich Panzer in Heidelberg . . . . .	63
Literaturbericht 1922/23. Deutsche Romantik. Von Rudolf Unger in Königsberg . . . . .	71
Ein neues Lesebuch . . . . .	76
Kleine Mitteilungen . . . . .	78
Zeitschriftenschau . . . . .	78
Bücherschau . . . . .	79
Persönliches . . . . .	80

Verlag B. G. Teubner, Leipzig-Berlin

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

# Zeitschrift für Deutschkunde

herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Der laufende Jahrgang erscheint in 4 Hefen. Preis für jedes Heft bei laufendem Bezuge freibleibend G.-M. 1.20; Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Bildung (Deutscher Germanisten-Verband) erhalten bei unmittelbarem Bezuge durch den Verlag 25% Ermäßigung. Einzelheft G.-M. 2.—. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an, gegebenenfalls auch der Verlag. Der Postbezug mußte aus technischen Gründen aufgehoben werden.

Die „Zeitschrift für Deutschkunde“ bezieht alle Zweige der Deutschkunde in ihren Kreis ein, um den Deutschlehrer für seine neue, größere Aufgabe auszurüsten: den Schüler das deutsche Wesen in seiner Gesamtheit erkennen und erfassen zu lehren. Dadurch wird die Zeitschrift zugleich eine Vorkämpferin für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichts in der neuen deutschen Schule. Im einzelnen bringt sie: 1. Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze in Form von zusammenfassenden Überblicken über größere Wissenschaftsgebiete, wodurch sie zwischen Forschung und Schulpraxis vermittelt. 2. Einzelwissenschaftliche Aufsätze aus den Kreisen der Deutschlehrer. 3. Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige (Literatur, Volkskunde, Sprachunterricht, Lektüreunterricht, Anfangsunterricht und Anfänge der Sprechlehre, Aufgabunterricht, Vorträge und Auspracheübungen, Philosophie, bildende Kunst, Musik, Frühgeschichte, deutsche Altertümer). 4. Literaturberichte. 5. Sprechzimmer. 6. Kleine Mitteilungen. 7. Bücherchau. 8. Zeitschriftenchau.

Die Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen und Literaturberichten 20, von kleineren Beiträgen 5 Sonderabdrücke. Anfragen, Mitteilungen und Beiträge (letztere nur nach vorheriger Anfrage) sind zu richten für die Abteilung: Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze und die Abteilung 2: Einzelwissenschaftliche Aufsätze an Prof. Dr. Panzer, Heidelberg, Neuenheimer Landstr. 12; für die übrigen Abteilungen an Studienrat Dr. Walther Hofstaetter, Dresden-A. 21, Elbstr. 1. Unverlangt eingesandte Arbeiten werden nur zurückgesandt, wenn ausreichendes Rückpostgeld beigefügt ist. Besprechungsstücke werden ausschließlich an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3, erbeten. Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingelanter Bücher wird nicht übernommen.

Anzeigenpreise: Die zweigespaltene Millimeterzeile Goldmark —.32,  $\frac{1}{2}$  Seite Goldmark 90.—,  $\frac{1}{4}$  Seite Goldmark 48.—,  $\frac{1}{8}$  Seite Goldmark 26.—. Anzeigenannahme durch B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3.

Von großer wissenschaftlicher und pädagogischer

## VERLAGSBUCHHANDLUNG

akad. gebild. jüng. **MITARBEITER** gesucht insbes. für  
**PHILOSOPHIE, GESCHICHTE, VOLKSWIRTSCHAFT  
UND HANDELSWISSENSCHAFTEN**

Praktische Erfahrung im Schulwesen notwendig. Interesse für Leibesübungen und Sport erwünscht. Erforderlich gute Fach- und Allgemeinbildung, unbedingte Zuverlässigkeit, große Arbeitskraft, rasche Auffassungsgabe, praktische Veranlagung, kaufmännischer Sinn und technisches Verständnis, Gewandtheit im schriftlichen und persönlichen Verkehr sowie Fähigkeit zu disponieren. Bei Erfüllung dieser Voraussetzung ist Aussicht auf bevorzugte Lebensstellung in großem gutfundiertem Wirkungskreis geboten. Ausführliche Mitteilungen mit Bildnis erbeten unter **Phil. 8** an die Expedition dieser Zeitschrift.



## Baumseele.

Von Dr. Eug. Madensen in Heidelberg.

„Bäume sind Ahnen.“

Bismard.

Der Glaube an ein physisches Fortleben nach dem Tode ist eines jener Güter, die dem Menschen von der Natur mit auf den Weg gegeben wurden; eh' noch eine wirklich systematische Denktätigkeit einsetzte, war er vorhanden, denn das Leben ist für jedes Lebewesen etwas Selbstverständliches, ein Ding, das vorhanden ist, ohne daß man darüber nachzudenken, und das in steter Linie fortläuft, ohne daß man dazu etwas zu tun braucht. Demgegenüber bedeutet der Tod etwas Unfaßbares, Unverständliches; eben weil das Leben eine gegebene, natürliche Tatsache darstellt, kann er dem primitiven Menschen nicht das Ende, den endgültigen Abschluß bedeuten; ein von unbekanntem, feindlichen Mächten herbeigeführter, rätselhafter Zauber, unter dessen geheimnisvollem Banne das Leben seinen Gang weitergeht — mehr ist er ihm nicht. Erst bei dem Grübeln über die Bedingungen, unter denen sich das Leben nach dem Tode abspielt, beginnt die menschliche Denkarbeit; wir nennen jenen frühen Vorgang „Seelenglauben“ und vergessen dabei nur zu leicht, daß wir nicht recht eigentlich befugt sind, hier von „Seelen“ zu sprechen. Dem Menschen auf dieser ersten Geistesstufe muß alles „beseelt“ erscheinen, was mit ihm im Zusammenhang steht, sein Haar, sein Blut, sein Atem, sein Speichel und ganz besonders sein Körper in seiner Gesamtheit; er selbst ist seine eigene „Seele“, und er ist unsterblich. Wenn also Wilhelm Wundt<sup>1)</sup> geneigt ist, entwicklungsgeschichtlich zwischen einer „gebundenen“ und einer „ungebundenen“ Seele zu unterscheiden, so übersieht er den Unterschied, der zwischen „Seele“ und jenen Seelenträgern besteht, die in ihrer Summe — „Seele“ sind.<sup>2)</sup>

Es bedeutet einen Fortschritt in der Geschichte menschlicher Geistestätigkeit, wenn der Mensch beginnt, die Fortsetzung seines Lebens von seinem Körper unabhängig zu denken; damit ist der erste Schritt zu einer Unterscheidung zwischen äußerer Lebenstat und innerer Lebenskraft gemacht, der in seiner Entwicklung allmählich zu dem völlig wesenlosen Begriffe „Seele“ führt, den wir heute kennen. Auch hierbei bildet das Greifbare, Wesenhafte das, was da ist und mit dem Menschen in Berührung steht, den Ausgangs-

1) Völkerpsychologie, IV. Band: Mythos und Religion. 1. Teil. Leipzig 1910, S. 78.

2) Vgl. K. Beth, Religion und Magie bei den Naturvölkern. Leipzig-Berlin 1914, S. 88 f.

punkt; an die Stelle des Körpers treten Grabvorstellungen; Beobachtungen des Grabes und der Veränderungen, die an ihm vorgehen, erzeugen den ersten Gedanken, daß vielleicht die in den Tod gebannte Lebenskraft mit diesen unverstandenen Vorgängen in Verbindung stehen könnte. „Das ist schon weitgehende, resignierende Zersetzung der alten robusten Anschauungen vom Fortleben des Leichnams.“<sup>3)</sup>

In diese Frühzeit des zweiten Entwicklungsabschnittes des Seelenbegriffes gehört auch die Vorstellung vom Fortleben der Lebenskraft im Baum, wie wir sie etwa in den Fassungen des Märchens vom singenden Knochen<sup>4)</sup> treffen, die den Mord durch das Lied einer aus dem Grabbaum des Erschlagenen geschnittenen Flöte enthüllen lassen: es ist der Getötete selbst, der durch das Lied seinen Mörder anklagt. Gleichen oder ähnlichen Zügen begegnen wir häufig in Märchen, Sage, Lied und Volksglauben<sup>5)</sup>, und Baumkult treffen wir fast überall, wohin wir blicken<sup>6)</sup>, befindet sich doch noch jetzt auf der schottischen Insel Skye ein Eichengehölz, von dem kein Zweig gebrochen werden darf<sup>7)</sup>, und die Ortslinde von Adelsheim bot noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts den Anblick eines Lappenbaumes.<sup>8)</sup> Es gilt, den Grund-

3) H. Schreuer, Das Recht der Toten. Eine germanistische Untersuchung. Stuttgart 1916. 1. Heft: „Die Rechtspersönlichkeit des Toten“, S. 410.

4) Grimm, KHM. Nr. 28; vgl. L. Madensen, Der singende Knochen. Helsingfors 1923, §§C. 49.

5) Wie O. Tobler, Die Epiphanie der Seele in deutscher Volkslage (phil. Diss. Kiel 1911) dazu kommt, über die „Baumseele“ hinwegzugehen, weil sie im deutschen Volksglauben eine untergeordnete Rolle spiele, bleibt unerfindlich. Völlig verfehlt ist es, die „Baumseele“ als eine Vorstufe zum Glauben an den Seelenvogel aufzufassen, wie dies Th. Jbing, Das Verhältnis des Dichters Frh. Joseph von Eichendorff zu Volksbrauch, Aberglaube, Sage und Märchen (phil. Diss. Marburg 1912, S. 106) will.

6) Besonders ausgeprägt bei den Malaien, Polynesiern, Melanesiern, Mikronesiern (S. Ratzel, Völkerkunde II [1886], 169, 293; Nieuwenhuis, Die Veranlagung der malaiischen Völker des ostindischen Archipels. Internat. Arch. f. Ethnographie XXV 129; R. Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee. 1907, S. 390), ferner bei Tagalen, Igoroten (J. Robinson, Die Psychologie der Naturvölker. Leipzig o. J., S. 75), Jakuten (J. B. Friedreich, Die Symbolik und Mythologie der Natur. Würzburg 1859, S. 170), in Palästina (R. Hartmann, Volksglaube und Volksbrauch in Palästina. Archiv. f. Relig.-Wiss. XV 144; Peschel, Völkerkunde. 1875, S. 261), bei Persern (K. Schwent, Die Mythologie der Perser. 1850, S. 242), Bosniern, Herzegowinern (E. Lilek, Familien- und Volksleben in Bosnien und in der Herzegowina. Zeitschr. f. österr. Volkst. VI 170) usw. Über griechischen Baumkult vgl. Weniger, Altgriechischer Baumkultus, Leipzig 1919, der den Kult von Dodona (Eiche), Delphi (Lorbeer), Olympia (wilde Olive) und Athen (Edelolive) untersucht und zu dem Ergebnis kommt, daß der Baumkult auf der Totenverehrung fußt. Von der Baumverehrung der Semnonen berichtet Tacitus, Germ. 39.

7) Peschel, Völkerkunde<sup>2</sup> 261. Über die hl. Espe bei Rötts, die bis 1845 stand, vgl. Hovorka-Kronfeld, Vergleichende Volksmedizin I 155, über Baumopfer ebda. I 46.

8) Graef, Die Ortslinde in Adelsheim. Mein Heimatland VI (1919) 34. Über Lappenbäume vgl. Weniger, Altgr. Baumk. S. 8, Hovorka-Kronfeld I 267ff. Zu Weihnachts- oder Neujahr wird in Schlesien, Böhmen, Österreich den Bäumen Gdd,

lagen dieses Glaubens näherzukommen; wie kam der Mensch dazu, dem Baume göttliche Ehren zu erweisen?

Wie der Primitive geneigt ist, alles, was um ihn ist, alles, was ihn umgibt, in derselben Weise belebt zu sehen wie er sich belebt fühlt, ist bekannt; die Mythologie hat dafür den Namen „Animismus“ geprägt.<sup>9)</sup> So lag es ihm an und für sich schon nahe, sich die das Heimwesen umgebenden Bäume beseelt zu denken; das erklärt aber nicht die Verehrung, die er ihnen zollte, sonst müßten seine Geräte etwa dieselbe Verehrung genießen, und doch finden wir nur höchst selten dafür Belege.<sup>10)</sup> Es mußte etwas Stärkeres, Zwingenderes hinzukommen, etwas, das aus sich selbst heraus, durch die Macht des Erlebens, das es bot, dem Menschen die Verehrung aufdrängte, wie es der Blitz, die Sonne, die Mutter Erde tat. Der Primitive sah, wie die Bäume lebten, ohne daß ihre Lebensbedingungen und Lebensäußerungen auch nur entfernt seinen eigenen ähnelten; er sah, wie sie an den Platz gebannt, wie sie stumm waren gleich anderen Gegenständen, und wie doch aus dem kahlen, anscheinend toten Stamm Knospen brachen, aus diesen Blätter und Blüten wurden und wieder nach einiger Zeit Früchte, die ihm zum Lebensunterhalte dienten, und dann der grüne Schmuck seine Farbe veränderte, hart und unansehnlich wurde, um endlich abzufallen und den kahlen Stamm in derselben Nacktheit zu zeigen, die er vor Beginn des Keimens aufwies, bis sich das Spiel erneuerte. Es ist eins der ursprünglichsten und tiefsten menschlichen Gefühle, dieses Scheuen vor dem Unbekannten, Rätselhaften, dem scheinbar Toten und doch Wirkenden<sup>11)</sup>; Religion und Wissenschaft finden in ihm ihren Ausgangspunkt. Wenn Herder in Straßburg niederschrieb: „Jener Wilde sahe den hohen Baum mit seinem prächtigen Gipfel und bewunderte: Der Gipfel rauschte! Das ist webende Gottheit! Der Wilde fällt nieder und betet an: sehet da die Geschichte des sinnlichen Menschen!“, so empfand er instinktiv die Grundlagen, die allem menschlichen Kult und somit auch der Baumverehrung Daseinsmöglichkeit bedeuten.<sup>12)</sup>

Andererseits aber mußte, wenn die Gedanken des Menschen sich einmal durch solche Beobachtungen allgemeiner Art auf den Baum gelenkt hatten, gerade dieser zu Vergleichen mit dem menschlichen Leben reizen: Wachstum und Absterben, Blüte, Reife und Blätterfall — wie wohl kannte er das

Frucht u. dgl. geopfert. A. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Berlin 1869<sup>2</sup>, 276. Ähnlich in der Lausitz: P. Riedel, Aberglaube und Zauberwahn im heutigen Deutschland. Langensalza 1920, S. 29.

9) Über Animismus vgl. jetzt am besten K. Beth, Religion und Magie bei den Naturvölkern. I. Kapitel.

10) So halten etwa die Samoaner ihre Matten heilig.

11) Vgl. Spengler, Weltgeschichtliche Perspektiven. München 1922, S. 10.

12) Weniger S. 6 findet die Grundlagen 1. in dem Eindruck, den der Baum auf den Beschauer ausübt, 2. in der Verehrung der Mutter Erde, 3. in der Totenverehrung.

alles aus seinem eigenen Dasein! Was Konrad v. Megenberg in seinem Buch der Natur schreibt: „auch nimt der mensch sein narunge mit ezzen und mit trinken und wechst auf und ab, mit dem gleicht er den pau- men und den kräutern“<sup>13)</sup>, bedeutet eins der ältesten und treffendsten Bilder poetischer Denktätigkeit; anders hat auch der Primitive nicht empfunden, anders empfinden auch wir nicht. Auf einem alten Bilde in Marburg ist das Menschenleben durch einen Baum dargestellt, der von außen grüne Zweige mit lustig singenden Vögeln trägt, in dessen hohlem Inneren aber Schweine hausen<sup>14)</sup>; wie häufig sind ganz ähnliche Symbolismen noch in unseren Tagen!<sup>15)</sup> Mythologisch besteht dabei zwischen Baum und Blume kein Unterschied, nur daß der Baum früher und energischer in den menschlichen Denkungskreis eintrat<sup>16)</sup>; dabei stehen Baum und Blume etwa in demselben zeitlichen Verhältnis wie Einzelbaum und heiliger Hain — jener ist älter<sup>17)</sup>, aber dieser fußt auf denselben Grundlagen und ist ihm durch- aus ebenbürtig.

Derselbigung von Mensch und Baum tritt uns in volkstümlicher Überlieferung häufig entgegen. Wenn die Braut der Munda-Kohls (Chota-Nagpore) ihren Geliebten singend zu sich lockt:

„Komm herein, Knabe, komm herein!  
Zu des Kuda-Baumes Niederung,  
Zu des Fruchtbaumes Vertiefung“<sup>18)</sup>,

so sind ihre Worte durch dieselbe Überlegung eingegeben, die in der deutschen Volksmedizin der Enzianwurzel eine hervorragende Bedeutung im Liebeszauber zugebilligt hat, weil diese einem weiblichen Gliede ähnelt.<sup>19)</sup> Auf Omba zerfällt der Geheimbund der Männer in zwei wai-wung, d. i. Frucht- bündel: wie die Früchte z. B. der Banane zusammenhängen, so sind die Mitglieder untereinander verbunden<sup>20)</sup>, und im deutschen Märchen werden

13) Hg. Pfeiffer. Stuttgart 1861, S. 3. Vgl. auch A. Dieterich, Mutter Erde<sup>2</sup>. 1913, S. 33.

14) W. Menzel, Christliche Symbolik. Regensburg 1854, I 116.

15) Mannhardt, Der Baumkultus der Germanen (Berlin 1875) ist geneigt, eine völlige Derselbigung von Mensch und Baum nur als erste Stufe anzunehmen; als dann „eine Art von botanischem Begriff aufkam, mußte sich diese Identifizierung eine Einschränkung gefallen lassen, nun wurden nur noch die Seelen der Toten oder verwandelte Menschen in den Pflanzen erblickt“. In dieser Form ist die Hypothese unhaltbar, ganz abgesehen davon, daß zwischen „Seelen“ und verwandelten Menschen mythologisch kein Unterschied besteht.

16) Wundt, Völkerpsychologie IV 1, 168.

17) Was E. Mogk (Artikel „Baumkult“ bei Hoops, Reallexikon I 181) verkennt.

18) Jellinghaus, Sagen, Sitten und Gebräuche der Munda-Kohls in Chota-Nagpore. Zeitschrift für Ethnologie III (1871) 379.

19) Kovorka-Kronfeld I 124. Ähnlich ist die schwangere Moanufrau keine Hamwurzeln, damit das Kind nicht lang und dünn, keine Tarokollen, damit es nicht kurz und dick werde. Parkinson, Dreißig Jahre in der Südsee 398.

20) Parkinson 671.

die beiden Heldinnen in Parallele zu den Rosenstöcken im Garten gesetzt, die sie pflegen<sup>21)</sup> — das ist nichts anderes. Die Bosnier und Herzegowiner messen noch jetzt den Pflanzen Gefühl, Denken, Empfinden, Stimme und körperliche Bedürfnisse zu<sup>22)</sup> — darf es da wundernehmen, daß vielerorts die Bäume menschengleich behandelt werden, daß man sie vom Tode ihres Herrn benachrichtigt<sup>23)</sup> und ihnen fröhliches Neujahr wünscht?<sup>24)</sup> Die Malaien des ostindischen Archipels behandeln blühende Bäume wie schwangere Frauen<sup>25)</sup>, in Böhmen legt man keine Aasknochen auf Bäume, um sie nicht zu beleidigen<sup>26)</sup>, am Isergebirge hütet man sich wohl, beim Pflanzen zu fluchen.<sup>27)</sup> Nur einen Schritt weiter, und man ist auf dem Standpunkt angelangt, den Baum auch physisch dem Menschen gleichzusetzen und das Blut auch für ihn Lebensträger sein zu lassen; wie viele Sagen wissen von blutenden Bäumen zu berichten!<sup>28)</sup> Im Volkslied klingt das Motiv zuweilen an, besonders deutlich in einem portugiesischen:

„Als vernommen dies der König,  
Läßt sogleich die Bäum' er fällen.  
Adlig Blut träuft aus dem einen,  
Königliches aus dem andern.“<sup>29)</sup>

21) Grimm, KHM., 161.

22) Eilef, Ztschr. f. österr. Volksf. VI 169.

23) Bes. in Ostpreußen, Thüringen, Schlesien, Oldenburg: Wuttke 430; Mannhardt, Baumkultus der Germanen 9. Baum um Verzeihung gebeten: Sartori, Sitte und Brauch. Leipzig 1910, II 165 f.

24) A. Ritter von Perger, Deutsche Pflanzensagen. Stuttgart-Öhringen 1864 S. 21. Hefemann, Beiträge zur Ravensbergischen Volkskunde (Diss. Greifswald 1909), S. 90. Bäume beschenkt: W. Schwarz, Die Sagen der Mark Brandenburg<sup>9</sup>. 1922, S. 70. Neujahrs zwischen die Bäume geschossen zur Dämonenvertreibung (Altmart): Perger 21.

25) Nieuwenhuis, Intern. Arch. f. Ethnographie XXV 137.

26) Wuttke 14.

27) Müller-Rüdersdorf, Ader und Garten im Aberglauben des Isergebirges. Zeitschr. f. Volksf. XXIV (1914) 193.

28) Deutsche Belege bei Mannhardt, Baumkultus der Germanen; Hefemann (Diss. 103). Für die Malaien: Dronke, Beiträge zu einer Seelenlehre vom ethnogr. Standpunkt. Trier 1882, S. 21. Den Altindern verbietet das Gesetz des Manu (5, 6) den Genuß des roten Baumharzes, offenbar seiner Ähnlichkeit mit Blut wegen, man vgl. das vedische Verbot Blut zu verzehren: J. v. Negelein, Das Bluten der Bäume im indischen Altertum. Arch. f. Rel.-W. VI (1903), 246 f. Griechisch: Gerpon Bötticher, Der Baumkultus der Hellenen (Berlin 1856), 278, 189; Erisichton im Haine der Demeter Ovid Met. X 510, der Grabbaum der Brüder von Theben Philostrat, Gemälde II 29; Köhler, Vom Fortleben der Seelen in der Pflanzenwelt, Weim. Jahrbuch I 73 ff. Römisch: Maulbeerbaum Ovid Met. IV 55, Aneas am Grab des Polidor Vergil Aen. III 30. Deutsch: heiliger Baum bei Naunders (Tirol), Zeitschr. f. dtsh. Mythol. u. Sittenf. IV 33, blutender Balken von Breitenberg Perger 280, Ahorn in Millstadt S. v. Kobell, Über Pflanzensagen und Pflanzensymbolik. München 1875, S. 4 ff., heiliger Baum von Mariabuchen Kobell 9, blutende Seerosen: Lohmeyer, Die Sagen des Saarbrüder und Birkfelder Landes. 1920, S. 28.

29) Wolf, Wiener SB., phil.-hist. Kl. XX 92 ff.

Oder man läßt die Bäume sprachbegabt sein, das steht auf derselben Linie.<sup>30)</sup>

Menschengleiche Behandlung der Bäume, Vorstellung des Baumlebens unter menschlichen Bedingungen: das sind die ersten und notwendigsten Folgerungen jener frühen, ursprünglichen Erkenntnisse. Ist die Verselbigung von Baum und Mensch erst so weit gediehen, hat sich der Mensch erst gewöhnt, den Baum als etwas ihm Gleiches zu betrachten, aber ein nur physisch Gleiches, hinter dem irgendeine wunderbare und unverständliche Zaubergewalt steht, die ihn zwingt, vor dem Baume Schauer zu empfinden, so liegt der Gedanke für ihn nicht mehr fern, seinen eigenen Ursprung aus jenem herzuleiten. Wie die Völker Brasiliens und Nordostasiens den ersten Menschen aus Schilf und Baumfrüchten, Südafrikaner und Polynesier aus heiligen Bäumen<sup>31)</sup>, die Iranier aus der Reispflanze<sup>32)</sup> entstanden denken, wie die Neger von Kordofan an einen Baum glauben, der so viele Blüten wie Menschen hat: bei jeder Geburt treibt er einen neuen Keim, bei jedem Todesfall sinkt eine Blüte zu Boden<sup>33)</sup>, so ließen die Griechen Adonis aus der Myrthe geboren werden, und so erzählt die Döluspa vom ersten baumgeborenen Menschenpaar Askr und Elnya, die Edda von Börs Söhnen. „Ase“, der Titel der germanischen Gottheit, gehört etymologisch zu ans = Balken<sup>34)</sup>, ebenso der Name des sagenhaften Urkönigs der Sachsen Aschanes, von dem die Überlieferung zu berichten weiß, daß er mit seinem Volke dem Harzwalde entwachsen sei<sup>35)</sup>; noch heute geht ja der Vers um von

„— Sachsen,

Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.“<sup>36)</sup>

Einen ähnlichen Mythos scheinen die Semnonen gehabt zu haben; von ihrem heiligen Haine berichtet Tacitus: eoque omnis superstitio respicit tanquam inde initia gentis.<sup>37)</sup> Wenn heute wißbegierigen Kindern erzählt wird, die

30) Vgl. die Midassage, bes. die irische Fassung bei Klettke, Märchenaal (1845) II 131 f. Eine böhmische Sage bei Mannhardt 69 f.

31) E. Hopf, Primitive Gedanken über die Abstammung und Entwicklung des Menschen. Kosmos VI 322. Rahel, Völkertunde II 293. Die Bahau-Dajak, Toradja und Kiasser lassen den Menschen aus Baumrinde und Erde entstanden sein (Nieuwenhuis 131, 150), die Baining der Gazellehalbinsel aus der Spatha der Arefapalme (Parkinson 158), der große Geist der Antillenindianer schuf Mann und Weib aus Bäumen (S. Müller, Mythologie der Naturforschung. Leipzig 1863, S. 97 f.). Entstehungsjagen von Menschen aus Bäumen: Parkinson 685 f. 699 f., 709 f.; vgl. Nordenskiöld, Indianerleben. 1912, S. 252 ff., 278.

32) Dieterich, Mutter Erde<sup>2</sup>. 1913, S. 15. Für Kalifornien: ebda. 125, Phrygien: Mannhardt 7 ff., Kariben und Siouginianer: Wundt, Völkerpsychologie IV 1, 166.

33) Müller, Mythologie der Naturforschung 98.

34) R. Meringer, Wörter und Sachen. J. S. XVII 159 f., XVIII 269 f.

35) Grimm, Deutsche Sagen Nr. 413; zuerst im Froschmäuseler Rollenagens.

36) In einem Aargauer Kindervers werden von einem Feigenbaum Buben geschüttelt; vgl. Müller 83.

37) Germ. 39. Vgl. K. Helm, Altgermanische Religionsgeschichte I 160 und die

kleinen Kinder würden von Bäumen geholt<sup>38)</sup>, so erkennen wir darin die letzten Anklänge an einen Glauben, der einstmals herrschend gewesen, und im Weihnachtslied hat sich das Motiv in rührender Innigkeit erhalten; wir denken an „Es ist ein Ros' entsprungen“ und ähnliches.<sup>39)</sup> Auch im Märchen begegnet uns hier und da ein letztes Aufleuchten des alten Glaubens.<sup>40)</sup>

Die Australier pflegen ihr Alter nach den Knoten eines in ihrer Geburtsstunde gepflanzten Baumes zu zählen<sup>41)</sup>, damit gehen sie eine besonders enge und innige Verbindung mit dem Baume ein, der nun nicht nur Symbol des Menschenlebens allgemein, sondern vielmehr Mitgeber des eigenen Lebens wird, Begleiter, Schützer, anderes Ich. Es ist eine weitverbreitete Sitte, dem neugeborenen Menschenkinde einen solchen Hüter mit auf den Weg zu geben<sup>42)</sup>, Goethe berichtet im Werther von ihr<sup>43)</sup>; dabei wird zuweilen ein praktischer Zweck damit verbunden, indem diese Bäume bei der Verlobung der Kinder verkauft werden und der Erlös zur Mitgift verwandt wird<sup>44)</sup>, wie denn schon Plinius eine Zypressenpflanzung „Ausstattung für die Tochter“ nennt.<sup>45)</sup> Wenn in Pommern die Nachgeburt an die Wurzeln eines jungen Obstbaumes gegraben wird, damit das Neugeborene ebenso

böhmische Sage von der Erschaffung des ersten Böhmen durch Christus aus einem Baum bei J. B. Friedreich, Die Symbolik und Mythologie der Natur 170.

38) Im Bergischen Land: Schell, Beiträge zum Baumkultus im Bergischen. Zeitschrift f. rhein. u. westf. Volkst. I 60. Sorgfältige Zusammenstellung bei K. Helm I 160. Kinderbusch bei Gräfrath, Linde bei Nierstein, Tititanne am Feldberg, Kindlibirnbäum im Aargau, Kastanie in Florenz: Dieterich, Mutter Erde<sup>2</sup>, 19, 21. Bonner Eichenbäumchen: Wrede, Rheinische Volkstunde<sup>2</sup>, 197. Heiliger Baum von Nauders: Zeitschr. f. dtsh. Myth. u. Sittenkde. IV 33, bayr. Kinderbäume: R. Dollmann, Sturmenamenforschung in Bayern<sup>2</sup>, 60.

39) z. B. R. Schr. v. Liliencron, Deutsches Leben im Volkslied um 1530. Kürschners Nationalliteratur XIII Nr. 18, S. 70.

40) z. B. im Märchen vom Heidelbeerzweig, der von einer Frau geboren wird: Basile, Pentamerone I 2, oder im russischen Märchen vom holzgeschnittenen Dämmerling: Russische Volksmärchen. Jena 1914, S. 52. Mädchen entstehen aus Blättern: Neugriechische Märchen. Jena 1919, S. 10 u. ö.

41) A. Bastian, Der Mensch in der Geschichte II 311. Verfelbigung von Mensch und Pflanze: Sartori, Sitte und Brauch. Leipzig 1910, III 224.

42) Für Polynesier, Papua vgl. Mannhardt, Germanen 50. Die westafrikan. M'Bengas bei Zwillingengeburt: R. Andree, Der Baum als Mitgift, Mitt. d. anthr. Ges. Wien, Verhandlungen XIV (1884), 63.

43) I. Buch, 1. Julius. Vgl. E. Mogk, Die Sitten und Bräuche des deutschen Volkes. 1921, S. 16. In der Vorderpfalz werden bei Geburten Apfelbäume gepflanzt: Wrede, Rheinische Volkst.<sup>2</sup>, 127, 146. Bei Tieren in Schwaben: Perger 35.

44) R. Andree, Der Baum als Mitgift 62 ff. Wohlfahrtspolizeiliche Vorschriften bef. der Aufklärungszeit mögen zur Ausbreitung des Brauches beigetragen haben.

45) Hist. nat. XVI 141. Braut und Bräutigam pflanzen am Hochzeitstage ihre Lebensbäume: Sartori, Sitte und Brauch I 67; vgl. I 26 f.: Der in der Geburtsstunde gepflanzte Baum. Ein Heidelberger Friedhofsaufseher pflanzte an den Todes- oder Begräbnistagen bedeutender Persönlichkeiten (Wilhelm I., Bismarck, Großherzog Friedrich) einen Baum, der auf einer Tafel den Namen des Betreffenden trug und seine besondere Aufmerksamkeit genoß.

rasch wie der Baum wachse<sup>46)</sup>, so wird eben dieser Baum zum Hüter des jungen Lebens bestellt. Solch ein Baum ist an den Menschen, dem er eignet, gebunden; er krankt, wenn diesem das Leben gefährdet, er verdorrt, wenn dessen Tod herannaht. Er ist des Menschen Lebensbaum, Träger derselben Lebenskraft, derselben „Seele“. Ein Märchen aus Afghanistan erzählt, wie die schöne Durkhani in zwei Blumen ihre und ihres Geliebten Seele pflegt: da welkt die Blüte des Teuren, sie erfährt, daß ihr eigener Gatte ihn verwundet.<sup>47)</sup> Der plötzliche Umsturz eines Lorbeerbusches zeigte dem gegen die Germanen ziehenden Alexander Severus seinen Tod an<sup>48)</sup>; blühen die Obstbäume außer der Zeit oder zum zweiten Male im Jahre, so glaubt man im Mindenschen, daß ein Todesfall bevorstehe, je näher der Baum am Haus, um so teurer der Tote der Familie<sup>49)</sup>; die jungen Mädchen Posens pflegen Myrthenbäumchen zu pflanzen, um aus deren Gedeihen auf ihr Leben zu schließen.<sup>50)</sup> Es ist nur folgerichtig, wenn im Leichenzug der Südslawen Burschen und Mädchen den mit allerlei Flittern behangenen Lebensbaum des Verstorbenen mit zu Grabe tragen.<sup>51)</sup> Die treuen, unverfälschten Bewahrer alten Volksempfindens, Märchen und Sage, haben hier und da die Motive in schöner Reinheit und Durchsichtigkeit bewahrt: als die Goldkinder geboren werden, sprießen im Garten der Eltern zwei Lilien empor<sup>52)</sup>, und der Lebensbaum des sagenhaften Königs vom Lauenburger Berg steht in der Vorhalle seiner ewigen Wohnung; niemand darf an seine weißen Blüten rühren.<sup>53)</sup>

46) A. Jahn, Hegenwahn und Zauberei in Pommern. Festschrift zum 17. Kongreß der dtsh. anthr. Ges. in Stettin, S. 166. In Mecklenburg wird Taufwasser über einen Rosenstrauch gegossen, dem Kinde zur Gesundheit: Riedel, Aberglaube und Zaubervahn im heutigen Deutschland. 1920, S. 56.

47) v. d. Hagen, Minnesinger IV 365; eine ähnliche Hindudichtung: Thomas Duer, Selections from the popular poetry of the Hindoos. London 1814, S. 107; Znpresse als Lebensbaum: Neugriechische Märchen. 1919, S. 12; die Hyazinthe des Ajax: Bötticher, Baumkultus der Hellenen 268; der Lebensbaum Despasians: ebda. S. 170; der Traum der Mutter Vergils: vita Vergilii I 3; Lebensbaum des Augustus: Weniger 31.

48) Bratanek, Beiträge zu einer Ästhetik der Pflanzenwelt. Leipzig 1853, S. 14. Ebenso erkennt die bayrische Prinzessin Barbara an dem Welken ihres Rosmarins ihren nahen Tod: Stadler, Vollständiges Heiligenlexikon. Augsburg 1858, I 384.

49) P. Sartori, Zur Volkskunde des Regierungsbezirks Minden. Zeitschr. f. rhein. u. westf. Volksk. IV (1907), 271. Dorrt ein Baum, so stirbt ein Familienmitglied: Wuttke 194.

50) Knoop, Aberglaube und Brauch aus der Provinz Posen. Mitt. d. schles. Ges. f. Volksk. XIII (1905), 52. Die Tollkirsche als Lebensbaum der Rumänen: D. Dan, Volksglauben der Rumänen in der Bukowina. Zeitschr. f. österr. Volksk. VIII (1902), 58; Der Nußbaum für Bosnier und Herzegowiner: Lilek, ebda. VI (1900), 170.

51) S. Krauß, Volksglaube und religiöser Brauch der Südslawen. Münster 1890, S. 36.

52) Grimm, KHM., Nr. 85.

53) Grimm, Deutsche Sagen 292.



In erweitertem Sinne wird der Lebensbaum zum Familienbaum; Griechen und Römer kannten schon solche.<sup>54)</sup> Die Familie Linné, der der bekannte Botaniker angehörte, besaß einen Baum mit drei Wipfeln, drei Geschlechter entwachsen dieser Familie (Linnaeus, Lindatus, Tiliander). Kurz vor dem Ableben eines jeden welkte der zu ihm gehörige Wipfel dahin, der der Linnés hielt sich am längsten.<sup>55)</sup> Es liegt im Grunde derselbe gedankliche Vorgang vor, wenn das jungvermählte Paar in Böhmen heute das Rosmarinstrauchlein seines Ehrentages einpflanzt, zum Sinnbild des neugegründeten Hausstandes<sup>56)</sup>, ein böhmisches Lied spricht es deutlich aus:

„ . . . . . Plötzlich  
Grünete die Rute<sup>57)</sup> aus dem Boden,  
Spriehet oben in drei Zweige. . . . Und, o Wunder,  
Schnell vertrocknen zwei der dreien Zweige  
Und der dritte blühet. Endlich können  
Sie nicht schweigen, und der Pflüger redet:  
„Staunet nicht, ihr Freunde! Diese Blüte  
Ist mein Königsstamm. Es werden viele  
Wollen herrschen und verdorren. Einer  
Wird nur König sein und blühen!“<sup>58)</sup>

Im modernen Volksglauben ist es besonders der Holunder, der die Stelle des Familienbaumes vertritt; niemand wagt, ihn zu fällen, ehe man seine Äste stuft, spricht man einen Segen, der Tischler nimmt Maß zum Sarg mit einem Stab aus seinem Holze, der Fuhrmann, der den Sarg fährt, schneidet sich aus seinen Zweigen die Peitsche. Unter ihm begräbt der Bauer ängstlich seine ausgefallenen Zähne, sein abgeschnittenes Haar, seine Nägel, damit der Baum sie behüte und niemand Gewalt über ihren einstigen Träger bekomme; das war schon im Mittelalter so<sup>59)</sup>, und die Sagen-

54) Bötticher, Baumkultus 20. Das Augusteische Lorbeerwäldchen in Dejenti: Mannhardt, Antike Wald- und Feldkulte. Berlin 1905<sup>2</sup>, S. 24. Marseiche der Slavier: Sueton, Despasian V.

55) Mannhardt, Germanen 51.

56) Wuttke 222.

57) Es ist die Rute seines Stammes, die der pflügende Fürst in den Boden gekedt hat.

58) Herder, Volkslieder. München 1911, II 242 (3. Teil, Nr. 30). Ähnlich in einer katalonischen Romanze:

„Einen Rosenbaum pflanzt die Mutter Gottes,  
Aus dem großen Baum sproß hervor ein Schöbling,  
Sproß hervor Ramon, Sohn des Dillafranka.“

Wolf, Wiener SB. XX 152. Lat. virgo gehört etym. wahrscheinlich zu virga. R. Much, Holz und Mensch. Wörter und Sachen I (1909), 44. Worte wie Knabe, Knecht, Kegel = unehel. Kind, Schalk u. a. gehen auf Stämme zurück, die „Pflod“, „Stamm“ bedeuten. Much 44 ff., Meringer, J. S. XVIII (1906), 277; „Mann“ und „Weib“ werden gern durch den Namen eines beliebigen Baumes oder eines Wortes für Säule, Pfosten, Rod umschrieben, und der Historiker spricht von „Stamm-bäumen“. Vgl. Dieterich, Mutter Erde<sup>2</sup>, 65, 77.

59) H. B. Schindler, Der Aberglaube des Mittelalters. Breslau 1858, S. 161. Über den Holunder vgl. Hovorka-Kronfeld I 215 ff., H. Marzell, Der Ho-

gestalt der skandinavischen Elfe, Holunderfrau wäre ohnedies undenkbar. So wird der Baum zum Hort und Sinnbild der Familie; es liegt ein tiefer Sinn in dem Brauch der Ostseeprovinzler, der scheidenden Tochter Bäume in die Aussteuerwäsche einzusticken<sup>60)</sup> — meinte man doch im Mittelalter, Tafeln, aus dem Holz des Hausbaumes geschnitten, schützten, hängend an den Häusern, diese vor Feuersbrunst.<sup>61)</sup>

Der Lebensbaum wird zum Hort des ganzen Hauses, der Familienbaum zum Sinnbild und Heiligtum der gesamten Dorfgemeinde. Es bedeutet mehr als eine bloße Ortsbestimmung, wenn sich in den Weistümern wieder und wieder Stellen finden wie: und die gerichte sol man han ze Obermettmetetten in dem meyerhoff under der linden<sup>62)</sup> oder Einladungen zu einem offenen gerichte ze Kilchzarten under der linden<sup>63)</sup>. Der Gemeindebäum ist heilig, einstmalen wurden ihm wohl göttliche Ehren zuteil; in den wendischen Dörfern mußte die aus anderem Ort zuziehende Braut um eine mitten im Dorf errichtete Eiche tanzen und etwas Geld in sie hineinstecken, das war ein Opfer. Daß diese Eiche „Kreuzbaum“ hieß, zeigt nur zu gut, daß ihr Name aus einer jüngeren Zeit stammt, der zwar daran lag, heidnische Gebräuche äußerlich zu überdecken, die aber nicht die Macht besaß, diese auszurotten, und sie also unter christlichem Namen fortbestehen ließ.<sup>64)</sup> Noch heute gilt in Böhmen das unter der Eiche abgelegte Eheversprechen für das heiligste<sup>65)</sup>, noch heute spielt sich in manchem Dorfe das tiefste Leid, die größte Freude unter dem Gemeindebäum ab. Daß Bäume schließlich Hort und Symbol eines ganzen Staatswesens werden können, kann nicht wundernehmen; der heilige Ölbaum auf der Akropolis, der zu Athen

---

lunder in der Volkstunde. Naturwissensch. Wochenschrift XX 133 ff. Im Klass. Altertum spielte der Lorbeer eine ähnliche Rolle: E. Samter, Familienfeste der Griechen und Römer. 1901, S. 87 ff. Der Holunder im Glarnerland: E. Buß, Persönliche Erlebnisse aus dem Gebiet des Aberglaubens. Schweiz. Arch. f. Volkst. XX (1918), 60; im Kopenhagener Matrosenviertel: Perger 258, in der Vordereifel: J. Maier, Abergläubisches aus der Pflanzenwelt der Vordereifel. Zeitschr. f. rhein. und westf. Volkst. V (1908), 228. Unter dem Holunder wohnen die guten Zwerge: Küß, Das alte Bauernleben in der Lüneburger Heide. 1906, S. 208.

60) Mannhardt, Germanen 46.

61) C. Meier, Der Aberglaube des Mittelalters und der nächstfolgenden Jahrhunderte. Basel 1884, S. 61.

62) J. Grimm, Weistümer. Göttingen 1840 ff., I 55. Zur Gemeindelinde vgl. auch Parz. 185, 29 und die dazugehörigen Miscellen von Schaubaeh, P. B. B. XIV 162 f. und John Meier, P. B. B. XV 218 ff.

63) Weistümer I 331; vgl. I 446, I 552, VII 275 u. d. Bei den heute unter dem Namen „Gerichtsbaum“ auftretenden Bäumen ist Vorsicht geboten, nicht jeder ist ein Gemeindebäum. Am häufigsten sind es die Linden, so stets in Baden. In 113 Dörfern von Meiningen-Hildburghausen 83 Dorflinden: P. B. B. XIV, 162 f.

64) E. Samter, Familienfeste der Griechen und Römer. 1901, S. 28 f.

65) Wuttke 14. Vgl. Brauttanz um die Grenzreihe: Sartori, Sitte und Brauch. Leipzig 1910, I 108 (mit Parallelen).

in so inniger Verbindung stand<sup>66)</sup>, ist letzten Endes nicht mehr als ein Gemeindebaum. Es ist wie ein Wellenschlag: die engeren Kreise erweitern sich und ziehen neue, größere und mächtigere, aber es ist immer derselbe Mittelpunkt, um den sie kreisen, und alle stehen miteinander in Verbindung. Die deutsche Volksdichtung hat hieran eine ihrer schönsten und tiefsten Zukunftssagen getnüpft; von dem dürren Baum, der einst grünen wird, wenn das Volk zur alten Freiheit erwacht, weiß man weit in deutschen Landen zu erzählen.<sup>67)</sup> Manchem mag diese kindlich-gläubige Hoffnung auch in unseren Tagen Trost und Beruhigung bescheren. Von hier bis zur Vorstellung des gesamten Weltbildes als Baum, die uns von der eddischen Esche Nggdrasil her lieb und vertraut<sup>68)</sup> und die auch den Indianern<sup>69)</sup> nicht fremd ist, ist wiederum nur ein Wellenschlag.

Das ist der Lebensbaum in seinen Grundlagen und Folgerungen, der eigentliche Kerngedanke all der Bräuche und Handlungen, die unter den Namen „Baumkult“ und „Baumseele“ zusammengefaßt werden. Er ist an sich heilig, und über Gaben verfügt er, die dem Menschen versagt sind; er besitzt auch die Fähigkeit, die von jeher dem Menschen als die begehrtesten erschienen ist und erscheinen wird, weil er selbst sie nie besitzen kann: der Baum kennt die Zukunft. Darauf beruht die Freiheits Sage vom wiedergrünenden Staatsbaum. Und natürlich — zu wissenwert dünkte den Menschen das, was der Baum vom Zukünftigen enthüllen konnte; der eine, eigene Lebensbaum genügte nicht, wo die Neugierde zu schneller Lösung der zweifelhaften Antwort trieb; es wurden andere, beliebige Pflanzen gewählt und befragt, für den Augenblick und zur Beantwortung des einen Dinges mußten sie die Rolle jenes übernehmen. So sind die mannigfachen Pflanzenorakel zu erklären, die so häufig und so gerne geübt werden, oft und wohl in ursprünglicher Form unter geheimnisvollen, rituellen Gebräuchen und zur Be-

66) Graef, Mein Heimatland VI (1919), 33. Vor dem Tempel des Quirinus standen zwei Myrthen als Symbole des patrizischen und plebejischen Staatselementes: Böttcher, Baumkultus 167. Vgl. ebda. 20.

67) Dithmarsische Freiheits Sage: Perger 287; Nortorfer Holunder: K. Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel 1845, S. 380. Hierher gehört auch der Birnbaum vom Walserfeld, der auch in der brandenburgischen Sage von der letzten Schlacht bei Thoringen in etwas entstellter Gestalt auftaucht: W. Schwarz, Die Sagen der Mark Brandenburg<sup>8</sup> (1922), 139. Besonders deutlich tritt uns der Staatsbaum in den Züricher Stammlinden entgegen, vgl. Willer, Mythologie und Naturschauung. Leipzig 1863, S. 83.

68) Simrod (Handbuch der dtsh. Mythologie. 1874, S. 36 ff.) stellt Weltesche mit Mal- und Freiheitsbaum zusammen, entwicklungs geschichtlich sicher unrichtig. Much (Wörter und Sachen I, 40) sieht in Nggdrasil Symbol und Abbild der den Himmel tragenden Säule, das scheint einer primitiven Grundlage zu entbehren. Vgl. G. Wille, Der Weltenbaum und die beiden kosmischen Vögel in der vorgeschichtlichen Kunst. Mannus XIV (1922), 73 ff.

69) Raugel, Völkerkunde II 693; Müller, Mythologie der Naturforschung 97.

antwortung der Frage nach Leben oder Tod. Am Johannistage<sup>70)</sup> oder an St. Georgi<sup>71)</sup> werden diese Bräuche gerne geübt; dabei wird auf die Färbung der Blüten besonders geachtet: weiß<sup>72)</sup> und rot<sup>73)</sup> deutet auf Sterben, selten nur rot auf Freude und Hochzeit.<sup>74)</sup> Oder es werden aus Wachsen oder Welfen Schlüsse gezogen<sup>75)</sup>; hier und da wird auch bestimmten Pflanzenarten eine bestimmte Bedeutung zugemessen. Die deutsche Fassung des Zweibrüdermährchens<sup>76)</sup> verdunkelt das Motiv ebenso wie mancher andere Volksbrauch<sup>77)</sup>, aber es sind genügend klare Bräuche erhalten, um auch in solch zweifelhaften Fällen die Beziehungen zum spontan gewählten Lebensbaum zu finden. Daß es ganz besonders Liebessachen sind, in denen die Pflanze (sie ist ja verschwiegen!) um Rat und Aufklärung gefragt wird, ist natürlich; wiederum ist es die Johannisnacht, die zu solchen Versuchen lockt<sup>78)</sup>, oder die Christnacht tritt an ihre Stelle.<sup>79)</sup> Was Walthier von der Vogelweide, was sechshundert Jahre nach ihm Goethe im Faust so entzückend zu schildern wußte, wird auch von den Kindern des 20. Jahrhunderts im Scherz oder Ernst geübt; Blumenorakel wird es wohl geben, solange Verliebte in Zweifel oder Trennung einander ersehnen. Und nach den Toten werden die Pflanzen gefragt, wie sie sich befinden und ob sie zur ewigen Seligkeit eingegangen sind oder nicht; es bedarf nur neuer Triebe am Grabkreuz aus Holunder, um den Hinterbliebenen den Trost zu schenken, daß der Tote selig geworden.<sup>80)</sup> Das

70) In Westfalen: Hovorka-Kronfeld I 100, II 51; in Westpreußen: A Treichel, Westpreußische Ausläufer der Vorstellung vom Lebensbaum. Fünfter Bericht des westpr. zool. Ver. 1882, S. 131; in Ostpreußen: ebda. 133.

71) Bei den Zigeunern: H. v. Wislocki, Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner. Münster 1891, S. 148.

72) Kohl mit weißen Blättern deutet auf Tod: Hese mann, Beiträge zur Ravensberger Volksf. 88; ebenso eine weiße Herbstrose: Wuttke 193.

73) Im Volkslied: Erk-Böhme, Deutscher Liederhort II 532; Hoffmann, Schlesische Volkslieder Nr. 68; über den Zusammenhang rot: tot vgl. F. v. Duhn, Rot und Tot. Arch. f. Rel.-Wiss. IX (1906), 1 ff.

74) Wuttke 193.

75) Am Isergebirge: Müller-Rüdersdorf, Zeitschr. f. Volksf. XXIV (1914), 193; wendisch: W. v. Schulenburg, Wendisches Volkstum in Sage, Brauch und Sitte. Berlin 1882, S. 163; in Ostpreußen: Perger 152, an der Weichsel: Treichel 133.

76) Grimm, KHM., Nr. 60: ein Messer wird in einen Baum gestoßen; wenn es links rostet, so ist der nach links Gewanderte in Not, und umgekehrt.

77) z. B. die Zukunft aus den Veränderungen der Flecken von einem best. Pflanzenfaß zu erforschen. Treichel 132.

78) Vgl. Zingerle, Johannisfegen und Gertrudenminne. Wiener S.B. XXXX (1862), phil.-hist. Kl., 213. Im Bergischen: O. Schell, Zeitschr. f. rhein. u. westf. Volksf. I 57; in Holstein: Riedel 88 f.; Westfalen und Ostpreußen: Wuttke 219; Schleswig: Koß, Schwansen. Heidelberg 1912, S. 119.

79) Im Erzgebirge: Wuttke 231. Schweizer Liebesorakel: W. Hopf, Aberglaube im Kanton Bern. Schweiz. Arch. f. Volksf. XXI (1917), 42. Für Oldenburg vgl. Wuttke 219. Wendisch: Schulenburg 117; vgl. Sartori, Sitte und Brauch III 224.

80) In Tirol: Wuttke 193, Bastian, Der Mensch in der Geschichte II 327.

**Volkslied** läßt in kindlicher Naivität die erforschte Antwort auf den Blättern der Blume erscheinen:

„Und als das Mädchen gestorben war,  
Da wuchsen drei Lilien auf ihrem Grab,  
Und unter der mittellsten stand geschrieben,  
Das Mädchen wär' bei Gott geblieben.“<sup>81)</sup>

Wenn in der katholischen Legende zuweilen ein Baum zur Lösung von Streitfragen<sup>82)</sup> oder zur Beratung in Zweifelfällen<sup>83)</sup> angerufen und seinem Winke geglaubt und gefolgt wird, so ist auch hier ein alter Volksglaube in christliches Gewand gehüllt; wie fest mußte er in den Seelen der Leute haften, daß er sogar Eingang in die Wundergeschichten der neuen Religion fand!

Es kann nicht verwundern, daß sogar in der Rechtspflege dem Baum die Bedeutung eines Mehrwissers, Besserwissers zugebilligt wurde. Man könnte geneigt sein, in Fällen, wo wir Bäume als Be- und Entlastungszeugen treffen, den sehnsüchtigen Hang des Menschen nach einer ausgleichenden Gerechtigkeit, die da einsetzt, wo Menschenaugen nicht mehr zwischen Recht und Unrecht unterscheiden können, zu erblicken, nach jener gütig vermittelnden Macht, die immer da vermutet wird, wo unerklärbares Wirken und bedrückendes Schweigen gepaart zur Anbetung zwingen; Bahrgericht und Ordal haben gleiche Grundlage. Ein mit der Krone in den Boden gepflanzter, doch ausschlagender Baum<sup>84)</sup>, eine aus dem Grabe des unschuldig Gerichteten aufkeimende Blume<sup>85)</sup>, mehr brauchte es nicht, um die Unschuld zu

Ähnliches aus dem Kanton Bern: G. Züricher u. Reinhard, *Allerhand Aberglauben aus dem Kanton Bern*. Schweiz. Arch. f. Volkst. VII (1903), 140; VIII (1904), 275. Russische Legende aus dem Gouvernement Elisabethpol: Lehmann, *Religionsgeschichtliches aus Kautasien und Armenien*. Arch. f. Rel.-Wiss. III (1900), 10 ff. Bäume, an denen Selbstmörder sich erhängt, verdorren: Der Mörder gelangt nie zur Seligkeit. Vgl. Livius I 36.

81) Erft.-Irmer, *Die deutschen Volkslieder*. Heft 2, 68. Ähnlich bei Koberstein Nr. 3.

82) Legende des Agidius (Jungfrauenchaft der Maria): Stadler, *Heiligenlegikon* I 50; Sage vom Bergschreiber Adam Ries (Auferstehung des Leibes): Perger 276.

83) Legende des Aidanus: Stadler I 91, des Colmanus I 645, Legende von der Unschuld der Nonnen: Lütolf Nr. 341, S. 372.

84) Sage von Buchlau: Perger 276; Von den drei Linden im Heiliggeisthospital zu Berlin: W. Schwarz, *Sagen*, S. 16; v. Kobell, *Über Pflanzensagen und Pflanzensymbolik*. München 1875, S. 7. In diesen Kreis gehört auch des Romulus grünender Lanzenchaft (Ov. Met. XV 561).

85) Ein Grabbaum weint blutige Tränen zum Unschuldszeichen: Mannhardt, *Germanen* 39 f. Im Mittelalter weiße Lilie in gleicher Bedeutung: Friedreich, *Die Symbolik und Mythologie der Natur* 185. Zwei Vogelbeerbäume in isländ. Sage: Isl. Märchen und Volkssagen, dtsh. von Åge Avenstrup und Elis. Treitel. Berlin 1919, S. 268 ff. Rosenstock und Weinrebe bei den Südslawen: Krauß, *Volksgl. u. rel. Brauch d. Südslawen* 36. Eberesche: O. Schell, *Die Eberesche im Glauben und Brauch des Volkes*. Zeitschr. f. Volkst. XXII (1912), 181 ff. Ähnliches aus Neupommern: Parkinson, *30 Jahre in der Südsee* 201. Im nordischen Volkslied: R. Warrens, *Norweg., isl., far. Volkslieder der Vorzeit*. Hamburg 1866, S. 93 ff. Auf der Richtstätte eines Unschuldigen wächst kein Gras: Badißes Sagenbuch I 116.

beweisen, aber an diese einfachen Zeichen wurde geglaubt, und das zu einer Zeit, die längst der primitiven Religion entwachsen war. Es ist das Tannhäusermotiv vom wiedergrünenden Stabe, zu dem die Brüder Grimm in ihren Kinder- und Hausmärchen einige schöne und lehrreiche weitere Belege bieten.<sup>86)</sup>

So ist der Baum etwas weit über dem Menschen Stehendes, eine Gottheit, die Rat, Hilfe und Auskunft erteilt und der man dafür schuldige Verehrung zollt, die aber doch dem Menschen so wesensgleich ist, daß vielfache Wechselbeziehungen von Mensch und Baum, von Baum zu Mensch weben und wirken. Wäre diese Zweifelt des Baumwesens nicht, hätte nie der Lebensbaum solche Bedeutung erfahren können. Wenn bei Fruchtbarkeitszaubern Frauen eine große Rolle spielen, deren Mütterlichkeit und Zeugungskraft sich auf die Pflanzen übertragen soll, so wird dabei stillschweigend vorausgesetzt, daß beide Wesen über dieselben Eigenschaften verfügen<sup>87)</sup>; diese Gleichsetzung wird häufig durch Nacktheit der den Zauber ausführenden Personen unterstrichen und verstärkt. Wenn bei anderer Gelegenheit, z. B. bei der Hochzeit<sup>88)</sup> oder bei Krankheiten<sup>89)</sup> die Fruchtbarkeit oder gesunde Natur

86) Kinderlegende 3, 6.

87) Erste Frucht von jungem Apfelbaum von einer Frau gegessen: Wuttke 400; von Neuvermählten (Jsergebirge): Müller-Rüdersdorf 193. Flachszauber: Melander, Jocorum atque Seriorum cum novorum tum selectorum atque memorabilium libri II. Smalcaldiae 1611, II 655 f.; H. Marzell, Flachsfaat und Frauen. Hess. Blätt. f. Volkst. XI (1912), 17 ff.; Dieterich, Mutter Erde<sup>2</sup> (1913), 94, 97, 98: Beilager auf dem Felde, Pflugziehen von nackten Jungfrauen; bei den Indianern verstehen nur Frauen die Felarbeit: Marzell 18 ff. Pfählung eines Mädchens zur Erhöhung der Fruchtbarkeit in Lagos: Waitz, Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1862, II 197. Hochspringen der Frauen zur Beschleunigung des Flachs wuchses im Rheinland: Wrede, Rheinische Volkst.<sup>2</sup>, 209. Ähnlich in der Wetterau beim Kohl: Perger 200. Im Meiningerischen: E. Schöneweg, Flachsbaue und Garnspinnerei in der Sitte, Sprache und Anschauung des Ravensbergers. (Phil. Diss. Münster 1911, 11.) In Mähren: Wuttke 276; auf Neupommern: Parkinson 123. Liegt auch dem kathol. Ritus des Frauträgers (nächtliches Umhertragen eines Marienbildes zur Winter Sonnenwende) ein alter Fruchtbarkeitszauber zugrunde? Hovorka-Kronfeld I 289. Vgl. ebda. 172.

88) In Sardinien: M. E. Wagner, Das ländliche Leben Sardinien im Spiegel der Sprache. Heidelberg 1921, S. 163 f. In der Schweiz: Mogk, Die Sitten und Bräuche des deutschen Volkes 29. Römisch: Poppelreuter, Bonner Jahrbücher 114/115, 361; Dieterich, Mutter Erde<sup>2</sup> (1913), 103; Griechisch: Samter, Sammlenfeste der Griechen und Römer. 1901, S. 1 (siehe S. 12 ausgesprochene Ansicht, diese Übersüttungen seien Opfer, weicht von der meinigen ab).

89) Ahren an die Lenden zum Schutz gegen Schmerzen gebunden: Mogk, Sitten 84. Kinder mit Grasstengel an Beine geschlagen, um laufen zu können (Neupommern): Parkinson 181. Das Quihen des Viehs: Männlinger, Denkwürdige Kuriositäten. Frankfurt-Leipzig 1713, S. 298; Winter, Archiv f. Rel.-Wiss. II 30; Hovorka-Kronfeld I 104; Mogk, Sitten 78. Hierher auch das „Auffindeln“ am Tage der unschuldigen Kinder: Rosegger, Volksleben in Steiermark. 1899, S. 437 f. Zum Schlag mit der Lebensrute (gemeingermanisch!) vgl. Sartori, Sitte und Brauch III 101. Ob die Erregung von Lustgefühlen durch das Schlagen hier mitspielt, sei dahingestellt. Baum Sympathie: Wuttke 308 ff.; Hovorka-Kronfeld I 9, I 81,

des Baumes auf den Menschen übertragen werden soll, so bedeutet das nur eine Umkehrung jener Bräuche. In alten Zeiten wurde vielfach der erste grüne Baum des Jahres in feierlichem Zuge ins Dorf geführt, damit seine Kraft allen Bewohnern zugute käme und auch das Vieh seinen Anteil an ihr nähme, und einzelnen rituellen Handlungen, die beim altjüdischen Laubhüttenfest geübt wurden, liegen gleiche Vorstellungen zugrunde<sup>90)</sup>, das alles erfordert eine weitestgehende Gleichsetzung von Mensch und Baum.

Es möchte scheinen, als ob sich bei diesen letzten Anschauungen und Gewohnheiten der Gedanke an den Lebensbaum gänzlich verflüchtigt habe, und doch ist dem nicht so. Wie die Pflanzenorakel im Grunde nichts anderes bedeuteten als die Befragung eines für den Augenblick gewählten, späterhin wieder vergessenen Lebensbaumes, so wird durch diese Pflanzenturen der Baum, mit dem die magische Handlung geübt wird, zum Lebensbaum erhoben; vielmehr ist hier sogar die Beziehung noch enger als dort, denn dieser Baum ist nun untrennbar mit dem Menschen, den er geheilt, verbunden, weil er in unmittelbarste Berührung mit ihm trat und „Seelenstoffe“ von ihm — denn auch die Krankheitserreger, die er abgestreift hat, sind solche — in sich aufnahm. Ein Mann, der eine Wunde empfangen, schlägt mit der Art in einen Baum und erhofft Heilung zu der Zeit, wo die Baumwunde vernarbt; wird später der Baum abgehauen, so muß er sterben, stirbt er eher als der Baum, so setzt er sein Leben in diesem fort, seine Lebenskraft, seine „Seele“ vereinigt sich mit der des Baumes.<sup>91)</sup> Es ist nur zu verständlich, daß sich der Klabaftermann über den Untergang seines Schiffes freut, das er als erster verläßt; an den Stamm, der zum Mast wurde, gebunden, muß er dessen Aufenthalt auf dem Schiffe teilen, mag er wollen oder nicht.<sup>92)</sup> Zeigt sich die „Seele“, die dem Mast von seiner Baumzeit her innewohnt, als blaues Flämmchen hoch an der Mastspitze, so ist das nur eine andere Darstellungsform menschlicher Lebenskraft, die uns von den Irrlichtern her bekannt ist; Sankt Elmsfeuer nennen es die Schiffer und lassen sich nicht belehren, daß der Erscheinung elektrische Entladungen zugrunde liegen. So wird der Baum zum „Seelen“siß<sup>93)</sup>; „zu den Wurzeln der Pflanzen schlüpfen

I 128, I 181, I 116 ff., 148, 181, 253 u. ö.; Seilberg, Zwieselbäume nebst verwandtem Aberglauben aus Scandinavien. Zeitschr. f. Volkst. VII (1897), 43 ff.; Hovorka-Kronfeld II 147, II 165, I 57; Meier, Aberglaube des Mittelalters 104 f.; Sehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche<sup>2</sup> (1920), 82; Wrede, Rhein. Volkst.<sup>2</sup>, 130 f.; E. Küd, Das alte Bauernleben in der Lüneburger Heide. 1906, S. 8.

90) G. Neidel, Die Überlieferungen vom Gotte Balder. Dortmund 1920, S. 177 f. Vgl. den Hochzeitsbrauch der Lüneburger Heide bei E. Küd, Altes Bauernleben 176. (Apfel von der Braut geworfen.)

91) Mannhardt, Germanen; Zeitschr. f. dtsh. Mythol. u. Sittenkde. II (1855), 141.

92) E. Hahn, Klabaftermann. Zeitschr. f. Volkst. XXI (1911), 178 f.; Mannhardt, Germanen 33; Jahn, Heidnische Reste im heutigen Volksglauben in Pommern. Korrespondenzblatt f. Anthropol. usw. XVII (1886), 104.

93) Vgl. W. Wundt, Völkerpsychologie IV 1, 165 ff., Hovorka-Kronfeld

die Väter hin“, sagt der Brahmane<sup>94)</sup> und drückt damit aus, daß in der Bestattung des toten Körpers die Grundbedingungen für diesen Glauben enthalten sind. Nur unter dieser Voraussetzung konnten jene Pflanzenprophezeiungen, die nach dem Schicksal des Toten im Jenseits fragen, entstehen; wenn die Gallas aus dem Sprossen des von ihnen auf das Grab gepflanzten Ballons ersehen, ob der Tote zu den Gärten des Wał (Schöpfers) zugelassen ist<sup>95)</sup>, so kennzeichnen sie dadurch eben diesen Ballon als Seelensitz des Entschlafenen. Deutlicher wird der Zusammenhang in der indianischen Sage von Jo-Durian, aus dessen Asche der Durianbaum<sup>96)</sup>, in der griechischen vom erschlagenen Geryon<sup>97)</sup>, aus dem der Geryonbaum keimt; Zypressen, Malven und Rosen wurden so zu den typischen Totenblumen des klassischen Altertums. Daß die Sage hier oft von Verwandlungen in Bäume spricht, darf nicht verwirren; es ist nur die Scheu oder das Unvermögen, den Namen des Todes auszusprechen, die das bewirkt hat.<sup>98)</sup> Aschenputtels Mutter zeigt sich noch in ihrem Tode ihrem Kinde hilfreich und segenspendend in Baumgestalt<sup>99)</sup>, hier sind die Grundlagen in schönster Reinheit erhalten, und was die Legende von der Entstehung des Johanniskrautes<sup>100)</sup>, die Dintshgauer Sage von der der dornlosen Alpenrose<sup>101)</sup> erzählt, ist nichts anderes. So ließ der Glaube

I 180. Ostindisch: Bugiel, The ludowe Balladiny, Wisla VII 677; bei den Igoroten: H. Berkusky, Totengeister und Ahnenkultus in Indonesien. Arch. f. Rel.-Wiss. XVIII (1915), 327; Tagalen: Robinsohn, Psychologie der Naturvölker 75; Malaien: Dronke, Beiträge zu einer Seelenlehre 20; in Loango: Bastian, Mensch in der Geschichte 362; Simbos: ebda. 403; westaustralisch: Ratzel II 92.

94) Dieterich, Mutter Erde<sup>2</sup>, 49.

95) Bastian, Mensch in der Geschichte 327.

96) Ratzel II 469; vgl. Nordenskiöld, Indianerleben 257.

97) Böttcher, Baumkultus 278. Hierher gehören ferner die Sagen von den Grabbäumen des Protefilaos und der Grabblume des Ajas (Ov. Met. XIII 382) von Phyllis (Servius ad Verg. Bucol. V 10) und dem untergegangenen Schlosse Dölln (Schwarz, Sagen<sup>8</sup>, 142), den blüterschlagenen Jungfrauen von Nürnberg (Mannhardt, Germanen 40) und dem ruthenischen Geistlichen im Vaterunserbirnbaum (Bugiel, Aus dem ruthen. Volksglauben.) Zeitschr. f. öst. U. I (1895), 298. Vgl. Die Sage vom apul. Hirten: Ov. Met. XIV 514 ff.

98) Ovid bringt reiche Belege, z. B. Met. I 452 ff. (Daphne), III 339 ff. (Narzisz), IV 55 (Phramus und Thisbe), VIII 611 ff. (Philemon u. Baucis), IX 324 ff. (Dröpe), X 120 (Kyparissus), X 215 (Hakinth), X 735 ff. (Adonis; vgl. dazu Bion epith. Adon. 66), XI 67 ff. (Orpheus); ferner Preller, Griech. Myth. I 407, Plinius, hist. nat. XV 20 (Curtius), in der Heiligenlegende: Stadler, Heiligenlexikon I 11 (Hlg. Abundantia), I 396 (Bartholomäus de Cerveris), I 645 (Colman); in deutscher Sage: Mannhardt, Germanen 40; Perger 157.

99) Grimm, KHM., 21. Noch deutlicher in einer westfäl. Fassung, in der die tote Mutter aus dem Grabe einen Schlüssel zur Öffnung des Baumes reicht: Spieß, Das deutsche Volksmärchen. Berlin-Leipzig 1917, S. 111. Andere Märchen mit Grabbaummotiv: Grimm Nr. 130; Spieß 111 f.; Schott, Waldische Märchen. 1845, S. 121 ff.

100) Kobell, Pflanzenfagen und Pflanzenymbolik 16.

101) Ebda. 19 f. Pommerische Sage vom blutroten Kraut: Müllenhoff, Sagen 139; von der Sempacher Schlacht: Perger 16. Malaiische Sagen: Nieuwenhuis, Internat. Arch. f. Ethnogr. XXV 136 f.



des Mittelalters neben dem Haupte gefallener Christen eine weiße Blüte, aus den Gräbern von Märtyrern weiße Lilien als Unschuldzeichen hervorsprossen<sup>102</sup>), so sah ägyptischer Mythos in der Tamariske den fortlebenden Osiris<sup>103</sup>), im Wein das Blut gefallener Riesen<sup>104</sup>), so lehrte Empedokles, es sei das Beste für den Menschen, ein Lorbeerbaum zu werden, wenn die Seele in einen Baum aufgenommen werden solle.<sup>105</sup>) Dabei wird hier und da Baumart und Wesensart des Verstorbenen in feinen Einklang gebracht, wie die japanische Fabel lehrt, daß aus der Asche eines Hundes zwar Blumen, aus den Körpern von guten Menschen und Göttern aber der nutzbringende Maulbeerbaum erwachse, oder wie der Amerikaner Mais, der Chinese Tee, der Russe Grütze den Gräbern guter Menschen<sup>106</sup>), der Bewohner der Insel Matawi Giftbäume aus Vergifteten<sup>107</sup>) sprossen läßt. In deutscher Sage ist es die Distel oder der Dornbusch, in denen Böjewichter ihr Leben weiterfristen müssen.<sup>108</sup>) Blumen wachsen auf den Gräbern der Guten, besonders der Jungverstorbenen.<sup>109</sup>)

„Das ist ja die Rose nicht,  
Ist des Jünglings Seele,  
Welchem brach sein Augenlicht  
Durch den Gram der Liebe“,

singt ein litauisches Lied.<sup>110</sup>) Oder es wird Schönheit der Blume und Lauterkeit des Gemütes in gegenseitige Beziehung gesetzt; so wird die weiße Lilie zum Unschuldszeichen, die Rose zum Kennzeichen besonderer Frömmigkeit.<sup>111</sup>) Daß die Pflanze nicht sprechen kann, dieser Mangel wird naiv dadurch umgangen, daß man Schriftzüge auf den Blütenblättern zu erkennen vermeint.

„Was wuchs der Braut aus dem Grabe?  
Drei Lilien mit goldnen Buchstaben:

102) Friedreich, S. 185. Sage von der hohen Eiche bei Luchow: Mannhardt, Germanen 39f.

103) K. Schwenk, Die Sinnbilder der alten Völker. 1851, S. 27.

104) Moursi Fili, Arboretum sacrum libri III Londuni Batavorum CIOIOCXII, 125.

105) Antike hierhergeh. Sagen: Radamanthus: Böttcher 284; Betrug: ebda. 287; Polpdor: Verg. Aen. III 19ff.; Sibylle Phemonoe: Plut. de Pyth. orac. IX; indische Jengisfage: Friedreich 337; Heiligenlegende: Stadler I 743 (Davinus Peregrinus); Sischart, Geschichtsklitterung (Dominikus); Friedreich 177 (Gudula).

106) Bugiel, Wisla VII 667.

107) Ebda. 676. Zitrone als Totenpflanze: Grimm, Wörterbuch XI 1, 600.

108) Müllenhoff, Sagen 127; Jahn, Hezenwahn 398; Koberstein (Sarajenen).

109) Bugiel, Zeitschr. f. österr. Volksk. I 298: ruthenisch. Vgl. Jahn, Heidenische Reste 105. Bugiel, Wisla VII 678.

110) Berliner Jahrbücher. 1844, S. 479; ähnl. Lieder: H. Hofer, Deutscher Volksglaube in Sang und Sage. 1853, S. 134; H. v. Wislodzi, Volksdichtungen der siebenbürgischen und südongarischen Zigeuner. 1890, S. 101f.; Bugiel, Wisla VII 678.

111) Besonders in Frankreich: Legende vom hlg. Ludwig: Friedreich 221; vom Mönche Josbert: ebda. 226f., Perger 230; von Joscio: Perger 14; wiederholt vom Avemariaritter. Sage von der Lilie Karls V.: Kobell 20; Lilie von Hiltisrieden: Lutolf 374; Rosen des Agifelus: Stadler I 19. Andere Legenden: Perger 14.

„Geht, grabt mir meinen Bräutigam aus,  
Bringt ihn zu mir ins Gotteshaus!“<sup>112)</sup>

Oder aber es genügt das bloße Aufspriessen der Blume, um eine bestimmte Nachricht zu vermitteln, wie in der Sage von der Lilie oder Rose, die dem Finder den eigenen Tod kundtut<sup>113)</sup>; sie ist nichts anderes als seine eigene Grabblume. Das Märchen bedarf solcher künstlichen Überlegungen nicht, in ihm können die Pflanzen reden wie die Menschen, und dabei ist nichts Wunderbares, denn als die Märchen geschaffen wurden, glaubten die Menschen noch an eine Baumsprache.

Der Sagen, die auf diesen Grundlagen erwachsen sind, sind viele.<sup>114)</sup> Wenn von der Wegwarte erzählt wird, daß sie eine Jungfrau gewesen oder eine Frau in Trauer um den Gatten, die Tag um Tag wartend am Weg saß, bis sie in eine Blume verwandelt wurde<sup>115)</sup>:

„Eh daß ich laß das Weinen sein,  
Will ich zur Wegscheid gehn allein.

Will ich zur Wegscheid gehn allein  
Und werden dort ein Feldblümelein.

Am Morgen will ich aufblühn schön,  
Am Abend will ich traurig stehn.

Wenn gehn vorüber alle Leut,  
Da will ich stehn in Traurigkeit.

Was ist mit der armen Sünderin, schau?  
Was steht sie da und blüht so blau?“<sup>116)</sup> —

so ist das dasselbe, was uns das Märchen vom Liebsten Roland berichtet:  
„Das arme Mädchen stand lange Zeit, als er aber endlich gar nicht mehr

112) Koberstein, wo weitere Belege. Vgl. ferner Böckel, Psychologie der Volksdichtung 222; Des Knaben Wunderhorn I 53; Uhland, Volkslieder I 277 ff.

113) Lilie von Corvey: Grimm, Sagen S. 286; in Hildesheim, Lübeck, Breslau; Perger 50.

114) Vgl. auch die österr. Mirakelgeschichte von der Wunderblume aus der Hostie: A. Schmidt, Sagen aus Johnsbad. Zeitschr. f. österr. Volksk. XXIV (1918), 104, und den mittelalterlichen Blutsagen bei Schindler, Aberglauben des Mittelalters 118:

„Auf unserm Herrn Gott sein Haupt,  
Da blühen drei Rosen usw.

115) Perger 125. Andernorts gelten alle Wegwarten für verwunschene Menschen, die vielen blauen für böse, die wenigen weißen für gute; vgl. auch Riedel 94. Noch jüngst hat Hermann Löns den Wegwartenstoff zu einem seiner melancholisch-schönen Lieder verwertet.

116) R. Warrens, Norwegische, isländische, färöische Volkslieder der Vorzeit. Hamburg 1866, S. 310 f. Besonders an Liebende knüpfen sich Grabbaumsagen, vgl. Blüml, Studien 3. vgl. Eg. VI, VII und Volkslieder wie bei Talvj, Volkslieder der Serben I 68, 139; R. Warrens, Schottische Lieder der Vorzeit. 1861, S. 106 ff.; Hoffmann, Schles. Volkslieder 11; Herder, Volkslieder I 124 ff.; Wedderkop, Bilder aus dem Norden (1844): „Klein Rosa“. Hierher gehören auch die verschlungenen Bäume der Tristansage, bei Eilhart, Trist. 9511 ff.; daß hier die Bäume gepflanzt werden, ist Entstellung.

wiederkam, so ward es traurig und verwandelte sich in eine Blume und dachte: „Es wird ja wohl einer dahergehen und dich umtreten.“<sup>117)</sup> Hierher gehört auch die Fabel vom Alraun, der als Mandragora, Moln<sup>118)</sup>, Dudaim<sup>119)</sup> oder Bacharas<sup>120)</sup> schon dem klassischen Altertum bekannt war, aber erst in Deutschland seine volle mythologische Ausbildung erfahren hat<sup>121)</sup>, auch er ist nichts anderes als eine menschenbeseelte Grabpflanze und steht in seiner Art auf derselben Linie des Seelenglaubens wie Kobold oder Heinzelmännchen.

Der menschliche Geist aber ließ sich am lebenden Stamm nicht genügen; wo dieser mangelte, mußte der tote Pfahl, der behauene Klotz seine Stelle einnehmen, und das mit allen Folgerungen, die bei jenen daraus erwachsen waren. Das ist in gewisser Hinsicht ein ähnlich willkürlicher Vorgang wie die spontane Wahl eines Lebensbaumes zu Pflanzenorakel oder Baumtur, andererseits aber liegt auch hier wieder eine Übertragung menschlicher Physiologie auf den Baum und damit eine Steigerung der gegenseitigen Beziehungen, die nahe an völlige Gleichsetzung grenzt, vor: wie der menschliche Leichnam nicht anders als lebend gedacht werden kann, weil das Phänomen des Todes unbekannt ist, so ist es nicht anders möglich, als daß dem toten Stamme die Lebenskraft des einstigen Baumes innewohnend gedacht wird. Wenn Abantu<sup>122)</sup> und Nitobaren<sup>123)</sup>, Mohammedaner<sup>124)</sup> und transilvanische Zeltzigeuner<sup>125)</sup>, Bosnier und Herzegowiner<sup>126)</sup> den Grabbaum durch einen Pfahl ersetzen oder noch ersetzen, der mit den Beigaben und Lieblingsgegenständen des Toten behängt wird, so geschieht das nicht etwa, weil der Pfahl bessere Gelegenheit zur schmucken Darstellung der Totengaben bietet, dazu gewähren auch die Lappenhäuser<sup>127)</sup> reichliche Gelegenheit; vielmehr

117) Grimm, KHM., 56.

118) Bei Homer: Schindler 189 f.

119) 1. Mose 204.

120) Flavius Josephus, de bello Jud. VII 25.

121) Die Arbeiten von A. Schloffer, Die Sage vom Galgenmännlein im Volksglauben und in der Literatur (1912) und A. T. Starck, Der Alraun (Baltimore 1917) sind verfehlt. Vgl. ferner Zeitschr. f. Ethnologie. 1891, Verh. S. 726 ff.; Schrader, Reallexikon der idg. Altertumskunde<sup>2</sup>, I 42 f., Hovorka-Kronfeld 1286 ff.; Mejer, Aberglauben des Mittelalters 62 ff.; J. Jaworsky, Die Mandragora im südrussischen Volksglauben. Zeitschr. f. österr. Volkst. II (1896), 353 ff.; Friedreich 274; Grimm, Sagen 138; Perger 247. Schon 1518 regten sich Zweifel gegen den Glauben: Fries, Spiegel der Arznei 13 b. Erwähnt sei schließlich H. H. Ewers' bizarrer Roman „Alraune“.

122) Robinsohn, Psychologie der Naturvölker 92.

123) Ebda. 111. 124) Lilek 68.

125) H. v. Wlislodki, Gebräuche der transilvanischen Zeltzigeuner bei Geburt, Taufe und Leichenbestattung. Globus 1887, S. 268.

126) Lilek 65.

127) Bes. häufig in der Türkei: Lehmann, Religionsgeschichtliches aus Kaukasien und Armenien. Arch. f. Rel.-Wiss. III (1900), 12. Vgl. E. Mogk, Artikel „Baumkult“ bei Hoops, Reallex. I 183, § 6.

übernimmt hier der Pfahl die regelrechte Stellvertretung des lebenden Grabbaumes, wie denn im kanarenischen Kult der Holzpfaßl (Aschere) den lebenden Baum ersetzt.<sup>128)</sup> In dem Augenblicke nun, wo die nackte Stange dem Schmuck- oder Pietätsbedürfnis des Menschen nicht mehr genügt, wo begonnen wird, ihr durch Bemalung oder Aufstülpung von Schädeln<sup>129)</sup> ein gefälligeres Äußeres zu verleihen, ist der Anfang zur Statue gemacht; daß diese ihren Ausgang tatsächlich von der Vorstellung des Lebensbaumes genommen, lehrt das Beispiel der Wenden, die ihre heiligen Stangen als Schutzgötter verehrten<sup>130)</sup>, oder das der Malaien im ostindischen Archipel, deren Statuetten als zeitweilige Sitze der Ahnenseele gelten.<sup>131)</sup> Trat dann an Stelle des roh umgehängten Schmuckes Schnitzwerk, das menschenähnliche Gesichter zu bilden bestrebt war, war die Linie, die in aufsteigender Richtung zur modernen Statue führen sollte, gegeben; die griechischen Hermen<sup>132)</sup>, die germanische Irminsul<sup>133)</sup>, noch im 19. Jahrhundert die Vierbrüdersäule auf der Kapornischen Heide<sup>134)</sup> stehen auf dieser Stufe; Parallelen finden sich noch in unseren Tagen im Kaukasus, in Bosnien und auf mohammedanischem Glaubensgebiete<sup>135)</sup>, und das Standbild der Athene am Poliasaltar war aus dem Holz der heiligen Olive geschnitten.<sup>136)</sup> Das ist die letzte und höchste Ausstrahlung, die von der Vorstellung der „Baumseele“ ausgehen

128) R. Hartmann, Arch. f. Rel.-Wiss. XV (1912), 146. Auch in der Lüneburger Heide vordem: Küd 263.

129) Wie z. B. in Südostborneo: H. Berkuska, Totengeister und Ahnentaktus in Indonesien. Arch. f. Rel.-Wiss. XVIII (1915), 312; bei den Sipaia: Nimuendaju, Bruchstücke aus Religion und Überlieferung der Sipaiaindianer. Anthropos XIV/XV, S. 1027.

130) Meyer, Aberglauben des Mittelalters 252. Meleagers Leben ist an ein Holzstück gefettet: Ov. Met. VIII 260 ff.

131) Nieuwenhuis 143.

132) Meringer, J. S. XVII (1905), 165; ähnlich schon Visser, Die nicht-menschengestaltigen Götter der Griechen 25 ff. und Windelmann.

133) E. Mogk, Artikel „heiligtümer. Heilige Orte“ bei Hoops, Reallex. II 482; Perger 280.

134) Perger 281.

135) Meringer, J. S. XVII 166, XIX, 445; Literatur XXI 296 ff. Das Entwicklungsschema der Natur würde folgendes Bild zeigen: I. Stadium der Baumverehrung; Grabbaum und Baumkult. II. An die Stelle des Baumes tritt Klotz, Pfahl, Mast, Pflod, entweder als Grabpfahl oder als selbständiger Gegenstand der Verehrung (Gilgaks und Nachbarstämme: Frazer, Le rameau d'or II 154 f; Ostjafen: Peschel, Völkerkunde<sup>3</sup>, 436; Julblod: Perger 282, J. S. XVI, 152. Samojaden: Meringer, Zum verehrten Pflod. Wörter und Sachen I 200; Altägypten: ebda. 202. III. Roheste Bearbeitung des Holzes: a) unwunden oder behängt, b) Gesicht durch Ritze angedeutet (über die skand. Waräger berichtet Ibn Fozlan; in Nias: Meringer, J. S. XVIII 281; Ostl. Admiralitätsinseln; Parkinson 521 f.), c) Kopf plastisch dargestellt (Hermen, Irminsul usw.) IV. Statue als Grab- und Götterbild (z. B. bei den Tahitiern: W. Sonntag, Die Totenbestattung. Halle 1878, S. 83).

136) Weniger, Altgr. Baumf. 42.

konnte; wie will es da wundernehmen, daß Baumfrevler mit den härtesten Strafen belegt wurde?<sup>137)</sup> Daß solche Gesetze nicht nur durch wirtschaftliche Bedenken eingegeben wurden, daß vielmehr Baumverletzung als Verletzung einer göttlichen Macht galt, zeigen Verse wie:

„Schäl keinen Baum,  
Erzähl keinen Traum,  
Pip kein Brot,  
So hilft dir Gott aus deiner Not!“<sup>138)</sup>

Die Baumverehrung, der Glaube an die „Baumseele“ liegt in den Tiefen des menschlichen Gemüts begründet; er ist keine Erfindung, sondern eine Naturnotwendigkeit, der selbst wir Menschen des eisernen Zeitalters uns nicht entziehen können: das zeigt Bismards Beispiel.<sup>139)</sup>

## Ein Jacob-Grimm-Brief.

Von Dr. Fritz Adermann in Heidelberg.

Der nachstehend mitgeteilte Brief ist im Besitz der Familie Dr. Carl Bubeß Baden-Baden, die ihn mir in freundlicher Weise zum Abdruck überließ. Frau Dr. Bubeß ist Urentelin des Professors Jacob Friedrich von Abel (1751—1823), der 1772 als Lehrer der Philosophie an die militärische Pflanzschule der Solitude und nach deren Verlegung nach Stuttgart berufen wurde.

Der Empfänger Heinrich Friedrich Otto Abel (1824—1854) stand nach Studien in Tübingen, Jena, Heidelberg, Bonn und Berlin, wobei er seinem Lehrer Dahlmann persönlich nahetrat, im diplomatischen Dienst der preußischen Gesandtschaft zu Frankfurt a. M., den er 1850, mannigfach enttäuscht, verließ. Dann arbeitete er an den Monumenta Germaniae mit, zugleich mit einem großen Werk über Kaiser Friedrich II. beschäftigt, als dessen Vorläufer 1852 das Buch „König Philipp der Hohenstaufe“ erschien. Das Werk erregte großes Aufsehen und wurde von Waig in den „Göttingischen gelehrten Anzeigen“ 1853 S. 257 bis 283 zwar kritisch, aber durchaus anerkennend besprochen. 1851 hatte sich Abel in Bonn habilitiert. Zu seinen Hörern gehörte Heinrich v. Treitschke. Auf der im Briefe erwähnten Reise nach Holland wurde Abel von Blutstürzen befallen. Er starb an der Schwelle seiner akademischen Laufbahn an der Lungen-  
schwindsucht 1854.

Lieber Abel, ihr jüngster brief aus Holland macht mir recht klar, wie lange ich ihnen schon dank abzustatten schuldig bin. ich habe mich ihres Philipps gefreut, weil er ein anziehendes bild aus einer zeit aufstellt, die auch meine

137) Bei den Athenern: Mannhardt, Antike 21; den Simbos: Bastian, Mensch in der Geschichte 403; Deutschland 3. B.: L. v. Borch, Merkwürdige Todesstrafen. Zeitschrift d. Harzvereins XXII, 407, Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer II 38 f., Graefe, Mein Heimatland VI 34; Schindler, Aberglaube des Mittelalters 15.

138) Wuttke 14.

139) Vgl. O. Gradenwig, Akten über Bismards großdeutsche Rundfahrt vom Jahr 1892. Heidelberger S. B., phil.-hist. Klasse 1921; Gedanken u. Erinnerungen III.

studien von allen seiten berührt; was Waik neben aufrichtiger anerkennung daran auszusagen findet, lassen sie sich nicht zu gemüte gehen, denn er hat es an sich, im bewußtsein seines eigenen tüchtigen strebens und leistens, immer seine ansicht der dinge für die richtigsten zu halten. mit der abhandlung über die personennamen haben sie sich auf ein schwieriges streit-feld begeben, diese namen sehen oft leichter aus als sie sind und reichen in eine dunkle zeit der sprache zurück; um sie zu bewältigen, ist eine größere zurüstung von sprachstudien nötig als ich ihnen zutrauen darf, obgleich ihnen einige natürliche bemerkungen gelungen sind. für den zweck, auf den ihre vorlesung berechnet war, läßt sie sich gut hören. ist denn meine abhandlung über frauennamen aus blumen nicht in ihren händen? auf jeden fall hatte ich vorigen herbst ein exemplar bei mir, um es ihnen zuzustellen, doch schwerlich hätten sie für ihr vorhaben bedeutenden nutzen daraus ziehen können, da ich nach ganz anderer seite hin auswähle.

Um die holländische reise beneide ich sie fast, es hat mir, so oft ich es vor hatte, nie gelingen wollen, einmal dieses merkwürdige, und so nah verwandte und doch von uns so verschiedene land zu sehen. die holländer sehen mit kaufmannstolz oder mit gelehrter vornehmheit auf uns herab. das hochdeutsche klingt ihnen grob, ungefügt und wenig wissenswerth, und die catholischen Belgier kommen uns mehr entgegen als die protestantischen holländer. ihre eigene sprache ist sauber gehalten und genügt sich, ohne den höheren geistigen fortschritt des hochdeutschen zu beachten. unter sich selbst, glaube ich, müssen diese leute lebenswürdig sein und behaglich leben, von manchen mißbräuchen, in denen wir stehen, unberührt. der gegensatz von Norddeutschland und Süddeutschland erscheint bei den Niederländern noch sublimiert, obgleich in ihnen auch noch eine gewisse gemeinschaft mit rheinischer art und weise steht, die sich bis nach Straßburg und in die Schweiz hinauf zieht. aber ein Baier oder Oestreicher ist der volle gegensatz zum holländer.

Schade<sup>1)</sup> ist ein von natur guter und geschickter mensch, es tut mir leid, daß sie oder Simrod<sup>2)</sup> vielleicht aus anlaß eines übertriebenen gerüchtes von seinem privatleben ihn irgendwie scheinen verlegt zu haben, denn verlegt wird er leicht roh und ungeschicklich. ich weiß der sache aber jetzt nicht mehr zu helfen.

Ueber Dahlmanns<sup>3)</sup> herstellung empfinde ich herzliche freude, und was sie mir bestätigen hatte auch Gervinus<sup>4)</sup> schon gemeldet. jetzt muß ja wohl Hermanns frau bald wieder kommen, die freude über den entel wird aber bei dem immer an scharfe zunehmenden verhältnis zwischen den protestanten zu

1) Oscar Schade, Germanist (1826—1906), von 1863—1906 ordentl. Professor in Königsberg.

2) Karl Josef Simrod, seit 1853 Ordinarius in Bonn.

3) Friedrich Christoph Dahlmann, war 1850 von seiner politischen Tätigkeit nach Bonn zurückgekehrt. Sein Sohn Hermann Friedrich (geboren 1821).

4) Georg Gottfried Gervinus (1805—1871). 1835 außerordentl. Professor in Heidelberg, 1836—37 auf Dahlmanns Betreiben in Göttingen, von wo er mit Dahlmann ausgewiesen wurde. Seit 1844 wieder Honorarprofessor in Heidelberg.

den catholischen gemäßigt. doch endlich brechen muß diese unnatur unter Deutschen, und wenn dahlmannisches blut noch in ihm fließt, trägt dieser entel vielleicht einmal dazu bei, daß es sich ändere.

Merkel<sup>5)</sup> ist seit dem tod seiner frau nicht hierher gekommen, hat aber ein neuerdings ausgearbeitetes wert, wenn man es so nennen kann, überschickt. sonst weiß ich nichts zu melden, auch noch nicht, wohin sich den sommer und herbst unserer füße in bewegung setzen werden.

Seien sie herzlich begrüßt

Jacob Grimm

23. Mai 1853.

## Mittelpunkte deutschkundlicher Stoffgruppierung.

Von Studienrat Dr. Max Horn in Neuhaaldensleben.

Soll sich der deutsche Unterricht ausgestalten von der reinen „Literatur“-kunde zur Kulturfunde, zur Kunde von „deutscher Art und Kunst“ im Sinne von Hoffstätters gleichnamigem Buch, so ist die Fülle dessen, was in den Bereich unterrichtlicher Behandlung rückt, schier unabsehbar groß. Es erwächst das Bedürfnis nach Mittelpunkten der Stoffgruppierung, die aber die Dicht- und Kunstwerke nicht lediglich nach der Zeit ihrer Entstehung zusammenstellt, sondern die inhaltlich zusammengehörigen vereint. Als solche Mittelpunkte würden sich, in großen Zügen gesehen, etwa darbieten: Mythos, Märchen, Sage. — Die karolingische Renaissance. — Die Ritterzeit um 1200. — Das 16. Jahrhundert. — Die Aufklärung. — Weimar. — Die Romantik. — Das 19. Jahrhundert. — Strömungen der Gegenwart.

Als ein Beispiel solcher Stoffgruppierung, wie sie sich aus eigenen unterrichtlichen Erfahrungen ergeben hat, sei im folgenden eine Stoffzusammenstellung geboten, die das „deutsche Volkstum um 1500“ zum Mittelpunkte hat. Sie wurde durchgeführt im zweiten Halbjahr einer Obersekunda, wird sich aber, besonders wenn der Unterricht in derselben Hand bleibt, auf das erste Vierteljahr der Prima ausdehnen und dann das 17. Jahrhundert mit einbegreifen können.

Angeknüpft wurde an den im ersten Halbjahr behandelten Mittelpunkt: die Ritterzeit um 1200. Wernher der Gärtner in seinem „Meier Helmbrecht“ (in nhd. Prosa in den Wiesbadener Volksbüchern) zeigte den Verfall des Rittertums. Es folgte eine eingehende Lektüre des „Götz von Berlichingen“, der das Heraufkommen der neuen Zeit so lebendig vor Augen führt, und eine gleichfalls ausgiebige Besprechung von Holbeins „Großem Totentanz“<sup>1)</sup>, aus dem — entworfen vom Stift eines Zeitgenossen — sich Bilder von passender Anschaulichkeit gewinnen lassen (Stände, Berufe, Gewerbe, Sitten, Tracht, Feste, Glaube,

5) Paul Johannes Merkel (1819—1861). Seit 1852 ordentl. Professor der Rechte in Halle. Das im Briefe genannte Werk, „wenn man es so nennen kann“, ist vielleicht die Ausgabe der Lex Saxonum, die 1853 erschien.

1) Gute Ausgabe in „Kunstgaben für Schule und Haus“, Verlag Georg Wigand, Preis des Heftes 25 Pfennig.

Aberglaube, soziale Verhältnisse, Hausbau in Stadt und Land). Die Bilder wirken wie eine Illustration zum Gög.

Nachdem so ein Zeitbild im großen gewonnen war, wurde dieses Bild durch Behandlung einzelner Ausschnitte ergänzt und vertieft, wobei natürlich nicht alles so eingehend besprochen zu werden brauchte wie der „Gög“. Es ergab sich folgende Stoffgruppierung (deren Reihenfolge im einzelnen natürlich je nach dem Gang des Unterrichts Umstellungen verträgt):

Wernher der Gärtner, Meier Helmbrecht. — Goethe, Gög v. Berlichingen. — Holbein, Großer Totentanz. — Hebbel, Agnes Bernauer. — Volkslied von der Bernauerin. — Riehl, Der stumme Ratsherr. — Hans Sachs, Auswahl aus den Sprüchen, Schwänken, Fastnachtspielen. — Goethe, Hans Sachsens poetische Sendung. — Wagner, Die Meisterfinger. — Stadtbilder, Türme, Tore und Brunnen von Nürnberg, Augsburg, Rothenburg. — Dürer, Selbstbildnisse, Hans Imhoff, Hieronymus Holzschuer, Hieronymus im Gehäus, die Feldschlange, Ritter, Tod und Teufel. — Holbein, Erasmus von Rotterdam. — Kleist, Michael Kohlhaas. — C. F. Meyer, Hutten's letzte Tage. — Münchhausen, Balladen aus dem Bauernkriege. — Käthe Collwitz, Radierungen aus dem Bauernkriege. — Luther, Proben seiner Streitschriften. — Flugblätter, Streitschriften, Volkslied.

Da der Religionsunterricht in derselben Hand lag, konnte dort in der Kirchengeschichte die gleiche Zeit behandelt werden: die gotischen Bauwerke, die Zeit der kirchlichen Reform, die Frühzeit der Reformation, die italienische Renaissance mit ihrer großen religiösen Malern und Bildhauern, der Humanismus, das Kirchenlied.

Es entstand so ein anschauliches Bild dieser heraufkommenden neuen Zeit mit ihren Gärungen und Umwälzungen auf religiösem, künstlerischem, wissenschaftlichem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet, und es konnten die Säden aufgezeigt werden, die von dieser Zeit herüberführen in die in so vieler Hinsicht verwandte Gegenwart. Leider läßt sich die Verbindung mit dem Geschichtsunterricht, die erst den krönenden Abschluß geben würde, gerade für diese Zeit des Lehrplans wegen nicht ermöglichen.

In der Prima würden dann als Abschluß für das 17. Jahrhundert etwa folgende Stoffe in Frage kommen: Grimmselshausen, einzelne Kapitel aus dem Simplizissimus. — Raabe, Elsa von der Tanne. — Walter Flex, Wallensteins Antlitz. Als nächster Stoffmittelpunkt ist dann in Aussicht genommen: „Lessing und seine Zeit.“

Schließlich wäre noch methodisch folgendes zu bemerken: Für fast alle gelesenen Novellen und Gedichte standen etwa je 12 Exemplare (je eins für zwei Schüler) in der deutschen Hilfsbibliothek zur Verfügung, die seit drei Jahren zusammengestellt ist und durch Sammlungen und Stiftungen weiter vervollständigt wird. Die Exemplare werden gegen eine Leihgebühr ausgegeben. Auch die Bilder sind, meist in mehreren Exemplaren, im Besitz der Schule oder der Lehrer vorhanden und werden in Wechselrahmen mehrere Tage im Klassenraum ausgehängt. — Klassen- und Hauslektüre wurden nebeneinander verwendet, doch so, daß die Hauslektüre überwog und für ihre Besprechung



in der Klasse kleine Themen und Unterfragen an die Schüler für Referate vorher verteilt wurden, während andererseits, namentlich für die Besprechung der Kunstwerke, das freie Lehrgespräch benützt wurde.

## E. T. A. Hoffmanns „Meister Martin“ im deutschen Unterricht.

Ein Beitrag zur Behandlung erzählender Prosa.

Von Regierungsrat P. Kolb in Stuttgart.

Der Leseunterricht an den unteren und mittleren Klassen hat, von der Einheit des gesamten deutschen Unterrichts aus gesehen, zwei ganz besonders wichtige Aufgaben zu erfüllen. Er muß, und zwar in organischem Aufbau des Verfahrens, zur Stoffbeherrschung erziehen und in elementarer, sozusagen empirischer Form auch die Einsicht in die Probleme der Stoffgestaltung vorbereiten. Wenn wir zur Lektüre unverkürzter Prosadichtungen<sup>1)</sup> schreiten, muß der Kampf um den Stoff bereits ausgekämpft sein, d. h. die rein stoffliche Aufnahme der Dichtung muß in der Hauptsache aus dem Unterricht in die häusliche Vorbereitung gelegt werden können. Der Unterricht selbst muß nunmehr durchaus in der Lage sein, den Schüler unmittelbar vor die Probleme der künstlerischen Stoffgestaltung zu stellen. Daß dieser damit nicht vor eine grundsätzlich neue, sondern nur vor eine erweiterte, an seine Urteilsfähigkeit erheblich größere Anforderungen richtende Aufgabe gestellt wird, dafür muß eben die Erteilung des deutschen Unterrichts in einheitlichem Geist von unten herauf Sorge tragen.

Das Problem der künstlerischen Stoffgestaltung aber muß aus dem Mittelpunkt der Dichtung heraus, aus ihrer Keimzelle sozusagen, aufgerollt werden. Es gilt also zunächst, den Kern der Dichtung, von dem aus das Ganze sein Leben empfängt und im einzelnen organisiert ist, herauszuholen, das Problem also sozusagen auf die kürzeste Formel zu bringen und von hier aus der Gestaltung im einzelnen nachzugehen. Die Frage ist nicht mehr, „was der Dichter gemacht hat“, sondern von welcher Grundlage er ausgeht, „wie er es gemacht hat“, und „warum er es so gemacht hat“. Die Frage: „Was hat der Dichter damit erreicht?“ leitet dann zur Unterrichtsweise der Oberstufe über, wo gegebenenfalls auch die Kritik zu ihrem Recht kommen muß.

Auf Hoffmanns „Meister Martin“ angewendet, hat diese Forderung folgendes Ergebnis: Die verlangte Formel lautet etwa: „Die Weisagung der Großmutter findet eine überraschende, der ursprünglichen, von Meister Martin gegebenen Deutung widersprechende Lösung.“ Worin besteht nun der Widerspruch und das Überraschende der Lösung? Meister Martin hat auf Grund der Weisagung einen tüchtigen Handwerker (Küper) als Schwiegersohn erwartet und bekommt einen Künstler (Erzgießer). Das eigentlich Romantische der Idee der Dichtung — Überwindung des Handwerks, des Alltags, des Nützlich-Be-

1) In Württemberg von Kl. V (Obertertia) ab.

wußten durch das künstlerisch-Unbewußte — stelle ich absichtlich zurück, weil es mir zunächst darauf ankommt, das Problem der Handlung zur Anschauung zu bringen, nicht aber die literarische Besonderheit der Dichtung zu erörtern. Ich werfe also die Frage auf, ob denn die Lösung des Problems für den Leser wirklich eine Überraschung bedeute. Das zwingt uns, seine Entwicklung von Anfang an aufzurollen, also zunächst die Stelle aufzusuchen, wo das Problem in die Handlung hineingestellt wird. Unsere Aufgabe führt uns somit in das erste Drittel der Dichtung zu der Auseinandersetzung zwischen Meister Martin und Paumgartner nach der Abweisung Spangenberg's. Meister Martin macht hier Mitteilung von der Weissagung der Großmutter und gibt ihr zugleich eine subjektive Deutung. Paumgartner bezweifelt die Richtigkeit dieser Deutung und kündigt damit die Möglichkeit einer andersgerichteten Entwicklung an. Das Problem der Handlung ist also gestellt. Indem wir nun die Wirkung untersuchen, die diese Gegenüberstellung von Auslegung und Anfechtung der Auslegung auf den Leser ausübt (wobei dem Schüler die eigene Erfahrung aus der selbständigen Lektüre zu Hilfe kommt), erarbeiten wir bereits einen ersten Einblick in die Frage der Spannungstechnik und lenken so die Aufmerksamkeit auf weitere Beobachtung dieses wichtigen Mittels künstlerischer Stoffgestaltung. Zugleich erhebt sich aber die Frage: „Wie kommt Meister Martin zur Preisgabe seines Geheimnisses an Paumgartner?“ Damit ist nun die Frage nach der Eingliederung des Problems in die Handlung und somit nach der künstlerischen Gestaltung des ganzen ersten Teils der Dichtung überhaupt aufgeworfen. Die Mitteilung der Weissagung bildet den Schlußpunkt des ersten Teils, ihre Wirkung kommt, wie wir festgestellt haben, einer Überraschung gleich. Der Schlußpunkt ist also zugleich ein Höhepunkt. Damit ist das Gesetz der steigenden Entwicklung als Grundprinzip dichterischer Stoffgestaltung in das Blickfeld des Betrachtenden gerückt. Zugleich aber wird die Frage gelöst, ob das Problem der Handlung natürlich eingegliedert ist, womit die Frage der einheitlichen Entwicklungslinie angeknüpft ist. Die ganze Behandlung drängt jetzt der Frage zu, welche Person im Mittelpunkt des ganzen ersten Teils der Dichtung steht. Das ist ohne Zweifel Meister Martin. Ich erinnere also daran, daß er der Mitteilung der Weissagung gleich auch eine bestimmte Deutung angefügt hat, und frage, wie er denn zu dieser Deutung gekommen ist. Damit ist die Frage nach der wichtigsten Person zu einer Frage nach ihrem Charakter geworden. Die ganze Erörterung wird also den ersten Teil der Erzählung nicht einfach inhaltlich wiederholen können, sie ist vielmehr durchaus unter den Gesichtswinkel einer lebensvollen Charakterbetrachtung zu stellen.

Dabei sind zwei Handlungsmomente besonders herauszuheben: Das Verhalten Martins bei der Kerzenmeisterwahl und sein Benehmen gegenüber der Werbung Spangenberg's. Beidemale zeigt sich Martin als Mann von hochentwickeltem, eigenwilligem Selbstbewußtsein, das aus Handwerksstolz herausgeboren und durch Geschäftserfolg vertieft ist. Den Handwerksgenossen gegenüber mag seine anerkannte berufliche Unübertroffenheit und das Gefühl unverdienter Zurücksetzung bei früheren Wahlen eine Erklärung und Milderung bedeuten; sein Verhalten gegen den alten, von ihm hochgeschätzten Geschäfts-

freund Spangenberg, das zugleich die Ablehnung einer nach der Zeitsitte kaum zu erwartenden Ehrung darstellt, bleibt unerklärlich und anstößig. Wiederum steht also eine ganze Reihe von Fragen vor uns auf. Braucht der Dichter diesen Charakterzug des starren Eigensinns? Macht er uns seinen Helden durch ihn nicht unsympathisch? Was tut er, um diese Gefahr zu beheben? Schon die erste Frage zeigt, wie notwendig es ist, daß der Schüler einen vorläufigen Überblick über den ganzen Stoff besitzt, den er sich durch selbständiges, besinnliches Lesen erworben hat. Denn sie kann nur unter dieser Voraussetzung gestellt und gelöst werden. Martins Eigensinn erklärt sein starres Festhalten an der vorgefaßten Deutung der Weisagung bis zum Schluß der Erzählung. Die zweite Frage wird bejaht: es besteht wenigstens die Gefahr, daß Martin unsympathisch wirkt. Die dritte Frage endlich führt uns zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung, zur Weisagung zurück. Die Deutung, die ihr Martin gibt, entspringt seinem innersten Wesen. Weisagung und Charakter bestimmen einleuchtend sein Verhalten gegen Spangenberg. Der Leser fühlt sich durch diese Erkenntnis korrigiert, er war mit seiner ursprünglichen Auslegung der Handlungsweise Martins auf falscher Fährte (Spannungstechnik). Entlastend wirkt auch die Schlußepisode: die Aufnahme der Familie des Gesellen Valentin in Meister Martins Haus. Diese Episode dient außerdem der Einführung einer Nebenfigur, der Frau Marthe, die in der späteren Entwicklung der Handlung eine gewisse Rolle spielt. Sie ist also nicht Anhängsel, sondern fügt sich nach vor- und rückwärts in das Geseh der einheitlichen Entwicklung. Das Schlußwort Paumgartners: „Meister Martin, man kann Euch nicht gram werden“ wirkt urteilbildend und wird benützt, die Betrachtungen über das Charakterbild des Meisters zu einem vorläufigen Abschluß zu bringen.

Denn wir müssen zur Handlung zurück. Ein weiterer Entlastungsgrund für Meister Martin ist noch gar nicht in Erwägung gezogen. Wer hat denn eigentlich das Heiratsproblem ernsthaft ins Gespräch geworfen? Spangenberg ist es gewesen, und Paumgartner hat den Ball aufgefangen. Meister Martin aber hat zunächst nur in aller Ruhe festgestellt, daß bloß ein tüchtiger Küper Aussicht habe, sein Schwiegersohn zu werden. Trotzdem hat Spangenberg das Gespräch bis zu seiner Werbung fortgeführt, die zwar ernsthaft gemeint ist, aber durchaus hypothetisch vorgetragen wird. Martin ist also auch von dieser Seite her entlastet, und zugleich sind die Gesetze der einheitlichen und steigenden Entwicklung auch im Kleinen als wirksam nachgewiesen.

Nun frage ich weiter nach der äußeren Veranlassung der ganzen Auseinandersetzung. Als solche wird das Erscheinen Rosas festgestellt. Das zwingt uns dann zu der Frage, wie der Dichter Rosa schildert. Diese Schilderung ist auffällig und könnte Veranlassung geben, auf die Frage romantischer Charakterdarstellung überhaupt einzugehen. Ich stelle das zurück, weil ich später durch Gegenüberstellung der realistischen Zeichnung Martins mit der romantischen Rosas und der drei Gesellen eine weitere Perspektive für die literarische Einreihung der Erzählung gewinnen will. Zunächst genügt es mir, die feine Zurückhaltung herauszuarbeiten, die in dieser Einführung Rosas zum Ausdruck kommt. Diese Erkenntnis wird aus der Frage nach dem Anteil Rosas an der

Problemlösung mitgewonnen: Rosa ist passiv, Objekt, Preis. Träger der Handlung aber sind Meister Martin und seine Gesellen.

Die Feststellung, daß wir die bisher betrachteten Personen und Handlungsmomente aus einer bestimmten Umwelt heraus kennen gelernt haben, führt uns nun weiter auf die Betrachtung des Gegenständlichen. Zunächst kommt die eigentliche Einleitung mit dem prächtigen Loblied auf Alt-Nürnberg zu ihrem Recht, deren stimmungsgeladene Sprache im Wortlaut genossen wird und die uns Anlaß zu einigen Feststellungen über die innere Einstellung des Dichters zu seinem Stoff geben kann. Dann betrachten wir in den Meistern, in Paumgartner und Spangenberg die drei wichtigsten Gesellschaftstypen mittelalterlichen Stadtlebens, den Bürger, den Stadttadel und den Landjunke in ihrer durch die Handlung gegebenen spezifischen Lebensäußerung. Endlich kommen wir zum eigentlichen Schauplatz der Handlung: zu Meister Martins Haus. Die liebevolle Schilderung der behäbigen Innenausstattung wird herausgehoben. Wir brauchen das später. Daß Meister Martin ein Freund kostbaren Gerätes ist und innerlich der Kunst erfreulich nahesteht, erleichtert die Problemlösung und macht sie psychologisch verständlich. Bei dieser Betrachtung ist übrigens Gelegenheit geboten, mit einigen Bemerkungen auf das sorgfältige Quellenstudium des Dichters einzugehen. Ein Zuviel halte ich aber, auch auf der Oberstufe, für schädlich. Wir wollen unsere Schüler zu verständnisvollem Kunstgenuß erziehen, aber wir wollen nicht literarhistorische Quellenforschung betreiben.

Die Schüler sind nun so weit eingespielt, daß sie die Aufgabe, die ganze Erzählung nochmals in häuslicher Bemühung zu überlesen, nach meiner Erfahrung gern und leicht bewältigen. Hatte die erstmalige Lektüre zunächst rein dem stofflichen Erfassen der Dichtung gedient, so ist jetzt durch die inzwischen gewonnene schärfere Einstellung auf das Problem der Handlung ein vertieftes Lesen möglich geworden. Die Früchte ernte ich in der nächsten Stunde. Zunächst fassen wir die bisher erzielten Ergebnisse zusammen: Das Problem der Handlung ist durch die Deutung der Weisagung und ihre Anfechtung gestellt. Der Ausgang zeigt, in welcher Richtung die Lösung zu suchen ist. Den Weg zur Lösung gilt es nun aber dem Dichter nachzugehen. Ich bevorzuge dabei zunächst die großen Linien und suche erst dann die klar geschauten Umrisse mit den Einzelheiten auszufüllen. Zunächst stellen wir fest, daß sich die Problemlösung scheinbar auf der von Martin vorgezeichneten Bahn bewegt. Nacheinander erscheinen drei Gesellen, die sich anheißig machen, die Weisagung der Großmutter in seinem Sinn zu erfüllen. Der Umschwung, die Abkehr der Handlung von einer Lösung im Sinne Martins, setzt mit der Entfernung Konrads ein. Denn diese bedeutet eine erste Enttäuschung und zugleich eine erste Minderung seiner Aussichten, die nun in rascher Folge bis zum Nullpunkt sinken. Vom Ausscheiden Konrads an strebt die Entwicklung der Erzählung zugleich der eigentlichen Lösung zu, indem die beiden anderen Gesellen sich ihrer inneren Einstellung zum Problem endgültig bewußt werden, und Friedrich schließlich aus intuitivem Künstlertum heraus die rechte Lösung findet. Wird so der weitere Gang der Entwicklung in klaren Zügen überschaut, so kann ich mich der Ausgestaltung der Problemlösung in ihren Einzelheiten zuwenden. Zur Betrach-

tung steht zunächst die steigende Handlung vom Erscheinen der beiden Gesellen Reinhold und Friedrich bis zur Loslösung Konrads. Dabei ist mir ein anschauliches Sicheinfühlen wichtiger, als die begriffliche Festlegung der im Anstieg der Handlung zur Auswirkung gelangenden Gestaltungsgeetze in technischen Ausdrücken. Ausgangspunkt der Betrachtung ist mir ein Rückblick auf die bereits besprochenen Expositionszenen. Der Dichter hat uns den Handwerksstolz Meister Martins zunächst mehr im allgemeinen gezeigt. Dann hat er ihn sich in einem Einzelfall, der den Auftakt zur eigentlichen Handlung bildet, in einer Weise auswirken lassen, die nach Aufklärung verlangt. Diese Aufklärung gibt uns der Dichter im Höhe- und Schlußpunkt dieses ersten Teils, in der Weisfagung der Großmutter und in ihrer Deutung durch Meister Martin. Die Komposition zeigt somit eine dynamische Aufwärtsentwicklung, und die weitere Behandlung muß darstellen, wie die Geetze der inneren und äußeren Einheit sowie der steigenden Entwicklung im ganzen wirksam sind. Zunächst erkennen wir im einzelnen, daß das Erscheinen der beiden Gesellen Friedrich und Reinhold tatsächlich durchaus unter die Deutung Martins gestellt ist. Beide erscheinen als Freier um Rosa, beide wollen ihr Meisterstück als Küper machen, weil Rosa nur einem solchen erreichbar ist. Bei Friedrich tritt außerdem noch das Motiv des Berufswechsels aus Liebe hervor, das wir beachten müssen, weil es später zu ganz erheblicher Bedeutung gelangt. Die Linie der einheitlichen Entwicklung setzt sich dann fort im Erscheinen des dritten Gesellen Konrad. Sein Eintritt in die Handlung bedeutet eine Vermehrung der Ausichten Martins, also wirkt sich in ihm zugleich das Gesetz der steigenden Entwicklung aus. Alles drängt scheinbar der Erfüllung im Sinne Martins zu: das Werkstattbild mit dem emsigen Treiben der Gesellen stellt den Höhepunkt dar, der also auch hier mit dem Schlußpunkt zusammenfällt, während Martins hochmütiges Verhalten gegen Meister Holzschuer die Ereignisse einleitet, die wir als sinkende Handlung erkennen werden.

Zunächst ziehen wir aber den Kreis der Beobachtung noch etwas enger, um festzustellen, wieweit sich das Gesetz der Steigerung auch im einzelnen, in den verschiedenen Teilen der steigenden Handlung auswirkt. Da haben wir das Bild „Wie die beiden jungen Gesellen Friedrich und Reinhold miteinander bekannt wurden“, als geschlossene Einheit vor uns, die auch in sich selbst vom Gesetz der Steigerung beherrscht ist. Mit einem Idyll fängt's an: wie Friedrich sein Liebeslied singt und die Rose modeliert. In dem freundschaftlichen Näher-treten des gleichgestimmten Reinhold erhält das Bild Bewegung, die in der kurzen, stürmischen Entzweiung nach Friedrichs Geständnis ihren Höhepunkt erreicht, um dann nach der Versöhnung in dem Bild der beiden Gesellen, die durch die Sternennacht zu Tal wandern, in das Idyllische des Ausgangsbildes zurückzugleiten. In dem Bild von der Aufnahme der beiden Gesellen in Martins Haus wird das bereits angesponnene Verhältnis friedlicher Nebenbuhlerschaft weiterentwickelt, ein Motiv, das sich schließlich auswirkt in ihrer gegenseitigen Ergänzung in der Werkstatt, im Wettgesang in der Singhschule, in der Begleitung zur Allerwiese usw. Die innere Geschlossenheit auch dieses Bildes ist also un-schwer nachzuweisen.

Die beiden nächsten Kapitel gehen unter dem Namen Konrads. Die Entwicklung wird hier in großen Zügen einfach überschaut. Zu besonderer Erörterung gelangt vor allem die Szene zwischen Rosa und Marthe, in der Rosa eine Art Vorwahl treffen soll. Die Szene bleibt unentschieden, warum? Wir erinnern uns der Betrachtungen, die wir beim Eintritt Rosas in die Erzählung angestellt haben. Die Szene kann keine Entscheidung bringen, weil die Entscheidung überhaupt nicht in die Hand Rosas gelegt ist. Aber unruhig und argwöhnisch soll die Szene den Leser machen, indem Frau Marthe gewisse Zweifel an der Echtheit der von den Gesellen zur Schau getragenen Einstellung zum Problem der Handlung zum Ausdruck bringt, und weil sich der Leser der Berechtigung dieser Zweifel nicht ganz verschließen kann.

Mit Konrads Gewalttat tritt dann der Umschwung ein. Von ihr ist also bei der weiteren Betrachtung auszugehen. Sie kommt überraschend. Das veranlaßt uns zu der Frage, ob hier nicht etwa ein gewaltsamer Bruch der Entwicklung vorliegt. Wir müssen also unser Augenmerk vor allem auf die etwaige Vorbereitung des Umschwungs richten. Da ist zunächst die innere Einstellung der drei Gesellen auf eine Problemlösung im Sinne Martins nachzuprüfen, wozu wir ja durch die Szene mit Marthe an sich schon gedrängt werden. Konrad der Störenfried bildet den natürlichen Ausgangspunkt unserer Betrachtung. Schon sein Verhalten in der Begrüßungsszene erscheint höchst auffällig. Wie er da Martin charakterisiert, mit dem dicken Bauch, dem stattlichen Unterkinn, den blinzelnden Augen und der roten Nase — eine Charakterisierung übrigens, die den wackeren Küpermeister mit aller wünschenswerten Deutlichkeit auf seine kurzen Beine stellt —, das ist eine Spottvogelei, die auch bei einem wandernden Handwerksgefallen weit über das Erlaubte hinausgeht. Statt der Arbeitspapiere bietet er dem Meister sein Ehrenwort, bei der Nennung des Rolandschwertes ruft er mit funkelnden Augen: „Das wär' mir nun eben recht.“ Er zeigt in seiner äußeren Erscheinung eine auffallende Ähnlichkeit mit einem von Martin hochverehrten Mann (Spangenberg), die der Meister sich nur nicht gleich erklären kann. Bei der Arbeit setzt er sein wildes Jagdlied gegen den friedlichen Meistergesang der beiden anderen Gesellen, und sein Arbeiten selbst ist mehr ein Austoben überschäumender, mühsam gebändigter Kraft. Auf der Allerwiese erringt er den Sieg in allen ritterlichen Künsten. Seine Wildheit wird nur durch Rosas Erscheinen gebändigt. Das alles aber sind schon vor seiner blutigen Tat Andeutungen genug, daß sich Konrad kaum organisch in diese bürgerlich-friedliche Gesellschaft einfügen wird. Er wirkt als Fremdkörper, der so oder so, früher oder später, ausgeschieden werden muß. Für Meister Martin bedeutet sein erzwungenes Ausscheiden, wie gesagt, eine erste Minderung seiner Aussichten.

Wie steht es nun aber mit Friedrich und Reinhold, die als Träger der Problemlösung nach dem Ausscheiden Konrads zurückbleiben? Die Frage zwingt uns, auf ihr erstes Zusammentreffen zurückzuschauen. Da wird Friedrich von Reinhold überrascht, wie er eine kunstvolle Wachrose formt. In rascher Vertraulichkeit gesteht er dem Gesellen den inneren Widerspruch zwischen Beruf und Neigung, in dem er sich befindet. Er hat umgesattelt um der Liebe willen.

Damit entbehrt aber seine äußere Einstellung auf eine Problemlösung im Sinne Martins des gesicherten inneren Fundamentes, und es bleibt die Frage offen, ob seine äußere Umstellung von Dauer sein wird. Die Triebkraft seines augenblicklichen Handelns ist die Liebe zu Rosa, die Triebkraft seines Wesens dagegen sein angeborenes Künstlertum. Die Erfüllung seiner Liebeslust bedeutet unter den gegebenen Verhältnissen die Unterdrückung seiner inneren Bestimmung. Daß dies ohne Kampf nicht abgehen kann, ist klar. Allerdings wird bei der offensichtlichen Tiefe seiner Neigung die Entscheidung erst dann fallen, wenn er vor der Erfüllung seiner Liebeshoffnung, zugleich aber vor dem Grab seines Künstlertums steht. Nun haben wir aber schon in Konrad das Beispiel eines elementaren Durchbruchs der angeborenen Natur erlebt. Unerforschterlich fest steht also auch dieser Träger der Hoffnungen Meister Martins nicht. Bei Reinhold endlich herrscht von Anfang an ein gewisser Widerstreit zwischen seinem künstlermäßigen äußeren Habitus und dem zur Schau getragenen Kupertum. Das Ergebnis unserer Betrachtung geht also dahin, daß in dem Augenblick, wo Martin der Erfüllung seiner schönsten Hoffnungen voll Stolz und Zuversicht entgegenschaun zu können glaubt, der Dichter schon allerlei getan hat, was uns die Grundlagen seiner Ausichten als unsicher erscheinen läßt. Damit ist aber die sinkende Handlung bereits unmerklich vorbereitet und zugleich eine feine innere Verzahnung der verschiedenen Handlungsteile geschaffen.

Kann nun aber von einem Sinken der Handlung überhaupt die Rede sein? Die Bejahung der Frage ist zu begründen. Sooft ein Geselle das Haus verläßt, vermindern sich die Ausichten Meister Martins auf eine Problemlösung in seinem Sinn, bis mit dem Ausscheiden Friedrichs die letzte Hoffnung vernichtet zu sein scheint. Da fordern nun zwei weitere Fragen eine genauere Erörterung. Die erste ist schon vorbereitet: Warum lösen sich die drei Gesellen von Meister Martin los? Sie geht auf die inneren Zusammenhänge der Handlung, und ihre Beantwortung muß die Feststellung in sich schließen, daß die einheitliche Entwicklungslinie, der Kausalzusammenhang, auch in der sinkenden Handlung gewahrt ist. Soweit Konrad in Frage steht, ist die Antwort gleichbedeutend mit einer Zusammenfassung und Ausgestaltung bereits gewonnener Ergebnisse. Man kann die innere Einstellung des Junters zum Problem der Handlung vielleicht eine Laune, vielleicht eine Irrliebe nennen. Jedenfalls ist für ihn die ganze Kuperterei nur eine Maskerade, die er sofort abwerfen würde, wenn er ans Ziel gelangte. Feinere Säden werden also dadurch, daß er gewaltsam aus seiner Bahn gerissen oder vielmehr in die ihm gemäße Bahn zurückgeschleudert wird, nicht zerrissen. Das beweist ja die Schlußzene der Erzählung: er hat seine Rosa gefunden. So stellt sein Ausscheiden sozusagen die Grundstufe der sinkenden Handlung dar. Reinholds Entfernung als Problemträger vollzieht sich langsamer. Die Säden, die ihn innerlich an die Handlung binden, sind immerhin enger geknüpft. Sie werden auch nicht rasch zerrissen, sondern sorgfältig ausgewirrt. Seiner Trennung geht nämlich — neben dem äußeren — ein förmlicher innerer Genesungsprozeß voraus, der eine Klärung seines in Verwirrung geratenen Innenlebens bringt. Das Geständnis des Genesenen Friedrich gegenüber gibt uns Aufschluß. Ihn hat die Begeisterung des Künst-

lers zu Rosa geführt, und er hat sie mit Liebe verwechselt. Um dieser vermeintlichen Liebe Erfüllung zu verschaffen, ist er Küper geworden. Alles Weitere hat er dem Himmel anheimgestellt. Im Bildnis Rosas hat er sich nun nicht nur seine Liebe vom Herzen gemalt, sondern zugleich sein künstlerisches Schönheitsideal gefunden. Dessen irdisches Vorbild hat also, zumal in der Enge der mit seinem Besitz verknüpften bürgerlichen Gebundenheit, keinen Reiz mehr für ihn. Bei Friedrich endlich wurzelt die Liebe zu Rosa wirklich im Herzen, darum geht auch bei ihm die innere Umstellung im Sinne einer Unterwerfung unter die Gedankenwelt Martins am meisten in die Tiefe. Für ihn heißt Rosa gewinnen tatsächlich Küper bleiben, d. h. also seine angeborene Bestimmung endgültig unterdrücken. Bei ihm führt denn auch die Entwicklung zu einer Art tragischen Konflikts. Denn die Lösung des Problems durch ihn im Sinne Martins, an die seiner grundehrlichen Natur der Besitz Rosas gebunden ist, der ihm menschlich unentbehrlich erscheint, bedeutet, daß der Künstler in ihm verbluten muß und den Menschen physisch nach sich zieht. Bei einer Losreißung von der Geliebten verblutet dagegen der Mensch und zieht den Künstler mit ins Grab.

Die zweite Frage, die wir zu stellen haben, geht auf die Technik des Dichters und lautet: Warum hat der Dichter für die Loslösung der drei Gesellen gerade die Reihenfolge Konrad — Reinhold — Friedrich gewählt, die der bei ihrem Eintritt beobachteten Technik gerade entgegensteht? Die innere Begründung für dieses Verfahren entnehmen wir der eben abgeschlossenen Betrachtung über die verschiedene Tiefe der inneren Einstellung der drei Gesellen. Außerdem muß Friedrich an den Schluß gestellt werden, weil ihm ja die endgültige Lösung des Problems im Sinne der dichterischen Idee zufällt. Auch äußerlich aber gibt uns das Verfahren des Dichters ein liebenswürdiges Beispiel kompositorischer Variation.

Auch dieser Abschnitt der Handlung wird nun in Einzelheiten noch weiter nachzuprüfen sein. Es handelt sich vor allem um die Entwicklung Friedrichs zum Problemträger im Sinne der Idee der Dichtung. Das kann er, wie wir gesehen haben, nur werden, indem er die entscheidende Auseinandersetzung zwischen dem Wunsch seines Herzens und seiner inneren Bestimmung durchkämpft. Da ist es zunächst charakteristisch zu beobachten, wie Friedrich für diesen Zweck isoliert wird. Er bleibt allein in der Werkstatt, sich selbst und seinen Gedanken überlassen. Auch Rosa wird aus seinem Gesichtskreis entfernt. Dem verzweifelungsvollen Erguß seiner Todessehnsucht in dem Liede, das er auf dem Hügel singt, wo er Reinhold erstmals getroffen hat, folgt dann die Auseinandersetzung mit diesem Gesellen, die ihm plötzlich die Bahn zu Rosa freigibt, freilich ihn zugleich zwingt, klare Bestimmtheit in sein Wünschen und Müssen zu bringen. Daß er dabei zunächst in ein Übergangsstadium heftigen Schwankens und halber Maßregeln gerät, ist ebenso deutlich ersichtlich, wie es psychologisch begründet ist. Er entzieht sich der Arbeit in der Küperei und sucht Trost bei den Kunstwerken in St. Sebald wie in heimlicher Arbeit bei Meister Holzschuer. Es ist wichtig, die Aufmerksamkeit der Schüler darauf zu lenken, wie nun der Dichter äußere und innere Entwicklung in engster Beziehung zu halten



weiß. Gegenstand dieser heimlichen Arbeit ist ein kunstvoll getriebener Pokal. Unbewußt arbeitet Friedrich, rein von seiner künstlerischen Bestimmung getrieben, damit an der wahren Lösung des Problems. In einer tumultuarischen Auseinandersetzung mit Meister Martin kommt dann sein innerer Zwiespalt zu endgültiger Klärung. Er will nicht mehr arbeiten in dem schönen Handwerk, mit unwiderstehlicher Gewalt zieht's ihn zur Kunst zurück. Er glaubt zu wissen, daß er an der Trennung von Rosa zugrunde gehen wird, aber die innere Bestimmung reiht ihn fort. Seine gewaltsame Entfernung zeigt das Gesetz der Steigerung wieder an einer Einzelszene, wobei darauf aufmerksam zu machen ist, daß innere und äußere Steigerung einander entsprechen.

Über dieser ausführlichen Verfolgung darf nun aber auch die Persönlichkeit Meister Martins nicht vergessen werden. Dieser ist im Verlauf der Entwicklung gewissermaßen in den Hintergrund getreten. Ist das berechtigt? Die Antwort lautet auf ja. Martin hat die Aufgabe, die ihm in der Komposition des Ganzen zukommt, zunächst erfüllt. Er hat durch Preisgabe und Deutung der Weissagung das Problem der Handlung gestellt und seiner Entwicklung einen vorläufigen Weg gewiesen. Um die Lösung zu ringen, ist Sache der drei Bewerber, die deshalb in den Vordergrund gerückt werden mußten. Aber ist denn Martin damit wirklich ganz aus dem Mittelpunkt gedrängt? Wir stellen fest, daß das nicht der Fall ist. Einmal bleibt er mit seiner Problemdeutung immer der Angelpunkt der äußeren Handlung, und dann greift er an entscheidenden Punkten doch ganz wesentlich in diese ein. Deshalb ist auch die weitere Frage von Wichtigkeit, ob sein Handeln auch in der breiten Mitte der Erzählung im Einklang mit dem Charakterbild steht, das wir in den Eingangskapiteln von ihm bekommen haben. Tatsächlich ist diese Einheitlichkeit des Charakters auch vorhanden und leicht zu erweisen.

Schwieriger wird dagegen die Frage nach der Charakterisierung der drei Gesellen durch die Schüler zu beantworten sein, die nun doch auch gestellt werden muß. Über romantische Charakterdarstellung selbst vorzutragen, halte ich so lange für untunlich, als der Unterricht Mittel besitzt, eigenes Erkennen der Schüler zu fördern. Das geschieht, indem wir jetzt die Ergebnisse eines modernen Zeichenunterrichts für den deutschen Unterricht fruchtbar machen und die Aufgabe stellen, Meister Martin und die drei Gesellen je nach ihrer Individualität nach den Angaben des Dichters zeichnerisch darzustellen. Dabei wird sich ergeben, daß die Aufgabe, Meister Martin in charakteristischer Körperdarstellung zu erfassen, verhältnismäßig leicht zu lösen ist. Bezüglich der drei Gesellen werden die Zeichner dagegen wohl berichten müssen, daß ihnen das Charakteristische, Individuelle fast ganz zwischen den Fingern zerronnen sei. Auf der Grundlage dieser Erfahrung kann dann der Lehrer unter Einbeziehung der Charakterdarstellung Rosas und anderer Beispiele leicht einen Überblick über die Eigenart romantischer Personenzeichnung überhaupt vermitteln.

Nach dieser notwendigen Abschweifung kehren wir wieder zur Handlung zurück und stellen zunächst die Gesamtlage fest. Dazu zwingt uns schon die Verteilung der Behandlung auf eine Reihe zeitlich getrennter Unterrichtsstunden. Meister Martin hat also das Problem der Handlung gestellt. Zur Lösung in

seinem Sinn sind nacheinander drei scheinbar gleich entsprechende Bewerber erschienen. Er scheint also mit vollen Segeln der Erfüllung seiner Wünsche zuzusteuern. Da zeigt sich, daß seine Rechnung falsch ist. Keiner der drei Gesellen besitzt die innere Einstellung ganz, die für die Erfüllung der Pläne Martins notwendig ist. Ihre Einstellung erweist sich sogar letzten Endes als gegensätzlich, und nur durch angenommenes äußeres Verhalten wird diese Gegensatzlichkeit verhüllt. Da bröckelt Konrad ab, löst sich Reinhold los, muß endlich Meister Martin selbst Friedrich aus dem Hause treiben. All seine Aussichten sind damit zerschlagen. Wenn es erlaubt wäre 'parva magnis comparare', er könnte, wie Wallenstein, von sich sagen:

Den Schmutz der Zweige habt ihr abgehauen,  
Da steh' ich, ein entlaubter Stamm.

Die Handlung hat ihren Tiefpunkt erreicht.

In plötzlichem Emporschnellen gelangt sie dann aber zu der uns bereits bekannten Lösung. Was diese Lösung besonders wirksam macht, ist der Umstand, daß die Erkenntnis der wahren Deutung der Weissagung Meister Martin selbst zugeschoben wird. Da ergibt sich denn die Frage, ob diese Entwicklung nach der ganzen Gemütslage Martins psychologisch überhaupt wahrscheinlich gemacht ist. Wie trägt denn Meister Martin sein offenkundiges Mißgeschick? Antwort auf diese Frage gibt uns der erste kurze Abschnitt des Schlußkapitels. Hier ist die Grundstimmung Meister Martins in knappen Zügen zusammengedrängt, und darum wirkungsvoll zur Geltung gebracht. Martin empfindet die Leere um sich, die das Fortgehen seiner Gesellen geschaffen hat. Alle Freude ist aus seiner Werkstatt geschwunden. Die neuen Gesellen haben nicht bloß neue Gesichter, sie haben auch eine neue Lebensluft mitgebracht, in der Martin nicht leben kann. Sie sind nichts als rohe Arbeiter, Handwerker im niedern Sinne des Wortes, ohne Lebensart und Feingefühl. Leute, denen die innere Berufung mangelt. Martin muß sich um alles selbst kümmern, und doch ist ihm die ganze Küperei verleidet. Seine Gedanken kreisen um Reinhold und Friedrich, die ihn nicht hätten verlassen sollen. Er ist also in einer weichen Stimmung und damit schließlich auch für eine Korrektur seiner eigenwilligen, zäh festgehaltenen Auffassung empfänglich. Beschwären läßt er sich allerdings nicht. Er lehnt den Gedanken, den ihm Paumgartner und Holzschuer nahelegen, Friedrich nun doch zum Eidam zu nehmen, ab, wenn auch in ruhiger und milder Form. Damit ist Friedrichs letzte Hoffnung scheinbar vernichtet. Gerade das ist aber die Voraussetzung für die ungezwungene Einführung des Pokals, scheinbar als Abschiedsgeschenk, in Wirklichkeit aber, um die Lösung nunmehr herbeizuführen. Das Wohlgefallen, mit dem ihn Martin betrachtet, ist durch die schon besprochene Schilderung seines Hauswesens und seiner Vorliebe für kostbares Hausgerät in der Einleitung prächtig vorbereitet. Zugleich kann der Dichter auf der Grundlage dieses Wesenszuges die wohlgefällige Betrachtung des Pokals durch Martin so lange ausdehnen, bis die beiden für den äußeren Abschluß der Handlung wichtigsten Personen, Rosa und Friedrich, zwanglos in die Szene eingeführt sind. Rosa bringt Wein für die Gäste, der Wein im Pokal bringt Martin auf die richtige Deutung der Weissagung. Friedrichs Erscheinen und Rosas Schmerz-

volles Liebesgeständnis fügen den Schlußstein. Wir lesen die ganze Szene am besten laut, damit sie sich recht auswirkt und das Ineinandergreifen der kleinen Einzelzüge und ihr Zusammenschluß zum Ganzen zu anschaulichem Bewußtsein kommt.

Die Geschichte ist zu Ende. Trotzdem hängt der Dichter noch ein richtiges Schlußtableau an, das alle an der Handlung beteiligten Personen zu einem farbenprächtigen Bild zusammenführt. Was er äußerlich damit erreichen will, werden die Schüler also leicht herausfinden. Die Frage der künstlerischen Berechtigung und romantischen Bedingtheit wird der Lehrer, ausgehend von dem Werkstattbild, das dem Künstler die Anregung zum Ganzen gegeben hat, wohl selbst klarstellen müssen.

Nun können wir unsere Betrachtung aber nicht wohl schließen, ohne sie noch über das Problem der Handlung zur Idee der Dichtung hinaufgeläutert zu haben. Nicht der Mensch in Friedrich siegt in unserer Erzählung über Martin, sondern der Künstler in jenem über den Handwerker in diesem. Kunst und Alltag, Intuition und Rationalismus stehen sich in echt romantischer Weise feindlich gegenüber, und die künstlerische Intuition siegt über den Rationalismus des Alltags. Wertvoller vom erzieherischen Standpunkt aus und ergiebiger ist es vielleicht, die besondere Ausprägung zur Klarheit zu führen, die die Idee in Friedrich selbst findet. Auch in ihm siegt ja die Kunst, insofern sich die angeborene Bestimmung zum Künstler, der Beruf im besten Sinne des Wortes, gegen rationalistische Widerstände in ihm durchsetzt.

Daß uns der „Meister Martin“ nicht den ganzen Hoffmann gibt, ist bekannt. Wo man ihn liest, darf also schließlich auch der „Goldene Topf“ nicht fehlen. Als ein didaktisch wertvolles Zwischenglied habe ich die Behandlung des Märchens „Nußnader und Mäuselönig“ schätzen gelernt.

## Don deutscher Lyrik im Unterricht.

Von Studienrat Dr. Karl Gratopp in Waren (Mürit).

Vor mir liegt: Dichtung der Gegenwart. Bausteine zu dem neuen künstlerischen Lesebuch. Einstimmungen, Anregungen und Beispiele zur Darbietung moderner Gedichte von Dr. Gertrud Sauth und Georg Wolf. Langensalza 1920. Es ist der neuen deutschen Schule und ihren Lehrern und Lehrerinnen gewidmet und beachtenswert schon als ein größerer Versuch, den Einzug der modernen Dichtung, insbesondere der Lyrik, in die Schule vorzubereiten; beachtenswert aber auch wegen der Art und Weise, wie sich diese im ganzen auf Neu-land ausgehende Schrift mit der Deutung der sprachlichen Kunstwerke im Unterricht abfindet. Die Grundsätze, von denen sich die Verfasser leiten ließen, gibt das Vorwort folgendermaßen wieder: „Unsere Arbeit versucht, in den Seelen der Kinder die Gefühle und Gedanken des Dichters lebendig zu machen, die er empfand, als das Gedicht in ihm wurde. Sie will das Kunstwerk betrachten durch Hineinschreiten in seine Stimmungswege. Aber nach dem Vorbereiten der Stimmungsunterlage, nach dem Wegräumen der verstandesmäßigen Hemmungen soll das Kunstgebäude ohne Kommentar und rationalisierende Er-

klärungen den bereiteten Sinnen in voller Reinheit aufgehen. Dann hat der Vortrag sein Recht, der mehr als bisher über das Verständige und Logische das Gefühlsmäßige und Künstlerische stellen muß."

Sehen wir an einem Beispiel, wie die Verfasser hiernach ein Stück moderner Lyrik, etwa Alfred Momberts „Spaziergang“, vor ihrer Klasse behandeln (S. 130/131). Da werden zunächst in den Kindern Erinnerungen erweckt an eigene Spaziergänge, die sie an einem Maisonntag oder in den Ferien mit dem Vater gemacht haben mögen, Erinnerungen an einen furchtlosen, kraftbewußten Mann und ein froh spielendes Kind. Indessen, heißt es dann, werde der Dichter zwei andere Menschen darstellen: einen blassen Mann und einen stillen Jungen. Was mag sie quälen? Und nun wird der Tod der Mutter mit den Versen aus dem Lied von der Glocke wiedergegeben: „Von dem Turme schwer und bang“ usw. Dann spinnt sich die Vergangenheit weit aus: das Siechtum der Mutter, ihre Liebe, ihre Lieder, ihre Trostworte, ihre Verheißungen an den Jungen, sie werde immer um ihn sein, ihn anschauen aus jedem Blümchen, zu ihm singen aus jedem Vögelchen. Jetzt gehen Vater und Kind den ersten Gang zum Friedhof auf demselben Wege, den sie sonst zu dreien gingen, die Gedanken noch im Krankenzimmer, bei den Nachtwachen und den peinigenden Einzelheiten des Begräbnisses. Auch der eigentliche Stoff des Gedichtes wird schon vorweg ausgebreitet: wie die beiden den frischen Wind atmen, wie der Knabe den Frühling spürt, sich der Mutter erinnert und sie zu sehen meint. Dann endlich heißt es: „Hört zu, wie das der Dichter schlicht und doch unendlich tief sagt:

#### Spaziergang.

Sie wandeln durch des Waldes Grün.  
Vögel singen, und Blumen blühen.

Ein blasser Mann und ein stilles Kind,  
Sie schlürfen durstig den Frühlingwind.

Und der Knabe bleibt verwundert stehen:  
„Ich glaub', ich kann die Mutter sehn.“

Sie starren in das junge Grün . . .  
Vögel singen, und Blumen blühen.“

Dem Vortrage ist nur noch der Satz hinzugefügt: „Und nun, liebe Kinder, geht heim und lest euch in einem stillen Winkel die Verse noch einmal vor, denkt an eure liebe Mutter und an das, was wir eben zusammen gesprochen haben.“

Wir wollen an diesem Stück aus dem Fauth-Wolfschen Buch keineswegs das innere Verhältnis der Verfasser zu den behandelten Gedichten und Dichtern kritisieren; ihre Methode ist es, die zu einer rückhaltlosen Auseinandersetzung herausfordert, um so mehr, als sie nachgerade die herrschende zu sein scheint und nun auch auf „das neue künstlerische Lesebuch“ übergreifen will. Diese Methode des Einstimmens oder Vorbereitens glaubt ein Gedicht, besonders ein Lyrisches, der Jugend nur darreichen zu können, wenn sie zuvor dessen Stimmung auf eigene Faust in den Seelen der Schüler geschaffen hat. Damit hält sie ihre Arbeit dann für getan; den zarten Lyrischen Kristall selbst zu berühren, verbietet sie durchaus; von „Kommentar und rationalisierender Erklärung“ will sie nichts wissen. Natürlich ist aber das Einstimmen vor der Kenntnisaufnahme des Gedichtes keine leichte Sache; besonders schwierig ist es bei einem Lyrischen Gedicht, wo die stofflichen Elemente wenig, die seelischen Schwingungen dagegen das meiste bedeuten und wo die Stimmung um so zarter und schwerer

faßbar zu sein pflegt, je tiefer der Dichter geschaut und gefühlt hat. So gelangte man denn auf diesem Wege notwendig zu der Ansicht, die Lyrik sei nur in seltenen Stunden, in Stunden ungewöhnlicher Aufgeschlossenheit der Herzen und auch dann nur unter den feinsten pädagogischen Kunstkniffen im Unterricht überhaupt verwendbar. Zu den weitgehendsten Zugeständnissen an dieses Dogma ist man bereits vorgeedrungen: auf Heidewanderungen wollte man Storms Heidepoesie, im Walde Eichendorffs Lyrik der Klasse nahebringen, und was in dieser Weise noch mehr erklügelt und erprobt worden ist! Wir verkennen die Ehrfurcht vor dem Kunstwerk, die hinter solchen Theorien steckt, keinen Augenblick, und wissen sehr wohl, daß im deutschen Unterricht von ehemals viel an dem heiligen Geist der Poesie durch ödes „Abfragen des Inhalts“ gesündigt worden ist. Durchdrungen aber von der Überzeugung, daß gerade die Lyrik, bei der Konzentriertheit ihrer Gebilde, unserer Jugend die vielseitigste Bereicherung ihres Innenlebens gewähren könnte, fordern wir: mehr Lyrik, und sind der Ansicht, daß das Einstimmungsproblem, um das man sich bislang mit soviel Eifer herumdreht, kurzerhand beseitigt werden darf und muß.

Dieser Radikalturn an der landläufigen Lehrweise wird man wahrscheinlich entgegenhalten, eine lebendige Anschauung sei nur möglich, wenn den neuen Vorstellungen die in der Seele bereits vorhandenen verwandten entgegenkämen; diese müßten also zuvor aus dem Gedächtnis ins Bewußtsein gehoben werden, damit im weiteren eine Spannung entstehe, als deren Lösung das Neue erscheine. Derartige psychologische Begründungen, seit Herbart's Formalstufenlehre wohlbekannt, mögen im Grunde richtig sein; unrichtig ist aber die Schlußfolgerung, daß der Lehrer die „apperzipierenden“ Vorstellungen auch bei der Behandlung der Lyrik noch vor der Darbietung des Gedichtes zutage fördern müsse. Denken wir doch einmal an unser Beispiel zurück! Die losen Erinnerungen an einen Waldspaziergang mit dem Vater sind in vierzig Kinderköpfen vierzig wesentlich verschiedene Vorstellungskomplexe; es tauchen in jedem Gedächtnis allerlei mehr oder weniger wichtige Erlebnisse wieder mit auf und nehmen das Interesse in Anspruch, die mit dem Mombertschen Gedicht wahrscheinlich nichts zu tun haben und dessen Aufnahme nur hinderlich sind. Ganz anders, wenn innerhalb des Bannkreises des Gedichtes die unmittelbare Kraft des Dichterwortes das Stimmungsgewebe spinnt und jedes fremde Bild ausschleidet oder fernhält! Und wie nahe liegt die Versuchung, der auch die Fauth-Wolffsche Erklärung nicht entging, allzu weit auszuholen, damit man nur ja der Wirkung seiner Einstimmung sicher sei! Die Einzelheiten des Begräbnisses, des Krankenlagers usw., lenken sie nicht eher von dem Kernpunkt des Gedichtes ab, von dem Wiederfinden der Mutter in der gütig aufrichtenden Frühlingswelt, dem Ineinsgehen und Ineinsgehen beider, statt daß sie diesen Kern in voller Helle aufleuchten ließen?

So sollen also die Schüler unvermittelt vor ein lyrisches Gedicht gestellt werden, nachdem sie vielleicht eben geometrische Konstruktionen erfunden haben? Ist bei so plötzlichem Übergang an eine tiefere Wirkung des Gedichtes überhaupt zu denken? Bevor wir diese zweifelnden Fragen nachdrücklich bejahen, werfen wir einen Blick auf das Gebiet der Erziehung zur bildenden Kunst hinüber.

Schwerlich wird der Kunstpädagoge, der eine Klasse vor ein Gemälde führen will, sich einfallen lassen, die Kinder, bevor sie das Bild zu Gesicht bekommen, ähnliche Situationen aus ihrem eigenen Leben erinnern zu lassen oder gar das Kunstwerk selbst zunächst in ihrer Phantasie entstehen zu lassen. Er tritt vielmehr vor das Bild hin und leitet sie zu scharfem Beobachten und Erfassen des Inhalts an, von der sehr richtigen Erkenntnis aus, daß der gegenwärtigen Jugend schon das Beobachten schwer genug fällt und daß gerade hier hindurch der Weg zum Begreifen der tieferen Werte des Wertes führt; was er vor dem Bilde benötigt, ist nichts weniger als eine „Vorbereitung“ im herbartischen Sinn, ist hingegen voraussetzungslose Hingabe an das Kunstwerk, ist Sehen und Erleben lediglich mit den Augen und der Seele des Künstlers. Die Anwendung dieser Erfahrung auf die Gedichtbehandlung ist leicht genug: Wir müssen, ohne die übertriebene Scheu von heute, uns wieder an das Gedicht selbst heranwagen; das scharfe Sehen, das Belauschen und Übersinnen seiner Einzelheiten ist es, was wir die Schüler zu lehren haben; es gilt, die Worte, die Bild, Klang, Sinn in sich beschließen, den Rhythmus der Sätze, und endlich die Linien und Formen des ganzen Gebildes aufzunehmen und damit nachzuerleben. Trotzdem waren jene bedenklichen Fragen nicht ganz unberechtigt. Ein völlig unvermitteltes Uberspringen in die Stimmung der Lyrik wäre nicht wünschenswert, ist aber auch mit unserem Verfahren nicht notwendig verbunden. Jene Feierlichkeit, die uns beim Eintritt in die Hallen einer Gemäldegalerie umfängt, jene kurze Sammlung, zu der uns der Ort und die Abkehr von der Straße nötigt, sie kann doch auch im Unterricht mit einfachen Mitteln erreicht werden. Ob man den Festraum der Schule aufsuchen soll? Jedenfalls wird man zuerst für eine würdige Stille sorgen, einige Augenblicke der Sammlung verstreichen lassen; die Schüler schlagen die Texte auf, nehmen eine angemessene Haltung ein und überfliegen schon mit einem Blicke das Stück. Diese kurze Stille, die das Bewußtsein des Übergangs in die Welt der Kunst hergibt, ist in der Tat wohl die einzig zweckmäßige Einleitung zum Auftreten des lyrischen Gedichtes.

Es ist nämlich im Grunde genommen ein Mißtrauen in die Eigenkraft des sprachlichen Kunstwerks, wenn man ihm erst durch lange und breite Vorreden die Wirkung glauben zu müssen; als ob ein Gedicht, ein lyrisches wenigstens, nicht alles zu seinem Verständnis Nötige in sich bergel. Wenn es wirklich ein Kunstwerk ist, und im Lesebuch der Zukunft wird das ja hoffentlich die Regel sein, so heißt das eben, daß es ein selbständiger Organismus, eine aus sich allein heraus zu begreifende Wesenheit ist. Bei der Lyrik kommt es mit hin vorweg nur darauf an, das Gedicht für die passende Altersstufe anzusehen, eine Arbeit, die viel pädagogischen Takt erfordert, aber doch einmal geleistet werden muß; alles andere wird dann aus dem Gedicht selbst herausgeholt. Und indem sie sich an dieses Ausschöpfen gewöhnen, gewinnen die Schüler schärferes Gehör, klareres Schauen und künstlerisches Empfinden, die Voraussetzungen für ein dauerndes inneres Verhältnis zur Poesie. Es kann in den jungen Menschen der deutschen Lyrik gegenüber keine Selbständigkeit aufkommen, solange man sie nur auf den Krüden der Einstimmung in deren Reich eindringen läßt.

Man wird kaum noch ernstlich fürchten, daß die von uns empfohlene Lehr-

weise eine Rückkehr zu dem „Abfragen des Inhalts“ von ehemals bedeute, ist doch jetzt das Verzichtbaren, Dartun, Herausheben die neue Aufgabe des Lehrers. Ebensovienig kann man in der Beschränkung auf das Dichterwort eine Fessel für die unterrichtliche Bewegungsfreiheit sehen; denn diese Gebundenheit ist höchste Freiheit, insofern die Spuren des Dichtergeistes doch wohl meistens weiter und tiefer ziehen als eigene Phantasien. Und kritische und sentimentale Ergüsse bleiben meilenfern; man braucht die Ausdrucksweise des Dichters nicht erst als „schlicht und doch unendlich tief“ anzupreisen, weil diese Schlichtheit und Tiefe den Schülern unmittelbares Erlebnis wird.

Nur in äußerster Kürze möchte ich hiernach die Behandlung des Momberschen Gedichtes skizzieren, wie sie von den oben gewonnenen Erkenntnissen aus gestaltet werden könnte. In der ersten Zeile des Gedichtes wird des Waldes Grün zunächst aufgefaßt; und darin die beherrschende Vorstellung, das Grün, mithin also der Wald als ein einziges Grün, der Frühlingwald, geschaut. Ein Bild, das in der zweiten Zeile bereichert wird: durch bunte Töne und bunte Blumen, und erweitert wird: durch das Emporschauen in die Kronen und das Niederschauen ins Gras. Das reiche Leben des Frühlingwaldes ist damit aufgegangen und schon in Gegensatz gefühlt zu den Menschen, die hindurch wandeln: ein getragener Klang, wie die Schüler leicht fühlen, wenn sie dafür einen Augenblick gehen einsehen. — Ein blasser Mann und ein stilles Kind: die musikalische Einförmigkeit der Zeile (aa—ii) entspricht dem trüben Bilde und hebt sich scharf ab gegen die klingliche und Farbenbuntheit der vorausgegangenen. Was mag die beiden, mitten in all dem Frühlingjubiläum, still und blaß machen? Was für ein Leid mag sie drücken? Sie schlürfen: wie die Ermatteten tun, die sich des raschen, vollen Zuges nicht getrauen; durstig: also doch voll Verlangen nach Stärkung und Aufrichtung; den Frühlingwind, der einem stärkenden, lebenspendenden Tranke gleich gefühlt wird in seinem von neuem Leben gesättigten Gehalt; sie atmen tief und trinken dankbar die Erquickung, die die gütige Natur ihnen quellen läßt; wir lassen uns, hernach auch im Vortrage, zwischen der zweiten und dritten Strophe Zeit, das nachzufühlen und nachzugenießen. — Und der Knabe: im Gang des Verses ein Stutzen, ein Verwundern, das die Iyrische Vision, den Kern des Gedichtes ankündigt: Ich glaub', ich kann die Mutter sehen!, eine Zeile, deren Bau den Gipfel des Ganzen, die Mutter, auch rhythmisch hoch heraushebt. Die Mutter: hier schießen sozusagen alle Strahlen des Gedichtes zusammen; die Labung aus dem Frühlingwind, sie kam aus der Hand der gestorbenen geliebten Mutter; die also gar nicht eigentlich tot ist; deren Güte ja noch lebt, unsterblich, in der Frühlingwelt. Mutterhände sind es, die den Gebeugten aufrichten; die Mutter, in der für das Kind alles Gute verkörpert war, wird wiedergefunden in, gleichgesetzt mit der mütterlich tröstenden, heilenden Natur. Man wende nicht ein, daß dieser Gedanke für Kinder, an die z. B. das Buch von Fauth und Wolf in diesem Fall zu denken scheint, noch nicht faßbar sei; wäre es so, dann dürfte ihnen das Gedicht überhaupt nicht dargeboten werden, denn hier liegt seine ganze Bedeutung und sein tiefer Wert. — Von hier aus fällt auch auf die letzte Strophe das bezeichnende Licht.

Mag das Starren ihrer ersten Zeile noch den Schmerz des Verlustes atmen, ein leiser, tröstlicher Schimmer steht nun doch über der letzten: Vögel singen und Blumen blühen: hinter dem herben Kontrast wird unfehlbar die heilende Alliebe der mütterlichen Erde mild und veröhnlich fühlbar sein. Nur wenn das auch im Unterricht erreicht wird, ist man, wie ich glaube, dem Mombertschen Gedicht einigermaßen gerecht geworden.

Der sofortige, noch von innerer Bewegtheit und tiefem Verstehen befeelte und gestaltete Vortrag der Verse durch die Schüler selbst und durch den Lehrer krönt und schließt die Stunde. Daß hier ein Berufsrezitator eintrete, möchte ich meinerseits nur mit allem Vorbehalt für einen Idealfall ausgeben.

## Kulturgeschichtliche Wortbetrachtungen.<sup>1)</sup> Berufe und Stände im Urteil der Sprache.

Von Prof. Dr. Karl Bergmann in Darmstadt.

Die nachstehenden Wörter und Wendungen schildern menschliche Eigenschaften mit Hilfe von Berufs- und Standesbezeichnungen. Sie sind kulturgeschichtlich besonders beachtenswert, weil sie gleichsam ein Spiegel sind, in dem die einzelnen Berufe und Stände erkennen können, welche Eigenschaften ihnen mit Recht oder Unrecht zugeschrieben werden. Die Beispiele sind der Schriftsprache und den Mundarten entnommen.

### 1. Der Bauernstand.

Tölpel, mhd. törpel, dörpel, dörper; dörper ist eine nhd. Form und bedeutet den „Dörfer, Dorfbewohner“; sie ist mit anderen Wörtern wie Wappen und Ritter aus Flandern, welches die höfische ritterliche Bildung aus Frankreich den Deutschen vermittelte, ins Mittelhochdeutsche eingedrungen. Die Bedeutungsverfälschung ist auf die Verachtung zurückzuführen, mit der die Ritter auf die Bauern herabsahen (vgl. Gustav Freytag in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit“: „Die Ritter sahen aus ihren Trinklauben hochmütig-verächtlich auf die Dorflinde und den grünen Anger herab, die Bauern dafür feindselig auf die gepanzerte Schar am Waldesrand“). — Bauer, mhd. gebür, bür, ahd. gibür „Einwohner, Mitbürger, Landbewohner“, gebildet aus gi „mit“ und bür „Wohnung“ (vgl. noch Bauer = Haus für Vögel, Käfig); der Bauer ist also eigentlich der Mitbewohner, der Dorfgenosse; in übertragener Bedeutung ist Bauer „ein Mensch ohne feine Sitten“. — Kaffer = einfältiger Mensch ist ursprünglich ein Wort der Gaunersprache und entstammt rabbinischem kaphri „Dorfbewohner, Bauer“ aus hebräischem kaphar „Dorf“. — Flegel, eigentlich das Gerät zum Ausschlagen des Getreides, bedeutet bildlich einen derben, groben Menschen; die Übertragung erfolgte wohl nach Flegel als Bezeichnung des Bauern (bei Hans Sachs ist Flegel Bauernname; wegen der Benennung von Berufen nach Geräten vgl. Besen = Dienstmädchen, Pflasterkasten = Lazarettgehilfe usw.). In allen vier Wörtern spiegelt sich die geringe Bewertung des Bauern-

1) S. Zeitschr. f. Deutschkunde, 35. Jahrg. Heft 6 und 36. Jahrg. Heft 5.



standes; überall dient der Bauer als Sinnbild für plumpes, grobes, einfältiges Wesen. Der gleichen Einschätzung begegnen wir in den zahlreichen Sprichwörtern und Redensarten, die sich mit dem Bauern beschäftigen. Überall erscheint er als ungebildet, dumm, roh, grob, schwerfällig, störrisch, willensschwach, unreinlich, unmäßig, mißtrauisch, vorteilsüchtig, geizig, spitzbübisch, verlogen, hochmütig. Dieses ungünstige Urteil ist zum Teil das Ergebnis seiner schweren körperlichen Arbeit, zum Teil auch seiner einsamen Lebensweise in den zumal in früheren Jahrhunderten oft weltabgeschiedenen Dörfern, wo er nur auf seinesgleichen angewiesen ist. Vor allem aber mußte die jahrhundertlange Unfreiheit und Abhängigkeit des Bauern, die Leibeigenschaft mit ihrer Fronarbeit zur Ausbildung der eben erwähnten Eigenschaften führen. Der Bauer erscheint dem feineren Städter und erst recht dem Ritter und Höfling geradezu als Vertreter des Groben, Unmäßigen, Massigen. Das Wort „Bauer“ wird gleichbedeutend mit „unmäßig groß“; ein Bauernglück ist daher nicht etwa ein Glück, das ein Bauer hat, sondern ein „unverschämt großes Glück“, und so kann auch ein Städter einen Bauern rausch haben, d. h. einen unmäßig großen Rausch. Der Bauer ist aber anderseits auch hochmütig, weshalb es treffend von einem Hochmütigen heißt, er habe einen Bauernstolz. Sehr gut gebraucht der Schweizer das Wort büren, d. h. bauern von einem Menschen, der mit verschränkten Armen behaglich breit dasteht oder einhergeht oder mit aufgestützten Ellenbogen am Tisch sitzt. Eine eigenartige Bedeutung hat dieses Wort in der Sprache der Luzerner Steinhauer; wenn beim Behauen eines Steines nicht nur vor, sondern auch hinter dem Meißel Splitter abspringen, so heißt es: Der Stein püret, d. h. er bauert; der Stein ist spröde, brüchig, verhält sich gleichsam störrisch der Bearbeitung gegenüber und erinnert so an das oft störrische, eigensinnige Verhalten eines Bauern.

Im Gegensatz zu den vorangehenden Wendungen stehen die folgenden Ausdrücke, in denen zwar nicht der Bauer selbst, wohl aber seine Arbeit gerechter gewürdigt wird: Bauernarbeit ist im Schwäbischen harte Arbeit, das elsässische büren ist s. v. a. tüchtig arbeiten; damit sei verglichen das im Preussischen und wohl auch anderwärts gebräuchliche a d e r n im Sinne von „schwer arbeiten“, namentlich schwach beanlagte Personen unterrichten: der Lehrer a d e r t mit schwerköpfigen Schülern, er kann sich mit ihnen a b a d e r n (nicht zu verwechseln mit abra d e r n), müde arbeiten, ja bis zur völligen Erschöpfung z e r a d e r n. Es fragt sich aber, ob durch diese Wörter das sonst so ungünstige Urteil über den Bauernstand gemildert wird, weil wir nicht wissen, ob die bildliche Bedeutung dieser Ausdrücke nicht aus bäuerlichen Kreisen selbst stammt.

Aus fremden Sprachen seien folgende gleiche und ähnliche Bedeutungsentwicklungen angeführt: lat. rusticus „ländlich“, übertragen „ungeschliffen, plump, ungeschickt, roh“ (homo rusticus; vgl. ferner in der Baukunst den sog. Rustika stil oder „bäurisch Wert“, bei dem die Vorderseite der Bausteine nur rauh bearbeitet wird; er dient zur Kennzeichnung eines kräftigen Unterbaus oder sonstiger Bauteile, bei denen es auf den Eindruck von Festigkeit ankommt); frz. vilain aus vulgärlat. \* villanum, eigentlich „Bewohner des Landes (villa)“, daher ursprünglich s. v. a. „Bauer“, dann „gemein, niedrig, häßlich“; engl. boor

„Bauer“, bildlich „Tölpel, Grobian“; boorish „bäurisch“, bildlich „tölpisch“, grob, ungeschliffen“.

## 2. Der Hof.

Während der Begriff des Gemeinen und Groben vom Bauern ausgeht, gilt der Hof als Sitz der feinen Sitte und Bildung. Als Nachbildungen des frz. *courtois* „höfisch“ (von *cour* „Hof“) haben wir mhd. hövisch, höfisch und hübesch, hübsch. Ersteres bedeutet nicht nur „zu einem Hofe gehörend“, sondern auch „hofgemäß, fein gebildet, zart gesittet“; das in grammatischem Wechsel zu Hof gehörige hübesch, hübsch bedeutet ursprünglich ebenfalls „hofgemäß, fein gebildet und gesittet“; heute hat sich die Bedeutung von hübsch eingengt auf das gefällige Äußere, aber mundartlich (z. B. pommerisch, ober-sächsisch-thüringisch) ist hübsch noch jetzt s. v. a. artig; man vergleiche auch die schriftsprachliche Wendung „das ist nicht hübsch von Ihnen“. Eine weitere Ableitung von Hof ist schließlich höflich, d. h. ursprünglich was dem Hofstome, d. i. dem fein gebildeten und gesitteten Tone gemäß ist, aber auch auf Aussehen und Kleidung bezogen, mit dem Beisein des Feinen und Artigen.

Im Lateinischen entwickelt sich der Begriff der feinen Sitte und Bildung aus dem der Stadt: *urbanus*, von *urbs* „Stadt“ (insbesondere Rom), bedeutet „städtisch“, dann „fein gebildet, geschmackvoll, gewählt (bes. von der Rede), witzig, geistreich, höflich, artig, gewandt“, allerdings bezeichnenderweise auch „dreist, feck, zudringlich, unverschämt“. Im alten Rom steht dem *homo rusticus* der *homo urbanus* gegenüber, in Deutschland dem Tölpel der „Höfliche“; in Rom sind die Gegensätze Land und Stadt, in Deutschland Land und Hof.

## 3. Der Adel.

Der Junker (mhd. *junchêre* = junger Mann von hoher Geburt, Edelknabe) gilt mundartlich als Verkörperung des vornehmen Herrn, wobei vielfach (z. B. im Schweizerischen) mehr die Lebensweise als der Stand beachtet wird; so bekommt Junker in Zusammensetzungen geradezu die Bedeutung von „fein, gewählt, vorzüglich“; im Schweizerischen ist eine Junker-Birne eine große, edle Tafelbirne, unter Junkeressen versteht man ein aus Fleisch, Brot und Eiern zusammengekochtes Gericht. Das stolze Gebaren vornehmer Herren ist trefflich geschildert in der oberhessischen Wendung das Korn jünkert; man gebraucht sie von den leichten, in der Blüte oder im Fruchtansatz misstratenen Kornähren, die sich gerade aufrichten, während die schweren, mit reichlichem Fruchtansatz versehenen Ähren sich neigen: es prunkt in leerer Hoffart, trägt den Kopf hoch wie ein Junker; auch an der Schwalm und wohl sonst noch heißt dieses leere, sich emporrichtende Korn Junkerkorn (vgl. schriftsprachlich *junkerhaft* = stolz, herrisch). Neben dem Junker ist der Baron der Vertreter des Stolzes und Selbstbewußten; er kommt daher wie ein Baron, d. h. so vornehm und stolz; im Schweizerischen ist *barö(n)sch* = baronisch gleichbedeutend mit *barsch*, trotzig und selbstbewußt (vgl. frz. *un aristo* [d. i. *aristocrate*] „ein hochmütiger Mensch“); mächtige und junkerlich herrschende Geldmänner werden schriftsprachlich als Eisenbahnbarone, Schlotbarone usw. bezeichnet.

#### 4. Die Vertreter der weltlichen Obrigkeit: Bürgermeister, Schultheiß, Amtmann.

Wir gehen wohl nicht irre in der Annahme, daß die Urteile über Junkern und Barone vielfach in bäuerlichen Kreisen ihre sprachliche Ausprägung gefunden haben; jedoch sind Junker und Barone nicht die einzigen, unter denen die Bauern zu leiden hatten. Auch die Vertreter der weltlichen Obrigkeiten in späteren Zeiten mochten und mögen manchmal von ihnen als lästig empfunden werden, müssen sie doch kraft ihres Amtes oft in die persönlichen Verhältnisse der ihrer Verwaltung unterstehenden Bevölkerung eingreifen. Bürgermeister und Amtmann nehmen daher in der Volkssprache verschiedener deutscher Landschaften einen breiten Raum ein. Und wenn's der Bürgermeister wäre, so heißt es an manchen Orten fast so wie anderwärts: und wenn's der König wäre; und von einem Stolzen und Eingebildeten gilt die Redensart: es würde einer meinen, du wärest der Bürgermeister. Die Machtfülle eines Bürgermeisters auf dem Lande, besonders in früheren Zeiten, geht deutlich aus solchen Wendungen hervor. Aber das Volk erkennt auch mit scharfem Blick die Schwäche dieser Personen, wie der schweizerische Spottname *Gemeindegammann* (d. i. s. v. a. Bürgermeister) für einen wichtigtuenden, gespreizt einhersehrenden Menschen beweist. Im allgemeinen sind aber diese Beamten doch „Respektspersonen“, und der Spott wagt sich nicht recht an sie heran; sie sind den Bauern geistig überlegen, sie beherrschen Wort und Schrift; es heißt reden, schreiben wie ein Amtmann im Sinne von „ausgezeichnet“, allerdings im Schweizerischen auch wieder lügen wie ein Landammann. Jedoch wird hier ein ganzer Berufsstand lediglich durch einen bekannten sprachlichen Vorgang verdächtigt. Die Wendung „reden wie ein Landammann“ bedeutet s. v. a. „sehr gut“ reden; der Vergleich „wie ein Landammann“ erhält allmählich den allgemeinen Sinn von „sehr, sehr gut, sehr stark, sehr viel“, und man überträgt diesen Vergleich schließlich auch auf andere Tätigkeiten, ohne noch an ihren ursprünglichen Sinn zu denken. So bedeutet „lügen wie ein Landammann“ einfach „sehr stark lügen“, genau wie in der schweizerischen Redensart „regeln können wie ein Pfarrer“ der Vergleich „wie ein Pfarrer“ völlig abgeblaßt ist und zu einer bloßen Verstärkung wird.

Die Vertreter der weltlichen Obrigkeit gelten auch als Typus des Bedeutenden in körperlicher Hinsicht. Im Schwäbischen kann jemand einen Bauch haben wie ein (Baure)schultheiß, wie ein Bürgermeister, und als recht wohlgenährt wird uns der schweizerische Amtmann geschildert in Vergleichen wie *en Buch ha wie-n-en Oberammann*, *wie-n-e Rathausammann*, *wie-n-en Landammann*.

#### 5. Pfarrer und Lehrer.

Als Begründerin und Erhalterin unserer Kultur in einer Zeit tiefster Barbarei hat die Kirche eine weltgeschichtliche Rolle gespielt. Die Anerkennung ihrer hohen Verdienste fand sie in der Einräumung von Vorrechten mannigfaltiger Art und in der überragenden Stellung, die die Geistlichkeit im Staats-

und Volksleben einnahm. Aber die allmählich einsetzende Entartung der kirchlichen Zustände trug dazu bei, daß die Geistlichkeit eine schwere Einbuße an ihrem Ansehen erlitt. Diese Einbuße spiegelt sich scharf in der Bedeutungsveränderung wider, die das Wort Pfaff erlitten hat. Ursprünglich war Pfaff ein Wort ohne jeden verächtlichen Nebeninn; dann aber bekam es jene Bedeutung, die wir heute mit dem Worte verbinden. Diese Herabwürdigung stammt nicht etwa erst von der Reformation her, sie wurde nicht erst hervorgerufen durch die religiösen Streitigkeiten und die dadurch bedingte Aufwühlung der Leidenschaften; es finden sich schon Spuren des Niederganges des Wortes in früheren Zeiten: die sittlichen Gebrechen der Geistlichkeit schon in der vorreformatorischen Zeit mögen dabei als Hauptursache betrachtet werden. Diese sittlichen Mängel mußten um so stärker empfunden werden als sie im schärfsten Widerspruch standen zu der Selbstzucht, die die Priester ihren Pfarrkindern wohl predigten, im eigenen Lebenswandel aber vermissen ließen. So forderte der oft schreiende Gegensatz zwischen den auf der Kanzel verkündeten Worten und der wahren Lebensführung des Pfarrers zum Hohn, zum Spott, zur Verachtung heraus; die Worte manches Priesters werden nicht mehr ernst genommen, sie sind für viele nur ein Wortschwall, und so dürfte es sich erklären, daß in manchen Mundarten das Wort Priester geradezu „Schwäher“ und priestern „schwähen“ bedeutet. Die Verachtung des geistlichen Standes drückt sich noch in einigen anderen Wendungen aus; will man z. B. einen Menschen schildern, der faul und regungslos herum sitzt oder liegt, so heißt es von ihm, er hode herum wie ein Priester, und man ruft ihm zu, er solle nicht herum priestern. Jedoch spielt sich bei der Prägung dieser Ausdrücke auch die falsche Einschätzung geistiger Arbeit mit. Nur die Arbeit wird vielfach gewürdigt, die sich sichtbar, gleichsam handgreiflich vollzieht, sich in lebhafter Weise ausdrückt, also die körperliche Arbeit, die Handarbeit, während die still vor sich gehende Kopfarbeit nicht immer als wahre Arbeit anerkannt wird. Da nun sitzende, ruhige Lebensweise ohne anstrengende körperliche Betätigung oft starke Wohlbeleibtheit hervorruft, so ist die Entstehung von Redensarten wie einen Bauch haben wie ein Pfarrer oder auch wie ein Propst leicht verständlich; ein dicker, fetter Mensch wird Propst, ein ebensolches Kind Pröpstchen genannt. Auch der Prälat ist der Vertreter des wohlgenährten, dabei gespreizt einhergehenden Menschen; er kommt daher wie ein Prälat heißt es von einem solchen Wichtigtuere, ähnlich wie der Franzose sich das Zeitwort se prélasser (altfrz. prélater) geschaffen hat im Sinne von „sich in die Brust werfen, sich wie ein Prälat breit machen“.

Wer sich einen Begriff machen will, wie der Lehrerstand eingeschätzt wird, der lese bei Heinrich Klenz, Schelten-Wörterbuch, all die Spitznamen nach, die dem Lehrer im Laufe der Zeiten gegeben wurden und von denen eine bestimmte Gruppe hier mitgeteilt sei: Baßel (lat. baculus „Stoß“), Blaugerber (Dorpommern), Hosenpauker, Pfotenhauer, Prügelmeyer, Schachtmeister (nbd., Mecklenburg, Schacht = Schast, s. v. w. Prügel), lauter Bezeichnungen, in denen eine die Haupttätigkeit begleitende, unschöne Nebentätigkeit zum Ausdruck kommt, die von der ersteren nicht immer zu trennen ist, aber

nicht das Wesen der Tätigkeit ausmacht, sondern nur herangezogen wird, um den Beruf herabzusetzen. Auch das ständige Tadeln und Verbessern, das von der Lehrtätigkeit nun einmal nicht zu trennen ist, schadet insofern dem Ansehen des Lehrstandes, als es manchmal auch auf den Verkehr im Leben außerhalb der Schule übertragen wird, weshalb das Zeitwort Schulmeistern ganz allgemein die Bedeutung von „pedantisch zurechtweisen“ erhalten hat, und ab Schulmeistern in manchen Gegenden soviel bedeutet wie „mit Hohn fortschiden“. Das Wort Schulmeister selbst, eine früher rein sachliche und ehrenvolle Bezeichnung, ist schon längst zum Schimpfwort geworden, und alle Versuche, das Wort wieder in seine alten Ehren einzusetzen, wie sie z. B. Rosegger unternahm, sind von vornherein zum Scheitern verurteilt. Im Obersächsischen gibt's die Wendung auf j. erumkatern, d. h. auf j. einreden (wie ein Lehrer mit dem Titel Kantor). Auf die Armut der Schulmeister spielt die schwäbische Wendung an einen Beutel (Geldbeutel) haben wie ein Schulmeister, d. h. so leer, woneben sich dann wieder merkwürdig die damit doch im Widerspruch stehende gleichfalls schwäbische Redensart ausnimmt: einen Bauch haben wie ein alter Magister, wodurch rein körperlich genommen der Magister auf die gleiche Stufe wie ein Braumeister gestellt wird, denn auch diesem wird in der schwäbischen Volkssprache ein dicker Bauch zugeschrieben (siehe auch oben unter 4).

#### 6. Der Handwerker und andere handarbeitende Berufe.

Zu den Handwerkern, die zu ihrer Arbeit einer ganz besonderen Geschicklichkeit bedürfen, gehören die Verfertiger von metallenen Häkchen, den Haften. Vor allem bedürfen sie eines scharfen Auges; in den verschiedensten deutschen Landschaften gilt deshalb die Wendung aufpassen, Augen haben wie ein Häftelmacher im Sinne von „scharf achtgeben, scharfe Augen haben“. Auch die Gewandtheit und Fertigkeit des Häftelmachers ist sprichwörtlich; er ist tiftig (d. h. gewandt, schnell) wie e Häftlimacher, du bist ekei h. (d. h. du bist ungeschickt und beschränkt), öppis chönne wie-n-e h. (d. h. große Fertigkeit in etwas besitzen) sind im Schweizerischen übliche Wendungen. Dort wird der Häftlimacher aber auch sogar zur Bezeichnung für einen Wortverdrehler und Intriganten; der Begriff des körperlich Gewandten wird in dieser bildlichen Verwendung auf das Geistige, und zwar in schlechtem Sinne übertragen. So kommt der Häftlimacher gerade durch seine Geschicklichkeit in Ver- ruf, und weil der Vergleich „wie ein Häftelmacher“ allmählich zu bloß abstrakter Verstärkung wird (vgl. oben unter 4 den Vergleich „wie ein Land- amtmann“), werden unserm Mann noch manche andere Laster zugeschrieben, denn man kann im Schweizerischen auch noch aufbegehren, lügen usw. wie ein Häftlimacher. Das Schicksal der ungerechtfertigten Verdächtigung erleidet auch der Bürstenbinder, der überall als übermäßiger Trinker gilt: saufen wie ein Bürstenbinder. Es ist nicht einzusehen, warum gerade das Geschäft des Bürstenbinders einen besonders starken Durst erzeugen soll; die Redensart ist wohl entstanden unter dem Einfluß des Zeitworts bürsten = trinken, gleichsam die Gurgel putzen, welches Wort wieder mit Burs = (stu-

dentische) Zechgenossenschaft in Zusammenhang gebracht wird. Aber man kann nicht allein saufen, sondern auch laufen wie ein Bürstenbinder (Leipzig), fressen wie ein Bürstenbinder (preussisch), schwitzen, lügen wie ein Bürstenbinder (schweizerisch). In allen diesen Wendungen wird der Vergleich „wie ein Bürstenbinder“ nur noch als Verstärkung gefühlt; bei der Prägung der Leipziger Redensart wird allerdings auch der lautliche Anklang an das Leipziger bürsten = eilig, hastig gehen mitgewirkt haben. Dem saufenden Bürstenbinder stellt sich der fressende Drescher entgegen (fressen wie ein Drescher, fressen wie ein Schöffeldrescher [Leipzig], eten as en Schündröschter, d. h. wie einer, der in der Scheune drischt [Mecklenburg] usw.). Hier können wir den Vergleich gut verstehen, ebenso wie bei dem Gegensatz essen wie ein Schneider, d. h. sehr wenig; die sitzende Lebensweise regt des Schneiders Eglust wenig an. Die Schneider sind daher dünn und haben ein geringes Körpergewicht, können deshalb aber auch sehr gut laufen (laufen wie ein Schneider); weil sie aber so dünn sind, frieren sie leicht (frieren wie ein Schneider). So spielen die Schneider körperlich keine besondere Rolle in der Sprache; aber auch sittlich sind sie nicht einwandfrei (Schuster und Schneider lügen gern); der Ausdruck Schneidercourage läßt sie als feig erscheinen, eine schwächliche oder ängstliche Seele ist eine Schneiderseele; Eitelkeit wirft man ihnen vor in der Wendung mit schneidermäßigem Hochmut gehen.

#### 7. Die dienenden Stände.

Haben wir oben gesehen, daß Hof und Stadt als Sitz wahrer Gesittung gelten, so erscheinen nach den sprachlichen Zeugnissen die Angehörigen der dienenden Stände nicht allein als sozial, sondern auch als sittlich minderwertig. Die Bezeichnungen für die niederen dienenden Stände werden zum Ausdruck niederer Gesinnung. Wir sprechen von knechtischer Gesinnung; ein früher starkes, jetzt aber sehr abgeschwächtes, ja Kindern gegenüber zur Kosebezeichnung gewordenes Schimpfwort ist Schalk, das ursprünglich im Ahd. und noch im Mhd. „Knecht, Diener“ bedeutete, dann aber schon im Mhd. den Sinn von „Mensch knechtischer Gesinnung, knechtisch böser, roher, ungetreuer, schadenfroher, loser, hinterlistiger Mensch“ annahm; heute verstehen wir unter Schalk einen „mit Verstellung vergnüglich, neckisch listigen Menschen“; aber noch bei Luther ist „Schalk“ ein „Bösearteter, ein Taugenichts“. So bedeutete auch Kerl zuerst den „Mann“, später „den Mann niederen Standes“, schließlich einen Menschen von niedriger Gesinnung. Eine Sammelbezeichnung für dienende Leute ist Gesindel; es ist das Verkleinerungswort zu Gesinde und bedeutet noch bei Luther als „Gesindlin“ die Hausgenossenschaft, Dienerschaft; auch hier springt die Bedeutung von der niederen sozialen Stellung auf die Gesinnung über.

#### Schriftenverzeichnis.

Die Wörterbücher von Grimm, Weigand-Hirt, Kluge, Henne, Paul; ferner: W. Creelius, Oberhessisches Wörterbuch, A. S. C. Dilmar, Idiotikon von Kurhessen (mit den „Nachträgen“ von H. v. Pfister), H. Fischer, Schwäbisches

Wörterbuch, H. Frischbier, Preussisches Wörterbuch, S. Martin und H. Siemhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten, K. Müller-Fraureuth, Wörterbuch der oberländischen Mundarten, Schweizerisches Idiotikon. — H. Klenz, Scheltenwörterbuch. Die Berufs-, besonders Handwerker-schelten und Verwandtes.

## Der freie Aufsatz in den Unterklassen.

Von Professor Dr. Ernst Bed in Karlsruhe.

Ztschr. 35, S. 424, klagt Theodor Valentiner, daß die neuen (und nun doch schon so alten!) Gedanken über den Aufsatzunterricht nur langsam Verbreitung finden. Er hat leider recht. Ganz abgesehen von den Lehrern, die grundsätzlich dem freien Aufsatz abhold sind, gibt es zahlreiche Kollegen, die wohl für eine gute Klasse den freien Aufsatz gelten lassen, bei einer wenig begabten Klasse jedoch an der alten schablonenhaften Methode festhalten zu müssen glauben. Durch dieses Aufsatzdrillen dürfte die Sprachbildung kaum gefördert werden.<sup>1)</sup>

Es gibt ja freilich Schüler, bei denen Hopfen und Malz verloren ist, gleichviel welche Methode man anwendet. Aber ich finde, daß auch in einer schlechten Klasse beim freien Aufsatz immer noch mehr herauspringt als beim gebundenen. Unsere Anstalt (Realschule)<sup>2)</sup>, wird von Schülern und Schülerinnen besucht, von denen die meisten zu Hause keinerlei geistige Anregung empfangen. Selten haben sie Gelegenheiten, etwas zu sehen, was über den engen Horizont dieses tief eingeschnittenen Schwarzwaldtales hinausgeht. Und doch wurden mir auch von schwächeren Quintanern ganz hübsche Aufsätze geliefert, durch deren Abfassung sich ihr Ausdrucksvermögen zusehends steigerte. Alle Themen lagen innerhalb der persönlichen Erfahrung der Schüler; ich gab jedesmal eine Überschrift an als Rahmen für die Aufsätze der ganzen Klasse; für sein besonderes Erlebnis sollte dann jeder Schüler noch eine entsprechende Überschrift finden, wobei ich natürlich oft die bessernde Hand anlegen mußte. Meiner wiederholten Aufforderung, auch selbst Themen für neue Aufsätze anzugeben, kamen nur ganz wenige Schüler nach; dazu waren sie geistig nicht selbständig genug und von früher her zu sehr an kommandomäßiges Arbeiten gewöhnt.

Die Themen dieser freien Aufsätze (in Quinta) lauteten der Reihe nach: 1. Aus den Sommerferien (das Schuljahr begann im September). 2. Im Herbst. 3. Ein Blick aus meinem Fenster. 4. Wie ich meinen Eltern helfe. 5. Meine liebste Jahreszeit. 6. Aus den Weihnachtsferien. 7. Wenn ich 100 Mark bekäme! 8. Aus früheren Tagen. 9. Ein lustiges Erlebnis. 10. Ein Zwiegespräch. 11. Von Tieren. 12. Ein Brief (Einladung). 13. Die Geschichte eines Marktweins. 14. Ein Sprichwort (ein Beispiel aus dem Leben, selbsterfunden oder nacherzählt). Dazwischen ließ ich (außer Diktaten und stilistischen Übungen) einige umwandelnde Nacherzählungen schreiben, z. B. die Weinsage vom Bodensee (nach Hansjakob), der Bauer und der Advokat (nach einem französischen Lesestück).

1) Vgl. dazu Helen Keller, Geschichte meines Lebens, 38. Aufl. der deutschen Übersetzung S. 267 und die grundsätzlichen Ausführungen von E. Otto, Ztschr. 35, S. 39.

2) Die Arbeit wurde zur Zeit meiner Tätigkeit in einem Schwarzwaldstädtchen geschrieben.

Von den 18 Schülern schrieben 5 (von denen 2 aus anderen Gegenden stammen) meistens gute, zum Teil sehr gute Arbeiten. Bei den übrigen war das Ergebnis je nach dem Thema sehr verschieden. Wo die Möglichkeit bestand, etwas Unpersönliches, Farbloses zu schreiben, taten sie es gewiß, so beim 3., 5. und sogar noch beim 12. Aufsatz, nicht selten unterstützt von allzu hilfreichen Familienangehörigen. Es herrscht eben noch vielfach die Ansicht, daß dem Schüler beim Aufsatz unbedingt geholfen werden müsse; bei der Durchsicht der Entwürfe stellte sich mehrmals heraus, daß ganz gute, selbstgefundene Wendungen der Schüler von Angehörigen durch nichts sagende Redensarten ersetzt worden waren! Um diese unerwünschte Einwirkung völlig zu vermeiden, müßte man lauter Klassenarbeiten schreiben, doch stehen dem die bekannten Hindernisse entgegen: Mangel an Zeit, an Stimmung und (bei manchen Themen) an Anschauung. Am wenigsten zufrieden war ich mit dem 5. Aufsatz, dessen Ergebnis in psychologischer Hinsicht immerhin interessant war: 10 Schüler entschieden sich für den Winter, 5 für den Sommer, 2 für den Herbst und nur eine Schülerin für den Frühling! (Der Aufsatz wurde Ende November geschrieben.) Die meisten Kinder begnügten sich zur Begründung ihrer Vorliebe mit allgemeinen Wendungen; die paar vorangegangenen freien Aufsätze hatten noch nicht ausgereicht, um ihren eingeborenen Hang zur Oberflächlichkeit und die früher geübte Art der summarischen Schilderung zu überwinden. Einer Klasse, die noch nicht völlig an selbständiges Arbeiten gewöhnt ist, würde ich solche Themen nicht wieder stellen.

Der erste Phantasiaufsatz (Nr. 7), ohne Vorbereitung in der Klasse geschrieben, verursachte manchen Schülern ziemliches Kopferbrechen. Die einheimische Bevölkerung ist so erdgebunden und phantasielos, daß es vielen Kindern recht schwer fällt, über das tatsächlich Erlebte hinauszuschweifen. Außerdem hatte ihnen die Schule bisher kaum Gelegenheit zur Entwicklung ihrer mageren Phantasie geboten. Bezeichnend war, daß verschiedene Schüler mit den 100 Mark nichts anderes anzufangen wußten, als sie zur Sparkasse zu tragen! In entsprechender Umgebung ergehen sich bekanntlich oft viel jüngere Kinder sehr gern in ausführlichen Fabuliererzählungen (vgl. W. Stern, Psychologie der frühen Kindheit S. 202 ff.). Der zweite derartige Versuch gelang schon besser; über die Geschichte eines Markscheins wurden eine Reihe befriedigender Arbeiten geliefert.

Eine unentbehrliche Voraussetzung für guten Ausfall freier Aufsätze in den unteren Klassen sind Stilübungen, wie sie z. B. von Fritz Hempel und von Susanne Engelmann, *Ztschr.* 35, S. 44 f., 141, 198, 36 S. 31 dargelegt wurden. Ferner müssen die Schüler angeleitet werden, an passender Stelle in direkter Rede Mundart und Kindersprache wiederzugeben, deren Verwendung zu charakteristischer Schilderung eines Vorganges oft unerläßlich ist. Auch schwächere Schüler machten von diesem Stilmittel sehr bald richtigen Gebrauch.

Abgesehen von seinem sprachbildenden Wert gestattet der freie Aufsatz dem Lehrer zugleich einen wertvollen Einblick in die häusliche Umwelt der Schüler, in ihre Interessen und Betätigungen außerhalb der Schule, und ermöglicht ihm zuweilen, im Anschluß an Einzelfälle unerwünschten Gepflogenheiten und



Ansichten entgegenzuwirken. So gab die Schilderung der Jagd auf ein Eichhörnchen, von einem Knaben ganz unbefangen als „lustiges Erlebnis“ bezeichnet, Gelegenheit, das Verwerfliche der Tierquälerei darzulegen.

In den folgenden 6 Proben von Quintaneraufsätzen (mehr abzudrucken verbot der Platzmangel) habe ich nur die Rechtschreibung und grammatische Fehler verbessert, die stilistischen Mängel jedoch unverändert gelassen. In Klammern gebe ich die Zeugnisnote im Deutschen an.

Nr. 1 Schüler O. (2—3): Ein lustiger Sonntagnachmittag. Am Sonntag erfuhr ich von meinen Freunden, daß in Gutach beim Löwen eine Schwebebahn sei. Als wir unten angelangt waren, war sie noch nicht einmal aufgestellt. Bald fragte uns der Besitzer, ob wir ihm nicht helfen möchten. Wir arbeiteten mit Freuden, bis sie fertig da stand. Um drei Uhr fuhr sie zum ersten Male herum, und ich saß gleich darauf. Da ich es nicht gewohnt war, wurde es mir fast schlecht. Nun fuhr ich mehrmals, und ich wurde es bald gewohnt. Aber nur zu bald waren die zwei Mark verfahren, die ich von meiner Mutter bekommen hatte. — Die Schwebebahn war ganz praktisch eingerichtet. Es hingen Ketten herunter, die oben an Stangen befestigt waren, und unten dran hingen kleine Stühlchen, in die man sitzen konnte. Auch war ein Brettergerüst da, das zum Schieben diente. Und oben liefen kleine Knaben herum, diese schoben an Stangen die Schwebebahn. Ich ging auch hinauf und half schieben. Gegen Abend kamen die großen Burschen von ungefähr 20 Jahren und machten ihm alles kaputt, so daß er die Polizei holen mußte.

Nr. 4. Schülerin K. (1—2): Wenn ich meine Geschwister beaufschichtige. Häufig muß ich meinen Eltern helfen, was ich auch sehr gern tue. Besonders gern hüte ich meine Geschwister. Diesen Auftrag bekomme ich z. B., wenn die Mutter fort muß und das Mädchen in der Küche beschäftigt ist. Bei schönem Wetter setzen wir uns in den Garten, und ich erzähle den Kleinen eine Geschichte. Allzu lange aber können sie nicht ruhig sitzen bleiben; ich mache dann mit ihnen ein Spiel, z. B. „Faulei“ oder „s Mäusle ich verjoffe“. Manchmal beteiligen sich auch die älteren Geschwister am Spiel. So naht allmählich die Dunkelheit. Dann begeben wir uns ins Zimmer. Wir setzen uns um den Tisch, machen ein Spiel oder geben ein Rätsel auf, wobei meistens sehr viel gelacht wird, manchmal sogar soviel, daß Papa, der sein Büro im gleichen Stockwerk hat, zu uns herüberkommt und mir einen Verweis gibt. Da bedente ich auf einmal wieder, weshalb ich bei meinen Geschwistern bin, und halte sie zur Ruhe an. Nach etwa einer halben Stunde muß alles ausgeräumt werden, weil das Mädchen den Abendtisch decken soll. Manchmal sind die Kleinen dann kaum aus ihrem Spiel herauszubekommen, so gut gefällt es ihnen. — Eines Sonntagnachmittags wurden Papa, Mama, Agnes und Ruth von einer Tante in Gutach zu einem Konzert eingeladen, und die Kleinen wurden mir anvertraut. Sie mußten bis 3 Uhr schlafen. Inzwischen fing es heftig zu regnen an. Als nun um 3 Uhr alle im Zimmer waren, fragte Hanna: „Was wollen wir wohl heute tun?“ — „Nun, wir können ja Spiele machen oder sonst etwas Unterhaltendes“, antwortete ich. Schnell wurden die Spiele geholt, und bald sah man die Kleinen im Wohnzimmer vereint beim Spielen; dabei gab's immer viel zu lachen. Nach dem Kaffee wurde Schnipp-Schnapp gespielt; dieses lebhafteste Spiel erheitert alle, und waren wir vorher schon fröhlich gewesen, so waren wir es dann noch mehr. Nun wurden noch Farben und Menschen geraten, wobei sich auch das Mädchen, das vorher in ihrem Zimmer geessen war, beteiligte. — Beim Nachtessen fragte Hanna die Geschwister: „War das nicht ein herrlicher Nachmittag?“ — „Doch, es war wunderbar!“ rief es wie aus einem Munde. Mama freute sich am anderen Tage sehr, als sie hörte, wie schön es bei uns gewesen war, und wie gut ich auf die Geschwister aufgesehen hatte.

Nr. 9. Schüler B. (2): Ein Überfall im Wasser. Heidi, wie lustig tumelten sich an einem Samstagnachmittag eine Schar treuzideler Buben auf unserem gewöhnlichen Badeplatz! Alle meine besten Freunde waren anwesend. Alles hüpfte

mit der Badhose angetan auf dem Rasenplage umher, Große und Kleine. Wir Größeren aber setzten uns alsbald ein wenig auf die Seite und beratschlagten, was heute wohl anzustellen sei. Lange wußte niemand etwas Rechtes. Endlich nach langem Hin und Her erhob sich Helmut, der in diesem Räte der Häuptling war, und rief voll durchtriebener Spitzbüberei: „Ich hab's! Heute ist Samstag, und da kommen gewöhnlich einige junge Fabrikler hierher, um ein erfrischendes Bad zu nehmen. Wir passen einige ab und rudern, sobald diese ins Wasser sind, den langen Pfahl; der drüben am Rande des Wehres liegt, hinein, hängen uns alle daran und versuchen, ihnen soviel als möglich Tee in den Mund zu schütten.“ — „Helmut's Rat sei befolgt!“ antworteten alle, begeistert, ein solches Wagestück zu unternehmen. Denn immerhin waren die paar größeren Burschen doch stärker als wir alle zusammen. — Wir brauchten nicht lange zu warten, da rückten schon drei heran. Während aber jene ahnungslos die Kleider auszogen, legten wir uns ins Gebüsch an der anderen Seite des Wehres. Unsere Kleider wurden vorsichtshalber zwischen den Rädern einer naheliegenden Mühle geborgen, so daß wir im Falle einer anschließenden Verfolgung der Kleider sicher waren, um sie nicht nachher mit einer Tracht Prügel holen zu müssen. — Der Augenblick war gekommen, wo die drei ahnungslos ins Wasser stiegen. Wir aber zauderten nicht länger, sondern sprangen wie der Blitz ins Wasser, hielten uns am Balken fest und ruderten ihnen mit aller Kraft entgegen. Schon in einer Entfernung von zwei Metern begannen wir, ordentlich um uns zu schlagen und mit den Händen das Wasser gegen sie zu spritzen. Alle drei ergrimmt gewaltig, daß sie mitten im Schwimmen so gestört wurden, und riefen, wir sollten uns schleunigst aus dem Staube machen. Wir aber achteten gar nicht darauf, und bequem auf der Stange liegend, ergossen wir so einen Schüttregen über sie, daß sie fast nicht mehr zu schwimmen vermochten. Das aber machte sie desto wütender, und trotz starker Gegenwehr gelang es ihnen, sich uns zu nähern und sich am Stamme festzuhalten. Natürlich überschüttete uns nun alle ein Plagregen, daß wir fast nicht mehr atmen konnten. Schon zwang der Stärkste von ihnen zwei der Unsrigen, vom Stamme loszulassen, und ein zweiter noch einen, so daß nur noch Jakob und ich übrig waren. Plötzlich stellten wir beiden uns auf ein gegebenes Zeichen auf den Stamm, so daß er untersank. Wir überhüpften ihn alsdann und waren dadurch dem Gegner im Rücken. Sobald es nun den Unsrigen gelungen war, sich wieder am Stamme festzuklammern und die Gegner von neuem zu überschütten, da griffen wir beide von hinten an, und es gelang uns, unter dem hellen Gelächter unserer Freunde, zwei von ihnen unter das Wasser zu drücken. Der dritte hatte sich aus Erschöpfung ans Ufer geflüchtet. Jakob und ich aber kehrten schleunig zu unseren waderen Kameraden zurück, um nicht in die Hände der Gegner zu fallen. Aber die Gefahr war vorbei. Als beide wieder über das Wasser kamen, waren sie völlig erschöpft und schwammen ans Ufer zurück. Wir aber trockneten uns ab und eilten, da es schon fünf Uhr war, lachend über das lustige Abenteuer nach Hause.

Schüler A. (3): Eine Eichhörnchenjagd. An einem schönen Nachmittag machte mein Freund mit mir aus, heute einmal auf die Eichhörnchenjagd zu gehen. Wie wir verabredet hatten, kamen wir punkt drei Uhr an dem Plage an, wo wir dem Eichhörnchen auflauern wollten. Zuerst mußten wir eine Schlinge anfertigen. Mein Freund hatte zum voraus die nötigen Dinge beschafft. Als die Schlinge zum Gebrauch fertig war, legten wir sie um den Baumstamm herum und nagelten sie an beiden Enden fest. Nun konnte die Jagd beginnen. Damit wir aber ja nicht von dem Eichhörnchen bemerkt wurden, versteckten wir uns in ein nahegelegenes Gebüsch. Der treue Hund, den wir noch bei uns hatten, setzte sich neben mich, um auch das Herannahen des Tierchens zu beobachten. Etwa eine halbe Stunde hatten wir schon gewartet, das Eichhörnchen ließ sich jedoch nicht blicken. Plötzlich winselte der Hund, und wir wußten, daß es jetzt nicht mehr weit von dem Baume entfernt sei. In der Tat dauerte es nicht lange, bis es sich in unmittelbarer Nähe des Baumes zeigte. Schon war es im Begriff, an dem Baume emporzuklettern, als es plötzlich einen Schrei von sich gab: es war in die Schlinge geraten. „Bravo, mer hen's!“ rief mein Freund, und mit lan-

ter Freude stürmten wir dem Nußbaum zu. Gerade wollte mein Freund das Eichhörnchen von seinen Banden losmachen. Während ich es mit einem Sack zudeckte, wurde mein Freund von dem wilden Tierchen gekragt, so daß er genötigt war, loszulassen. Das Eichhörnchen entwischte und ging durch. Der Hund aber, der schon lange auf den Braten gelauert hatte, setzte ihm nun nach, und da im ganzen Umkreis kein Baum mehr war, wurde das arme Tierchen von dem Hund so lange geheßt, bis er es bekam. Wir sprangen gleich hin und kamen noch rechtzeitig an, bevor er es erwürgt hatte. Es gelang uns sodann, unsere Beute in den Sack zu stecken. Mit großer Freude gingen wir nun schleunigst nach Hause.

Schülerin E. (2—3): Wie mein Onkel ins Wasser plumpste. Als ich vor zwei Jahren die Ferien bei meinem Onkel verbrachte, machten wir an einem schönen Morgen einen Spaziergang an die Enz. Mein Onkel wollte Forellen fangen, und wir Kinder sollten ihm dabei helfen. Weil es uns so heiß geworden war, hatten wir Schuhe und Strümpfe ausgezogen und waten im Wasser herum. Auf einmal kam mein Vetter auf den Gedanken, von einem Ufer zum andern zu steigen. Wir alle hatten viel Spaß dabei, man mußte aber tüchtig aufpassen, daß man nicht an den schlüpfrigen Steinen abrutschte. Wir baten unsern Onkel, mit uns durch das Wasser zu waten, was er zu unserer größten Freude auch tat. Unter großem Gelächter fand die Reise durch den Fluß statt. Wir waren schon fast an der andern Seite angekommen, als es plötzlich plumpste. Mein Onkel sah zu unserem größten Spaß im Wasser. Wir mußten nun alle helfen, ihn wieder in die Höhe zu bringen, und traten dann den Rückzug durchs Wasser an. Am Land erwartete uns meine Tante, welche sich schon halb tot gelaßt hatte. Zum guten Glück schien die Sonne noch immer sehr warm, so daß sich mein Onkel trocknen lassen konnte. Wir traten, als er wieder getrocknet war, vergnügt den Heimweg an. Zu Hause wurde er noch tüchtig ausgelacht. Er versicherte, wenn er wieder Forellen fange, werde er nicht mehr mit uns in der Enz herumwaten.

Nr. 11. Schülerin Sch. (2): Unsere Bruthenne. Eines unserer Hühner legte dieses Jahr mehrere Eier in einen versteckten Winkel. Als es eines Tages nicht wie gewöhnlich zum Futter kam, glaubten wir, es sei ihm ein Unglück zugestoßen. Wir suchten überall, konnten es jedoch nicht finden. Nach einigen Tagen kam es aber wieder, ohne daß wir wußten, wo es gesteckt hatte. Am andern Tag fehlte es schon wieder und kam nach einigen Tagen abermals zum Vorschein. Da merkten wir erst, daß es irgendwo ein Nest mit Eiern haben müsse, um diese auszubrüten. Wir konnten es aber nicht finden. Eines Tages kam unsere Henne über den Hof marschiert, umgeben von 11 jungen Hühnchen. Wir riesen vor Freude gleich den Eltern, und als wir die Küdchen näher betrachten wollten, setzte sie sich auf den Boden und spreitete die Flügel aus. Da sprangen die Jungen unter die Flügel der Alten und schauten zu den Federn heraus. Dies war ein prächtiges Bild. Dann holte die Mutter gleich etwas Futter. Da ging's lustig drauflos. Die Bruthenne zerpickte alles klein und gab es den Jungen hin. Nachher machten wir einen kleinen Stall zurecht, wo wir sie zusammen hineinsperrten. Am Tage ließen wir sie im Hof herumlaufen. Ahnte die Alte eine Gefahr für die Jungen, so lockte sie sie herbei und ließ sie unter die Flügel kriechen, damit ihnen nichts geschehe. Wollte man eines von den Jungen wegnehmen, so schlug die Henne mit den Flügeln oder pickte. So hütete sie ihre Hühnchen täglich. Jetzt sind sie schon ziemlich groß geworden.

## Die Schriften unserer Musiker im Deutschunterricht.<sup>1)</sup>

Von Dr. R. Scherwaght in Hannover-Kleefeld.

Die Forderung nach Erweiterung des Deutschunterrichtes ist nicht neu. Seit 1900 ist sie verstärkt erhoben, und seitdem ist das Verlangen nach Ausbau des Deutschen nicht mehr verstummt. Deutsche Kunst und deutsche Musik,

<sup>1)</sup> Ausführlicher habe ich darüber geschrieben in dem von Grimme herausgegebenen Band: Vom Sinn und Widersinn der Reifeprüfung. 1923.

die vielleicht mehr noch als die Werke unserer Dichter Ausdruck deutschen Wesens sind, verlangten gebieterisch ihr Recht und ihren Platz im Unterricht. Was ist erreicht? „Von deutscher Kunst und deutscher Musik ist nur selten in günstigen Fällen die Rede“, schreibt Hoffstätter im Vorwort zu seiner Deutschkunde. Er hat auch heute (1923) nach sieben Jahren leider noch recht. Und dabei haben wir heute es mehr nötig als je zuvor, uns auf die Kulturgüter zu besinnen, die unser Volk als Einzigstes noch besitzt; jene einzigartigen Werte, die uns das ethische Recht unserer vollstichen Existenz (und die ist heute bedroht) geben! Selbstbesinnung auf das, was uns blieb, um dessentwillen es sich noch lohnt, zu leben und zu kämpfen, ist das Gebot der Zeit und sollte eben darum auch oberstes Gebot der Schule sein. Ihre Aufgabe ist nicht mehr, wie früher, in erster Linie Sachwissen zu übermitteln. Die Zeit, die nur in dem Wissen die „Macht“ sah, ist vorüber; unsere Zeit ist werthungrig geworden. Sie hungert und dürstet nach Lebenswerten, die aber durch reines Stoffwissen nicht befriedigt, sondern höchstens erstickt werden! Und wo finden sich die Lebenswerte reicher und unverfälschter als in der „Kultur“ unseres Volkes? Ich kann hier natürlich nicht versuchen, dies vielumstrittene Wort in ein paar Zeilen erschöpfen zu wollen. Ich begnüge mich damit, phänomenologisch das herauszuheben, was mir für mein Thema wichtig erscheint; eine Umreißung des Begriffes ist aber um so notwendiger, als „die“ Aufgabe des Deutschunterrichtes schlechthin, die Einführung in die deutsche Kultur ist, und zwar — ideell jedenfalls — eine Einführung in die Totalität deutscher Kultur. Inhaltlich läßt sich diese Aufgabe aber nur dann näher bestimmen, wenn sich mit dem Worte „Kultur“ ein bestimmter Sinn verbindet. Drei Grundsätze lassen sich für jede echte Kultur herausheben: sie ist religiös fundiert, sie ist an ein Volk gebunden, also national und individuell (Goethe ist so wenig Grieche, wie Sokrates Deutscher), sie ist autonom. Daraus ergibt sich von selbst das Vorwiegen der ethischen Probleme innerhalb einer Kultur und ihre ideell-individuelle Bestimmtheit. — Im Gegensatz zu ihr ist die Zivilisation: religiös indifferent, international und heteronom. Daraus ergibt sich von selbst das Vorwiegen der materiellen Probleme, die Wertschätzung der „praktischen“ Wissenschaften und die Herrschaft der Masse.

Wir stehen heute wieder an einem Wendepunkt zwischen Zivilisation und Kultur, und damit vor einer entscheidenden Existenzfrage, ja eigentlich „der“ Frage unserer Tage. Das gibt ja dann auch der Schule und ihren Zielen so ungeahnt große Bedeutung. Es muß sich zeigen, ob sie Zivilisationschule oder Kulturschule (im eben definierten Sinne) ist. Wenn sie aber eine Kulturschule sein will, dann soll sie auch ihre Aufgabe vom Begriff der Kultur neu bestimmen lassen.

Was daraus folgt? Nun zunächst, daß dem Religionsunterricht eine ganz andere und viel höhere Bedeutung zugemessen wird als bisher. Denn er führt in die letzten Grundlagen unserer Kultur ein. Dann aber eine Erweiterung des Deutschunterrichtes. Bisher beschränkte er sich (von Ausnahmen natürlich abgesehen) auf die Einführung in die Werke unserer Dichter. Welch einseitiges Bild wurde so wachgerufen! Anstatt dem Schüler eine Ahnung von der ungeheuren Vielseitigkeit und Fülle deutschen Geistes zu geben, erzieht die Schule

ihn — unabsichtlich gewiß, aber sie tut es doch — zu der Meinung, unsere ganze deutsche Kultur sei repräsentiert in dem Schaffen unserer Dichter. Dank Lichtwarks und Brandts Bemühungen hat hier und da (ich habe die höheren Knabenschulen im Auge) bescheiden die bildende Kunst ein Plätzchen erhalten. Völlige S:iesfinder sind aber noch unsere großen Denker (ich nenne nur Kant, Fichte, Paul de Lagarde) und Musiker. Im allerbesten Falle hören die Schüler einmal ihre Namen. Daß sich hier aber Wege auftun zu neuen und gewaltigen Bereichen deutschen Wesens, bleibt ihnen verborgen. Dafür ist kein Platz und „keine Zeit“, wie die bequeme Entschuldigung meistens lautet. Es ist hier nicht meine Aufgabe, zu zeigen, wie etwa den Schülern die Welt Kants, Fichtes nahe gebracht werden kann.<sup>1)</sup> Aufgabe dieser Zeilen ist es, zu erweisen, wie sich auf der Schule ein Zugang zur Welt unserer Musiker gewinnen läßt.

Schopenhauer hat zuerst und am tiefsten das Wesen der Musik erfühlt und in wundervolle Worte geprägt. Er zuerst hat klar gesehen und auch ausgesprochen, daß sich in ihr das Wesen deutscher Kultur am reinsten und unmittelbarsten ausdrückt. Schon daraus ergibt sich für die heutige Schule die notwendige Forderung, die Musikwelt in ihren Bereich zu ziehen. Aber wie? Über die Beziehungen der Deutschkunde zur Musik ist viel geschrieben (zuletzt wohl von Bremer 3. f. D. 1922). Aber ein Hindernis ist hier besonders schwer: nicht jeder Mensch — also auch nicht jeder Lehrer — ist musikalisch. Wir können doch nicht von jedem Deutschlehrer verlangen, daß er musikalisch sein soll. Und wenn er es auch ist, so ist es sicher nie die ganze Klasse, die er unterrichtet. Ich finde, alle Vorschläge, die bis jetzt gemacht wurden, setzen immer musikalisch gebildete Lehrer voraus und ebensolche Schüler. Das ist Utopie. So scheint also der Weg zur Welt unserer Musiker verschlossen?

Nun, es gibt eine Möglichkeit, in das Schaffen unserer großen Musiker einzudringen, die keinerlei musikalische Vorbildung voraussetzt: das ist die Lektüre ihrer Schriften auf der Schule. Ich will im folgenden versuchen, wie sich etwa (es ist eben nur ein Vorschlag) die großen Meister von Mozart bis Wagner dem Schüler so nahe bringen lassen, daß ihm eine Ahnung von der Bedeutung dieser Männer aufgeht. Ich bin mir dabei natürlich bewußt, daß das Verfahren, das ich vorschlage, insofern ein Notbehelf ist, als dabei die Musik als solche zurücktritt. Ich brauche wohl nicht erst zu betonen, daß eine Ergänzung und Vertiefung für die musikalischen Schüler durch Einführung in die Werke der Meister selbst durchaus erstrebenswert ist. Es handelt sich für mich — um es noch einmal zu betonen — hier darum, einen für alle gangbaren Weg in den Bereich der großen deutschen Musiker aufzuzeigen.

Die Gestalt Mozarts ist in Mörikes Novelle: „Mozart auf der Reise nach Prag“ so einzigartig schön erfaßt, daß die Lektüre dieser Erzählung am allerbesten den Meister kennen und lieben lehrt. Ergänzt man das Bild durch Briefe Mozarts und fügt Hoffmanns „Don Juan“ und Bartschs „Schauer des Don

1) Ich habe versucht, in dem Buche: Philosophie im Religionsunterricht (Rösl, München 1924) das näher auszuführen. Wie notwendig eine Wiederbelebung — eine vernünftige natürlich — der Propädeutik ist, braucht heute nicht mehr betont zu werden.

Giovanni" (aus dem „Sterbenden Kofokto“) hinzu, so ist ein bleibender Eindruck gewonnen. Jemandem Schüler wird sich — falls es der Lehrer nicht selbst kann — stets finden, der eine Sonate von Mozart vorträgt, damit der Meister auch als Musiker zu Worte kommt.

Unendlich schwerer ist die Aufgabe bei Beethoven. Die Persönlichkeit Beethovens ist in Wagners „Pilgerfahrt zu Beethoven“ von einem Musiker kongenial erfasst. Und dann kommt er selbst zu Wort in seinen Briefen. Eine „wildgewachsene Beredsamkeit“ sprudelt in ihnen; die ungebändigte Persönlichkeit, maßlos in ihren Affekten der Freude und der grenzenlosen Verzweiflung ersteht in diesen Briefen (ediert von Leihmann, Inselverlag 1909). Am erschütterndsten ist das sog. Heiligenstädter Testament (S. 28), das die Tragik des ertaubenden Beethoven enthüllt. Und dann die Briefe an Therese Brunswick (S. 48 ff.)! Hier ist die Ekstase der 5. Sinfonie (Schlußsatz) in Worte gefaßt. Die Briefe an Goethe geben Gelegenheit, diese beiden Großen als Menschen zu würdigen. Beethoven kommt dabei wahrlich nicht zu schlecht weg. Er wußte, was er war! Und daß Beethoven auch fröhlich sein konnte, ausgelassen wie ein Kind, das zeigt etwa der Brief an Tobias Haslinger (S. 240). In die Tiefen seiner Schöpfungen führt dann Wagners Programm zu Beethovens 9. Sinfonie, das dies Werk neben Faust stellt, und vor allem Karl Söhles einzig schöne Novelle: Eroica (Musikantengeschichten). Hier ist wirklich einmal die ganze ungeheure Welt der 3. Sinfonie erfüllt und poetisch gestaltet. Da wird auch den unmusikalischen Schülern deutlich, welche gewaltige Schöpferkraft in Beethoven steckte, und wie deutsch er war. Über das Verhältnis Beethovens zu den Klassikern (Goethe, Schiller) berichtet der Lehrer am besten selbst; auf die tiefe seelische Verwandtschaft Beethovens mit Schiller und Mozarts mit Goethe (der ja eine Fortsetzung der Zauberflöte dichtete) ist hinzuweisen. Beethoven und Schiller sind sentimentale Naturen (nach der Schillerschen Definition), Mozart und Goethe naive. Die Grabrede Grillparzers mag dann den Beschluß bilden, vielleicht auch ein Vortrag über Max Klingers „Beethoven“.

Die Welt der Romantik ist durch und durch musikalisch gewesen. Sie ist vielleicht der reinste Ausdruck deutschen Wesens, und gerade sie entspricht ja dem sehnsüchtig-suchenden Charakter der Jugend. Darum ist es so jammervoll, daß die „Romantik als Pensum“ in U II in vier Wochen durchgehört wird, als eine Art Anhängsel zur Lektüre der Befreiungskriege. In O I ist es nicht viel besser. Und gerade hier ist es so lohnend, der Romantik in Dichtkunst, Malerei und Musik nachzugehen. Fäden spinnen sich herüber und hinüber, und ein Gewebe von berückender Schönheit, eine Wunderwelt des Schönen, geboren aus der deutschen Seele, könnte vor dem staunenden Schüler erstehen, wenn — ja, wenn eben „die Zeit nicht fehlte“! Ist es nicht kläglich, ja erbärmlich, daß um dieses „Grundes“ willen diese edelste Schöpfung deutschen Geistes dem Schüler vorenthalten wird — um „wichtigerer“ Dinge willen? Ich wies ja einleitend schon darauf hin, daß wir vor der Frage stehen: Kulturschule oder Zivilisationschule. Soll die Schule eine „Kultur“schule (ich weiß, der Ausdruck ist unglücklich, aber ich hoffe, man versteht ihn recht) sein, dann muß auch die Romantik in ganz anderer Weise zu Wort kommen als bisher,

da sich hier ein unendlich vielfältiger Weg in das eigenste Wesen deutscher Kultur eröffnet. Es genügt nicht, daß ein paar Gedichte der Romantiker „durchgenommen“ werden; Maler, Denker und Musiker müssen zu Worte kommen. Was hört denn heute der Schüler von K. D. Friedrich, Ph. O. Runge? Im besten Falle vernimmt er die Namen M. v. Schwind und Richter. Namen, die ihm Schall und Rauch bleiben. Bei den Musikern ist es nicht besser. Die stehen vielleicht in irgendeinem kümmerlichen Winkel seines Geschichtsbuches (wenn es sie überhaupt der Erwähnung würdigt) mit irgendeinem nichtsagenden Etikett versehen. Denn das braucht der Schüler ja nicht zu „wissen“. Hier ist fürchtbar viel gesündigt; dem Moloch des Pensumgöhen und dem Idol des „Wissens“ wird hier immer wieder das Wertvollste, das wir haben, geopfert.

Was weiß der Primaner von C. M. v. Weber? Nun, der schrieb den „Freischütz“. Daß Weber aber einer der größten Vorkämpfer für das Deutschtum war, daß er wie einst Lessing gegen die Romanen kämpfte, daß er durchdrungen war von seiner ethischen Aufgabe als Künstler und ihr beredten Ausdruck verlieh — wer weiß das? Lessing wird gepriesen als Vorkämpfer des Deutschtums, Weber wird überhaupt nicht erwähnt. Und es ist noch sehr die Frage, wer von den beiden als Vertreter des Deutschtums der Bedeutendere ist. Es gibt doch zu denken, wenn ein so guter Kenner wie W. Schnupp (Klassische Prosa I. Lessing, Herder, Schiller. Teubner) schreibt (über den Laokoon), er habe das Bewußtsein, für einen halb verlorenen Posten einzutreten. Nun, für C. M. v. Weber eintreten, heißt einen bedeutenden Posten für die Schule neu erobern. Und dabei ist die Aufgabe so leicht gemacht, seitdem Georg Kaiser die sämtlichen Schriften Webers veröffentlichte (Schuster & Löffler 1908). Wie Lessing in Hamburg gegen die Franzosen, so kämpfte Weber in Dresden gegen die Italiener; beide sind durchdrungen von der sittlichen Notwendigkeit einer nationalen Kunst. Nur, daß Weber ein wahrhaft nationales Kunstwerk schuf, Lessing aber nicht. — In Webers Kritik der Undine (von A. Th. Hoffmann komponiert) ist das Wesen und die Aufgabe der Musik in Worte gefaßt; sein — leider ganz unbekanntes Romanfragment (Kaiser S. 439 ff.) zeigt das Werden Webers selbst. — Der Freischütz, Webers schönste (wenn auch nicht größte) Schöpfung ist bis heute die reinste Verkörperung deutschen Gemütslebens geblieben. Wieder ist es R. Wagner, der in der Verbannung zu Paris ergreifende Worte für dies rein deutsche Werk findet. (Der Freischütz in Paris; *Le Freischütz*.)<sup>1)</sup> In unseren Tagen ist Pfizner (Vom musikalischen Drama, Verlag der Südd. Monatshefte 1915 S. 195 ff.) wieder für den Freischütz eingetreten und hat gezeigt, welches Kleinod wir an ihm besitzen.<sup>2)</sup> So hört der Schüler von berufenen Meistern den Wert und die Bedeutung Webers verkündet, und er ahnt doch

1) Interessant ist es auch, Berlioz' Erinnerungen (München, Beck 1914) an den Freischütz heranzuziehen, um dies Werk auch in romanischer Auffassung kennenzulernen (so etwa Berlioz S. 59, 370) und mit Wagners Beurteilung zu vergleichen.

2) Für den Lehrer, der sich in den Freischütz und die musikalische Romantik einarbeiten will, bietet: Waltershausen, Der Freischütz, ein Versuch über die musikalische Romantik (München, H. Bruckmann 1920) wundervolles Material.

zum mindesten, wie reich ein Volk sein muß, das einen Weber hervorbrachte. Den Abschluß kann R. Wagners Rede an Webers Grab bilden.

Von den Zeitgenossen Webers ist R. Schumann darum für die Schule so geeignet, weil in seinen Schriften (bei Reclam) eigentlich alle Musiker seiner Zeit vertreten sind. Eine Fülle fein gezeichneter Porträts zieht an uns vorüber: Mendelssohn und Meyerbeer, Berlioz und Chopin, Liszt und Brahms erstehen vor den Augen des Schülers. Mit unnachahmlicher Kunst sieht der Musiker Schumann in jedem von diesen das Eigene und bannt es in Worte. Welcher Humor spricht nicht in den Davidsbündlern, und welche hohe, sittliche Auffassung der Kunst verraten die Aphorismen und die Haus- und Lebensregeln! So entsteht bei der Lektüre von Schumanns Schriften auch das Bild des Meisters selbst und prägt sich der Seele des Schülers unvergeßbar ein. Schalkhaft und liebenswürdig, ernst und schwermütig blickt Schumann ihnen entgegen; was Eichendorff oder Lenau in der Dichtung, ist er in der Musik. Am größten dann, wenn er für andere eintritt, wie für Schubert und Brahms. — Man kann fast sagen, Schumann hat eigentlich erst Schubert entdeckt als den einzig berufenen Thronerben Beethovens. Uns heutigen ist das Schubertbild durch Bartschs zuckersüßen und tränenfeligen Roman: Schwammerl zur Frage verzerrt. Von der Verballhornung und Prostituierung durch das Dreimäderlhaus und seine Fortsetzungen ganz zu schweigen. Aber es ist doch unsagbar beschämend, daß erst über dem Umweg durch die Operette Schubert wieder „modern“ geworden ist. Auch das ist ein Zeichen der Zeit. — Die beste Charakteristik Schuberts gibt immer noch Schumann (Schriften bei Reclam: II S. 119, 163 und vor allem die Besprechung der C-Dur-Sinfonie III S. 4 ff.). Da wird der wahre Schubert lebendig, nicht jener weichlich-rührselige, den Bartsch gezeichnet hat. Und wenn Schumann die C-Dur-Sinfonie neben Beethoven stellt, so hat er auch darin mehr Recht gehabt, als er vielleicht selbst ahnte. Der Schüler aber sieht staunend, daß Schubert nicht nur „ein paar Lieder schrieb“, sondern der Größte einer war. Daß mit Schubert der ganze Wiener Kreis (Schwind, Waldmüller usw.) lebendig werden muß, ist ja klar. Und ebenso lohnend ist ein Vergleich Schuberts mit Mörike, der ja auf der Schule auch so schmählich zu kurz kommt. Bei Schubert wird freilich alles erst lebendig durch die Musik. Am besten, wenn er gesungen wird (Pfordten: Schubert und das deutsche Lied in der Sammlung W. u. B. bei Quelle & Meyer gibt reiche Anregung), da spüren ihn alle. Oder irgend jemand trägt ein Klavierstück von ihm vor. Da bedarf es keiner „Einführung“; Schubert ist jedem verständlich in seiner bezaubernden Liebenswürdigkeit. Will man ein Letztes tun, so können Schubert und Goethe verglichen werden; vielleicht, daß außer Schiller und Beethoven niemand Goethe innerlich so nahe kam wie Schubert in seinen Liedern. Das setzt aber einen musikalisch gebildeten Lehrer voraus; der muß es aber auch tun, damit Schuberts Größe (er ist durch Bartschs unglückseligen Roman so „verniedlicht“ worden) in ihrem ganzen Umfang hervortritt. Die übrigen Romantiker sind durch Schumann schon genügend hervorgehoben. Eine eingehendere Behandlung auf der Schule lohnt sich kaum.<sup>1)</sup>

1) Bei A. Th. Hoffmann ist die Wahl recht schwer. Ein paar Sachen habe ich



In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts steigt immer gewaltiger R. Wagner empor, um schließlich dem Schaffen der ganzen Zeit seinen Stempel aufzuprägen. Durch ihn sind zwei Musiker in den Schatten gedrängt, die ein Recht auf Erwähnung haben: Brahms und Liszt. — Wenn Schubert den Süddeutschen verkörpert, so Brahms den herben, verschlossenen Norddeutschen. Sie stehen zueinander wie Storm zu Keller, auch was den inneren Wert betrifft. Der ganze edle Mensch in Brahms tritt in seinen Briefen an Billroth zutage. Wie Brahms' Klaviersachen den Schülern innerlich nahe gebracht werden können, hat unlängst Paul Mies in diesen Blättern (3. f. D. 1922 S. 295) gezeigt. — Liszt galt und gilt leider immer noch nur als der große Virtuose. Und dabei war es so unendlich viel mehr. Wie weit seine Stellung als Reformator der Musik, als Weiser in die Zukunft in der Schule zur Geltung kommen soll, lasse ich offen. Aber was er über die Stellung des Künstlers (Zur Stellung des Künstlers; Reisebriefe eines Baccalaureus in der Tonkunst) schreibt, ist so tief und schön, daß es unbedingt gelesen werden müßte. Und der Briefwechsel Wagner-Liszt läßt sich — mutatis mutandis — ruhig mit dem von Goethe und Schiller vergleichen. Beide Briefwechsel haben ja insofern dasselbe Schicksal, daß die Schule aus „Zeitmangel“ achtlos an ihnen vorübergeht. Die eben erwähnten Schriften von Liszt können natürlich nur in Auswahl gelesen werden.

Die Frage, wie weit R. Wagner auf die Schule gehöre, ist schwer zu beantworten. Sind wir doch heute nicht mehr so unbedingt von der alles übertragenden Genialität des Meisters überzeugt wie etwa noch vor 20 Jahren. Daß aber trotzdem Wagners Schaffen, das aus unserer Zeit gar nicht wegzudenken ist, in ganz anderem Maße auf die Schule gehört als bisher, bedarf keiner Erörterung. Die Dinge liegen ja insofern anders, als Lohengrin und Meisterjinger schon öfters gelesen werden. Aber das ist auch alles; das reiche Schriftwerk des Bayreuther Meisters bleibt auch heute noch ungenützt liegen. Es ist eine sehr schwere Aufgabe, aus dem Kreise der Wagnerschen Schriften diejenigen herauszufinden, die für die Schule in Betracht kommen. Seine Aufsätze über Weber und Beethoven sind bereits genannt. Einleiten mag ein heute fast vergessener Aufsatz von Peter Cornelius (der so auch zu seinem Rechte kommt): Die deutsche Kunst und Richard Wagner. Dann vielleicht die „Mitteilung an meine Freunde“. — Folgende Schriften könnten in Auswahl gelesen werden: Kunst und Revolution, Das Kunstwerk der Zukunft und Deutsche Kunst und Deutsche Politik. Der Aufsatz: Religion und Kunst ist nur etwas für reife Schüler. Aber unbedingt gehört in den Unterricht die Schrift: Was ist deutsch? und seine Erläuterungen zu den Ouvertüren des Holländers, Tannhäuser, Lohengrin. — Der Mensch Wagner endlich ist uns seit der Herausgabe der Briefe an Mathilde Wesendonck und Minna Wagner restlos erschlossen worden. Weniger bedeutsam dünkt mich seine jüngst edierte Autobiographie für die Schule zu sein. Das alles ist natürlich nur eine Anregung und Aufzählung dessen, was gelesen werden könnte. Es ist ja ganz unmöglich, im Rah-

bereits genannt. Man könnte noch (natürlich alles in Auswahl) an Kreisler und den Goldenen Topf denken. Aber Hoffmanns bizarre Natur liegt den Jungen selten, und die von ihm behandelten musikalischen Probleme setzen zuviel Sachwissen voraus.

men dieses Aufsatzes auch nur annähernd die Problemfülle zu umreißen, die Wagners Schriften für die Schule bieten. Es ist wirklich traurig, daß die Schule bis jetzt an diesen Schätzen so achtlos vorübergegangen ist. Ich halte es freilich auch für eine selbstverständliche Pflicht, die Gegner Wagners zu Worte kommen zu lassen, damit die Schüler so auch die Grenzen seiner Kunst erkennen. Wir denken doch heute ganz anders über Nießsches und Hanslicks Kritik an Wagner. Vor allem ist Nießsche in seinem Antiwagner Karbidender gewesen als seine Zeitgenossen. Gerade an ihm (seine Analyse des Meisterfinger-Vorspieles muß der Schüler kennen lernen) läßt sich die Grenze Wagnerischer Kunst und ihre Eigenart besonders deutlich zeigen.

Einen Meister hat die Schule noch zu nennen, dessen Zeit erst jetzt anbricht. Das ist Anton Brudner, der einzige wahre Thronerbe von Beethoven und Schubert. Hier sind freilich die Schwierigkeiten fast unüberwindlich, weil weder die Briefe und Aufzeichnungen des Meisters bis jetzt gedruckt sind, noch auch eine wirklich befriedigende Biographie vorliegt.<sup>1)</sup> Und doch ist es unbedingte Pflicht, Brudner zu nennen und seine Bedeutung hervorzuheben. Bei keinem Musiker tritt der religiöse Urgrund des künstlerischen Schaffens so klar zutage wie bei ihm. Keiner faßte die Kunst so als Gottesdienst wie er. Fingerzeige kann ein größerer Aufsatz von Preindl (Hochland, 18. Jahrg.) über Brudner geben. Freilich, mehr als eine Ahnung von der einsamen Größe Brudners wird man den Schülern kaum geben können.

Das wäre in rohen Umrissen ein Programm dessen, was von den Werken der Musiker des 19. Jahrhunderts in die Schule gehört. Ich höre schon den Chorus der Zweifler und ihre Einwände. Zwei treten mir da vor allem entgegen: der Mangel an geeigneten Büchern und der Mangel an Zeit. Den ersten Einwand lasse ich gelten, den zweiten nicht. Der Mangel an Büchern ist empfindlich. Ich gebe es zu. Aber bei gutem Willen läßt er sich überwinden. Mühselig ist die Arbeit zwar, dafür trägt sie auch reiche Früchte. Und dann ist es auch wohl nur eine Frage der Zeit, daß irgendein pädagogischer Verlag eine Auswahl aus den Schriften der deutschen Musiker veranstaltet. Ich habe freilich auf meine Anregung hin von Velhagen & Klasing eine ablehnende Antwort bekommen. Aber die Notwendigkeit einer solchen Auswahl ist so groß, daß sie über kurz oder lang doch veranstaltet werden wird. Das ist also nur eine Zeitfrage. — Schwerwiegender ist der zweite Einwand. Es ist natürlich bei der kümmerlichen Zahl von drei Deutschstunden ganz unmöglich, im Rahmen des Deutschunterrichtes das oben entworfene Programm zu verwirklichen. Hier stehen wir wieder vor der entscheidenden Frage nach dem Sinn unserer Schule. Soll sie, wie ich es oben definierte, Zivilisations- oder Kulturschule sein? Darauf kommt es an. Ich meine, die Antwort ist nicht schwer. Gibt man aber zu, daß unsere Schule eine Kulturschule sein soll, dann muß man auch den Mut haben, die Konsequenzen daraus zu ziehen.

Und das heißt? Nun: die Fächer, die nur Wissen vermitteln, treten hinter

1) Gerade jetzt erscheint in Reclam (Nr. 6372/7) eine Biographie Brudners von R. Weß. Das Buch ist mit großer Begeisterung geschrieben und macht den Versuch, auch Laien die einsame Größe Brudners faßlich zu machen.

denen zurück, die Kulturwerte übermitteln. Wie gerne wird der Satz zitiert: non scholae, sed vitae discimus. In der Schule dient er — in unfreiwilliger Ironie — als grammatisches Beispiel für den Dativus commodi. Heute könnte man den Satz etwa so umformen: non scholae, sed universitati discimus, wo universitas gleich technische Hochschule wäre (jedenfalls, soweit Realgymnasien usw. in Betracht kommen). Auch auf die Gefahr hin, mir ein Verdammungsurteil der Mathematiker zuzuziehen, muß ich hier offen sagen, daß die Mathematik einen viel zu großen Raum einnimmt. Ich bin der letzte, ihren absoluten Wert zu bestreiten. Mir handelt es sich hier lediglich darum, daß sie als wertvermittelndes Fach im ethischen Sinne weit hinter dem Deutschen zurücktritt. Die Schule soll doch Persönlichkeiten heranbilden, die ihren Urgrund in der deutschen Kultur haben. Da aber versagt doch die Mathematik völlig. Was sie übermittelt, ist rein intellektuelles Wissen, in vielen Fällen sogar nur eine Unmenge von Formeln. Jedes Abiturientenexamen verrät es wieder: die Schüler sind wie Automaten. Ein Druck, und eine Formel fliegt heraus. Das Ganze ist im Grunde ein mechanisches Herjagen. Ich gehe nicht so weit, den persönlichkeitsbildenden Wert der Mathematik ganz zu leugnen und sie als Kulturfach zu negieren. Das wäre ja sinnlos. Aber ganz genau so sinnlos ist es auch, vier bis sechs Stunden Mathematik gegen drei Deutschstunden zu stellen. Das heißt, die heutige Aufgabe unserer Schule total verkennen. Ich habe die Mathematik deshalb herangezogen, weil mir hier die größte Spannung zwischen Schule und Schulaufgabe zu ruhen scheint. Heute ist es noch so, daß der Junge vollgestopft wird mit einem Berge von Formeln usw., die er so rasch wie möglich vergessen will; aber vom Schaffen unserer großen Meister (mit Ausnahme der Dichter) hat er keine Ahnung. Unbelehrbare wird es freilich immer geben; und dem, der sich nicht überzeugen lassen will, ist eben nicht zu helfen. Es werden immer Leute leben, denen die Kenntnis irgendeines mathematischen Lehrsatzes oder das elegante Ableiten von Formeln wertvoller dünkt als die Einführung in die Lebenswelt deutscher Kultur.

Mir aber ist es keine Frage, daß die Zahl der Deutschstunden verdoppelt werden muß, besonders auf Kosten der Mathematik. Dann kann wirklich Deutschstunde geschrieben werden. In Querschnitten etwa kann in O II die Zeit des Rationalismus behandelt werden, in U I die Zeit der Klassiker (von Beethoven bis Kant), in O I die Romantik und Moderne. Malerei, Dichtkunst, Musik und Wissenschaft erscheinen dann als die Betätigungsfelder deutschen Geistes. Dazu gehören freilich auch Deutschlehrer, die an Dilthey und Hettner (um nur Beispiele zu nennen) den Blick für die Totalität einer Zeit geschult haben und sie dann vor den Schülern erstehen lassen können. Groß ist diese Aufgabe freilich, aber auch reich und lohnend. Wieder erleben wir eine Schicksalsstunde des deutschen Volkes. Der Weltkrieg ist ja nur in eine neue Phase getreten: wir kämpfen heute mehr denn je um unsere Existenz. Eine ganze Wertwelt liegt zertrümmert am Boden, und unserer harret die schwere Aufgabe des Wiederaufbaus. Nicht ein Aufbauen zerstörter Gebiete, sondern ein Wiederaufrichten des deutschen Menschen. Das ist die Aufgabe der Schule: Persönlichkeiten heranzuziehen, die aus der deutschen Kultur ihr Leben saugen, die wieder stolz darauf

sind, Deutscher heißen zu dürfen. Unser armes Deutschland liegt zertrümmert am Boden, besudelt und geschändet von der grinsenden Raubsucht unserer Feinde. Befreit und aufgerichtet werden kann es nur von denen, die es lieben gelernt haben, denen es mehr wert ist als das eigene Leben, von denen, die überzeugt sind, daß es sich ohne die deutsche Kultur nicht lohnt zu leben. Darin liegt heute der Beruf der Schule: unsere werthungsrige verschmachtende Jugend an den reinen Quell deutschen Lebens zu führen. Dann hilft sie auch zu ihrem Teil mit am Wiederaufbau unseres geliebten Vaterlandes!

## Die Schönheit und Weisheit Homers.

Von Professor Julius Stern in Baden-Baden.

Seitdem der berühmte Philologe Fr. A. Wolf am Ausgang des 18. Jahrhunderts die homerischen Dichtungen durch seine unglückselige „Liedertheorie“ zerrissen und ihrer künstlerischen Einheit beraubt hat, stürzte sich die kritische Wissenschaft des ganzen 19. Jahrhunderts mit verbissener „Akrilie“ auf diese Hypothese und zeitigte bis in die Gegenwart viel scharfsinnige und geistvolle Untersuchungen; aber daß das künstlerisch-ästhetische Verständnis für den gewaltigen Prolog der abendländischen Kultur — so hat man mit Recht den Sang Homers genannt — durch diese allzu philologische Forschertätigkeit von Wolf bis Wilamowitz wesentlich gefördert worden sei, darf man füglich bezweifeln. Und doch ist es gerade die unmittelbar sich offenbarende Einheitlichkeit in Kunst und Gesinnung, die den Homer zu einem der Wegbahner europäischer Gesamtkultur gemacht hat, eine Einheitlichkeit, die sich dem unbefangenen, unverbildeten, künstlerischen Empfinden immer wieder aufdrängt. Statt aller Zeugnisse nur zwei gewichtige Stimmen. Schiller schreibt am 27. April 1798: „Ich lese in diesen Tagen den Homer mit einem ganz neuen Vergnügen. . . . Man schwimmt ordentlich in einem poetischen Meere; aus dieser Stimmung fällt man auch in keinem einzigen Punkte, und alles ist ideal bei der sinnlichsten Wahrheit. Ubrigens muß einem, wenn man sich in einige Gesänge hineingelesen hat, der Gedanke an eine rhapsodische Aneinanderreihung und an einen verschiedenen Ursprung notwendig barbarisch vorkommen. Denn die herrliche Kontinuität und Reziprozität des Ganzen und seiner Teile ist eine seiner wirksamsten Schönheiten.“ Und Goethe sagt zu Eckermann 1827: „Wolf hat den Homer zerstört, doch dem Gedichte hat er nichts anhaben können; denn dieses Gedicht hat die Wunderkraft wie die Helden Walkallas, die sich des Morgens in Süde hauen und mittags sich wieder mit heilen Gliedern zu Tische setzen.“ — Es ist an der Zeit, daß man, in Deutschland zumal, dessen Wissenschaft sich besonders die Zerlegung Homers hat angelegen sein lassen, und für dessen Geisteskultur die Dichtung Homers doch grundlegende Bedeutung hat, sich wieder einmal auf die künstlerische und ethische Einheit der homerischen Welt befinnt. In unserer Zeit scheint für die Lösung dieser Aufgabe kaum einer so berufen wie der Dichter Thassilo v. Scheffer.<sup>1-4)</sup>

Er hat zunächst seine Berufeneheit erwiesen durch seine Übersetzungstätigkeit, an die er vor genau elf Jahren nach gewissenhaftester Erwägung der dafür nötigen Grundzüge herantrat. (Vgl. seinen Aufsatz: „Prinzipien einer deutschen Homerübersetzung“ in den Preuß. Jahrb. Bd. 145 [1911] 2. Heft.) Übersetzungen sind zwar immer nur Nothelfer, und es mag wohl im ganzen richtig sein, was der Japaner Akakura in seinem „Buch vom Tee“ (Jahrb. 274) sagt: „Jede Übersetzung ist an sich eine Schändung, und die beste kann nur sein wie die linke Seite eines Brokats: die einzelnen Fäden

1) Homer, Ilias, übers. v. Th. v. Scheffer, 2. Aufl. Berlin, Propyläen-Verlag.

2) Homer, Odyssee, übers. v. Th. v. Scheffer. München 1918, G. Müller, jetzt auch Propyläen-Verlag.

3) Th. v. Scheffer, Die Schönheit Homers. 4<sup>o</sup>. Berlin, Propyläen-Verlag.

4) Th. v. Scheffer, Die homerische Philosophie (Philosophische Reihe 33). München, Rösler & Co.

sind zwar alle vorhanden, es fehlt aber doch die Feinheit von Farbe und Dessin.“ Da aber nun einmal Übersetzungen nicht entbehrt werden können, so ist es ein innig zu begrüßendes Glück, wenn ein solcher Beherrscher der Sprach- und Formkultur, als den sich v. Scheffer in seinen eigenen Dichtungen schon früh erwiesen hat, die Aufgabe übernimmt. Man mag etwa einwenden: Warum soll uns nicht mehr der alte biedere Doh genügen, der unsere Väter und Großväter beglückt hat? Und wenn schon „modernisiert“ werden soll: warum muß es denn gerade der Hexameter sein, warum nicht die Nibelungenstrophe, die Wilamowitz vorschlägt, oder die achtzeilige Stanze, das Versmaß der italienischen Heldendichtung, das Schelling in seiner Odysseeübersetzung angewandt hat? Was gegen alle diese „interessanten“ Versuche zu sagen ist, und warum gerade der antike epische Vers, der seit Goethe zum mindesten gut deutsch geworden ist, allein hierfür gewählt werden darf, das möge man in dem oben genannten Aufsatz v. Scheffers nachlesen. Hier sei nur wieder auf ein Wort Schillers (an W. v. Humboldt über „Reineke Fuchs“) verwiesen: „Mir deucht, daß sich die alten Silbenmaße, wie z. B. der Hexameter, deswegen so gut zur naiven Poesie qualifizieren, weil er ernst und gesetzt einhererschreitet und mit seinem Gegenstand nicht spielt.“ Allerdings müssen es gute Verse sein, wirkliche Hexameter, die nach Rhythmus, natürlichem Takt und musikalischem Klangwert diesen würdigen Namen verdienen. Man kann sich nämlich in Prosa als hervorragenden Sprachbeherrscher und Stilkünstler bewähren und doch bei dem Versuche, in homerischem Versmaße zu dichten, völlig versagen. Das sieht man deutlich, wenn man etwa die Meisterprosa in Thomas Manns „Tod in Venedig“ neben die oft doch recht holperigen Hexameter von demselben Dichters „Gesang vom Kindchen“ hält; und noch bedenklicher wird man den Kopf schütteln über die sogenannten Hexameter in Gerhart Hauptmanns idyllischem Epos „Anna“, eines Dichters, der sich doch im „Kerker von Soana“ und sonst als einen der größten Meister deutscher Prosa erwiesen hat. Es handelt sich hier offenbar nicht nur um eine hohe Kultur der Sprache, wie sie sich etwa seit Goethe und besonders in den letzten Jahrzehnten in Deutschland entwickelt hat, sondern auch um einen besonderen Sinn gerade für diese antikisierende Versform, wie ihn z. B. Goethe in seinem Tierepos, in „Hermann und Dorothea“, in seiner „Achilleis“ und in gelegentlichen Übersetzungsproben offenbarte, und wie ihn v. Scheffer neben seiner Sprachbeherrschung in hohem Maße besitzt. Diese doppelte Befähigung, die sprachlich-stilistische und die rhythmisch-musikalische, hat ihn dazu berufen, unserer Zeit und den kommenden Jahrzehnten die klassische Homerübersetzung zu schaffen. Eine eingehende Würdigung seiner Übersetzungstätigkeit findet sich im „humanistischen Gymnasium“ 1917 S. 47 ff. und 1921 S. 150 ff. von R. Pfeiffer (München). Dort ist auch mit Recht darauf hingewiesen und an Beispielen gezeigt, wie wenig daneben die vielgerühmte Odysseeübersetzung von R. A. Schröder bestehen kann, da sie aus der naiven Schlichtheit des alten Homer etwas romantisch Spielerisches zu machen bestrebt ist. Hier sei nur noch betont, daß die neue Auflage von Scheffers Ilias vielfache Beweise von der unermüdblichen Künstlergewissenhaftigkeit des Dichterübersetzers liefert; an Tausenden von Stellen ist der sprachliche Ausdruck und der Rhythmus wirklich verbessert. So haben wir den deutschen Homer, der überall da, wo aus sprachlichen Gründen das Urbild unzugänglich ist, sei es in der Schule, sei es im Leben, als bester Ersatz dienen mag. Wenn, wie neulich ein feinsinniger Denker schrieb, das Übersetzen gewissermaßen ein Zugastebitten des fremden Geistes im eigenen Sprachgehäuse ist, dann ist v. Scheffers Homer eine Tat edelster Gastfreundschaft im Bezirke der deutschen Sprache.

Aber diese langjährige Versenkung in die Wunderwelt Homers hat den empfindenden Künstlersinn des Dichters v. Scheffer nicht in der bloßen Übersetzungstätigkeit Befriedigung finden lassen. Wer sich mit der vom Wesen des Epos geforderten Sammlung und Hingebung in Homer vertieft — diese Forderung hat W. v. Humboldt in der klassisch schlichten Formel ausgesprochen: „Wer keine Zeit hat, der soll kein Epos lesen!“ —, der gerät unweigerlich in den Bann seiner Schönheit und seines Geistes. So ist es auch v. Scheffer ergangen; und da es hier ein wahrhafter Künstlergeist war, der in den Schönheitsstrom der homerischen Dichtung tauchte, so verdanken wir dieser

Hingabe zwei echte Perlen der Literatur um Homer. Die eine ist das prächtige Buch mit dem schlichten Titel: „Die Schönheit Homers.“ Es wäre verkehrt, es einen ästhetischen Kommentar zu nennen. Wir haben ja zur Ilias wie zur Odyssee „ästhetische“ Kommentare, zu jener von Kammer, zu dieser von Sigler. Aber der erstere ist zu viel kritischer Kommentar, der letztere besitzt zu wenig ästhetische Einfühlungskraft. Hermann Grimms berühmte Vorlesungen über die Ilias sind allerdings aus dem rechten Geiste geboren, beschränken sich aber auf das eine Epos. v. Scheffer dagegen hebt den ganzen Homer in das Licht seiner erklärenden Erläuterung. Er, der Dichter, hat in hohem Maße das Organ für die schöne Form, dies Wort in seiner Oberflächenbedeutung (Vers und Rhythmus) wie in seinem tiefsten Schillerschen Sinne (Gestaltung und Aufbau des dargestellten Stückes Leben) genommen. Und da er sich, abgesehen von geringen Einzelheiten, von dem Einflusse der „wissenschaftlichen“ Ergebnisse freihält, ist hier ein Buch entstanden, das in seiner Art trotz des ungeheuren Umfangs der Homerliteratur einzig ist. Es ist schwer, in Kürze diese besondere, wirklich rein ästhetische oder besser künstlerische Natur des auch äußerlich köstlich ausgestatteten, mit einer Fülle antiker Bildnisse geschmückten Werkes zu umschreiben. Zunächst erhebt vor den entzückten Augen des Lesers ein Bild der Künstlerpersönlichkeit Homers, wie es dem Unbefangenen aus dem Kunstwerke selbst, den beiden Epen, mit klarer Notwendigkeit hervorleuchtet (ähnlich, wie etwa Gustav Landauer das Menschliche Shakespeares aus dessen Dramen und Sonetten hat lebendig werden lassen). Und dann führt v. Scheffer in den von Ilias und Odyssee anknüpfenden Betrachtungen zu den Einzel- und Gesamtschönheiten der Dichtungen hin und läßt sie da, wo sie höchste Vollendung erreichen, in des Dichters eigenem Lichte aufglänzen. Daß für diese unentbehrlichen Proben die Übersetzung des Verfassers verwandt wurde, ist nach dem oben Gesagten selbstverständlich. So treten die Helden der Dichtung in bewegtem Leben vor den Leser hin. (Vielleicht hätte auf den Unterschied der Charakteristik hingedeutet werden sollen, je nach dem der Dichter überlieferte Gestalten der Volks Sage oder frei erfundene Personen [Nestor, Kalchas] auftreten läßt). Der Zusammenhang der Handlung und die Beziehungen der Einzelereignisse, die Wunder der Sprache und des Verses, kurz, die über alle Zeitgrenzen sieghaft lebendige Kunst Homers wird so von verklärendem Lichte bestrahlt.

Aber nicht nur die Kunst, auch das Ethos des am Übergangspunkte zweier Zeiten stehenden Schöpfers der homerischen Gefänge ist dem Verfasser bewußt geworden. Übergangszeiten machen nachdenklich, und Gedankliches drängt sich daher dem tiefer forschenden Sinne auch in Ilias und Odyssee alsbald auf. Der Aufgabe, diesen Weltanschauungsgehalt der Dichtung zu erfassen, ist v. Scheffer in seinem Büchlein von der „homerischen Philosophie“ mit feinem Sinne nachgegangen. Vielleicht hätte er besser einen schlichteren Titel gewählt, so wie für das andere Buch, etwa: „Die Weisheit Homers.“ Denn der unvoreingenommene Leser wird bei einiger Versenkung in die Geschwisterepen Ilias und Odyssee sehr bald erkennen, daß alles, was darin als Gedankengut aufleuchtet, das Ergebnis reicher Lebenserfahrung einer schlichten Menschlichkeit ist, mag der Dichter das Walten der Götter und des Schicksals und das religiöse Verhalten der Menschen oder die Beziehungen der Erdbewohner zueinander in Einzelbegegnungen und im Gemeinschaftsleben in das Sonnenlicht seiner Darstellung rücken. Vielleicht hat v. Scheffer bei der Durchforschung der ethisch-philosophischen Grundlagen der homerischen Dichtung mehr, als gut ist, auf die Ergebnisse der gelehrten Wissenschaft Rücksicht genommen. Aber auch hier bleibt er in der Verarbeitung des Stoffes und insbesondere in der Auffassung vom naiven Religionsleben der homerischen Menschen ein Eigener, dessen fein stillierten Darlegungen zu folgen Genuß und Bereicherung gewährt.

So freuen wir uns denn, daß unter uns einer lebt, der Homeride zu heißen und unter den Homeriden wahrlich nicht als letzter genannt zu werden verdient; ihm danken wir es, daß Schillers Wort von uns wieder in ganz besonderem Sinne ausgesprochen werden kann:

„Und die Sonne Homers, siehe, sie lächelt auch uns!“

## Deutsche Volkskunde II. \*)

Von Friedrich Panzer in Heidelberg.

Die volkstundliche Beschreibung deutschen Landes hat weiter glückliche Fortschritte gemacht. Welch lebhaften Anteil die Öffentlichkeit ihr heute gönnt, zeigt die erfreuliche Tatsache, daß A. Wredes rheinische Volkskunde, deren Erscheinen unser letzter Bericht begrüßt hat, schon eine zweite Auflage erleben durfte.<sup>1)</sup> Die Grundanlage des Buches ist beibehalten, Text, Anmerkungen, Notenbeispiele und die Reihe der trefflichen Abbildungen aber erscheinen so sehr vermehrt, daß der Band fast um die Hälfte gewachsen und zu einer der reichhaltigsten Schilderungen des Volkslebens einer größeren Landschaft geworden ist. — Eine weitere Ergänzung ist ihm dadurch zugefallen, daß sein rühriger Verfasser die Volkskunde der Eifel nun auch in einem besonderen Bande geschrieben hat.<sup>2)</sup> Seine Anlage hält sich an den Aufbau des rheinischen Werkes: die Einleitung unterrichtet über Natur und Geschichte des Landes; Wohnung, Tracht, Glaube, Sitte und Brauch, mündliche Überlieferung und Volksart des in manchem Sinne eigenartigen Gebietes werden eingehend geschildert und in Abbildungen vorgeführt, die freilich nicht ganz so gut und klar herausgekommen sind wie in der Rheinischen Volkskunde. Reiche Anmerkungen und Quellennachweise gestatten Nachprüfung des Gebotenen. — Der lebendigen Verbreitung einer vertieften Kenntnis des rheinischen Landes und seines Volkslebens möchte auch die Rheinlandkunde dienen, deren erster Band uns vorliegt. Sie zieht das ganze Stromgebiet von Basel bis Emmerich in ihren Bereich, soweit es innerhalb der jetzigen Reichsgrenzen liegt, und hat dabei ebenso den Gesamtcharakter dieses Landes im Auge wie das Sonderleben seiner einzelnen, in sich stark abgestuften Landschaften. Eine ganze Reihe von Mitarbeitern bieten eindringliche Bibliographien für die politische, Kunst- und Wirtschaftsgeschichte des Gesamtgebietes (Wenzke, Renard, Jacobsohn), wie Zusammenstellungen für den Niederrhein (Otto), Mittelrhein und Mosel (Kreuzberg), Hessen (Eidmann), Nassau (Wehrhan) und Pfalz (Häberle und Klimm), die alle Seiten der Natur, des geschichtlichen und gegenwärtigen Volkslebens berücksichtigen. Das Werk möchte aber nicht bloß als Bibliographie dienen; es bietet darüber hinaus Anweisung, den Stoff in Vorträgen, bes. der Volkshochschulen, in sinngemäßer Ordnung darzureichen und so für die Erzeugung eines starken Volks- und Heimatgefühls nutzbar zu machen. — Eine so feine als eindringliche Studie über den rheinischen Volkscharakter legt J. Haschagen vor, dem dies Gebiet in den letzten Jahren schon manchen bedeutenden Beitrag schuldig geworden ist.<sup>4)</sup> Die Einflüsse von außen her, aus Frankreich, den Niederlanden, England und besonders dem östlichen Deutschland, die Vormachtstellung der kirchlichen Kultur im Rheinland, neben der eine weltliche nur langsam sich zur Selbständigkeit durchringt, die verschiedenen Stufen der politischen und geistigen Entwicklung werden umsichtig und geistreich geschildert, das Wesen des rheinischen Volkscharakters in der Polarität von Auf- und Abgeschlossenheit gefunden.

Ins rheinisch-westfälische Industriegebiet, dem heute unsere Sorge gilt, leitet uns das Büchlein von E. Reinhard.<sup>5)</sup> Aber freilich nicht die ungeheure indu-

\*) Vgl. Jahrgang 1923, S. 151.

1) Adam Wrede, Rheinische Volkskunde. 2. verb. u. verm. Aufl. Leipzig 1922, Quelle & Meyer. 363 S.

2) Adam Wrede, Eifeler Volkskunde. Bonn 1922, Verl. des Eifelvereins. VII, 200 S. (Aus Natur u. Kultur der Eifel. H. 3/4.)

3) Rheinlandkunde. Ein heimatkundl. Ratgeber f. d. deutschen Länder am Rhein. 1. Bd. Hrsg. v. R. A. Keller. Düsseldorf, A. Bagel. 169 S.

4) Justus Haschagen, Rheinischer Volkscharakter und rheinische Geistesentwicklung. Bonn 1922, Kurt Schroeder. 72 S. (Rhein. Neujahrsblätter. Herausg. vom Institut f. gesch. Landeskunde der Rheinlande a. d. Univ. Bonn.)

5) Ewald Reinhard, Romantische Streifen durch das rheinisch-westfälische Industriegebiet. Dortmund 1919, Gebr. Lenjing. 156 S. m. Abb. (Bücherei f. Heimatfreunde Bd. 2.)

strielle Entwicklung des Landes ist sein Augenmerk. Der Verfasser führt uns vielmehr zu versteckten Schlössern, Kirchen, Abteien, die wie Inseln der Seligen inmitten der Brandung eines von der ausgebildeten Technik aufgepeitschten friedlosen Lebens liegen, und erzählt uns von den fesselnden geschichtlichen Erinnerungen, die an diesen Stätten haften. Mit dem Bochumer Dichter der Jobiade und moderner Lyrik aus dem rauchschwarzen Lande kommt auch Litterargeschichtliches zur Geltung. — Das urwüchsige Bauernleben Westfalens aber, von Justus Möser früh erfaßt, durch die Schilderungen des Oberhofs jedem Deutschen bekannt und teuer, hat durch P. Sartori eine zusammenfassende Darstellung gefunden.<sup>6)</sup> Seine „Westfälische Volkstunde“ beschreibt Land und Volk, und sein Siedlungsweisen, fast etwas zu knapp, Tracht, Sprache und mündliche Überlieferung wie Glauben und Aberglauben eingehender. Fast zwei Drittel des Buches aber füllen Sitte und Brauch, die so gründlich und anziehend geschildert und erklärt werden, wie man es von dem auf diesem Felde besonders heimischen und verdienten Verfasser erwarten durfte. Reichhaltige Anmerkungen belegen und führen weiter. Mit regelmäßigerer Erklärung der mit Recht vielfach eingeflochtenen mundartlichen Ausdrücke und Redensarten dürfte auch dies Buch dem Landfremden mehr entgegenkommen. 16 schöne Tafeln mit Abbildungen sind beigegeben; die Hausanlage hätte wohl auch ein Grundriß veranschaulichen sollen.

Der Lippeschen Volkstunde dient auf eigentümliche Weise K. Wehrhan, indem er den Roman einer englischen Schriftstellerin F. E. Trollope übersezt, der, 1869 erschienen, recht lebendige Schilderungen aus dem lippeschen Volksleben enthält.<sup>7)</sup> Desselben Verfassers unermüdete Feder hat auch die volkstümlichen Überlieferungen gesammelt, die an die Externsteine sich knüpfen.<sup>8)</sup>

Ausführliche Schilderung ist den Landschaften an der unteren Elbe zuteil geworden. Der Kreis Pinneberg bei Altona ist von W. Ehlers in einem umfangreichen Werke hauptsächlich in seiner Geschichte dargestellt.<sup>9)</sup> Kulturgeschichtliches findet dabei eingehendere Berücksichtigung als das im engeren Sinne Volkstümliche, doch wird auch manches über Hausbau und Hausinschriften, über Orts- und Flurnamen mitgeteilt, auch eine Probe der Mundart ist beigefügt. Zahlreiche Bildtafeln unterstützen die Anschauung. — Ein vortreffliches Buch über die Vierlande hat E. Sinder geliefert.<sup>10)</sup> Natur und Geschichte des Landes und seiner Bevölkerung werden eingehend dargestellt, weiter aber eine eindringliche Volkstunde geliefert. Vor allem sind Haus und Hof genau geschildert in allen Teilen und Einrichtungen unter steter Mitteilung der mundartlichen Bezeichnungen. Gruß- und Scheltwörter, Tiernamen, Familiennamen und Ortsbezeichnungen, Redensarten, Hausmarken und -inschriften, die in den Spinnstuben gesungenen Lieder, der Garten und seine Pflanzen, Handel und Fischerei, Sitte und Brauch werden in dankenswerten Mitteilungen geklärt. Treffliche, zum Teil bunte Bilder und die ganze schöne Ausstattung machen das Buch zu einer erfreulichen Erscheinung in dieser trüben Zeit. — Auch die Sammlung prächtiger Aufnahmen von Bauernhäusern, Toren, Stuben, Kirchen und Gärten, die H. von Bederath zusammengetragen und mit Ausführungen eingeleitet hat, die wesentlich den ästhetischen Eindruck des Dorfes und seiner Anlage im Auge haben, entnimmt ihre Beispiele mit Vorliebe dem Umkreis der unteren Elbe.<sup>11)</sup>

6) Paul Sartori, Westfälische Volkstunde. Leipzig 1922, Quelle & Meyer.

7) Karl Wehrhan, Das Küsterhaus. Eine Erzählung aus dem Teutoburger Walde. Nach dem Englischen. Detmold 1921, Meyersche Hofbuchhandlung. 358 S. (Hermannsbücher. Bd. 4.)

8) Karl Wehrhan, Die Externsteine im Teutoburger Lande in Natur, Kunst, Dichtung, Geschichte u. Volksjage. Detmold 1922, Meyersche Hofbuchhandlung. 54 S. mit 2 Abb.

9) Wilhelm Ehlers, Geschichte und Volkstunde des Kreises Pinneberg. Mit 40 Abb. u. 1 Karte. Elmshorn 1922, J. M. Groth. 543 S.

10) Ernst Sinder, Die Vierlande. Beiträge zur Geschichte, Landes- u. Volkstunde Niederjachsens. Hamburg 1922, P. Hartung. 320 S. (Veröffentlichungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. Bd. 3.)

11) Hilde von Bederath, Das niederdeutsche Dorf. Ein Heimatbuch. Braun-



Den sprachlichen und literarischen Belangen des Niederdeutschen dient das Niedersachsenbuch.<sup>12)</sup> Neben zahlreichen Proben niederdeutscher Dichtung, unter denen wir Hermann Böhndorfs köstliche plattdeutsche Erzählung des Märchens von den Bremer Stadtmusikanten besonders hervorheben möchten, stehen Aufsätze über niederdeutsche Dichtung älterer und neuerer Zeit wie über die Verwendung des Plattdeutschen in der Schule. A. Janßen gibt eine literarische Rundschau, die einen fesselnden Überblick gestattet über die so lebendig und blutvoll gewordene niederdeutsche Literatur, die trotz des schmerzlich frühen Verlustes ihrer besten Begabungen wie Stavenhagen und Soß immer wieder erfreuliche Erscheinungen zeitigt.

Aus oberdeutschem Gebiet liegt uns nur ein schmales Heftchen vor, in dem A. Haberlandt die sachliche Volkstunde von Niederösterreich auf engstem Raume übersichtlich und sachkundig behandelt; der mündlichen Volksüberlieferung wird nur mit wenigen Sätzen gedacht. Willkommen ist die schöne Karte mit Mundart- und Siedlungsgrenzen.<sup>13)</sup>

Aus der Vergangenheit deutschen Dorflebens hat viel Seltsames und Sinniges, Lustiges und Trauriges ein Büchlein Joh. Kleinpauls zusammengetragen.<sup>14)</sup> Von Anekdoten und Bräuchen, Mythologischem, dem Rechtsleben vor allem, von der sinnlichen Art des Landvolks sich auszudrücken, seiner Wirtschaft und Wohnung, wird in buntem Durcheinander liebenswürdig und mit guter Laune erzählt, oft auch (bes. im Mythologischen) ein wenig schnell und zuversichtlich gedeutet. — E. Sehrles treffliches Büchlein über deutsche Feste und Bräuche<sup>15)</sup> darf man schon zur zweiten Auflage beglückwünschen. — Derselbe Verfasser hat in einem der Flugblätter der „Badischen Heimat“ die Möglichkeit und Notwendigkeit der Heimatkunde in der Schule eindringlich dargetan, ihre verschiedenen Seiten wie ihre Heranziehung in den verschiedenen Schularten und -fächern umsichtig erläuternd und manche beachtenswerte Anregung im einzelnen austreuend; K. Guenther hat die Ausführungen nach der naturwissenschaftlichen Seite ergänzt.<sup>16)</sup>

Zu einem tiefer und umfassender als gewöhnlich verstandenen Heimatschutz ruft ein Buch von J. K. Niedlich auf.<sup>17)</sup> Sein Verfasser verlangt mit Recht, daß der Heimatschutz sich nicht auf die Erhaltung vereinzelter Denkmäler beschränke. Sein Wesen müsse vielmehr begriffen werden als eine Erziehung zu deutscher Kultur, zu deutschem Ausdruck. Es gilt die Wesenheit zu erkennen, deren Ausdruck die Denkmäler sind und ihre innere Einheit; die aber liegt im deutschen Land und Volk und ihrer Kultur, die getragen werden von Stamm, Gemeinde, Familie und schließlich der Einzelpersönlichkeit: sie also müssen durch Selbst- und Schulerziehung dahin gebracht werden, dies Wesenhafte zu erkennen und zu schätzen. Es wird auch im einzelnen viel Gutes gesagt über diese Erziehungsaufgabe und manche nützliche Anregung ausgestreut, und man wird dem für seine Sache begeisterten Verfasser gerne nachsehen, wenn er besonders in dem zum Unterricht Bemerkten manches einseitig auffaßt. Wie wenig

schweig 1921, G. Westermann. 34 S. mit 78 Bildtafeln. (Hanjische Welt. Herausg. von G. Much. Nr. 3.)

12) Niedersachsenbuch. Ein Jahrbuch für nd. Art. Herausg. für die „Nd. Vereinigung“ von Rich. Hermes. 5. Jahrg. Hamburg 1921, R. Hermes. 152 S.

13) A. Haberlandt, Volkstunde von Niederösterreich. Wien 1921, A. Haase. 16 S. m. Karte. (Heimatkunde von Niederösterreich. Herausg. vom Verein f. Landeskunde von Niederösterreich. Heft. Nr. 12.)

14) Johannes Kleinpaul, Das deutsche Dorf. Rückblicke in die Vergangenheit unserer Heimat und unseres Volkes. M.-Glabbadt 1921, Volksvereins-Verlag. 232 S.

15) Eugen Sehrle, Deutsche Feste u. Volksbräuche. 2. Aufl. Leipzig u. Berlin 1920, B. G. Teubner. 106 S. m. 29 Abb. (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 518.)

16) Eugen Sehrle u. Konrad Guenther, Heimatkunde in der Schule. Karlsruhe 1920, C. F. Müller'sche Hofbuchhandlung. 32 S. (Dom Bodensee zum Main. Heimatflugblätter. Herausg. vom Landesverein Badische Heimat. Nr. 8.)

17) Joachim Kurd Niedlich, Deutscher Heimatschutz als Erziehung zu deutscher Kultur! Die Seele deutscher Wiedergeburt. Herausg. vom Friesenbund. Leipzig 1920, Deutsche Buchhandlung. 215 S.

Übersicht und Zusammenhang aber in diesen Dingen bei uns noch vorhanden ist, das freilich bezeugt auch dies Buch selber wider Willen, da der Verfasser von der notwendigen Erneuerung des Deutschunterrichtes spricht, ohne irgendwelche Kenntnis von der Gesellschaft für deutsche Bildung und ihren Bestrebungen zu verraten.

Zwei Abschnitte aus Hans Meyers „Deutschem Volkstum“ liegen in gefälligen Neudrucken als selbständige Büchlein vor. A. Kirchhoffs vortreffliche Schilderung der deutschen Landschaften und Stämme, die deren kulturelle Erscheinungen geistreich aus den Voraussetzungen ihrer Bodengestaltung ableitet, wird man gerne willkommen heißen. Sie bietet eine Fülle von Einzelheiten und ist auch zu rascher Orientierung im Nachschlagen wohl geeignet.<sup>18)</sup> Auch E. Mogk bietet seinen Aufsatz über die deutschen Sitten und Bräuche in leichter Überarbeitung als Sonderheft dar.<sup>19)</sup>

Aus Rudolf Kleinpauls Nachlaß hat A. Wagner ein Büchlein herausgegeben, das den Kreislauf des Jahres anziehend umplaudert, die Monate, ihre Feste und Bräuche sprachlich und sachlich erklärt.<sup>20)</sup>

Kinderleben und Kinderspiel in Baden hat G. Schläger mit bekannter Kennererschaft erläutert und mit meist ungedruckten Proben aus den Beständen des deutschen Volksliedarchivs belegt.<sup>21)</sup> — Nachwirkungen alter Rechtsbräuche im Kinderspiel hat Frhr. v. Künßberg, dessen lebendiges Verhältnis zur Volkskunde unsern Lesern aus dem Aufsatz im letzten Bande der Zeitschrift bekannt ist, gesammelt und erklärt.<sup>22)</sup>

Die bedeutendste wissenschaftliche Förderung in wichtigen Fragen der Forschung hat die Volkskunde in der Berichtszeit wohl in dem Buche von H. Naumann über die primitive Gemeinschaftskultur erfahren.<sup>23)</sup> Das Buch bietet eine Reihe von Aufsätzen, für deren Einstellung in erster Linie die weitgehende Vereinigung volkstundlicher und völkertundlicher Forschung bezeichnend ist; sie hat den Verfasser vielfach zu bemerkenswerten Ergebnissen geführt. So wird für das Gebiet des Totenglaubens ein „präanimistisches“ Zeitalter der Religion in Anlehnung an Studien von Preuß und Vierkandt einleuchtend verfolgt und durch zahlreiche Überlieferungen aus Sagen, Märchen, Aberglauben und Bräuchen gestützt. In sehr anziehender Weise wird der alte Streit, wie weit Übereinstimmungen in märchenhafter Überlieferung auf übereinstimmender Urzeugung, wie weit auf Entlehnung beruhen müsse, zugunsten weitreichender Möglichkeit des ersteren Falles erörtert. Der Zusammenhang von Tanz und Drama wird verfolgt, die wirklich volksmäßige Dramatik Deutschlands und ihre Entwicklung in beachtenswerter Weise geschieden von der auf ausländischen Einflüssen ruhenden. Bauernhaus und Kornkammer Litauens, sichtlich ein Kriegserlebnis des Verfassers, geben Anlaß, die Entwicklung des deutschen Bauernhauses in eigenartiger Weise darzulegen. Der treffliche Aufsatz über den Bänkelsang, aus dem letzten Bande der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde bekannt, wird wieder abgedruckt. Frau Naumann steuert einen Aufsatz über den aus nordischer Überlieferung geläufigen Glauben an Schutztiere bei. In der Beurteilung aller volkstundlichen Tatsachen leitet den

18) Alfred Kirchhoff, Die deutschen Landschaften u. Stämme. Erneuter Abdruck aus Hans Meyer, „Das deutsche Volkstum“. Leipzig u. Wien 1920, Bibliograph. Institut. 128 S. m. 5 Tafeln Abb.

19) Eugen Mogk, Die deutschen Sitten u. Bräuche. Erneuter Abdruck aus Hans Meyer, „Das deutsche Volkstum“. Leipzig u. Wien 1921, Bibliograph. Institut. 96 S. m. 4 Tafeln Abb.

20) Rudolf Kleinpaul, Das befränzte Jahr. Der Kreislauf des Jahres im Spiegel der Kulturgeschichte. Aus des Verfassers Nachlaß bearb. u. herausg. von Albert Wagner. Berlin u. Leipzig 1920, Ver. wissensch. Verleger. 181 S.

21) G. Schläger, Badisches Kinderleben in Spiel und Reim. Karlsruhe 1921, C. F. Müllersche Hofbuchhandlung. 50 S. (Vom Bodensee zum Main, Nr. 15.)

22) Eberhard Frhr. v. Künßberg, Rechtsbrauch und Kinderspiel. Untersuchungen zur deutschen Rechtsgeschichte und Volkskunde. Heidelberg 1920, C. Winter. 64 S. (Sitzungsber. der Heidelberger Akad. der Wissensch. Phil.-hist. Kl., Jahrg. 1920, 7. Abhandlung.)

23) Hans Naumann, Primitive Gemeinschaftskultur. Beiträge zur Volkskunde u. Mythologie. Jena 1921, Eug. Diederichs. 195 S.

Verfasser die im Eingangsaufsatz dargelegte Überzeugung, daß Volksgut im wesentlichen nichts anderes sei als gesunkenes Kulturgut, aufgenommen und gemodelt von jenem primitiven Gemeinschaftsgeiste, der für die geistige Haltung des Volkes von heute so bestimmend ist wie vor Jahrtausenden. Denn die Masse kennt, ewig gleich, überhaupt keine Entwicklung; „nur Oberschichten zeigen Entwicklung und Fortschritt“.

Was dieser Aufsatz für die verschiedenen Gegenstände volkstündlicher Forschung andeutet, das hat der Verfasser weiter ausgeführt in seinen soeben erschienenen „Grundzügen der deutschen Volkskunde“.<sup>24)</sup> Wir empfehlen nachhaltig das aufmerksame Studium dieses Büchleins. Es hat sich vorgezogen, die romantische Betrachtung der volkstündlichen Überlieferung völlig zu beseitigen zugunsten einer vorurteilslos nüchternen Betrachtung; ihr bleibt als Grundfrage bei jeder Erscheinung nur, ob sie primitives Gemeinschaftsgut oder gesunkenes Kulturgut sei. Ausgezeichnet werden S. 56 ff. das dauernde Wesen des primitiven Gemeinschaftsgeistes und seine Aufierungen geschildert. Alle Bereiche der Volkskunde: Tracht, Hausbau und Siedelung, Feste und Bräuche, Volksdichtung einschließlich des Volkschau- und Puppenspiels, und der Volksbücher werden nun unter den aufgestellten Gesichtspunkten durchmustert, in Ausführungen, die, vielleicht ein wenig einseitig, doch durchaus selbständig, gedanken- und anregungsreich, auch demjenigen Leser lebhaftere Teilnahme abnötigen, der, wie wir es von uns gestehen müssen, dieser Überlieferung gegenüber trotz allem etwas „romantischer“ eingestellt bleibt als der Verfasser, geneigt, dem Volke mehr Aktivität und einen stärkeren Anteil auch an der Erzeugung seiner Überlieferung zuzugestehen als hier geschieht.

Viel Volkbezeichnendes steckt in der Mundart. — H. Schlappinger hat so manches Anziehende aus der Redeweise des niederbairischen Volks zusammengetragen, geordnet und eingehend erläutert.<sup>25)</sup> — Innerhalb der bunten Sammlung lipplischer Mundartwörter und Redensarten von K. Biegemann<sup>26)</sup> sind auch etliche Kinderlieder mitgeteilt. — Von F. Schön's Geschichte der deutschen Mundartdichtung liegt der zweite Teil vor, der die Zeit von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis zur Gegenwart umfaßt. Sein Verdienst liegt wesentlich in der Sammlung des zerstreuten Stoffes.

R. Kleinpauls Büchlein über deutsche Personennamen hat H. Naumann neubearbeitet<sup>28)</sup>; es bietet einen sehr reichen Stoff in zuverlässiger Deutung und läßt sich aufs unterhaltendste. — Mehrfach sind Ortsnamen in Randgebieten mit volkstündlich interessanten Ergebnissen behandelt. W. Kaspers mustert aufs neue die Namen auf — acum, die ähnlich wie die — weiler-Namen nur innerhalb des Eimes sich finden. Sie gehen aus von keltischen Einzelsiedlungen, wo das Suffix sich an gallische Personennamen schließt. Die Namengebung bleibt dann, auch mit römischen und germanischen Personennamen, lebendig von vorcäsarischer Zeit bis zur fränkischen Landnahme am Rhein und in Gallien; je früher das Land germanisiert wurde, um so weniger Spuren haben sie hinterlassen. Die heute noch bestehenden liegen an Römerstraßen, wo sie sich zu größeren Siedlungen entwickelten; sonst sind sie vielfach durch -hofen, -weiler und -ingen-Namen verdrängt. — Wenn diese Arbeit

24) Hans Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde. Leipzig 1922, Quelle & Meyer. 158 S. (Wissenschaft u. Bildung 181.)

25) Hans Schlappinger, Bilder und Vergleiche im Munde des niederbayer. Volkes. Wissensch. Beil. 3. Jahresber. des Gym. Ludwigshafen a. Rh. 1919/20. 30 S.

26) Karl Biegemann, Plattdeutsche in Lippe gang und gebe Redensarten, Redewendungen, Sprichwörter usw. Detmold 1920, Meyersche Hofbuchhandlung. 71 S.

27) Friedrich Schön, Geschichte der deutschen Mundartdichtung. 2. Teil: Die nieder- u. oberdeutsche Mundartdichtung von der Zeit der niederdeutschen Klassiker bis zur Gegenwart. Freiburg i. Br. 1921, F. E. Schönsfeld. 130 S.

28) Rudolf Kleinpaul, Die deutschen Personennamen, ihre Entstehung und Bedeutung. 2. Aufl. Neu bearb. v. Hans Naumann. 127 S. Berlin u. Leipzig, Vereinigung wissenschaftl. Verleger. (Sammlung Götschen 427.)

29) Wilhelm Kaspers Die — acum — Ortsnamen des Rheinlandes. Ein Beitrag zur älteren Siedlungsgeschichte. Halle 1921, M. Niemeyer. 41 S.

vom Siedlungsgeschichtlichen ausgeht, das Sprachgeschichtliche beiseite lassend, so legt E. Sandbach Lautverhältnisse und Wortbildung in den Schönhengster Ortsnamen sehr genau dar; hier und im Wörterbuche fesselt am meisten das ständige Neben- und Durcheinander von Deutsch und Tschechisch.<sup>30)</sup> Eine seltsame Einkapselung des Philologen bedeutet es, wenn im Buche kein Wort verloren wird über die allgemeinen Verhältnisse der Sprachinsel, Wesen und Geschichte ihrer Besiedlung, aus der und für die sich doch erst ein wirkliches Urteil und Interesse für das Vorgetragene ergibt. — G. Gerullis hat die preußischen Ortsnamen nicht minder sorgfältig behandelt.<sup>31)</sup> Er sammelt in einem alphabetischen Verzeichnis aus gedruckten und handschriftlichen Quellen alle Namen bis 1525 (d. h. bis zu der Zeit, wo sie ohne zu große Veränderung noch einigermaßen in der preußischen Urform zu erfassen sind), stellt die Ergebnisse grammatischer Prüfung zusammen und gibt eine eingehende Übersicht der Bildungsweisen. Auch hier ist anziehend zu sehen, wie die Namen von den Deutschen wiedergegeben werden: entweder festgehalten oder übersetzt oder durch Volksetymologie verändert oder auch durch deutsche verdrängt, die sprachlich gar nicht mit den preußischen zusammenhängen. Innerhalb der grammatischen Ausführungen fesselt die Vermutung, daß die preußische Diphthongierung von  $i > ei$ ,  $ü > ou$ , die Änderung von  $s > š$  aus dem Deutschen stamme.

Vielfältige Behandlung haben die Straßennamen gefunden. Eine musterhaft klare, auf die Teilnahme weiter Kreise berechnete Zusammenstellung der heutigen Straßennamen Basels hat Siegfried gegeben und das einzelne geschichtlich erklärt<sup>32)</sup>; für eine alte bedeutende Stadt übersieht man hier unter einem den gegenwärtigen Bestand — denn auch die neuesten Namen sind einbezogen — und seine geschichtliche Entwicklung. — Die, wie die anmutige Harzstadt selber, alten und fesselnden Straßennamen Wernigerodes hat W. Grosse erklärt<sup>33)</sup>; für die plattdeutschen Straßennamen Hamburgs, die R. Schnitger bespricht<sup>34)</sup>, hätte eindringlichere sprachliche Forschung wohl manches Dunkel lichten können. — Auch E. Voldmann hat den sehr reichen Stoff zur Geschichte unseres alten Gewerbes, Handels und Verkehrs, den sein umfangreiches Werk<sup>35)</sup> fleißig und umsichtig gesammelt und überwiegend auch sprachlich richtig erläutert hat, vielfach den alten Straßennamen entnehmen können, die viel sonst Versunkenes aus diesem Bereiche bis in die Gegenwart bewahren. Den Literaturgeschichten fesseln an dem Buche wohl am meisten die Abschnitte über das Schreib-, Buch- und Druckgewerbe und die Zusammenstellungen über die unehrlichen Gewerbe und das fahrende Volk. — Th. Memminger hat neben den Straßen und Straßennamen auch die Häuser Würzburgs und ihre Namen behandelt.<sup>36)</sup> Die Erläuterungen der alphabetisch geordneten Bezeichnungen wachsen sich öfter zu kleinen Abhandlungen aus, in denen die Stadtgeschichte sehr lebendig wird. Der Verfasser ist kein Philologe und darum im Sprachlichen ohne Selbständigkeit; die geschichtlichen Daten sind hoffentlich zuverlässiger als etwa die Angabe über das Todesjahr Friedrichs des Katholischen bei

30) Edmund Sandbach, Die Schönhengster Ortsnamen, Lautlehre, Wortbildungslehre und Etymologie. Heidelberg 1922, C. Winter. 137 S. (Slavica herausg. von M. Murko, 6. Bd.)

31) Georg Gerullis, Die altpreußischen Ortsnamen gesammelt und sprachlich behandelt. Berlin u. Leipzig 1922, Ver. wissenschaftl. Verleger. 286 S.

32) Paul Siegfried, Basels Straßennamen. Basel 1921, Helbing & Lichtenhahn. 105 S.

33) Walther Grosse, Was die Wernigeroder Straßennamen erzählen o. Ö. u. J. 24 S. (Schriften des Wernigeroder Geschichtsvereins. Heft 3.)

34) C. Rud. Schnitger, Plattdeutsche Straßennamen in Hamburg, geschichtlich und sprachlich erläutert. Hamburg 1922, Quikborn-Verlag. 70 S. (Quikborn-Bücher 7. Bd.)

35) Erwin Voldmann, Alte Gewerbe und Gewerbegeassen. Deutsche Berufs-, Handwerks- u. Wirtschaftsgegeschichte älterer Zeit. Würzburg 1921, Gebr. Memminger. 354 Seiten.

36) Thomas Memminger, Würzburgs Straßen und Bauten. Ein Beitrag zur Heimatskunde. 2. verb. u. verm. Aufl. Würzburg 1921, Gebr. Memminger. 431 S.

Besprechung Walthers S. 385. Gern hätte man auch die urkundlichen Formen der Namen mit den Jahreszahlen beigebracht, die Methoden der Benennung in alter und neuerer Zeit zusammenfassend erläutert gesehen, überhaupt dem umfangreichen, stofflich so anziehenden Werk kritischere, wissenschaftlichere Anlage gewünscht. — Welch bedeutsame Kultur die liebliche Stadt durch alle Jahrhunderte in ihren Mauern hegte, zeigten eben auch die fünf Vorträge von J. S. Abert.<sup>37)</sup> Allenthalben an die heute noch so reichen Denkmäler Würzburgs anknüpfend, eine Fülle von Einzelheiten geschickt zusammenfassend, zeichnen sie ungewöhnlich lebendige und farbige Bilder aus der Geschichte der Stadt.

Die Hausmarken und Steinmehzeichen von Hildesheim hat L. Zeppenfeldt zusammengestellt und mit Erläuterungen versehen, denen Grohnes zusammenfassende Darstellung unbekannt geblieben scheint.<sup>38)</sup> — Das Hakenkreuz hat durch die Bedeutung, die es als Symbol politischer Überzeugungen und Leidenschaften in der Gegenwart gewonnen hat, auch vielfach zu geschichtlichen Erörterungen herausgefordert. Neben der kurzen Skizze von Mogk<sup>39)</sup> liegt uns die eindringliche Darstellung von J. Lechler<sup>40)</sup> vor. Durch archäologische Betrachtungen sucht er festzustellen, daß das Zeichen von einem bestimmten Punkte aus durch Wanderung sich verbreitet haben müsse. Um 3000 v. Chr. taucht es zuerst in Siebenbürgen auf, gleichzeitig oder wenig später auch in der zweiten Stadt von Troja und verbreitet sich von da in einem östlichen und westlichen Strom fast über die ganze Erde; nur dem semitischen Kulturkreis scheint es fremd geblieben. Bei den Germanen zeigt es sich zuerst in der Bronzezeit noch vor 1000 v. Chr., verschwindet dann wieder und erscheint erst um Christi Geburt wieder in Gebrauch. Das Zeichen als solches wird, unter Ablehnung anderer Deutungen, aus dem alten Sonnensymbol, dem Rad mit vier Speichen, abgeleitet. Die heutige Verwendung unter uns bahnt sich im Anfang des 19. Jahrhunderts an; vielfach an den Tag gebrachte germanische Funde aus römischer Zeit ließen das Zeichen damals als ausgesprochen germanisch erscheinen. So hat auch F. L. Jahn sich seiner als Zeichen für seine Turnerei bemächtigt.

Ins mythologische Gebiet führen uns die Bücher von Marzell und Clemen. G. Marzell<sup>41)</sup> hat eine deutsche „Volksbotanik“ geschrieben, in der er die verschiedenen Funktionen und Ausdeutungen der Pflanzenwelt im Volke als bewährtester Kenner dieses Gebietes sehr anregend schildert. Daß er entgegen den bisher üblichen Versuchen ähnlicher Art den systematischen Aufbau seiner Darstellung aus dem Volkstümlichen genommen hat, nicht von der naturwissenschaftlichen Systematik ausging, verleiht seinem Buche besonderen Wert. — C. Clemen<sup>42)</sup> gibt in klarer und fesselnder Darstellung eine Schilderung deutschen Volksglaubens und der Volksbräuche, die auf solchem Glauben ruhen. Indem das Schwergewicht durchaus auf den religiösen Grund gelegt wird, aus dem die bunte Mannigfaltigkeit heute nach ihrem Wesen vielfach nicht mehr verstandener Bräuche erwuchs, ist eine sehr innerliche Durchdringung des Stoffes gegeben, die das Büchlein besonders lesenswert macht. — Die weiten religiösen Zusammenhänge, die hier in Frage kommen, hat K. Beths Büchlein<sup>43)</sup> darzulegen unternommen, das eine sehr willkommene Einführung in die vergleichende

37) Josef Friedrich Abert, Aus Würzburgs Vergangenheit. Sieben Jahrhunderte Würzburger Geschichte. Würzburg 1922, Gebr. Memminger. 93 S.

38) Luise Zeppenfeldt, Hildesheimer Hausmarken u. Steinmehzeichen. Hamburg 1921, Zentralstelle f. wissensch. Familiengeschichte. 16 S. u. 1 Tafel.

39) Eugen Mogk, Über Runen u. Hakenkreuze. Leipzig 1921, Verlag des Ritters vom Hakenkreuz. 7 S.

40) Jörg Lechler, Vom Hakenkreuz. Leipzig 1920, C. Kabitzsch. 27 S. mit 36 Tafeln. (Vorzeit, herausg. v. H. Hahn.)

41) Heinrich Marzell, Die heimische Pflanzenwelt im Volksbrauch u. Volksglauben. Leipzig 1922, Quelle & Meyer. (Wissenschaft u. Bildung 177.) 133 S.

42) Carl Clemen, Deutscher Volksglaube und Volksbrauch. Bielefeld u. Leipzig 1921, Velhagen & Klasing. (Die Bucherei der Volkshochschule 23.) 87 S.

43) Karl Beth, Einführung in die vergleichende Religionsgeschichte. Leipzig 1920, B. G. Teubner. (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 658.) 125 S.

Religionsgeschichte bietet. In klaren Ausführungen gibt es eine Darlegung des Wesens des Religiösen, seiner wechselnden Erscheinungsformen und Stufen, seiner Auswirkung im Kult, religiösen Bräuchen und religiösem Leben, in kodifizierter Religion und Weltanschauung. — In weitgehendem Maße hat auch E. Mogk<sup>44)</sup>, unermüdet in immer neuer Gestaltung oft versuchter Darstellung germanischer Religion, die allgemeine Religionsgeschichte in der stark umgearbeiteten Neuauflage seines Götchenbändchens herangezogen. Germanischer Glaube und Kult werden so auf breiter Unterlage entwickelt; das Büchlein bietet auf engstem Raum eine sehr umfassende und vertiefte Darstellung des religiösen Lebens unserer Vorzeit. — Das Buch von P. Riedel<sup>45)</sup> hat vieles über heute noch in Deutschland lebendigen Aberglauben zusammengetragen; wissenschaftliche Ansprüche kann es nicht erheben. — Zum fesselnden Vorwurf von den drei Nornen hat J. Rühfel in einem schön ausgestatteten Büchlein<sup>46)</sup> mit warmer Begeisterung viel volkstümlichen und ortsgeschichtlichen Stoff, zum Teil auf Grund eigener Sammlung, namentlich im bairisch-schwäbischen Grenzgebiet zusammengebracht und eingehend besprochen. Die Darstellung ist leider nicht so klar, die Kritik nicht so eindringlich und aus sicherer Beherrschung der mancherlei Gesichtspunkte und Kenntnisse geführt, die für die Beurteilung dieser sehr schwierigen Überlieferung in Frage kommen, daß man saubere und gesicherte Ergebnisse in der Hand hielt.

Ein sehr interessantes Buch hat E. Jung geliefert.<sup>47)</sup> Es prüft die wichtige Frage, wieweit in dem, was uns an Werken der bildenden Kunst aus Vorzeit und Mittelalter übriggeblieben ist, germanische Götter- und Helden Sage oder wenigstens Glaubensvorstellungen unserer heidnischen Vorzeit enthalten seien. Dies Buch mußte einmal geschrieben werden, und man darf dem Verfasser das Zeugnis ausstellen, daß er an seine Arbeit gegangen ist auf Grund guter Kenntnis der einschlägigen Literatur, vor allem aber genauer Kenntnis der reichen und sehr verstreuten Denkmäler, die für seinen Gesichtspunkt in Frage kommen konnten. Er hat, was bei den mangelhaften Beschreibungen und Abbildungen dieser für den Kunstgeschichtler vielfach wenig anziehenden Denkmäler sehr wichtig ist, fast alles selbst gesehen, und sein Spürsinn konnte den bekannteren Stoff hier und da um Entlegenes vermehren. Seine stark weltanschaulich begründete und darum vielfach über den engeren Gegenstand hinausweisende Darstellung sucht beredt den Kreis der bodenständig deutschen Gedanken in diesen Dingen möglichst weit zu ziehen. Wir gestehen (ohne es hier näher begründen zu können), daß wir vielfach nicht imstande sind, dem Verfasser bei seinen Deutungen zu folgen, bekennen aber dankbar manche Anregung von ihm empfangen zu haben und empfehlen das Buch, das mit zahlreichen teilweise recht guten und immer anziehenden Abbildungen ausgestattet ist, sorgsamer kritischer Würdigung.

Die bedeutendste wissenschaftliche Leistung auf mythologischem Gebiet, die uns diesmal vorliegt, ist G. Nedels Buch über den Baldermythos.<sup>48)</sup> Nedel hat dem sooft behandelten Stoffe noch einmal eine ganz neue Seite abzugewinnen verstanden. Nichts Geringeres wird hier zu erweisen versucht, als daß auch hier Orient und Okzident nicht mehr zu trennen seien, die Balderfabel letzten Endes aus fernstem Morgenlande stamme. Bis in die babylonische Überlieferung werden ihre Wurzeln zurückverfolgt. Ein wandernder germanischer Sänger hätte bei pontischen oder Donau-

44) Eugen Mogk, Germanische Religionsgeschichte u. Mythologie. 2. umgearb. Aufl. Berlin u. Leipzig 1921, Ver. wissenschaftl. Verleger. 144 S. (Sammlung Götchen 15.)

45) P. Riedel, Aberglaube und Zauberwahn im heutigen Deutschland. Langensalza 1920, Wendt & Klauwell. 173 S.

46) Josef Rühfel, Die drei Nornen. Ein Beitrag zur german. Mythologie mit bes. Berücksichtigung süddeutscher Überlieferungen. Dresden 1920, Verl. Aurora. 148 Seiten.

47) Erich Jung, Germanische Götter und Helden in christlicher Zeit. Beiträge zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Geistesform. München 1922, J. F. Lehmann. 393 Seiten.

48) Gustav Nedel, Die Überlieferungen vom Gotte Balder. Dargestellt und vergleichend untersucht. Dortmund 1920, Fr. W. Ruhfus. 265 S.

goten die mythische Atys- und Ischtarfabel aus thrakischem Munde aufgenommen und an südskandinavischen Fürstenhöfen in Liedern gestaltet, die, in den Stil des germanischen Heldenliedes gekleidet und früh mit germanischem Stoff verjagt, bald Ruhm und Verbreitung gewannen. Man sieht: die archäologische Forschung der letzten Jahrzehnte, vor allem Salins, hat solchen Gedanken die Bahnen bereitet. Das Buch zeigt alle Vorzüge Nedelscher Art, die sicherste Kenntnis germanischer Überlieferung, ihres Wesens und ihrer Form, eindringliche Quellenkritik, große wissenschaftliche Energie, die hier vorzüglich in weitgehender Heranziehung auß germanischer, antiker und orientalischer Überlieferung sich auswirkt. Weite Ausblicke öffnen sich, manches unerwartete Licht leuchtet blendend auf, mit großer Kühnheit werden Fäden hin und her gesponnen, germanische Heldendichtung über vorausgesetzte thrakische Lieder hin mit homerischer Kunst in geschichtliche Verbindung gebracht. Dem Leser schwindelt wohl oft ein wenig bei diesem Schreiten und Springen über weite Klüfte, über Völker und Zeiten; er sieht die Überlieferungen auf beiden Seiten nicht selten stark aus- und umgedeutet, bis sich die einleuchtende Beziehung ergibt; tausend Bedenken schließen an das Buch sich an. Die künftige Forschung wird ohne Zweifel noch einiges Wasser in seinen starken Wein gießen, manches an den Aufstellungen des Verfassers zurechtzurücken haben und ihm doch dankbar bleiben für die neuen und sicher fruchtbaren Gesichtspunkte, die er ihr geschenkt hat.

## Literaturbericht 1922/23.

### Deutsche Romantik.

Von Rudolf Unger in Königsberg.

Von synthetischen Darstellungen des Gesamtgebietes oder großer Ausschnitte desselben liegen mir diesmal — im Gegensatz zur reichen Ausbeute des Vorjahres — nur wenige vor. Und unter ihnen ist nur eine, die als Gesamtdarstellung höheren Stils bezeichnet werden kann.

Es ist dies das Buch von Georg Stefanstyn, „Das Wesen der deutschen Romantik. Kritische Studien zu ihrer Geschichte“<sup>1)</sup>, einer Prager Dissertation aus der Schule August Sauers, dem auch die Widmung der Arbeit gilt. Der bereits durch eine weitausblickende Studie über Kleists Beziehungen zu Burle und Adam Müller („Ein neuer Weg zu Kleist“, Euphorion 23, 639 ff.) bekannt gewordene Verfasser ist, wie die „Nachschrift“ besagt, ursprünglich von biologischen und medizinischen Studien ausgegangen, was sich einerseits in der eingehenden Würdigung der Bedeutung der Naturwissenschaften für die literarische Entwicklung geltend macht, andererseits, und vor allem in einer starken Betonung des ethnologischen Faktors, die an Sauers und Naders Theorie vom Gegensatz der Alt- und Neustämme und seiner Auswirkung in die deutsche Geistesgeschichte anknüpft. Stefanstyns Versuch hat es nun nicht sowohl auf eine phänomenologische Wesensschau Husserlscher Prägung abgesehen, wie sie Max Deutscher für das Romantische im übernationalen und — wenigstens dem Prinzip nach — auch überzeitlichen Sinne angestellt hat (Das Wesen des Romantischen, Cöthen 1921), obwohl er sich dieser Betrachtungsweise gelegentlich annähert. In der Hauptsache vielmehr gewinnt er die Grundzüge der romantischen „Denkform“, wie er die, seiner Auffassung nach letzten Endes naturhaft bestimmte geistige Konstitution der Romantiker etwas zu intellektualistisch nennt, aus induktiver Beobachtung der Einzelercheinungen. Und zwar einerseits durch literarkritische und philosophiegeschichtliche Analyse, andererseits durch solche der kunsttheoretischen Gedanken und der Ausdrucksformen der Dichtung wie der Bild- und Tonkunst. Ein reichhaltiges Literaturverzeichnis beschließt das zum Teil ein wenig abstrakt gehaltene Buch, das von einem vielseitig gebildeten,

1) Herausgegeben mit Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Stuttgart 1923, J. B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung. 324 S.

durch die moderne Forschung mannigfach angeregten, ernsthaft ringenden Geiste Zeugnis ablegt.

Ganz anderer Art ist die Gesamtdarstellung, die Alois Stockmann S. J., in Fortsetzung seiner 1921 erschienenen „Deutschen Romantik“, die wesentlich den älteren Vertretern dieser Richtung gewidmet war, von der „Jüngeren Romantik“ entwirft.<sup>2)</sup> Nach einigen einleitenden aphoristischen Bemerkungen nämlich über die Eigenart der jüngeren Romantik und ihre äußeren und inneren Beziehungen zur älteren, Jenenfer, sowie über die befreundeten Kreise der Brüder Grimm, Eichendorffs, der Schwäbischen, Wiener, bayerischen und norddeutschen Gesinnungsgenossen, behandelt er in äußerlichem Nebeneinander Clemens Brentano, Arnim, Bettina und Görres, und zwar ersteren in solcher Breite, daß die Hälfte des ganzen Bandes dadurch gefüllt wird. Auf diese Weise wird das Buch fast zu einer Brentano-Monographie — mit einigen Ausblicken auf die literarhistorische Umgebung —, die wir aber doch in Diel-Kreitens Wert, und dazu ebenfalls vom streng konfessionellen Standpunkt, bereits besitzen. Die dringende Forderung einer wahrhaft wissenschaftlichen, von innen her vereinheitlichten Darstellung seines Gegenstandes vermag daher Stockmanns Versuch nicht zu befriedigen: und um so weniger, als er doch wesentlich stofflich gehalten ist. Immerhin enthält namentlich das Brentanokapitel manches Ergebnis eigener und überhaupt fleißige Verwertung neuerer Forschungen, und die Bibliographie ist sorgfältig bis zur Gegenwart fortgeführt.

Eine willkommene Ergänzung dazu, aber auch als selbständige Darstellung der interessantesten Entwicklungsphase der jüngeren Romantik von Wert ist die wesentlich lokalgeschichtlich orientierte Schrift von Herbert Levin, „Die Heidelberger Romantik“.<sup>3)</sup> Auf Grund der gesamten Forschung, aber auch eigener Spezialstudien des Verfassers und unter fortlaufender Quellenbelegung unter dem Text ziehen hier das Leben und Schaffen der Freunde Brentano, Arnim und Görres in den Heidelberger Jahren, die Gründung ihrer Einsiedlerzeltung und die sich daran schließenden Beziehungen und Fehden, speziell auch ihr Verhältnis zu den Heidelbergschen Jahrbüchern, endlich die Wirksamkeit der Boissersés in der Neckarstadt in ansprechenden Schilderungen an uns vorüber. Vier bildliche Darstellungen der historischen Stätten und ein Plan des alten Heidelberg kommen dabei der Anschauung dankenswert zu Hilfe.

Zwei Monographien gelten Einzelproblemen oder „Problemkreisen“, die aber mehr oder minder die gesamte Romantik angehen. Zwar Philipp Lersch beschränkt sich in seiner Studie „Der Traum in der deutschen Romantik“<sup>4)</sup> auf die ältere Romantik, sieht sich aber doch veranlaßt, wenigstens noch den wichtigsten Traumtheoretiker der romantischen Folgezeit, Gotthilf Heinrich Schubert, hinzuzunehmen, da sich das Thema, angesichts seiner Bedeutung für das romantische Denken und Schaffen im ganzen, eigentlich nicht zeitlich teilen läßt. Was die Schrift bietet, ist wesentlich eine brauchbare Zusammenstellung des Bekannten — das Traumhafte in Weltauffassung und Lebensgefühl der Romantiker; der Traum in ihrer poetischen Theorie und Praxis —, die, nach der Breite wie der Tiefendimension, nur als Vorarbeit zu eigentlich wissenschaftlicher Förderung des Problemkreises gelten kann. — Dagegen leistet solide und sehr dankenswerte Forscherarbeit Marianne Thalmann in ihrer Untersuchung „Der Trivialroman des 18. Jahrhunderts und der romantische Roman“.<sup>5)</sup> Zum Teil anknüpfend an Gesichtspunkte, die zuerst S. J. Schneider für die Vorgeschichte der Romantik fruchtbar gemacht hat (Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts, 1909), aber in anderer metho-

2) Die jüngere Romantik (Brentano, Arnim, Bettina, Görres). Mit einem bibliographischen Anhang und zwei Bildern. München 1923, Verlag Parcus & C. 335 S.

3) Preisschrift der Corps-Suevia-Stiftung der Universität Heidelberg. München 1922, Verlag Parcus & Co. 153 S.

4) München 1923, Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber. 68 S.

5) Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der Geheimbundsmythik. Germanische Studien, herausg. von G. Ebering, Heft 24. Berlin 1923, Verlag von Emil Ebering. 327 Seiten.



dieser Einstellung, gibt die Verfasserin jetzt gewissermaßen die literargeschichtlichen Voraussetzungen zu ihrer 1919 in Munders Forschungen, Bd. 53, erschienenen (Wiener) Dissertation „Probleme der Dämonie in L. Tiecks Schriften“, insbesondere zu deren letztem Kapitel: Tieck und die Modeliteratur. Nur daß ihre sorgfältige Inventarisierung der Motive des Trivialromans des späteren 18. Jahrhunderts und des mit diesem noch in Verbindung stehenden Kunstromans (Wieland, Goethe, Schiller, Hippel, Jung-Stilling) in Hinblick auf die entsprechenden Motiventriebe des romantischen Romans einen wertvollen Beitrag zur Genesis und Inhaltsanalyse nicht allein von Tiecks Romandichtung, sondern derjenigen der Romantik überhaupt bietet. Freilich wäre in diesem Sinne noch eine weitere geistesgeschichtliche Auswertung und Vertiefung ihrer Ergebnisse wünschenswert, als sie das letzte, etwas allzu aphoristische Kapitel bietet.

Wenden wir uns den einzelnen Vertretern der Romantik zu, so gelten — bezeichnenderweise für seine immer noch im Wachsen begriffene Schätzung — die zahlreichsten der vorliegenden Veröffentlichungen dem neuerdings vor allem durch die George-Schule auf den Schild erhobenen Hölderlin. An erster Stelle sind hier die zwei in den letzten Jahren neuer erschienenen Bände der großen historisch-kritischen Ausgabe der Werke und Briefe Hölderlins zu nennen, die Franz Zinkernagel im Insel-Verlag herausgibt.<sup>6)</sup> Dem 1921 herausgekommenen vierten Bande, der die Briefe Hölderlins von 1785—1804, 218 an Zahl, enthält und als Beilagen die Nachbildung der Büste Diotimas von Ohmacht und ein Facsimile des Briefes an Schiller vom 20. Juni 1797 bringt, ist 1922 der erste gefolgt, die Gedichte umfassend, die nach ihrer äußeren Form angeordnet sind, wobei jedoch die Jugendgedichte in einem Anhang vereinigt wurden, mit Beigabe des Jugendbildes des Dichters von Hiemer und des Facsimiles eines Gedichtanfanges. Eine schöne, zugleich warme und besonnene Charakteristik Hölderlins und seines Schaffens durch den Herausgeber leitet den Band und damit die Gesamtausgabe würdig ein. Aber die letztere wird natürlich zusammenfassend erst zu sprechen sein, wenn sie — in hoffentlich nicht ferner Frist — mit dem fünften Bande vollendet vorliegen wird.

Von den beiden vorliegenden Gesamtwürdigungen des Dichters gibt die Gustav Landauers, „Friedrich Hölderlin in seinen Gedichten“<sup>7)</sup>, einen Vortrag wieder, den der bekannte Essayist und Politiker im März 1916 zu Berlin innerhalb eines Zyklus, „Himmliche und irdische Liebe in Dichtungen Goethes und der Romantiker“ gehalten hat. Er läßt vor allem die Töne innerer Verbundenheit des Dichters mit seinem Volke in Hölderlins Epik aufklingen. — Ludwig von Pigenot dagegen, der Nachfolger Norbert von Hellingsraths als Herausgeber der sämtlichen Werke des Dichters (mit Friedrich Seebach), sucht in seinem „Hölderlin, Das Wesen und die Schau“<sup>8)</sup> in die Tiefen der Persönlichkeit und ihrer Dichtungswelt vorzudringen und findet in den Abschnitten „Der metaphysische Grund“, „Hellas“ und „Künstler und Werk“ allerdings Gedanken und Formulierungen, so über Hölderlins wahres Verhältnis zum Hellenentum — im Gegensatz zu dem Goethes — über das „Orphische“ in ihm u. a., die meines Erachtens zum besten gehören, was bis jetzt über Hölderlin gesagt worden ist.

Einen hübschen biographischen Beitrag zur Hölderlinforschung bietet Walter Bezendörfer, Repetent am Tübinger Stift, in der Schrift „Hölderlins Studienjahre im Tübinger Stift“<sup>9)</sup>, die auf Grund der gesamten Literatur und eigener Lokal-forschung und -anschauung Julius Klaibers ältere Darstellung (Hölderlin, Hegel und Schelling in ihren schwäbischen Jugendjahren, 1877) mannigfach ergänzt und das Stift als solches in der damaligen Zeit wie Hölderlins Leben darin nach Seite seiner mensch-

6) Friedrich Hölderlins Sämtliche Werke und Brief in fünf Bänden. Kritisch-historische Ausgabe von Franz Zinkernagel. Leipzig 1921, Inselverlag. Bd. I (Gedichte), XLII u. 503 S., 1922, u. Bd. IV (Briefe), 547 S.

7) Potsdam 1922, Gustav Kiepenheuer. 53 S.

8) Ein Versuch. München 1923, Hugo Bruckmann. 166 S.

9) Heilbronn 1922, Eugen Salzer. 138 S.

lichen und geistigen Entwicklung anziehend und pietätvoll schildert. — Nach anderer Richtung dankbar begrüßt werden darf die sorgfältige „Hölderlin-Bibliographie“<sup>10)</sup> des um das literarische Nachleben des Dichters bereits mehrfach verdienten Friedrich Seebaß. Sie enthält ein, annähernde Vollständigkeit bis auf die neueste periodische Literatur wenigstens erstrebendes Verzeichnis 1. der Drucke der Werke und Briefe, 2. der Gesamtliteratur an Aufsätzen über den Dichter, 3. der bildlichen, dichterischen und musikalischen Darstellungen Hölderlins; und endlich 4. der Berichte über Denkmäler und Erinnerungsstätten, der Übertragungen seiner Dichtungen in fremde Sprachen und der Aufführungen seines „Empedokles“ und seiner Sophokles-Nachdichtungen; alles in chronologischer Anordnung und mit typographischer Hervorhebung des Wesentlichen, zum Teil auch mit knappen kritischen Bemerkungen. Damit ist zugleich die wissenschaftliche Grundlage für die tiefere Würdigung der Wirkung des Dichters auf seine Mit- und Nachwelt geschaffen, die Seebaß für später in Aussicht stellt.

Zu den Schlegels liegen diesmal nur zwei Briefausgaben vor. „August Wilhelm Schlegels Briefwechsel mit seinen Heidelberger Verlegern“ (Zimmer, Mohr und Winter) hat Erich Jenisch<sup>11)</sup> nach den größtenteils auf der Sächsischen Landesbibliothek zu Dresden befindlichen Originalhandschriften herausgegeben und mit — leider nicht immer genügenden und stichhaltigen — Erläuterungen und einer Einleitung über die Quellen der Edition, die Geschichte des Verlags und den Inhalt der Korrespondenz versehen. Diese, von der bisher nur Proben und Inhaltsanalysen bekannt waren, im ganzen 149 Nummern aus den Jahren 1808—1844 umfassend, betrifft natürlich vor allem die literarischen Veröffentlichungen W. Schlegels und seine Rezension für die Heidelberger Jahrbücher, wirft aber auch auf Biographisches, auf seine Arbeitsweise und seinen Charakter manches Licht. — Ungleich reichhaltiger in persönlicher wie literar- und allgemein geistesgeschichtlicher Hinsicht ist der „Briefwechsel Friedrich und Dorothea Schlegels 1818 bis 1820 während Dorotheas Aufenthalt in Rom“, mit dessen Herausgabe, Erläuterung und gehaltvoller Einführung der Freiburger Historiker Heinrich Finke seine Veröffentlichungen aus dem Schlegelkreis (Briefe an F. Schlegel 1917; über Friedrich und Dorothea Schlegel 1918) in sehr erwünschter Weise abrundet.<sup>12)</sup> Denn nicht nur, daß hier das bei weitem wichtigste Stück des Abschlusses der einst vorzeitig abgebrochenen reichsten Briefpublikation aus dem Deutschen Nachlaß (Dorothea Schlegel und deren Söhne, Mainz 1881, 2 Bde.) endlich nachgebracht wird; neben den von Rottmanner (1907/08) edierten Briefen Schlegels an Christine von Stranßky existiert wohl kein Dokument, welches uns so intime und vielseitige Einblicke in das persönliche Leben, die gesellschaftliche Umwelt und die geistige Interessensphäre des späten Friedrich Schlegel tun läßt wie diese Sammlung. Seine philosophischen und kirchenpolitischen Bestrebungen und Arbeiten, seine religiösen und mystischen Anliegen und Velleitäten, in erster Linie aber seine Bemühungen um die neue, christlich-romantische Kunst: alles kommt zu ausführlicher Erörterung in der vertrauten Zwiegespräch mit der ihm als Briefschreiberin wie an Temperament und Charakter entschieden überlegenen Lebensgefährtin. Eine nicht immer erquickliche, aber nach wissenschaftlicher wie menschlich-psychologischer Seite höchst lehrreiche Lektüre! — Nicht unerwähnt soll übrigens bleiben, daß beide Briefveröffentlichungen von ihren Verlegern für heutige Verhältnisse ungewöhnlich gut ausgestattet sind.

Einen methodisch interessanten Versuch der Weiterbildung phänomenologischer Wesensschau zu geistesgeschichtlicher Strukturanalyse stellt Günther Müllers Untersuchung über Brentanos Rosenkranz-Romanzen dar.<sup>13)</sup> Sie erfährt die Magie bei Bren-

10) Einzelschriften zur Bücher- und Handschriftenkunde, herausg. von Georg Leiding u. Ernst Schulte-Strathaus, 3. Bd. München 1922, Horst Stobbe. 102 S.

11) Festschrift zur Jahrhundertfeier des Verlags Carl Winters Universitätsbuchhandlung in Heidelberg 1822—1922. 219 S.

12) Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet, Kommanditgesellschaft. München, Verlagsabteilung Kempten, 1923. XXXIII u. 373 S.

13) Brentanos Romanzen vom Rosenkranz. Magie und Mystik in romantischer und klassischer Prägung. Göttingen 1922, Vandenhoeck und Ruprecht. 95 S.

tano in ihrer Unterschiedenheit von den Gestaltungen des Magischen bei gleichzeitigen Dichtern (Arnim, Goethe, Kleist, Novalis und Tieck), zergliedert von ihr als organischem Mittelpunkt her Aufbau, innere Form und Ideengehalt des mächtigen Torso und erweist sie durch den Vergleich mit Görres' „Christlicher Mystik“ als dieser nächstverwandt in ihrer christkatholischen Grundhaltung. Eine Kontrastierung mit Goethes „Faust“ setzt den Dualismus des Natürlichen und Übernatürlichen und die „theonome“ Mystik des Brentanoschen Hauptwerkes in noch helleres Licht und macht zugleich die Beziehung der Müllerschen Arbeit zur Gedankenwelt Max Schelers deutlich, welche letztere in wachsendem Maße Einfluß auf unsere Wissenschaft zu üben beginnt. — Wesentlich nur als biographische Leistung zu werten ist dagegen Richard von Schaukals „E. T. A. Hoffmann“<sup>14)</sup>, das Lebensbild des dämonischen Dichters, gespiegelt im liebenswürdig-feinsinnigen Enthusiasmus eines poetisch gestimmten Liebhabers, gedrängter als Harichs zweibändiges „Leben eines Künstlers“ und ohne dessen eingehende Analysen der einzelnen Dichtungen, aber mit einer hübschen Gesamtcharakteristik als Abschluß, einer Bibliographie der im Besitz des Verfassers befindlichen Hoffmann-Literatur und dem Wiederdruck eines Hoffmann-Essays aus seiner Feder von 1907. Daß auch Schaukal die Grundlagen seiner Darstellung im wesentlichen Hans von Müller, „dem Meister der Hoffmann-Forschung und Erneuerer der Hoffmann-Erkenntnis“, dankt, bezeugt er schon durch die Widmung seines Buches. — Endlich noch eine interessante Arbeit aus der Sphäre und dem Geiste der „grundbegrifflichen“ Betrachtungsweise Fritz Strichs: „Georg Büchner und die Romantik“ von Heinz Lipmann.<sup>15)</sup> Von der Strichschen Unterscheidung der griechisch-dionysischen und der christlich-transzendenten Strömung in der Romantik ausgehend, charakterisiert sie Büchner als einen Nachfahren der ersteren, der aber zugleich Tendenzen der zweiten als Motive eines inneren Bruches in sich trägt, den er doch immer wieder durch seine, schon über die Romantik im geschichtlichen Sinne hinausweisende Kraft kosmischer Zusammenfassung und naturinniger Lebensbejahung überwindet. Wie solchergestalt der Dichter des „Danton“, des „Woyzeck“, des „Lenz“ und von „Leonce und Lena“ eine eigenartig bedeutsame und beziehungsreiche Übergangserscheinung zwischen der Romantik und der (jungdeutschen und realistischen) Folgeentwicklung darstellt, wird an der neuen Genußreligion Büchners, an seinem Verhältnis zu Natur und Volk, zum Komischen und Tragischen, zu Politik und Revolution, endlich an den Formelementen seiner Dichtung feingeistig aufgezeigt.

Zum Schluß sei noch auf zwei neue Bände der von Arno Duch begründeten und herausgegebenen beachtenswerten Sammlung „Der deutsche Staatsgedanke“ des Drei-Masken-Verlags in München hingewiesen. Sie enthalten Schriften von Görres: eine Auswahl der Hauptstücke aus dem „Rheinischen Merkur“ und seine wichtigste Staatschrift „Teutschland und die Revolution“ (1819) nebst Auszügen aus anderen politischen Schriften des großen Publizisten.<sup>16)</sup> Ausführliche Einleitungen und zum Teil auch Inhaltsübersichten und Einzelerläuterungen des Herausgebers dienen dem Verständnis der machtvollen Reden — denn das sind im Grunde alle Schriften von Görres — dieser „stärksten rhetorischen und publizistischen Begabung, die wir Deutsche überhaupt haben“, wie Duch mit Recht sagt: und die, dürfen wir hinzufügen, uns gerade heute wieder so manches zu sagen hat. — Demselben Verlag verdanken wir auch eine hübsche Ausgabe der Dichtungen Karolinens von Günderode, die, von Elisabeth Salomon besorgt und eingeleitet, auch manches bisher Ungedruckte bietet.

14) Sein Werk aus seinem Leben dargestellt. Mit 3 Abbildungen und 6 Faksimilebeigaben. Zürich, Leipzig, Wien o. J. (1922), Amalthea-Verlag.

15) München 1923, Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber. VIII und 137 Seiten.

16) Der deutsche Staatsgedanke. Eine Sammlung. Begründet von Arno Duch. Erste Reihe: Führer und Denter. XI. Joseph Görres. Auswahl in zwei Bänden. Mit je einem Porträt. München 1921, Drei-Masken-Verlag. XXXVI und 291 und XXXII und 236 S.

Die Edition<sup>17)</sup>, die weiteren Kreisen ein farbenrechteres Bild dieses „weiblichen Hölderlin“ zu vermitteln strebt, als es aus Bettinas Briefbuch zu gewinnen ist, gibt keinen eigentlichen kritischen Apparat, umfaßt aber die Schöpfungen Karolins in annähernder Vollständigkeit und mit Einschluß der wichtigsten Varianten.

Nachträglich kommt mir noch eine wichtige Quellenveröffentlichung zu: die zwei ersten umfangreichen Bände der Briefe Jean Pauls, die der seit langem u. a. durch die reiche Sammlung zeitgenössischer Berichte über „Jean Pauls Persönlichkeit“ (München 1913, Georg Müller) bewährte Jean-Paul-Forscher Eduard Berend mit Unterstützung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgibt.<sup>18)</sup> Die monumentale, vom Verlag Georg Müller in München auch buchtechnisch trefflich ausgestattete Edition ist auf vier Bände berechnet, von denen sich der dritte bereits im Druck befindet, das Ganze aber bis zum Säkulartage des Todes des Dichters (14. November 1925) zum Abschluß gelangen soll. Die vorliegenden beiden Bände enthalten fast 1200 Briefe und Billetts aus den Jahren 1780—1797, umfassen also die Jugend Jean Pauls bis zur Höhe seines Lebens und Schaffens, da er der Heimatstadt Hof endgültig den Rücken kehrt, um in Weimar den „Titanen“ persönlich gegenüberzutreten. Angesichts des Namens des Bearbeiters bedarf es eigentlich kaum besonderer Betonung, daß die zum Teil schwierigen philologisch-kritischen Fragen der Herausgabe und Erläuterung des weitreichenden Materials musterhaft gelöst sind. So bleibt nur zu wünschen, daß nicht etwa äußere Umstände dem höchst dankenswerten Unternehmen, das zugleich als Teil und Grundstein der dringend erwünschten historisch-kritischen Gesamtausgabe des neu zum Leben erwachenden großen Wegbereiters der Romantik gedacht ist, Hemmungen bereiten.

### Ein neues Heimatlesebuch.

Vor mir liegt die Heimatausgabe des deutschkundlichen Lesebuches Wägen und Wirken<sup>1)</sup> für Anhalt und die Provinz Sachsen, ein Buch, wie ich es mir für unseren Deutschunterricht lange gewünscht habe, zugleich ein Buch, dem ich das Prädikat „sehr gut“ mit einem Glückwunsch für seine sorgfältigen und nachdenklichen Verfasser aussprechen möchte. Denn das ist schon mehr als ein Versuch; hier ist mit Bewußtsein ein Weg betreten, der gewiß schon vielen Deutschlehrern als erstrebenswert vorschwebte, und mit schöner Entschiedenheit ist er betreten.

In „Wägen und Wirken“ hat man entschlossen viel alten Wust ausgeschieden, der schon lange nur noch als Ballast ehrwürdigen Herkommens mitlief, für uns aber deutschkundliche und praktische Werte längst nicht mehr besaß. Daß das Veraltete, das deswegen natürlich nicht als schlecht bezeichnet werden soll, vor allem dem Gesichtspunkt künstlerischer Auswahl hat weichen müssen, das läßt uns die Veränderung als einen höchst bedeutsamen Fortschritt erscheinen. Diese neue künstlerische Gestaltung aber fügt sich, und das ist so besonders wertvoll, in schönster Form in die Tiefen unseres deutschen Gefühls- und Seelenlebens, und da ist kein Unterschied gemacht zwischen allen deutschen Schriftstellern, die unserer Jugend etwas zu sagen haben. Gewiß, es ist viel Neues gewagt. Aber war das nicht notwendig? Unser von allen Seiten durch die gewaltigsten Ereignisse und Erlebnisse so völlig umgestaltetes Geistesleben läßt auch ein deutsches Schullesebuch über den alten Rahmen weit hinauswachsen. Unsere Jugend ist eine andere geworden und niemand füllt neuen Wein in alte Schläuche. Glücklich ist aber jedes Zuweitgehen vermieden; es

17) Karoline von G ü n d e r o d e, Gesammelte Dichtungen. Herausg. von Elisabeth Salomon. München 1923, Drei-Masten-Verlag. XXII und 492 S. Mit Porträt.

18) Die Briefe Jean Pauls. Herausg. von Eduard Berend. Mit Unterstützung der Samson-Stiftung bei der Bayer. Akademie der Wissenschaften. München (1922), Georg Müller. Bd. 1 und 2. XXXIV und 581 bzw. 542 S. Mit mehreren Abbildungen und Facsimiles.

1) Hoffstaetter, Berthold, Nicolai, Wägen und Wirken, Ein deutsches Lese- und Lebensbuch, für Anhalt und die Provinz Sachsen bearbeitet von Oberstudienrat Florstedt in Halle, Teil 1—6 für Kl. VI bis U II, Gedichtsammlung für U II bis O I und Teil 7 (Mittelhochdeutsches Lesebuch) — Heimatausgaben für alle Landschaften.

ist das rechte Maß überall, wie schon ein flüchtiges Durchblättern zeigt, gehalten. Die Herausgeber scheinen mir ihre Auswahl so recht im Sinne S. Th. Visschers getroffen zu haben: „Möchtest du es zum großen Stil bringen in der Kunst, in der Dichtung? Ich weiß dir ein Rezept: Habe eine große Seele!“

Das Gesagte gilt mir besonders von dem Teil, der der jeweiligen Heimatausgabe ihr besonderes Gepräge verleiht, der von der engeren Heimat handelt. Ich habe über diesen Teil Bedenken gehört, die der Besorgnis entspringen, daß ein Hingehen auf solche kleine Wesenheiten des deutschen Gemüts doch zu einseitig sei, auch die Verwendung der Mundarten in einem Buch, das der Erziehung zur allgemeinen Muttersprache, zum Gefühl der großen angestammten Heimat, zum einheitlichen Volksganzen dem letzten Zweck widerspräche. Ich für mein Teil habe gerade diese Auswahlen besonders begrüßt. Wenn je ein Volksteil sein Deutschtum draußen verlor, das ist die durch nichts zu widerlegende Erfahrung unserer Geschichte und unseres Auslandsdeutschtums, so geschah es dadurch, daß er die angeborenen, vom Vaterhaus, Dorf und Landgemeinschaft stammenden Wurzeln abschchnitt, die ihn mit dem ihm eigentümlichen Nährboden seiner kleineren Heimat verbanden. Und wo andererseits jenseits unserer Grenzpfähle altes Deutschtum sich erhielt, da lag es an mehr oder weniger bewußter Erhaltung seiner kleinen heimatlichen Überlieferungen und Gewohnheiten. Wo liegen sie deutlicher am Tage als in der Sprache. Es sollte keine Meinungsverschiedenheit mehr darüber geben, daß die persönlichste aller Weltsprachen unsere deutsche Muttersprache ist und daß ihre Quellen reicher als überall fließen aus dem bunten Wirwar ihrer zahllosen Heimatsquellen. Nichts ist herzlicher und vertrauter, dazu klarer und unzweideutiger, nichts der Unwahrheit, Hohlheit und Verschleierung mehr abhold, nichts aber auch tatkräftiger und bewußter als der Laut der Heimat, der Ausdruck des persönlichsten Innenlebens. „Das Plattdeutsch“, sagt Kägebein in Dörschlächting, „ist eine gemeine Sprache; es läßt sich in ihr kein einziger, feiner, poetischer Gedanke ausdrücken.“ Aber der Konrektor: „Dat soll sei ok nich; dortau is sei tau ihrlich.“ Hier liegen Geist und Seele des Volkes; was gäbe es Besseres für ein deutsches Lesebuch!

Und nun die betonte Pflege der engeren Heimat. Ist das „Ländle“, das kleinere Vaterland im Großen wirklich so wichtig in den Stätten seiner Kultur und Geschichte, im Lebensgehalt? Wo bleibt das Streben zum Ganzen? Auch hier herrscht weise Einschränkung; ist doch der heimatkundliche Teil schon an Umfang nicht größer als andere Teile des Buches. Aber das, was er bringt, möchten wir doch für keinen Teil unseres Vaterlandes missen. Bei der Verschiedenartigkeit der Stämme und Länder, den zahlreichen geistigen, wirtschaftlichen und kulturellen Mittelpunkten ist bei uns ein vaterländisches Gesamtlesebuch weniger möglich als in anderen Ländern. Aber trotzdem widerspricht unser Buch nirgends dem Geist der Gesamtheit. Das zeigt sich vielleicht bei unserem sächsischen Heimatsteil besonders eindringlich. Vorgeschichtliche Funde, die Wartburg und der Kyffhäuser, der Harz; Erfurt, Halle, Magdeburg; Markgraf Gero und der eiserne Ludwig, Luther und Gustav Adolf, Händel, Schiller und Klopstock, schließlich Mansfelder Bergbau und das Leunawerk, immer atmen wir Heimatluft und immer stehen wir mitten im großen Vaterland; soviel Einzelheiten, soviel Säden zur Lebensgeschichte und zum Lebenswerk deutschen Geistes und deutscher Tatkraft. In glücklichster Form vollendet der letzte Band des Lesebuchs (Bd. 6) die sämtlichen gezogenen Linien. — Noch eins und nicht das unwichtigste, das m. E. das neue Buch empfiehlt. Unsere bisherigen Lesebücher entsprachen doch bisher mehr oder weniger einer gewissen Schablone, nach Auswahl und Gehalt. Ich kann das hier nicht weiter ausführen. Aber der vorschriftsmäßigen Bildung, die sie verkörperten, fehlte doch die echte, lebendige Volkstümlichkeit. Das preußische Rückgrat, im politischen Leben nicht entbehrlich, wog etwas stark vor auf einem Gebiet, wo Verinnerlichung und warmes Leben das einzig Mögliche ist. Denn das „Lieben, lieben sollt ihr mich“ Friedrich Wilhelms I. läßt sich hier nicht befehlen. Damit würde, ein unendlich lang gepflegter und festgehaltener Irrtum, die Schule über die Persönlichkeit gesetzt. Aber die Schule ist kein Endzweck und wir Schulmeister arbeiten weder für unser Amt noch etwa zur Befriedigung unserer Eitelkeit. Wir wollen nicht mehr objektiv, wir wollen subjektiv wirken. Die Zusammensetzung von „Wägen und Wirken“ entspricht in diesem Sinn den besten Gedankengängen unserer heutigen, notwendig gewordenen Unterrichtsgestaltung.

Das ist wahrer Aufbau, denn eine Bildung, die keine Herzenstöne anschlägt, ist tot, und was nicht vollstündlich ist, dem fehlen die besten Instinkte der Volksseele überhaupt.

Ich glaube, „Wägen und Wirken“ wird seinen Weg gehen, eine gute Sache empfiehlt sich selbst. Auch äußere Hindernisse stehen ihm nicht im Weg. Die im Erlaß des preussischen Ministeriums vom 19. Dez. 1923 [U II. Nr. 1048, 1) angegebenen Richtlinien sind aufs Beste in „Wägen und Wirken“ zur Tat geworden. „Deutscher Kulturwille, auf allen Wertgebieten unter bewußter Förderung der Verstandes-, Willens- und Gefühlsbildung“, das ist alles hier in ansprechendster Form vorhanden. Daß „Wägen und Wirken“ mit dem Preis von 2.20 M. (Bd. 6 gar nur 1.80) das wohlfeilste aller zur Zeit vorhandenen größten Lesebücher in Deutschland ist, ist gewiß nicht sein Nachteil.

Den Verfassern und dem Verlag, der das gesamte Lesebuch uns fertig so zeitig vorlegte, daß vor Ostern eine eingehende Prüfung sich ermöglichen ließ, gebührt aufrichtiger Dank.

Dr. R. Pahnke in Halle.

## Kleine Mitteilungen.

### Zu Eichendorff.

In dem für die Berliner Mittwochsgesellschaft bestimmten Gedicht Eichendorffs, „Berliner Tafel“, das zuerst im März 1827 im „Liederbüchlein“ der von Hübner gestifteten Gesellschaft unter dem Titel „Frische Fahrt“ mitgeteilt wurde, hat die dritte Strophe lange Zeit zu einem merkwürdigen Mißverständnis Anlaß gegeben. Denn ein dummer Druckfehler oder eine ebenso dumme Korrektur hat sich hier von Ausgabe zu Ausgabe fortgeschleppt und sich auch wieder in meine eigene Eichendorff-Ausgabe (bei Hesse & Becker, Leipzig, Teil 1. Seite 158) eingeschlichen, obwohl ich ihn längst für mich getilgt hatte. Die dritte Strophe beginnt:

Und wo solche Resonanz,  
Klingt das Lied erst helle,  
Wie wir hier vereint zum Kranz,  
Blüht die sand'ge Schelle,  
Kuckuck ruft und Nachtigall . . .

Da man offenbar mit der „sandgen Schelle“ nichts anzufangen wußte, machte man daraus eine „Schwelle“. Das ergibt wohl für sich einen Sinn, ist aber im Zusammenhang des Gedichtes Unsinn. Es muß schon „sand'ge Schelle“ heißen. Aber darunter ist kaum eine Nebenform zu „Scholle“ zu verstehen, wie neuerdings unter Berufung auf Grimm und Sander der Anmerkungsband der schönen historisch-kritischen Eichendorff-Ausgabe von Koch und Sauer irrtümlich erklärt (1. Band, 2. Hälfte, S. 678), sondern es kann sich hier nur um eine Pflanze handeln. Es bedarf kaum einer langen Erklärung, daß Eichendorff die auf Heiden, Sandhügeln und in Kieferbeständen zerstreut wachsende Kuckuckenschelle, eigentlich Kuckuckenschelle (Pulsatilla) meint. Auch an das Schellkraut (Chelidonium) könnte man denken, jedoch trifft das Beiwort „sand'ge“ Schelle eher auf Pulsatilla zu. Somit dürften weitere Konjekturen und Erklärungsversuche überflüssig sein.

Dr. Karl Hanns Wegener (Essen).

### Mutterseelenallein.

R. Eichhoffs Deutungsversuch (37. Jg. S. 301) hat eine Menge andere hervorgerufen. Sie alle werden überflüssig durch G. Rosenhagens Hinweis auf Grimms Wörterbuch: mutterallein = allein wie im Mutterleib, Mutterseele = Muttermensch, Mutterseelenallein verstärkt aus mutterallein unter Herbeiziehung von Mutterseele.

### Die Entstehung des Heliand.

Der Verfasser des Heliand-Aufsatzes in Ztschr. 37 Hft 4, Herr Prof. Bödelmann legt Wert darauf zu erklären, daß er die im Nachwort der Schriftleitung angezogenen Ausführungen Kaufmanns, die in einer Rezension versteckt sind, tatsächlich nicht gekannt hat, weiter daß diese Ausführungen sich dadurch wesentlich von den seinen unterscheiden, daß Kaufmann Adalhard und Wala nicht unmittelbar als Verfasser des Heliand in Anspruch nimmt.

## Zeitschriftenchau.

Neue Jahrbücher. 51. Bd., Hft 4, S. 236. Georg Maner, Lenas Raubschuß, ein Beispiel einer visionären Ballade.

Vergangenheit u. Gegenwart 1923. Hft 4, S. 193. Konrad Brichta, Geschichte und Dichtung in C. S. Meyers historischen Erzählungen.

Euphorion. 24. Bd., Hft 4 u. a., Aufsätze über Thomas Murners Gaukmatt, Fr. Schlegel, A. Hübner, Barock als Ge-

staltung antithetischen Lebensgefühls. K. Reuschel, Über Anfang und Schluß von O. Ludwigs „Zwischen Himmel u. Erde“.

Euphorion. 15. Ergänzungsheft u. a. A. Geßler, Stamm- u. Tagebuchnotizen über Weimar a. d. Jahre 1783. R. Steig, Die Familie Reichardt und die Brüder Grimm; Briefe von Gustav Schwab und Wilhelm Waiblinger. Zu den Frankfurter Gelehrten Anzeigen von 1772 (Mag Morris). Nachrufe.

Euphorion. 16. Ergänzungsh. Festschrift für Bernhard Seuffert. J. Lunzer, Die Entdeckung des Bitterlof. Ph. Strauch, Konrad von Weifenburg. K. Swierzina, Der „Schlaftrunk“ von Lessing. K. Polheim, Wielands Comabus. St. Tropsch, J. Grimm als Übersetzer serbokroatischer Volkslieder. G. Wilhelm, Herder, Feuchtersleben u. Stifter. E. Pollat, Soziale Elemente in Grillparzers Dramen. O. Rommel, Das Weltbild in Spittlers Olympischem Frühling. W. Brecht, Grundlinien im Werte Hugo v. Hofmannsthal's. A. Sauer, Ex ossibus ultor.

Das Inselfchiff 1923. 3. Aus Sr. M. Riemers Tagebuch von 1814. Ch. Däubler,

Empedokles (Gedicht). Kurt Pfister, Die Blockbücher. — Böhneriana.

Die schöne Literatur. Nr. 17/18: H. Frank, Das Wort Hebbels. W. Kunze: Alfred Graf. Nr. 10/20: A. Sörgel, R. Paulsen. H. Schoenfeld, Franz Herwig. Nr. 21/22: C. F. Meyer zum Gedächtnis. Nr. 23/24: H. Frank: Frida Bettingen. Jahresernte, Bogen 9—12: Stille, Sonette an Orpheus, Haus Schiebelguth, Gedichte. Joseph Winkler, Vier Anekdoten. Ch. Negle, Weltgesang. Kurt Hennide, Gedichte. Hans Kaiser, Sonette. Richard Cur-niger, Geschichten. Wolters, Alte lateinische Kirchendichtungen.

## Bücherchau.

Von Walthar Hoffstaetter.

### Ausgaben, Übertragungen, Sammlungen.

Die Liebeslieder des Wolfram von Eschenbach. (Nach Lachmanns mittelhochdeutschem Urwortlaut, neu herausgegeben und ins Neuhochdeutsche übertragen von Wilhelm Willige. Mit Scheerenschnitten von Marg. Willige.) Elgersburg i. Thüringen, Der Innere Kreis-Verlag. Wer 4 Mark übrig hat und sich eine Quelle dauernder Freude schaffen will, der laufe sich dieses Buch, das die wunderbar leidenschaftlichen und doch so unendlich süßen Lieder Wolframs unserm Empfinden nahe bringen will. Die Ausstattung ist sehr gut.

Mistil: Die minnende Seele. Mittelalterliche Dichtungen. Erneuert von Br. Bardo. Mainz, Matthias Grünewald-Verlag. 3.—. Meister Stolle, Mechtild von Magdeburg, Spervogel, Heinrich Seuse und viele andere erscheinen hier in Nachdichtungen. Das Buch ist für den Gebrauch der Gläubigen zusammengestellt, bietet aber auch dem Freunde der Literatur viel Wertvolles.

Friedrich Spee: Der Treuring. Bilder heiliger Liebe aus dem goldenen Tugendbuch. Neu herausgegeben von Heinrich Mohr. Ebd. Gebunden 1,20. Eine Auswahl der innigen Betrachtungen Spees.

Der neue Wandersmann. Auf Wegen des Angelus Silesius von Fritz Arndt. Elgersburg, Der Innere Kreis. —.60. Ein wohlgelungener Versuch, eine Reihe der feingekliffenen Weisheiten des alten Scheffler der Gegenwart nahe zu bringen. Entzückende Zeichnungen von Josua Gamppe erhöhen die Wirkung.

Herder: Der fliegende Wagen. Ein morgenländisches Märchen. Matthias Grünewald-Verlag, Mainz. Geb. —.90. Herder, Blätter der Vorzeit; Dichtung aus der morgenländischen Sage. Ebd. Geb. 1,20. Es wäre sehr erfreulich, wenn durch diese feinen kleinen Bände Herder als Erzähler wieder weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden könnte.

Sacki, Ferdinand: De ole Klang. Norddeutscher Heimatverlag, H. H. Nölle, Bordes-holm, Hoffstein. Dat Beste ut de plattbütsche Klod ist hier gesammelt. Erzählungen und Gedichte u. a. von Bohdorf, Ebert, Kinau, Rohlf, Schnadenberg, und vielen anderen. Ein echtes deutsches Heimatbuch.

Hesse, O. E.: Das Ruhrrevier in der deutschen Dichtung. Berlin W 35, Zentralverlag. Diese kleine Lyriksammlung, die dem besonderen Erlebnis unserer Tage entspringt, hat bleibenden Wert. Eulenberg, Zech, Zersch, Winkler, Wieprecht, Engelke, Kämpfens u. a. vereinigen sich hier, um das besondere Erlebnis des Bergwertreviers zu erfassen.

Kneip, Jakob: Dichter unserer Tage. Schaffsteins blaue Bändchen Nr. 160. Köln, Schaffstein. Von Richard Dehmel bis zu Engelke und Heinide eine Folge von Gedichten, die der Jugend zugänglich sind. Die Sammlung, von einem Dichter ausgewählt, zeugt von einem guten Geschmack. Ist wohl geeignet, einen ersten Überblick über die neueste Dichtung zu geben.

### Schöne Literatur.

Novellenbücherei. Leipzig, Quelle & Meyer. Dittmer, Hans, Die Mutter, ein feingezeichnetes Bild einer lebensstärkeren Frau, die durchhält um ihrer Kinder willen. (1,40.) Birt, Theodor, Neue Legenden und Novellen aus verklungenen Tagen. (1,80.) Birts Kunst, die Gestalten und Gedanken der Antike, den Menschen von heute wieder lebendig zu machen, bewährt sich auch hier. Ernstes und Heiteres im bunten Wechsel. Birt, Theodor, Moderne Novellen. (1,50.) Modern im Gegensatz zu den antiken, denn „modern“ sind diese Novellen nicht; es sind gut gesehene Bilder aus dem Leben, wobei mir eins aus dem Dorfe am besten gelungen scheint.

Gjellerup, Karl: Der Jünger der Germanen. Leipzig, Quelle & Meyer. 2,40 (3,60). Die Freunde Gjellerups werden an diesem Werk der Frühzeit gern sehen, wie der Dichter geworden ist. Wer Gjellerup freilich noch nicht kennt, greife nicht zuerst zu diesem Werk, das stark theologische Interessen voraussetzt. In einer Neuauflage sollte den Mundartstellen Sorgfalt gewidmet werden, das was hier steht, ist überhaupt keine Mundart.

Flemmings Bücher für jung und alt. Herausg. von B. Frhr. von Münchhausen. Berlin, Flemming & Wiskott. 1. E. Frhr. v. Münch, Die Marzipanleise. Friedrich Halm's gelesenstes Werk erlebt hier unter dem wahren Namen des Verfassers seine Auferstehung.

2. Jegerlohner, Johannes: Der Nichtsnutz, Kathri und ihre Freundin, zwei schlichte Jugenderzählungen, die besonders die Liebe zum Tier fördern können.

3./4. Lennemann, Wilh.: Das Geheimnis der alten Bibel. Gabelentz, Georg v. d.: Das Geheimnisvolle. Es ist wohl kein Zufall, daß gleich zwei Geschichten, in denen das Geheimnisvolle eine Rolle spielt, hier erscheinen. Unsere Zeit scheint nach starken Reizen zu verlangen. Geht Lennemann mehr die Wege der romantischen Erzählung, so macht sich Gabelentz alle Errungenschaften moderner Forschung zu eigen, um ein unheimliches Bild des geheimnisvollen Fortlebens einer Mumie zu geben, die sich, eine überaus geschickte Wendung, als eine der genannten Frauen des Altertums entpuppt.

Flemmings Drei Bogen-Bücher. Ebd. je —, 45. Theodor Storm, Eine Halligfahrt. Alfred Meißner, Am Spieltisch. E. A. Donn, Der Goldkäfer. Drei bewährte Novellen in schönem Gewande.

Der Bienenkorb (zeitgenöss. Erzählungen). Freiburg i. Br., Herder, je 1,40. Roselieb, Hans, Die Mahd. Derselbe, Der Schalk in der Liebe. Herwig, Franz, Der Pfarrer zu Pferde. Schäfer, Georg, Der Gang in die Stadt. Das Wertvollste ist Herwigs Erzählung von dem westfälischen Bauernsohn, der einem tiefen Bezirk Ameritas Bringer der Kultur wird. Roselieb geht noch etwas krause Wege, zeigt aber Willen und Kraft, zu gestalten und tiefere Probleme zu behandeln.

Schönl, Marie M.: Vom kleinen Lehrer u. seinen drei Tugenden. Freiburg, Herder. 1,90. Das ist ein herzerquickendes Buch für solche, die Sinn haben für echtes Menschentum in der Stille. Es wird sich ebenso viel Freunde erwerben wie derselben Verfasserin Leute von der Rauhen Alb.

William, Franz Michel: Der Lügenad. Freiburg, Herder. 1,90. Hier sucht ein Volkschriftsteller seinen Weg. Noch geht's nicht ohne

starke Breite, aber es zeigt sich deutlich Beobachtungs- und Gestaltungskraft.

Semmig, J. B.: Erzählungen und Dichtungen. Herausg. vom Sächs. Pestalozziverein. Dresden, Zinzendorfstr. 29. J. B. Semmig hat sich ihren Ruf längst fest begründet. So ist's zu begrüßen, daß eine kleine Auswahl hier für heranwachsende Mädchen zusammengestellt wird. Sie stellt Anforderungen, aber sie belohnt auch.

### Kalender u. ä.

Goethekalender 1924. Herausg. von Karl Heinemann. Leipzig, Dieterich. 2,20. Das Hauptstück ist eine Sammlung aller Aussprüche Goethes über die Schauspieler seines Theaters und andere Künstler, die Beigaben Schauspielerbildnisse. Für uns wichtig Heinemann über Goethe als Erzieher und Bopp über „Ein Goethesches Leitmotiv: rein.“ In seiner Ausstattung reiht sich der Kalender würdig seinen Vorgängern an.

Jahrbuch und Kalender des Deutschtums in Lettland 1924. Riga, Jond & Poliewsky. Das Jahrbuch unterrichtet über Stellung und Kampf des Deutschtums und bringt Aufsätze und Proben über deutsche Kultur und Dichtung in Lettland.

Die Wünschelrute, Jahrbüchlein der Heimatbildung für sudetendeutsche Heimatarbeit und Volkserziehung. Reichenberg, Sudeten-Deutscher Verlag Franz Kraus. Auf 64 Seiten eine geradezu erstaunliche Menge von Anregendem und Belehrendem, allen Freunden des Deutschtums warm empfohlen.

Im Kinderland, 5. Jahrg.: Frohe Helfer (—, 80). Neue Jugendblätter, 16. Jahrg.: Kämpfe und Fahrten (1,—). Beide herausgegeben vom Sächs. Pestalozziverein, Dresden, Zinzendorfstr. 29. Unter der bewährten Leitung von Ernst Thieme sind beide Bücher wieder zu rechten Freudenbringern geworden, die Beachtung über Sachsen und über die Volksschule hinaus verdienen.

## Persönliches.

Am 1. 11. 1923 beging Prof. Dr. Johann Georg Sprengel in Frankfurt a. M. seinen 60. Geburtstag. Infolge der langen Pause, die zwischen der Drucklegung des letzten und des vorliegenden Heftes unserer Zeitschrift liegt, können wir erst jetzt öffentlich den Dank aussprechen, den die Zeitschrift dem verehrten Freunde schuldet. Sprengels Wirken ist in erster Linie die Gründung des deutschen Germanistenverbandes zu danken; noch heute wird die Geschäftsstelle der Gesellschaft für deutsche Bildung von ihm betreut. Was diese Gesellschaft in 12 Jahren geleistet hat für die Entwicklung der Deutschkunde wie der deutschen Schule, wird unvergänglich sein. Aber auch unsere Zeitschrift und ihre Ergänzungshefte danken J. G. Sprengel viel unmittelbare Mitarbeit und ständige Anregung. So grüßen wir den Mitarbeiter, Mitstreiter und Freund aufs herzlichste.

Die Schriftleitung.



# Zeitschrift für Deutschkunde

PERIODICAL ROOM  
GENERAL LIBRARY  
UNIV. OF MICH.

1924 Jahrgang 38

der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Herausgegeben von

Walther Hoffstaetter und Friedrich Panzer

## Inhalt:

	Seite
Rudolf Hildebrand zum Gedächtnis . . . . .	81
Hans Franck und die deutsche Erzählkunst. Von Robert Petsch in Hamburg . . . . .	81
Eine Redensart aus dem Rechtsleben. Von Alfred Göhe in Freiburg i. B. . . . .	94
Kleifts „Hermannsschlacht“ und „Das erste Buch Samuelis“. Von Dr. Hanna Hellmann in Frankfurt a. M. . . . .	99
Laokoontische Betrachtungen. Von Studienrat Dr. Karl Schulke in Görlitz . . . . .	105
Vorbereitung auf moderne Dichtung. Von Dr. Walter Schönbrunn in Berlin-Zehlendorf . . . . .	117
Sprachliche Auswertung nichtsprachlichen Schrifttums — eine unerlässliche Forderung der Deutschkunde. Von Studienrat Dr. K. Trögel in Auerbach i. B. . . . .	123
Wie gliedert man Beschreibungen? Von P. Johannes Volzau S. V. D. in Etzsch bei Kaldenkirchen, Rhld. . . . .	127
Deutschkunde und praktische Volkskunde. Von Otto Speer in Kastatt-Baden . . . . .	131
Der deutsche Klassizismus (1922/23). (Goethe — Schiller — Kant — Fichte — Schleiermacher.) Von Geh. Rat Dr. Paul Lorenz in Spandau . . . . .	140
Literaturbericht 1923. Literaturforschung und Verwandtes. Von Prof. Julius Stern in Baden-Baden . . . . .	148
Wägen und Wirken. Ein deutsches Lese- und Lebensbuch für Mecklenburg und Pommern . . . . .	155
Die Heimatausgabe für Schlesien des deutschen Lese- und Lebensbuches „Wägen und Wirken“ . . . . .	157
Bücherschau . . . . . 159 Ausgaben . . . . .	161
Zeitschriftenchau . . . . . 162 Kleine Mitteilungen . . . . .	162

Verlag B. G. Teubner Leipzig-Berlin

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

# Zeitschrift für Deutschkunde

herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Der laufende Jahrgang erscheint in 4 Hefen. Preis für jedes Heft bei laufendem Bezuge freibleibend G.-M. 1.20; Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Bildung (Deutscher Germanisten-Verband) erhalten bei unmittelbarem Bezuge durch den Verlag 25% Ermäßigung. Einzelheft G.-M. 2.—. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an, gegebenenfalls auch der Verlag. Der Postbezug mußte aus technischen Gründen aufgehoben werden.

Die „Zeitschrift für Deutschkunde“ bezieht alle Zweige der Deutschkunde in ihren Kreis ein, um den Deutschlehrer für seine neue, größere Aufgabe auszurüsten: den Schüler das deutsche Wesen in seiner Gesamtheit erkennen und erfassen zu lehren. Dadurch wird die Zeitschrift zugleich eine Vorkämpferin für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichts in der neuen deutschen Schule. Im einzelnen bringt sie: 1. Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze in Form von zusammenfassenden Überblicken über größere Wissenschaftsgebiete, wodurch sie zwischen Forschung und Schulpraxis vermittelt. 2. Einzelwissenschaftliche Aufsätze aus den Kreisen der Deutschlehrer. 3. Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige (Literatur, Volkstunde, Sprachunterricht, Lektüreunterricht, Anfangsunterricht und Anfänge der Sprechlehre, Aufsatzunterricht, Vorträge und Ausspracheübungen, Philosophie, bildende Kunst, Musik, Frühgeschichte, deutsche Altertümer). 4. Literaturberichte. 5. Sprechzimmer. 6. Kleine Mitteilungen. 7. Bücherschau. 8. Zeitschriftenchau.

Die Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen und Literaturberichten 20, von kleineren Beiträgen 5 Sonderabdrücke.

Anfragen, Mitteilungen und Beiträge (letzte nur nach vorheriger Anfrage) sind zu richten für die Abteilung 1: Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze und die Abteilung 2: Einzelwissenschaftliche Aufsätze an Prof. Dr. Panzer, Heidelberg, Neuenheimer Landstr. 12; für die übrigen Abteilungen an Studienrat Dr. Walther Hofstaetter, Dresden-A. 21, Elbstr. 1. Unverlangt eingesandte Arbeiten werden nur zurückgeschickt, wenn ausreichendes Rückpostgeld beigefügt ist. Besprechungsstücke werden ausschließlich an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3, erbeten. Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingesandter Bücher wird nicht übernommen.

Anzeigenpreise: Die zweigespaltene Millimeterzeile Goldmark —.32,  $\frac{1}{4}$  Seite Goldmark 90.—,  $\frac{1}{2}$  Seite Goldmark 48.—,  $\frac{3}{4}$  Seite Goldmark 26.—. Anzeigenannahme durch B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3.

## Wasserziehers Bücher zur deutschen Sprachpflege:

Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. Auflage. 81.—44. Tausend. Geb. Gm. 5.—, postfrei Gm. 5.30  
Sprachgeschichtliche Plaudereien. Kart. Gm. 4.—, geb. Gm. 5.—, postfrei Gm. 4.30 u. Gm. 5.30  
Leben und Wesen der Sprache. 4. Auflage. Kart. Gm. 4.—, geb. Gm. 5.—, postfrei Gm. 4.30 u. Gm. 5.30. (Soeben erschienen.)  
Bilderbuch der deutschen Sprache. Kart. Gm. 4.—, geb. Gm. 5.—, postfrei Gm. 4.30 u. Gm. 5.30  
Schlechtes Deutsch. Der Kampf gegen das Falsche, Schwerfällige, Geschmacklose und Undeutsche. 2. Auflage. Gm. —.80, postfrei Gm. —.90  
Hans und Grete. 500 Vornamen erklärt. Gm. —.40, postfrei Gm. —.50

Ferd. Dümmers Verlag, Berlin SW 68 (Postfach 145)

## Handbuch der Deutschkunde

Führer zu deutscher Schulerziehung

Hrsg. v. Ministerialrat Dr. W. Schellberg, Berlin u. Studienrat Dr. J. G. Sprengel, Frankfurt/M.

Neu! Band 4: Deutschkunde im englischen Unterricht

Von Dr. phil. Adolf Krüper, Oberstudiendirektor in Hagen/Westf.

120 Seiten. Geb. Gm. 3.90, geb. Gm. 3.30

Für die Zwecke des Unterrichts ist der Stoff unter drei Gesichtspunkten dargestellt worden: Schrifttum, Geschichte und Staat, Sprache. Eingeteilt ist er in 5 Abschnitte:

1. Geschichte der geistigen Beziehungen zwischen Deutschland und England.
2. Deutschkunde in Verbindung mit der englischen Schullektüre.
3. Englands Geschichte und politische Entwicklung im Unterricht der deutschen Schule.
4. Deutschkunde im Anschluß an die Betrachtung der englischen Sprache und ihrer Grammatik.
5. Amerika im Unterricht der deutschen Schule.

Früher erschien: Band 3: Drach, Sprecherziehung. Geb. Gm. 3.75, geb. Gm. 3.30

Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt/Main

# Rudolf Hildebrand

geb. 13. März 1824 · gest. 28. Oktober 1894

dem Forscher, dem Lehrer, dem Menschen  
zum Gedächtnis

## Hans Frand und die deutsche Erzählkunst.<sup>1)</sup>

Von Robert Petsch in Hamburg.

Wie alle lebendige Kunstlehre seit den Tagen des Aristoteles, so steht die Poetik noch heute in festen, wenn auch nicht immer leicht zu ergründenden Zusammenhängen mit der Entwicklung der Dichtung selber. Und wie zu allen Zeiten, wenn die Wissenschaft sich mit neuen Einstellungen und Methoden, an neuen Stoffgebieten und Problemen müde gedacht hat über die Lebensfragen der Kunst, so wartet sie auch heute wieder auf die tatkräftige Förderung durch den Dichter selber, den künstlerische Erfahrung, bewußtes Formstreben und vielleicht ein starker Einfluß von rationalen Interessen, wie er sich auch mit echter Schöpferkraft verträgt, zur Enthüllung oder Andeutung neuer Geheimnisse, zur Klärung über schwebende Fragen, zur kräftigen Betonung des eigentlich artistischen Standpunktes (im reinsten Sinne) überhaupt befähigen.

Eine der schwierigsten Fragen, mit denen sich die Poetik unserer Tage immer aufs neue abmüht, ist die nach dem Ursprung, dem gegenseitigen Verhältnis und der inneren Notwendigkeit der sog. Dichtungsgattungen. Sind Lyrik, Epik und Drama rein geschichtlich-zufällig entstanden, haben sich nebeneinander her entwickelt (oft unter starken Grenzüberschreitungen) und können und sollen sie sich von Rechts wegen wieder auflösen, um einer Art neuer Gesamtkunst oder ganz anderen als den bisherigen Gebilden Platz zu machen?

1) Aus der neuesten Literatur über den Gegenstand sei hier nur auf die folgenden neuen Veröffentlichungen des Verlages B. G. Teubner in Leipzig verwiesen: E. Ermatinger, Das dichterische Kunstwerk; E. Hirt, Das Formgesetz der epischen, dramatischen und lyrischen Dichtung; E. Weber, Die epische Dichtung; W. Peper, Die lyrische Dichtung; A. Ludwig, Die dramatische Dichtung.

Oder entsprechen sie ewigen Antrieben und Sehnsüchten der Menschennatur und haben sich mit einer unwiderstehlichen inneren Notwendigkeit aus verworrenen Anfängen abgeklärt, um nie wieder zu vergehen, solange die dichtende und genießende Menschheit sich treu bleibt? Die moderne Völkertunde hat reiches Licht über diese Fragen verbreitet, die neue Psychologie der Kunst hat ihre Anregungen zu verarbeiten und die Philologie hat das Gewonnene auf die Dichtung hochentwickelter Kulturvölker anzuwenden versucht. Es ist an der Zeit, daß jetzt einmal wieder Dichter auch in diesen Fragen das Wort ergreifen, um unter Würdigung aller neuen Gesichtspunkte und Theorien doch vor allem die Forderungen des rein künstlerischen Triebes zur Bewußtheit zu erheben.

Einen Künstler von ausgesprochener Eigenart des dichterischen Schauens und Gestaltens und von scharfer kritischer Einstellung begrüßen wir in Hans Franck, der als Dramatiker wie als Erzähler zu unseren starken Hoffnungen zählt und der uns soeben ein inhaltreiches Bändchen über „Deutsche Erzählkunst“ geschenkt hat.<sup>1)</sup> Die Entwicklung der deutschen Erzählung kommt freilich im zweiten Abschnitt etwas zu kurz weg, und manches zustimmende und ablehnende Urteil des Verfassers möchten wir eingehender begründet sehen, da sich hier, an der Hand des greifbaren Stoffes, die allgemeineren Belehrungen des ersten Teils erst voll auswirken könnten. Aber dieser erste, prinzipielle Abschnitt dieses Buches bedeutet tatsächlich eine ungewöhnliche Förderung unserer Einsicht in das Wesen der erzählenden Gattung (und ihrer Untergattungen), wie es sich heutzutage einem schaffenden Künstler von eigener Schöpfungskraft und von vorurteilsfreiem Blick offenbart. Und es ergänzt und berichtigt in höchst erwünschter Weise, was wir etwa auf philologischem Wege (in jenem weiten Sinne des Wortes, den wir oben bestimmten) zu dem Gegenstande sagen können.

Es ist allbekannt, daß wir die Einzelkünste der Musik, des Tanzes und der Dichtung und auch die großen Gattungen der letzteren auf Grund des völkertundlichen Befundes aus einer Art musischer Urkunst ableiten, die Richard Wagner in einem „Gesamtkunstwerk“ sozialen Gepräges erneuern wollte, wie man sich etwa in den Tagen des deutschen Idealismus den Endzustand der Menschheit als eine auf höherer Stufe der Weltentfaltung mit Bewußtsein durchgeführte Wiederholung des paradiesischen Urzustandes dachte. Wie sich die Tatsachen heutzutage ohne romantischen Schimmer darstellen, davon kann man sich etwa in dem bequemen Handbüchlein der „Poetik“<sup>2)</sup> von Richard Müller-Freienfels unterrichten, der freilich die Frage auf rein psychologischer Grundlage behandelt. Auf diese Weise kommt man auf der

1) Im Verlag Friedr. Ling in Trier. Es eröffnet die im gleichen Verlage erscheinende Sammlung „Die Novelle“ (herausg. v. Max. Tau).

2) Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 460, 2. Aufl. Leipzig 1921, B. G. Teubner.

Suche nach „dem Epischen“ als „poetisch-ästhetischer Kategorie“ doch nicht um eine Mehrheit von epischen Möglichkeiten herum. Wir müssen uns wohl noch tiefer mit den völkertkundlichen Ergebnissen befassen, um der Sache auf den Grund zu kommen.<sup>1)</sup>

Wir teilen die menschlichen Betätigungen des primitiven Menschen in Ausdrucks-, Spiel- und Zweckbewegungen ein, bleiben uns aber stets bewußt, daß wir damit schon den Gegenstand in gewisser Weise vergewaltigen, um ihn von verschiedenen Seiten her betrachten zu können. Ausdruck, Spiel und Zweck gehen auf primitiver Stufe vielleicht noch häufiger, weil leichter und unmittelbarer, ineinander über oder sind von vornherein miteinander stärker verschmolzen als auf höheren Stufen eines mehr rationalisierten Gemeinschaftslebens. Auf eine starke innerliche Erregung, die durch eine äußere sinnliche Wahrnehmung so gut wie durch ein reines Phantasiegebilde, ein Erzeugnis des Wach-Traums u. dgl. hervorgerufen sein kann, antwortet der Wilde mit einem Sprung oder einer sonstigen ausdrucksvollen Leibesbewegung und gleichzeitig mit einem Schrei, der auch wieder zunächst als „Geste“ wirkt. Aus solchen „Sprachgesten“ ist die menschliche Rede hervorgegangen, die viel früher dem unmittelbaren Gefühlsausdruck gedient hat als der sachlichen Mitteilung; sie hat nicht mit sinnvollen, wohlgegliederten Sätzen und artikulierten Lauten, sondern mit langgezogenen, von innerem Erleben erfüllten, reichlich modulierten Interjektionen begonnen. Kann aber schon die im Ausdruck erfolgende Entladung innerer Energien als eine immanent zweckgemäße Bewegung gelten, so wird die primitive Ausdrucksbewegung von Anfang an mit anderen Zwecken verbunden gewesen sein. Die Umstehenden sollen sich mitfreuen und dadurch die Freude des „Sprechers“ erhöhen, sie sollen gewarnt werden usw.: Ausdruck und Zweck gehen sofort ineinander über. Und ist erst eine besonders ausdrucksvolle Gebärde einmal mit gutem Erfolge ausgeführt worden, so wird sie mit einer gewissen Leichtigkeit wiederholt, und zwar nicht bloß in dem Falle, daß die erregende Ursache abermals auftaucht (auf welche Weise dann die Gesten allmählich den Charakter des „Verständigungsmittels“ annehmen), sondern aus Freude an der Betätigung überhaupt, an der Überwindung körperlicher und anderer Hemmungen, im Sinne frei spielender Kraft. Sobald die Ausdrucks- und Zweckbewegungen in dieser spielenden Weise ausgeführt, wiederholt, fortgebildet und verfeinert, vor allem aber von der Wirklichkeit abgerückt und „stilisiert“ werden, ist

1) Eine knappe, zuverlässige, an eigenen Beobachtungen und Gedanken reiche Einführung in die einschlägigen Probleme gibt das (auch für den Unterricht geeignete) Büchlein von Th. W. Danzel, Kultur und Religion des primitiven Menschen (Stuttgart 1924, Strecker u. Schröder). Eine Zusammenfassung aller Forschungsmethoden und Ergebnisse unter dem Gesichtspunkte des „synthetischen“ Kunstwerks der Naturvölker bietet, mit reichstem und wertvollstem Bilderreichtum, der erste Band der neuen „Propyläen-Kunstgeschichte“ (Berlin, Prop.-Verlag): Edart v. S n d o w, Kunst d. Naturvölker u. d. Vorzeit. 1924.

die Kunst vorhanden, die doch immer noch mit jenen Elementen zu arbeiten hat, die auch Ausdruck und Zweck vermitteln mußten. Daher die ewige unlösbare Verbindung der Kunst mit ihrer tiefsten Quelle, dem menschlichen Seelenleben, daher auch ihre stete Gefährdung durch die noch so ehrwürdige und bejahenswerte, aber doch nicht rein ästhetische „Tendenz“. Innerhalb der organisierten Ausdrucksgesten aber, wie sie am auffallendsten etwa in den von Gesang begleiteten Zaubertänzen der Wilden uns entgegentreten, sind nun wieder Reize von verschiedener Art zu unterscheiden, deren jeder im Gesamtgefüge der sog. „Urkunst“ freilich nur hin und wieder auftritt und zu schwacher Entwicklung gelangt, wenn er nicht gar im Keimzustande stedenbleibt, deren jeder aber danach strebt, die anderen Reize zurückzudrängen oder sich dienstbar zu machen und jedenfalls ein Leben auf eigene Hand anzufangen. Da melden sich die unmittelbaren Schwingungen der Menschenseele und verlangen nach einem Ausdruck, der am reinsten durch die Rhythmen und die melodischen Figuren der Musik vermittelt werden kann (die Harmonik besteht auf dieser Stufe kaum in den allerersten Anfängen), denen aber auch die geschwungenen Linien des Körpers, der Glanz des Auges und vor allem die Vibrationen der Stimme in der musikalischen Durchbildung der Sprache dienen müssen. Zwei technische Möglichkeiten für das gleiche Erlebnis beginnen sich zu sondern: die Musik und die lyrische Dichtung; jene vermag das Gefühlsleben in seinen allgemeinen menschlichen Werten reiner auszudrücken, diese den besonderen Anlaß, die persönliche Färbung kräftiger zu betonen, nicht ohne die Einbeziehung dessen, was wir gleich als „episch“ bezeichnen werden. Aber auch die Bewegung des Körpers als solche hat ihre ganz besonderen Reize und führt zur Herausbildung eigener Kunstzweige: mit ähnlicher Scheidung, wie wir sie vorher beobachteten, entwickelt sich einerseits der rhythmische Tanz, andererseits die mimische, entweder stillschweigend, allenfalls mit Musikbegleitung vorgetragene (pantomimische) oder noch von Worten begleitete Kunst, aus der dann wieder das Drama nach seiner spezifischen Seite hervorgeht.

Schon in diesen künstlerischen Betätigungen schwingt neben der Freude am unmittelbaren, sozusagen symptomatischen Ausdruck des inneren Lebens immer ein anderer Reiz mit: Was die Erregung hervorgerufen hat, das deutet eine bezeichnende körperliche oder Lautgebärde (d. h. eine sprachliche Äußerung) an, die nun ihrerseits wieder im Hinblick auf das besondere Ziel stilisiert wird. Man kann auf einen Gegenstand hinweisen, der eben „da“ ist und die Aufmerksamkeit und damit zugleich das Gefühlsleben auf das stärkste erregt; und man kann durch endlose Wiederholungen (auch wohl Variationen) der Benennung dieses Gegenstandes sein Gefühl bis zur Ekstase steigern. Da herrscht dann die unmittelbare, die „deiktische“ Gebärde vor, die für alle primitiven dramatischen Formen, für den mimischen Tanz usw. so bezeichnend

ist. Die künstlerische gestaltende Phantasie verarbeitet aber nicht nur das unmittelbare, im Augenblick in die Sinne fallende Material, sondern gefällt sich auf einer höheren Stufe der Entwicklung darin, das Gedächtnis an vergangene Dinge aufzufrischen, und zwar ganz in dem Sinne der ursprünglichen Ausdruckskunst, d. h. nur insofern, als die Bilder, die vor dem „Sprecher“<sup>1)</sup> auftauchen, entweder symbolischen oder deutlichen Wert haben; als sie entweder (zurückschauend) den eigenen früheren Gefühlsausdruck oder die Ursache der Erregung festhalten. Und es wird immer darauf ankommen, das Vorkommnis aus der Vergangenheit so zu „erzählen“, daß eben seine gefühlswirksamen Werte so stark wie möglich heraustreten — jene Werte, die für das erste Erlebnis und für das Gedächtnisbild des primitiven Menschen bestimmt waren und die auch weiterhin sich wirksam erweisen können; denn entweder rufen sie im Gedächtnis der anderen verwandte Erfahrungen auf oder sie laden die Phantasie ein, aus den bereitstehenden Elementen an der Hand des Leitfadens der „Erzählung“ das Ereignis sich zu konstruieren. In beiden Fällen handelt es sich um eine spielende Betätigung der geistigen Formkräfte, deren reife Entwicklung wir eben als „Epik“ ansprechen. Die Wurzel des Epischen ist also die gedächtnismäßige Wiederaufnahme und freie, phantasiemäßige Gestaltung vergangener Dinge, die nicht bloß für den Erzähler allein, sondern auch für seine Zuhörer wertvoll, d. h. hier durch ihren reichen Stimmungsgehalt reizvoll sind. Spielend betätigt sich dann der epische Trieb an der Ausmalung des, wenn nicht wirklich Geschehenen, so doch als in der Vergangenheit oder in der Ferne geschehen Gedachten: episch ist die freie Gestaltung einer als „entfernt“ gemeinten Ursache, die uns ästhetisch stark erregt. Der bloße Bericht von Tatsachen ohne allgemeinere Bedeutung ist also nicht episch: nichts Schaleres als die „Anekdote ohne Pointe“, an der sich vielleicht der Erzähler aus irgendeinem besonderen, den Zuhörenden durchaus nicht verständlichen Grunde oder aus bloßer Lust am Schwätzen erfreut. Der Künstler ist immer, insofern er schafft und gestaltet, ein stark sozial eingestellter Mensch, so sehr ihn sein visionäres Leben in die Einsamkeit treiben mag; sein „Ich“ ist ein überpersönliches, und er spricht immer zugleich im Namen der Hörer, deren Seelen er in seinen eigenen Lebenszusammenhang mit hineinschlingt. Dabei ist es nun an sich ziemlich gleichgültig, ob es sich um einen einzelnen, „interessanten“ Vortrag aus der Vergangenheit oder um eine ganze Kette von innerlich irgendwie zusammenhängenden Vorgängen handelt: immer wird der Erzähler doch über seinem Stoff stehen und das für den epischen Vortrag Geeignete auswählen müssen. Aber es ist eben der „erzählende“ Trieb, der sich hier betätigt: immer schwingt das erzählende Ich mit und gibt dem Stoff seine persönliche Note, sei es, daß ganze Reden in der ersten Person vorgetragen werden oder

1) Um das Wort der Bequemlichkeit wegen zu verwenden.

daß der Erzähler uns zwischen den Worten und Sätzen anschaut. Also auch wo er von dem sachlichen Bericht zur „Szene“ übergeht und seine Leute selbst sprechen läßt, wo er Dialog einmischt, wird der echte Erzähler nicht ganz hinter den redenden Figuren verschwinden; er wird auch beim mündlichen Vortrage nicht zum „Mimen“ werden, der seine Persönlichkeit mit einer fremden austauscht und nur durch den bewegten Körper „darstellend“ wirkt, sondern immer die überlegene Haltung des „Rhapsoden“ innehalten, der bei jeder Rede gleichsam mitwirkt: „So sehe ich ihn, wie er spricht.“ Und ebenso steht es mit den „lyrischen Elementen“, die ja in der breiteren epischen Darstellung so wenig fehlen können wie in dem Gesamterlebnis der Wirklichkeit überhaupt, die aber wiederum durch die rückblickende, ruhig ordnende und gestaltende Persönlichkeit des Erzählers umgefärbt sein müssen, wenn nicht die epische Einstellung beim Erzähler und beim Hörer, wenn nicht jene wundervoll behagliche, freilich von tieferen Erregungen durchzitterte, aber nie sich selbst verlierende „Haltung“ verloren gehen soll, auf die wir Menschen uns nun einmal auch so gern einstellen lassen (so gut wie auf die lyrischen und dramatischen Werte) und die wir dann eben rein genießen möchten. So hat sich die epische Kunst im Sinne menschlicher Notwendigkeiten aus der gemeinsamen Urkunst heraus und nach ihren eigenen Gesetzen mit reiner Zielstrebigkeit entwickelt.

Die verschiedenen Formen, in denen das geschah, wandelten und wandeln sich natürlich mit den zeitlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen. Wir haben keine Hörerkreise mehr, die sich ein langes Epos zum Klange eines Instruments hintereinander oder in Absätzen vortragen lassen, und für das gedruckte Versepos findet sich immer nur eine beschränkte Leserschaft. Wer ein gedrucktes Buch liest, der ist mehr mit innerlichen Funktionen dabei, als daß er die vorwiegend sinnlichen Reize des Verses aufnehmen und voll zu verarbeiten imstande wäre: die gelesene Erzählung kann intime Werte vermitteln, die bei mündlichem Vortrage in größerem Kreise schlechtweg verloren gehen, weil sie dort banal oder übertrieben erscheinen würden. Aber die grundsätzliche epische Einstellung ist auch dem Verfasser moderner Still-Lese-Epik geblieben und kann nur zum Schaden der Gattung, zum Ruin der Kunst verleugnet werden.

Soweit der Philologe auf Grund des völkertkundlichen und literaturgeschichtlichen Befundes in den allergrößten Umrissen der Darstellung. Wie erfreut müssen wir sein, wenn wir durch einen Sachmann wie Hans Frank unsere Forderungen im wesentlichen bestätigt sehen. Auch für ihn ist der echte Erzähler kein bloßer Unterhalter und kein Publizist, der den Stoff um seiner selbst willen oder zum bloßen Zeitvertreib mitteilt; er ist auch kein lyrischer Schwärmer, dem nur die Kraft zum Gesange fehlt, und am wenigsten ein Schauspieler, der uns eine Handlung vormachen will mit Maste, Rollentausch



und Stimmwechsel. Das gilt vom Erzähler selbst wie von seinem Vermittler, dem Rezitator epischer Gebilde, es gilt auch, wie wir hinzufügen möchten, von dem Leser! Denn wie jeder echte Leser eines Dramas die Vorgänge des Kunstwerks auf einer Miniaturbühne vor sich gehen läßt, die er in seiner Phantasie errichtet; wie der begnadete Leser eines echten Frühlings- und Liebesgedichts eine Phantasiwelt vor sich erstehen läßt, die er tief in die Gefühlsfarbe des Dichters eintaucht: so setzt sich der Leser, auf den der echte Erzähler hofft, innerlich mit dem Dichter in Verbindung wie der Hörer mit einem Rhapsoden und stellt sich eben auf epische Genüsse ein. Der moderne Erzähler aber ist jeder Mensch, der etwas Geschehenes oder als geschehen Gedachtes für außerordentlich genug hält, daß wir es von ihm hören wollen; der die künstlerisch erschaute, innerlich erlebten Vorgänge so zwingend vor uns gestalten kann, daß sie von seiner Persönlichkeit abgelöst als ein organisches Gewächs aus eigenen Wurzeln und in eigener Atmosphäre erscheinen — ohne doch den Stempel seiner Persönlichkeit jemals ganz zu verleugnen. Daß nun dies Ineinanderweben des Allgemein-Menschlichen und des Individuell-Besonderen ein Problem ist, das niemals glatt gelöst werden kann, weiß Frank sehr wohl und betont es eigens. Auch hier besteht eine Polarität, die uns ja immer das Anzeichen ursprünglichen, notwendigen Lebens ist; die schwere Aufgabe, Menschlichstes und Eigenstes miteinander zu vereinen, kreuzt sich aber mit der anderen, Vergangenes zu vergegenwärtigen und in der Vergegenwärtigung die überlegene Ruhe des Erzählers vergangener Dinge zu bewahren. In jedem Einzelfalle wird dort wie hier das Pendel bald nach der einen, bald nach der anderen Seite ausschlagen. Aber der wahre Künstler ist derjenige, der seine bildnerische Aufgabe gesehen hat, der sie ganz persönlich erlebt und der mit ihr ringt innerhalb der gegebenen Möglichkeiten; ohne daß er nach Originalität und nach neuen Tricks haschte, wird er, wenn echte, künstlerische Substanz in ihm vorhanden ist, von selbst neue Töne und neue Mittel finden, die er mit keinem anderen teilt, wie uns alles Geistig-Lebendige in keiner anderen Form faßbar wird als in derjenigen der „Besonderheit“. <sup>1)</sup> Ausschaltung des Zufälligen, des bloß in seiner tatsächlichen Gegebenheit Interessanten, Herausarbeitung des Wesentlichen, Menschlich-Dauerhaften, in seiner Besonderung Bedeutsamen ist, wie sich aus dem Vorausgehenden ergibt und wie Frank nicht müde wird zu betonen, das Grunderfordernis der Darstellung. Aber gerade in dieser Auswahl verrät sich der Künstler. Vom Epiker gilt, was Goethe vom Dichter überhaupt sagt: er „ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe, wo es in herrlichen Akkorden schlägt“; und sein Busen nimmt „gleich und willig auf“, was „die Geschichte reicht, das Leben gibt. Oft adelt er, was uns gemein erschien,

1) Vgl. hierüber das tiefe und für alle Betrachtungen geistiger Werte förderliche Werk von Th. Litt, Erkenntnis und Leben. Leipzig 1923, Teubner.

und das Geschätzte wird vor ihm zu nichts.“ Man könnte eine ganze Geschichte der Epik und zumal der deutschen Epik unter dem Gesichtspunkt schreiben, wie unsere Erzähler nach und nach immer weitere Stoffkreise und immer intimere Erlebnisse für ihre Kunst fruchtbar zu machen verstanden haben. Von der Rolle, die Hans Frand in einer solchen Darstellung spielen würde, soll noch die Rede sein.<sup>1)</sup>

Zunächst aber noch ein Wort über die verschiedenen Stufen der modernen epischen Kunst (zu denen eben das „große Epos“ nicht gehört), wie sie Hans Frand charakterisiert — nicht im Sinne von Wertstufen, sondern von Graden der epischen Konzentration. Frand unterscheidet die Anekdote, die Novelle und den Roman; jene beiden kommen vom Besonderen, Zugespißten her, der Roman kommt aus der Weite, die erst allmählich geballt werden muß; die drei Gattungen verhalten sich etwa so zueinander wie ein Tropfen, ein Kristall und ein Berg oder ein Gebirge. Aber die Grenzen sind fließend und die Formen keine bereitstehenden Gefäße, in die man einen Gehalt gießen kann: das ist Sache der Nachahmer und Pflücker, der literarischen Handwerker. Für den Künstler kommt die Gattungsform immer nur im Sinne einer besonderen Richtung in Betracht, in der sein Stoff eben „verdichtet“ und zum Werk geformt sein will, um die an ihm erlebten, besonderen Werte, hier die epischen Werte, aufs reinsten in der Brust des Lesers wieder aufquellen zu lassen. Unter der „Anekdote“ versteht Frand natürlich nicht den witzigen Einfall, der in eine kurze Erzählung eingebettet oder eingekleidet erscheint, sondern jede kurze und eben durch ihre Knappheit wirkende Geschichte, deren Gefühlston im übrigen sehr verschieden sein kann: überraschend, heroisch, satirisch, pfeifend und wie sonst noch abgestimmt.<sup>2)</sup> Als Wiedererwecker der künstlerischen Anekdote feiert er Wilhelm Schäfer, der uns ja in den Schriften der Literarischen Gesellschaft zu Bonn in ausgiebiger und fesselnder Weise über sein Verfahren mit dem Rohstoff berichtet hat. Bei uns in Deutschland ist nicht viel Verständnis für diese Kunstgattung vorhanden, die viel stärker als die früheren auf mündlichen Vortrag angewiesen ist. Der geborene Anekdotenerzähler, dem sich das Vorkommnis aus seinem Leben ohne oder halb wider seinen Willen zum packenden Erlebnis umwandelt, der sich an dem spannenden Vortrag der Begebenheit selbst berauscht, dem sich beim Erzählen, vielleicht bei wiederholtem Vortrage allmählich eine ganz bestimmte, dem Gegenstande und seiner Eigenstimmung „angemessene“ Form mit innerer Notwendigkeit ergibt — er muß sich immer wieder auf seine „Wahrhaftigkeit“ befragen lassen, auch da, wo es ihm durchaus nicht darauf ankommt, einen urkundlich treuen Bericht zu geben. Nur dem Meister

1) In einem zweiten Aufsatz, der im nächsten Heft folgt.

2) Eine gute, auch für den Unterricht empfehlenswerte Sammlung gibt Kurt Siejenitz: „Das Anekdotenbuch. Eine Auswahl literarischer Anekdoten von Peter Hebel zu Wilhelm Schäfer.“ Lübeck 1923, Antäus-Verlag.

gewürzter Erotik zu mitternächtlicher Stunde gestattet man da eine gewisse Freiheit, die doch wieder als „Narrenfreiheit“, nicht als jener natürliche Respekt empfunden wird, den der Südländer und gar der Orientale dem geborenen Erzähler entgegenbringt. Im übrigen begnügt man sich mit dem Nacherzählen zusammengelesener „Witze“ ohne jede persönliche Note oder mit dem bloßen Klatſch, dem jede künstlerische Formung fehlt. Eine Schrift wie diejenige Francs ist wohl geeignet, das Gewissen für die gut erzählte Anekdote wieder zu schärfen, die unserer schnellebigen Zeit doch manches zu sagen hat. Ich erinnere nur an die teilweise meisterhaft erzählten „Fabeln“ von Paul Gurt<sup>1)</sup>, der sich an dieser Kleinkunst für größere epische Werke geschult hat.<sup>2)</sup> Franc würde diese Fabeln unbedingt zur Anekdote rechnen, wohin sie auch mit ihrer pointierten Art gehören.

Aber nicht recht begreiflich erscheint es mir auf Grund meiner langjährigen Vertrautheit mit dieser Gattung, daß und warum er das „Märchen“ hierherzieht. Schon die bloße Tatsache, daß unzählige Märchenstoffe der Weltliteratur in die Novellenliteratur der alten Italiener übergegangen sind (man denke an Straparola und Basile) und daß umgekehrt Kunstnovellen schon in alter Zeit als Volksmärchen und -sagen erzählt wurden (wir erinnern an die ersten Kapitel des Herodot<sup>3)</sup>), sollte gegen diese Einordnung mißtrauisch machen. Die Kürze allein kann doch nicht entscheiden, zumal wir aus dem Orient endlos lang ausgespinnene Märchen haben, die dennoch in allen wesentlichen Zügen dem Geiste der Gattung getreu blieben. Tatsächlich aber ähnelt auch ein rechtes Märchen, um in dem von Franc gebrauchten Bilde zu verbleiben, nicht dem blitzenden „Tropfen“, sondern dem funkelnden und von allen Seiten neu aufleuchtenden „Kristall“. Vielleicht kommen wir dem Tatsachenbestande näher mit der folgenden Überlegung: neben jenen anfangs beobachteten polaren Gegensatzpaaren, zwischen denen das eigentlich epische Leben fluktuiert, hat sich in der Entwicklung der Gattung ein drittes ausgebildet. Der Künstler wählt aus der Fülle der Erinnerungen das Fesselnde, das im einzelnen Falle Bedeutsame aus, gewiß; aber dabei kann der Akzent einmal in der frei aufsteigenden Masse der Erinnerungen liegen, über denen der Geist des Dichters mit freier Behaglichkeit schwebt und deren mannigfaltig schillernden Reiz er uns ahnen läßt; oder er gewinnt uns wie der Raubvogel, der vielleicht auf Augenblicke über seinem Opfer weitgezogene Schwingen zieht, um dann plötzlich schnurgerade auf sein Ziel niederzustoßen: der scharf pointierende Berichtstatter aber ist der moderne Anekdotenerzähler. Demgegenüber verharrt der Dichter, der Erzähler wie der Hörer

1) Trier, Verlag Friedrich Ling.

2) Vgl. seine im gleichen Verlag erschienene Novellensammlung „Dreifaltigkeit“ und seinen Roman „Der Teilsche Hans“.

3) Vgl. Wolf Aln, Volksmärchen, Sage und Novelle bei Herodot und seinen Zeitgenossen. Göttingen 1921, Vandenhoeck u. Ruprecht.

des Märchens in einem Zustande behaglicher Gelöstheit, wobei die Schlußwendung eigentlich in großen Umrissen feststeht: der Königssohn freit die erlöste Schöne und tritt das Reich an, die Bösen werden bestraft und die Guten belohnt, ohne daß wir dadurch im wesentlichen überrascht würden. Das Überraschende sind die Einzelheiten, die wunderbaren Züge, die aber auch auf merkwürdige Weise zustandekommen. Das echte Märchen kann in taleidoskopartiger Weise verwandte, durch lockere Assoziationen verbundene Züge durcheinanderwirbeln, ohne doch seinem inneren Entwicklungsgange untreu zu werden. Jener straffe innere Rhythmus der Anekdote, den Frand an der Hand Kleistischer und anderer Beispiele meisterhaft zu charakterisieren weiß, ist hier nicht angebracht und auch nicht üblich.

So steht das Märchen viel näher bei der Novelle, die eine für alle interessante „Affäre“ (kein außergewöhnliches, einmaliges, aufsehenerregendes Wort oder Erlebnis) mit bewußter Einstellung auf einen größeren, doch immer noch zur Gemeinsamkeit verbundenen Hörerkreis vorträgt. So ungefähr umschreibt Frand ihre Form, von der sich natürlich so wenig wie von irgendeinem anderen Geistesgebilde eine haarscharfe Definition geben läßt. Das „Spezifische“, was die Geschichte „von tausend anderen unterscheidet“, der „Salz“, wie es Paul Henke in einer vielberufenen Analyse einer Novelle des Boccaccio nennt<sup>1)</sup>, gehört viel eher der Anekdote an; in der Novelle herrscht das Fesselnde, aber doch nicht das Erstaunlich-Ungewöhnliche vor. Nur scheinbar weicht davon das Märchen ab mit seinen redenden Tieren und seinen verschwindenden Schlössern, mit seinen zahllosen Zaubergütern und seinen übernatürlichen Helfern und Gegnern. Denn das Märchen entspricht durchaus der Weltanschauung des primitiven Menschen, für den die ganze Natur sozusagen mit Geisterelektrizität geladen ist und für den das Unbegreifliche erst da anfangen würde, wo der Gestalt seines Lieblinges nicht hilfreiche Genien zur Seite stünden, um den Zauber der bösen Mächte zu brechen.

Das Märchen führt uns aber noch um einen Schritt weiter. Es ist mit dem Abschluß der Erzählung nicht zu Ende. Die Hochzeit des jungen Paares oder die Erhebung des Helden auf einen Königsthron usw. schneidet eigentlich nicht ein bestimmtes Geschehnis ab, wie es so häufig in der modernen Novelle zugeht, sondern öffnet den Blick in unbestimmte Perspektiven: „Wenn sie nicht gestorben sind, so leben sie heute noch.“ Wir bleiben im Bann der Märchenstimmung und könnten uns das Glück der Vereinigten, der Sieger usw. bis ins Unendliche ausmalen; daher müssen wir oft durch einen ganz äußerlichen, organisch nicht zu dem Märchen gehörigen, sondern frei von einer zur anderen Erzählung fliegenden Schluß in die Wirklichkeit zurückgerufen werden: „Dort habe ich sie gesehen und bei ihnen gefessen und

1) Einleitung zum 1. Bande des „Deutschen Novellenschatzes“, S. XX.

Kuchen gegessen und Wein getrunken. Und sie lassen dich grüßen“ usw.; oder: „Und da kam eine Maus, und das Märchen ist aus.“<sup>1)</sup> Die Novelle ist zu individuell gestimmt, um solche allgemeinen Schlüsse zu vertragen, sie ist auch zu stark atmosphärisch abgetönt, um den plötzlichen Übergang aus der Phantasiwelt in die Wirklichkeit zu dulden. Aber auch sie folgt einer Linie, die sich eigentlich ins Unendliche erstreckt, je mehr sie durch ihre innerliche Bedeutsamkeit und durch den ganzen Welthintergrund, den sie mit knappen Strichen und doch ausreichend entworfen hat, von der bloßen Anekdote entfernt ist. Wir haben einen natürlichen Ausgangspunkt, aber nicht leicht ein ebenso natürliches Ende, denn es sind tausend Fäden angesponnen, die sich fortführen ließen, und tausend Möglichkeiten schlummern in den handelnden Personen, von denen nun eine herausgegriffen und zu einer mehr oder weniger gewaltsam erscheinenden Lösung verwendet werden muß. Über das Problematische solcher Lösungen gibt Grand sehr aufschlußreiche Erörterungen, die zunächst an Kleists „Verlobung auf St. Domingo“ anknüpfen, aber sicherlich ganz auf persönliche Erfahrungen und auf künstlerisches Ringen mit dem Formproblem der Novelle zurückgehen. Immerhin wird sich der Kritiker seiner Kunst darüber klar, daß dieses Problem mit der Novelle als solcher, mindestens mit ihrer heutzutage herausgebildeten Form gegeben ist, und daß der Erzähler nichts Besseres tun kann, als den „Fall“, den er nun einmal zu behandeln hat, auch möglichst eindrucksvoll zu behandeln und sich an der Klippe nicht vorbeizudrücken. Muß die Novelle schon konstruieren und die Wirklichkeit übersteigern, dann tue sie es in staunenerregender Weise, strebe ins Ungemessene und überhöhe die Wirklichkeit mit unvergleichlichen, aber statisch exakten Massen. Dem überraschenden sein Recht, aber in künstlerischer Weise! Es ist klar, daß eine rein psychologische Novelle, die alles restlos „erklären“ will, dem Charakter der Gattung eigentlich so wenig gerecht wird wie eine bloße Ungeheuerlichkeit. Was nach allen Seiten durchschaut und ergründet werden kann, wirkt nicht faszinierend, nicht als „Affäre“; und was uns trifft wie ein Donnerschlag, läßt die heitere Laune nicht aufkommen, mit der die Novelle vorgetragen und genossen werden will. Sie ist ein Lebensbild im kleinsten Maße: Schicksale und persönliches Handeln verschlingen sich wie in der Wirklichkeit, nur in besonders interessanter Weise. Von diesem Gesichtspunkt aus lehnt Grand die „Schwächlichkeitsnovelle“ des Impressionismus ab, so gut wie die „bramarbasierende“ des Expressionismus; dort ist das Schicksal alles, hier ist es gar nichts. Immerhin haben jene Formen bestanden und bestehen noch, müssen also auch wohl ihre Leser finden; es fragt sich nur, ob bei diesen dann eine rein epische Stimmung vorliegt und die Erzählung nicht auch, wie das Drama der letzten Jahrzehnte so vielfach, zum Mimus in anderer Form geworden ist, zu einer

1) Vgl. meine Schrift: Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen (Berlin 1900).

deittischen Gebärde: Ecce homo, ecce vita, ecce mundus! Jedenfalls entspricht die Auffassung Frands von seiner Kunst durchaus seiner synthetischen Weltbetrachtung unter dem Gesichtspunkt der Polarität von All und Persönlichkeit, von Schicksal und Wille.

So ist es denn verständlich, daß Frand in seinem großen Überblick über den Roman jede Rohstoff Erzählung, jede nackte Biographie mit phantastischem Aufputz ablehnt; auch hier ist ihm die Kunst vor allem „Lebensdeutung“, freilich jetzt auf viel breiterer Grundlage: zunächst geht es um die Entwicklung des Individuums; mit Recht bemängelt unser Kritiker in der Flut von „Erziehungsromanen“, die wir über uns ergehen lassen mußten, daß sie den Lebenslauf eines herzlich beschränkten Durchschnittsmenschen zum meist da abbrechen, wo er sich eigentlich bewähren sollte. Freilich bleibt die Jugendzeit, bleibt das Hervortreten der persönlichen Note und die Formung einer eigenen Lebenslinie immer interessant und von allgemeiner Bedeutung, weil alle Sterblichen das gleiche durchzumachen haben und Ungezählte unter ihnen nur an diesem Punkte ihrer Existenz ein Außerordentliches erfahren, das sie zum Miterleben anderer Schicksale befähigt. Aber das Verstanden im Alltag reißt uns aus der epischen Stimmung schlimmer heraus als eine noch so gewaltsame Lösung bei der Novelle, und ein Aufstreben in reinere Sphären bringt wieder die Jugendgeschichte um ihre eigene Bedeutung. Es ist ein besonderer Glücksfall (und bedeutet bei dieser vielversprechenden Künstlerin eine wesentliche Steigerung gegen eine frühere Kindheitsgeschichte aus ihrer Feder), wenn Ina Seidel den frühvollendeten Georg Forster zum Helden ihres Romans „Das Labyrinth“<sup>1)</sup> erwählt, der dann in den Stürmen der Revolution für uns verschwindet, weil seine persönliche Energie verbraucht ist. Hier fallen „Jugend“ und „Leben“ einmal zusammen. — Weiterhin mustert Frand mit kritischem Blicke den Zeit- und den Volksroman, die beide um so besser ihrer künstlerischen Aufgabe entsprechen, je weniger sie von dem geben, was der Name sagt: je mehr also der Dichter das Überzeitliche in der Zeit schildert und je weniger er das Nationale tendenziös betont; um so kräftiger tritt er, seiner ganzen Art entsprechend, für den Weltanschauungsroman ein, der bei den Russen eine Selbstverständlichkeit, bei den Deutschen eine Seltenheit, bei den Lateinern eine Unmöglichkeit sei. Freilich weiß ein so ehrlich den Dingen ins Antlitz schauender Betrachter nur zu gut, daß aufgeklebte Weltanschauungsdebatten aus zweiter Hand, phantasiemäßig aufgetriebene Lesefrüchte und metaphysisch angehauchter Salonschwatz noch kein Kunstwerk dieser umfassenden Richtung ausmachen. Nur ein echtes, tiefes Gotteserlebnis kann eine wahre Weltanschauungsdichtung hervortreiben, und nur in einer Umgebung, die auf dieses Erlebnis gestimmt ist, kann sie erwachsen. Nun ist es ganz klar, daß (man möchte sagen troß

1) Jena, E. Diederichs.

des vielen halbshürigen und dilettantischen Gefasels und Getues in religiösen Formen, das die Züge unserer Zeit so seltsam verzerrt) rings um uns her eine tiefe seelische Not, ein banges Fragen, ein oft scheues Suchen nach Gott zu spüren ist. Die ganze Atmosphäre ist übersättigt mit Keimen, die eine große Reorganisation des Volkes von innen her, die eine wahrhaft religiöse Einstellung hervortreiben könnte. Es fehlt nur der Prophet, der alle Herzen aus dem Halbschlaf weckt, der die Funken zum Auflodern bringt, der das Unkraut ausjätet und die Halbheit verzehrt — wie denn überhaupt unserer Zeit nichts so fehlt als die Führer, welche die ungeheure Not des Volkes zu ihrer eigenen heiligen Sache machen. Natürlich kann hier auch der Künstler das seine tun, und vielleicht um so mehr, je weniger er nach solcher Führerrolle drängt, je mehr er aus der tiefempfundenen Not des Volkes heraus, wie unter einem dämonischen Zwange schafft.

Aber bis jetzt ist noch nicht einmal ein Erzähler größten Stils aufgetreten, der dem Elend der Gegenwart in wahrhaft künstlerischer Beleuchtung einen Spiegel vorgehalten hätte. Denn die tendenziös-materialistische, nur zu deutlich auf die Gegenwart abgestimmte Schilderung des Dreißigjährigen Krieges durch Döbblin wird doch niemand, bei aller Bewunderung für die Virtuosität ihres Verfassers, als vollgültige Leistung dieser Art werten. Und die künstlerisch sehr beachtenswerte Erstlingsarbeit von Wienert, „Der Sturz des Tieres“<sup>1)</sup>, die uns soeben besichert wurde, nimmt zwar einen kräftigen Anlauf, bleibt aber sozusagen auf halbem Wege stehen; Wienert bedient sich in geistreicher Weise der Darstellungsformen des Märchens, auch wohl des Marionettenstils, um die Typen einer abgelebten Welt zu fassen und karikierend zu richten; und er zieht alle Register feinsten Stimmungswirkungen, um in das Werden und in die Sehnsüchte neuer Menschen hineinzuleuchten; seine Schilderungen des kaltherzigen Fliegers über Paris und des idealen Marineoffiziers in Ostafrika gehören zum Packendsten, was uns bisher an Erinnerungen an den Weltkrieg aus künstlerischer Perspektive dargeboten wurde. Aber am Schluß herrscht doch bei aller Intensität des reinen Erlebens eine müde Resignationsstimmung nach außen vor. So echt sie von dem Dichter erlebt sein mag, das Ganze spiegelt doch wieder nur die Welt, wie sie sich guten, vorschnell ins Leben hinausgeschleuderten Jungen auf Grund ihrer Enttäuschungen durch Krieg und Revolution am Wachtfeuer und im Kreise gleichgestimmter Kameraden darbot. Aber die Flucht aus der Welt ins Heiligtum ist keine Lösung der furchtbaren Probleme, unter denen unsere Zeit leidet und die eben gebieterisch ihre Bewältigung durch den Geist innerhalb des Lebens fordert. In dieser Zeit liegen Stoffe und Antriebe genug für eine Weltanschauungsdichtung ganz anderen Ausmaßes; mit der entrüsteten Abweisung der alten Diplomatie und Geldmacherei, des nackten

1) Trier, Fr. Linz.

Machtstrebens um seiner selbst willen und der verlogenen Phrasen ist es nicht getan. Die Tendenz richtet sich selbst durch jene Schwarz-Weißmalerei, die zwar dem Märchenstil entspricht, die aber unbeholfen genug wirkt, wenn sich die phantasieliebenden Märchenmotive ganz eng um eine oft recht scharf gefundene Wirklichkeit herumschlingen. Wie sich aber jenen Kreisen, deren Verfallsformen gar leicht zu schildern waren, immer wieder neue Lebenskräfte entwirrt haben und weiterhin entwirren müssen, wie die Lebensformen einer neuen Menschengesellschaft ohne Anknüpfung an das geschichtlich Gewordene, stets Absterbende und stets sich neu Gebärende nie entstehen können; wie sich nun das Kraftvollere und Geistigere gegenüber dem Veraltenden, Konventionellen durchsetzen muß, wie auch hier, mit Goethe zu reden, allenthalben „Gestaltung, Umgestaltung, des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung“ offenbart, das eben ist das Problem, das im Leben und in der Kunst, im Schauen und im Gestalten noch zu lösen ist.<sup>1)</sup> Und diese ungeheure Aufgabe harret auf beiden Seiten des Herkules, der sie zu lösen weiß!

## Eine Redensart aus dem Rechtsleben.

Von Alfred Götz in Freiburg i. B.

Über die sprichwörtliche Redensart eine Sache auf die lange Bank schieben ist viel Unbewiesenes gedruckt worden. Die richtige Deutung kann unter den bisher vorgeschlagenen enthalten sein, die Aufgabe bleibt, sie wort- und sachgeschichtlich zu bestätigen. Das soll hier unternommen werden, um so mehr, als noch Friedrich Seilers umfassende Darstellung der Deutschen Sprichwörterkunde (München 1922) erkennen läßt, wie schmerzlich es auf unserm Gebiet an Einzeluntersuchungen mangelt.

Alte Belege gibt es nicht allzu viele. Das Wort steht nicht in den Adagia des Erasmus; Aventin und manches andere Geschichtswerk der frühneuhochochdeutschen Zeit sind vergebens daraufhin gemustert worden, auch in den Sammlungen des Rechtswörterbuchs ist es nach gütiger Auskunft von E. v. Künzberg in keiner seiner Fassungen vertreten. Trotzdem weisen alle alten Zeugnisse in die Welt des Rechts. Als erste schreibt 1481 Kurfürstin Anna von Brandenburg, die Tochter des Kurfürsten von Sachsen, über einen Gerichtshandel: „Kombt it herauß, so underwindt sich der vater, euer sach zu treiben, damit sie zu einem end kombt . . . sußt wurdit es dortinnen in die langen truhen gespilt“ Steinhäuser, Privatbriefe des Mittelalters 1, 233. In den großen Rechtsstreit des

1) Einen Schritt vorwärts bedeutet immerhin der uns soeben erst zugewandene weltanschauliche Zeitroman von Werner Schöndell „Nachspiel“. Berlin 1923, Ullstein. Aber der Herrensabbath des (mit wahrer Virtuosität geschilderten) großstädtischen Schiebertums und der Notruf über die allgemeine Zerfahrenheit unserer Zeit übertäubt doch im Leser die zarten Stimmen tiefer Sehnsucht nach dem Geistigen und vor allem den tröstenden Hinweis auf das Lebendige, Zukunftssichere, was sich täglich zum Lichte emporringt. Freilich, der Roman ist in den ersten Jahren des Umsturzes geschrieben — ein erschütterndes Zeitdokument!



Bistums Worms, der beim Kammergericht anhängig war, greift 1499 Bischof Johann III. ein mit der Mahnung: „hat sich leider die Sach bißhero länger dann uns nuß verlängert, were zu besorgen, daß sie alsdann ganz uf die lange Bahn gesetzt würde“ Haltaus, Gloss. germ. 1 (1758) 91. Vom ungerechten Richter des Evangeliums predigt Geiler († 1510): „der richter tert sich nüt daran, sunder thett ein touß or dorzu, und wolt sie nit erhören durch lange zeit. Er richt die sach nemermeder uff den langen band. denn do was es meß, denn erne, und also treib er sie umb lange zeit“ Postill 3 (1522) 70b. Bei Geiler finden sich außerdem die Fassungen: „ob man dich uff den langen band wisset . . . man wisset in uff den langen band“ das. 102a, und: „so . . . man die sach uff die langen band zeucht“ Buch der Sünden des Munds (1518) 42a, sämtlich von Beispielen aus Rechtshändeln. Aus dem Sprachgebrauch Luthers, der zeitlich hier anschließt, ist zunächst einer Erinnerung an seine große Stunde vor dem Reichstag von Worms 1521 zu denken, die sich in einer Tischrede vom Sommer 1540 findet: „Nun lagen alle meine bucher uff einer band nach ein ander“ (Weim. Ausg. der Tischreden 5, 70, 11; das. 3, 288, 33: „auf'm Tische“; 5, 66, 4: „Mei autem libri jacebant in fenestra“). In den verschiedenen Ausdrücken spiegelt sich offenbar das Erinnerungsbild einer Fensterbank, wie wir sie dem spätgotischen Raum des Wormser Bischofpalastes, in dem nach P. Kalkoff, Der Wormser Reichstag (1922) 336f. Luther am 17. April vor dem Kaiser stand, ohne weiteres zutrauen dürfen. So sah er von den Richtern die Akten einer Sache behandelt, die nicht auf die lange Bank geschoben, sondern verhandelt wurde. Wo hinhaltendes Verfahren Platz greift, wie in der Sache Heinrichs von Einsiedel im Bedenken vom 24. Januar 1528, drückt das Luther mit dem gleichen Wort aus, das schon 1481 Kurfürstin Anna dem Gebrauch der kursächsischen Kanzlei entnehmen konnte: „Wo es also ins Recht keme, hoffet ich, Es solte in die lange Druen komen, Wie es mit Paulo auch gescha“ Jen. Ausg. 4 (1560) 316a. Derselbe Ausdruck steht in einer Mahnung an die Herren bei Urban Rhegius 1525 Von Leibeigenschaft C3a: „laßt der armen leüt hendel nit jar und tag in der langen truchen ligen zu irem mercklichem verderben.“ Das Wort kehrt genau so wieder bei seinem schwäbischen Landsmann Sebastian Franck 1528 Von dem greulichen laster der trunkenheit B3a: „Aber wir legen die sach in die langen truchen, scherzen mit Gottes wort wie die katz mit der mauß, als Inge nichts darahn, wann wir ein mal darzu thünd“, und Weltbuch (1534) 128b: „hie solt ich der Rhömischen Christen Consistorium beschreiben, wie Christenlich sie allda handeln . . . alles krumb eben, und alles, was schlecht ist, krumb und verwirren, und in die langen truchen legen künden, was sie wollen.“ Weiterhin findet sich derselbe Ausdruck oft in ganz Oberdeutschland vom Elsaß bis nach Schlesien, bei Rechtsgelehrten, Hofleuten und Gebildeten aller Stände bis zum Jahr 1715, immer von Rechts- und Verwaltungssachen: „wann inen brief geben werden, das sie die selbigen von stunden überlesen und nicht in die langen truchen schließen, wie schier bey allen breuchlich“ M. Montanus, Schwankbücher (1559) 426 Bolte; „so wäre meiner einfalt nach verhofflich, es möcht E. G. ihren handel in die lange truchen bringen“ J. Nas, Antipapst. Eins und hundert 1 (1565) 84b; „in die langen truchen legen“ Friedr.

Wilhelm, Sprichw. (1577) Register N4; „Mein Bruder George hatte zwar das ganze Wesen in seinen Händen . . . verrichte es aber zum Besten nicht; denn er ließ hängen und schlafen, was er nur mochte in die lange Trun bringen“ H. v. Schweinichen, Denkwürdigkeiten (zum Jahr 1580) 232 Oesterley; „welches Herzog Friedrich neben seinen Rätthen . . . gern gehindert hätten, und dergleichen Practiquen gemacht, daß es nicht hätte sollen vor sich gehen, sondern nur wieder in die lange Trun und in Anstand kommen“ das. 239; „(Be-lial) darff mich (Moses spricht), und meinen Herrn Jesum, mit Unwarheit, freffentlichen bezüchtigen, wir begeren ihme die Hauptsachen in die lange Truhen zuspielen“ J. Anrer, Histor. Processus Juris (1597) 240; „sehen . . . was für ein geschwinder, listiger und verschmitzter Jurist er ist, und wie er mir mein gerechte, offenbare und richtige Sachen, so wunderlicher weiß verdrehet, und in die lange Druhen spielet das. 271; „(Lucifers) Mund seynd die Richter, welche das Recht aussprechen solten, aber es nicht thuen, sondern im Maul behalten, oder es in die lange Truhen legen“ Aeg. Albertinus, Lucifers Königreich (1616) 18 Liliencron; „in die lang Truhen legen, vide auffschieben“ Schönsleder, Promptuarium (1622) kk6a; „daß, ob wohl Ihre Durchl. befohlen . . . daß dennoch die Ausführer dieses Befehls, entweder wenn sie dem Gegentheil mehr gewogen, oft nicht rechten und wahren Bericht geben, oder die Sache in die lange Truhen schieben, daß jener, weil ihm die Unkosten schwer zu ertragen, endlich tanzen muß, wie ihm der Widersacher, der gesünder in dem Beutel, vorpfeiffet, oder ja gar aus Verzweiffelung den Rechts-Streit mit Verlust Haupt-Guts und Unkosten zu übergeben gezwungen wird“ A. Gryphius, Seugamme (1663) 4, 5 (T. Ged. 1, 905); „damit die Schulden . . . nicht gar in Vergeß kommen, oder in die lange Truhen gelegt werden“ Hohberg, Georgica curiosa 3 (1715) 48 a.

Diese Gestalt der sprichwörtlichen Redensart erweist sich in ihrer Eindeutigkeit als besonders sinnkräftig. Die Truhe als Vorläuferin des Aktenchrants nahm Sachen auf, die der Richter zum Lagern bestimmt hatte, im Gegensatz etwa zu den Akten von Luthers römischem Prozeß, die spruchreif auf der Bank lagen. Hier wird zugleich deutlich, warum unser Wort erst mit der Übernahme des römischen Rechts eine Rolle zu spielen beginnt: im alten deutschen Recht mit seinem wenig entwickelten Aktenwesen, wovon Heinrich Brunner, Deutsche Rechtsgeschichte 2 (1892) 117 einen Begriff gibt, kann eine Wendung nicht wurzeln, die eben doch schon eine klar abgestufte Behandlung der Akten vorausgesetzt. Darum ist es auch müßig, für unser Wort darauf zu verweisen, daß im Bereich des fränkischen Rechts die Schöffen auf Bänken saßen, nach sächsischem Recht auf Stühlen, während das Gericht der freien Friesen im Ring tagte. Die Redensart geht gleichmäßig über sächsisches, fränkisches, schwäbisches und alemannisches Rechtsgebiet hin, entspringt sie doch erst einer Zeit, da hier wie dort römisches Recht galt, das von Anfang an allen vor Augen steht, die sie brauchen.

Noch in anderer Hinsicht kann die klare Wendung „in die lange Truhe schließen“ vor Irrtum bewahren. Der erste, der unser Wort wissenschaftlich zergliedert hat, Joh. Leonhard Frisch in seinem Teutsch-Lateinischen Wörter-

buch 1 (1741) 57<sup>a</sup>, deutet es so: „Auff die lange Bank schieben (in longi subsellii iudicationem differre) ist so viel, als auffschieben bis ihrer mehr zu Gerichte sitzen, ut magno iudicum consessu res definiatur“. Die lateinische Wiedergabe hat Frisch entlehnt aus Ciceros Epist. fam. 3, 9, 2: „longi subsellii, ut noster Pompeius appellat, iudicatio et mora si quem tibi item unum alterumve diem abstulerit“. Subsellia sind bei Cicero ganz gewöhnlich die Sitze der Richter und Senatoren, s. H. Merguet, Lexikon zu den Reden des Cicero 4 (1884) 579. Die lange Bank aber spielt allein im Senat eine Rolle, wo alle in einer Reihe saßen, während bei anderen Behörden nur ein Sitz war oder die Beamten im Kreis standen. So hat Frisch die Cicero-Stelle ganz richtig verstanden, wenn er die „langwierige Überlegung“ auf die große Ratsversammlung bezog. Vorübergehend kann sogar die Frage aufsteigen, ob die deutsche Wendung Lehnübersetzung der Ciceronianischen sein mag. Die Frage ist zu verneinen, denn Ciceros gemischte Briefsammlung ist zwar in Italien seit dem 14. Jahrhundert bekannt, aber nicht vor 1474 gedruckt und bis ins 16. Jahrhundert nur in italienischen Ausgaben verbreitet, die der brandenburgischen Fürstin und dem Wormser Bischof, die schon im 15. Jahrhundert anklingende Wendungen brauchen, unmöglich die Kenntnis vermitteln konnten. Wenn dagegen K. Stallaert, Glossarium van verouderde Rechtstermen 1 (Leiden 1890) 117 f. aus flämischen Urkunden des 15. Jahrhunderts de vulle banck van wette beibringt, so fehlt bei diesem völlig abweichenden Bild jede Andeutung des Beiseitelegens oder Einschließens, die es bei unserm Ausdruck nötig macht, von der Behandlung der Akten auszugehen, nicht von der Besetzung des Gerichtshofs.

Daß gar der Vertröstete selbst auf der langen Bank Platz nehmen soll, wird nur spät und selten verlangt, nicht vor J. L. Weidner, Teutscher Nation Apophthegmatum Teil 3 (Leiden 1644) 119:

Zu Hoff thut man die Leut mit losen Worten speisen,  
Von eim auf den andern tag auff die lang bande weisen,

und Gottsched, Gedichte 2 (1746) 462:

Ihr, die ihr Gläubiger auf lange Bänke weist,  
Und sie so lang ihr lebt, mit leerer Hoffnung speist:  
Kommt, seht ein Fürstenhaupt, das, was es nie genossen,  
Aus eignen Mitteln tilgt, und fremde Schuld geschlossen.

Es ist offenbare Mißdeutung der sichtlich anders gemeinten Redensart. Sonst bleibt die Vorstellung des Aktenbündels mehrfach deutlich genug, auch wo der eindeutige Ausdruck Truhe gewichen ist: „Unser Director soll alle und jede Kirchengeschäfte . . . dirigieren, über die andern Kirchenräth . . . sein aufsehens haben, darzu mit allem fleiß und ernst dieselben treiben, und keine Sachen auff die lange Bank hinlegen lassen“ Herzog Christophs große Kirchenordnung (1559) bei A. L. Reuschner, Vollst. Sammlung der württemb. Gesetze 8 (1834) 275; „Es sein etliche, die ziehen die Buß von tag zu tag auff, und sparen sie allezeit auff die langen bank, biß in zu letzt das ziel zu kurz wirt“ Nikolaus Höniger von Tauberkönigshofen, Weltspiegel oder Narrenschiff (Basel 1574) 113 a; „Auf der langen bank herum schleifen“ Andreas Ruff, Der Rappenkrieg (Basel

1594); „Wer zur Zeit Geschafft auff ein hohen Nagel händt, oder auff die lange Taffel schießt, der kan hiemit den Vorthail gewinnen, daß immittelst die Zeiten, die Gemüthet und Geschafft in Enderung finden“ Christoph Lehman, Florilegium polit. auctum (1640) 933, 13; „Das ist die alte Leiren des sündlichen Fleisches: die Bueß und Befehrung auf den langen Bank sparen“ Joh. Wirz, Spiegel der unermäßlichen Gnad Gottes gegen den bueßfertigen Sünderen (Zürich 1650); „doch, damit meine Sache nicht in die lange Bank komme, sondern in kurzer Verhör abgehandelt werde“ A. Grpphius, Seugamme (1663) 2, 1 in dessen Teutschen Gedichten 1 (1698) 859; „Florindo hätte weiter gelesen, doch er ward verstört, und mußte zu Tische gehn, und ob er gleich den Vorsatz hatte, noch weiter drine zu lesen, schob er es doch in die lange Bank, biß nichts drauß ward“ Chr. Weise, Erznarren (1673) 210 Neudrud; „Es war am besten die Sache auf die lange Bank zu ziehen“ Bayles Wörterbuch übersetzt von Gottsched 4 (1744) 216 Anm.; „So wenig ich sonst gewohnt bin, mein Versprechen auf die lange Bank kommen zu lassen: so ungern habe ich es auch mit dieser Sprachlehre gethan“ Gottsched, Grundlegung e. deutschen Sprachkunst (1748) Vorrede; „Denn ich sehe, daß sich in Wien die Sachen sehr auf die lange Bank ziehen“ Lessing, Brief an Eva König vom 1. Mai 1772 bei Lachmann-Munder 18, 38; „Die dornichten Geschäfte von der langen Bank vorzunehmen“ Musäus, Volksmärchen 1, 120 Jacobs.

So ist schließlich an der Auffassung kein Zweifel, auch wo die Redensart die uns heute geläufige Gestalt erreicht hat, wie es seit dem 17. Jahrhundert in aller Regel der Fall ist und hier durch einige Beispiele belegt werden mag: „Wer einem wilfertigt zu seyn zweiffelt oder auff die lang Bank schiebt . . . qui differt aut dubitat“ Christof Lehman, Florilegium politicum (1630) 5; Diesem Mißbrauch aber wär leicht vorzukommen, wann man die See-Rechten besser zur Hand nehme und fortsetzete, und sie nicht auff die lange Bank schöbe“ Beschreibung van der Kunst der Seefahrt 2 (1673) 5; „Ich überlasse es (ob Urteil fem. oder neutr. ist) künfftiger Anstalt mit vielen andern dergleichen Fragen, welche endlich ohne Gefahr etwas warten und auff die lange Bank geschoben werden können“ Leibniz, Unvorgreifl. Gedanken (1696) § 109 Pietisch; „dergleichen Weigerung, oder Verschiebung auf die lange Bank“ Bayles Wörterbuch übersetzt von Gottsched 4 (1744) 140; „Er sezet dazu, daß daselbst einige Leute die Sache auf die lange Bank zu schieben gesucht hätten“ das. 4, 442; „Sie werden es selbst wissen, wie sehr ein Proceß in Sachsen auf die lange Bank geschoben werden kann“ Lessing, Brief an J. Dater vom 12. Juni 1759 bei Lachmann-Munder 17, 165; „denn was man auf die lange Bank schiebt, verfault, sprach er und war überall hurtig hinterdrein“ Kopisch, Carnevalsfest auf Ischia (Deutscher Novellenschatz 5, 6). Es ist die Fassung, die die Sammler von Sprichwörtern und die Verfasser von Wörterbüchern der Schriftsprache allgemein bevorzugen: Schottelius, Ausf. Arbeit von der Teutschen Hauptsprache (1663) 1116 b; Rädlein, Europ. Sprachschatz (1711) 112 a, 774 a; Steinbach, Vollst. deutsches Wörterbuch (1734) 1, 62. 2, 483; Eiselein, Sprichwörter und Simreden (1840) 53; Grimm, Deutsches Wörterbuch 1 (1854) 1108; Borchardt-Wußtmann, Sprichwörtl. Redensarten (1895) 46 f.; L. Günther, Recht und Sprache

(1898) 121; H. Paul, Deutsches Wörterbuch (1908) 59; Weigand-Hirt, Deutsches Wörterbuch 1 (1909) 150.

Gegen Adelung 1 (1793) 525 ist zu bemerken, daß aus der jungen Redensart unmöglich die Wörter aufschieben und Aufschub hergeleitet werden können, denn diese sind wesentlich älter und reichen bis ins 13. Jahrhundert zurück: „dem úfschiebere/ differenti“ Grieshabers Predigten 2, 81; „diu úfschiube“ Berthold von Regensburg 421, 6. 29 Pfeiffer; „úfschiubunge“ das. 422, 1. 31; „Úfschieben und unstetigkeit“ Hugo von Trimberg, Renner 15966 Ehrismann. Offenbar sind sie zu ihrer Zeit aus ähnlichen Vorstellungen hervorgegangen, doch wohl in ganz anderer Umwelt, sicher nicht der des Gerichtssaals.

Aus deutschen Mundarten buchen die Redensart in der schriftsprachlichen Fassung nur H. Frischbier, Preußische Sprichwörter 1 (1865) 19 aus Ostpreußen; G. Manz, Hundert Jahre Berliner Humor (1916) 50 aus Berlin; K. Müller-Fraureuth 1 (1911) 58 aus Sachsen; Martin-Lienhart 2 (1907) 63 aus dem Elsaß. Dazu treten aus Schwaben: aufs lang Bänkle schiebe H. Fischer 1 (1904) 611 f.; in Lothringen: uf d' langi Bank schiwele Follmann (1909) 22, in der Schweiz das seit Mitte des 16. Jahrhunderts gut bezeugte uf den langen Bank spielen Schweiz. Jd. 4, 1383. An der gleichen Stelle wird dagegen uf die lange Bank (u)se schiebe im heutigen Solothurn, Thurgau und Zürich als Entlehnung aus der Schriftsprache bezeichnet und die entsprechende schwäbische Wendung wird schon durch das seit dem 16. Jahrhundert bezeugte Feminin verdächtig: in echtem Schwäbisch heißt es der Bank. So hat die Redensart in deutschen Mundarten nur ausnahmsweise Fuß gefaßt — ein letzter Hinweis darauf, daß sie aus Gerichtssaal und Aktentammer stammt.

## Kleist's „Hermannschlacht“ und „Das erste Buch Samuelis“.

Von Dr. Hanna Hellmann in Frankfurt a. M.

Die religiöse Begeisterung und Leidenschaftlichkeit, mit der die Zeit sich zu Anfang des Krieges zur Kampfbereitschaft für Volk und Reich überwältigt sah, ist sich vielfach einer tiefen Übereinstimmung mit der leidenschaftlichen Volksgesinnung des Alten Testaments bewußt geworden. Dadurch wird, leichter wie zu anderer Zeit, die seelische Vorbedingung verstanden werden können, die Kleist für seine „Hermannschlacht“ Anregung aus dem „Buch Samuelis“ empfangen ließ, wie dies hier behauptet und durch übereinstimmende Stellen belegt werden soll. Das Interesse an diesen Stellen ist dabei kein philologisches in dem Sinne, daß ihre Übereinstimmung als an sich bedeutungsvoll erscheinen würde. Bedeutungsvoll erscheint die Übereinstimmung von seelischen Motiven und die daraus sich ergebende Kenntnis zur künstlerischen Genesis des Werkes. Die übereinstimmenden Stellen sind nur wie auf der Oberfläche zurückgebliebene Eindrücke und Zeichen der in tieferen Schichten vollzogenen Beeinflussung.

Als psychologisches Beweismoment zunächst dieses. Das erste Buch

Samuelis ist erfüllt von religiöser Leidenschaft, mit der ein Volk seinen Kampf für seine Freiheit führt. Kleist hat mit seiner Hermannschlacht zu solcher Leidenschaft aufrufen wollen. Diese Tendenz zugegeben (und nach Kleist's eigenen Worten kann darüber kein Zweifel sein), muß das Buch Samuelis, vorausgesetzt, daß Kleist es kannte (und darüber kann kein Zweifel bleiben), seiner seelischen Verfassung und damit seinem produktiven Verlangen entgegengekommen sein. Dazu kommt als bedeutsam verstärkendes Moment, daß wir wissen, wie sehr Kleist die Situation seines Volkes, die Gefahr seines Unterganges, in Analogie zu der Geschichte vom Untergang des jüdischen Volkes gesehen und empfunden hat. Das „Fragment“ (nach Kleist's Tod mit der Überschrift „Ausruf“ jetzt als „Fragment an die Zeitgenossen“ gedruckt) gibt den Beweis mit aller Kraft der Entscheidung. „Was! Dieser mächtige Staat der Juden soll untergehen? Jerusalem, diese Stadt Gottes, von seinem leibhaftigen Cherubine beschützt, sie sollte, Zion, zu Asche versinken? Eulen und Adler sollten in den Trümmern dieses salomonischen Tempels wohnen? Der Tod sollte die ganze Bevölkerung hinwegraffen. Weiber und Kinder in Fesseln hinweggeführt werden, und die Nachkommenschaft in alle Länder der Welt zerstreut durch Jahrtausende und wieder Jahrtausende verworfen, wie dieses Ananias prophezeit, das Leben der Sklaven führen? Was! —“

Man müßte verständnislos sein für alles, was Unterschiedenheit der geistigen Struktur bedeutet, wenn man nicht letzte und tiefste Verschiedenheit und Entgegengesetztheit dieser Art im Buch Samuelis und in der Hermannschlacht empfinden würde, alle Differenzen des Seelenrhythmus, der Klangfarbe, der Stoffgliederung, so daß dort alles dunkelleuchtend und schwer, hier alles wie hell und durch die Gliederung und Versbehandlung erleichtert erscheint. Gerade aber je stärker auch die Stiländerung des Gemeinsamen fühlbar ist, die aus der vollen Wesensandersheit sich ergibt, desto überzeugender im Sinne der Quellenzugehörigkeit muß das Gemeinsame wirken, das trotzdem fühlbar bleibt.

Goethe hat es einmal ausgesprochen, daß, was man „Motive“ nennt, eigentlich Phänomene des Menschengewisses sind, psychisch-sittliche Phänomene, die sich wiederholt haben und wiederholen werden, und die in einem faßlichen Experiment darzustellen, die Aufgabe des Dichters ist.

Das psychisch-sittliche Phänomen, das Kleist in seiner Hermannschlacht dargestellt hat, ist dieses, daß der Held, der Mensch, der erfüllt ist von seiner Aufgabe, und das heißt in diesem Falle erfüllt vom Willen der Götter, sein Land von den Feinden zu befreien, jedes Mittel ergreifen darf, jede List und jeden Betrug, die notwendig sind, um das gottgewollte Ziel, den Sieg seines Volkes zu erreichen.<sup>1)</sup>

Dieses Motiv, dieses psychisch-sittliche Phänomen, das Kleist in der Gestalt Hermanns, des deutschen Volkshelden, verkörpert, fand er wie

1) Für die Stellung, die „die Hermannschlacht“ im Gesamtwerk Kleist's hat, vgl. Hanna Hellmann „Heinrich von Kleist. Das Problem seines Lebens und seiner Dichtung“. Heidelberg 1908. In erweiterter Ausführung: „Heinrich von Kleist. Darstellung des Problems.“ 1911.

in „einem faßlichen Experiment“ in der Gestalt Davids, des jüdischen Volkshelden, im Buche Samuelis dargestellt. Die gleiche seelische Sicherheit, die alles darf, weil sie alles muß, ergibt sich hier wie dort aus der gleichen Berufung. Der Wille Gottes (der Götter) ist zu erfüllen. Aus dieser göttlichen Berufung ergibt sich der religiöse Fatalismus hier wie dort (es bedarf nicht der menschlichen Dorfsicht) und ergibt sich gleicherweise die Pflicht der Schonungslosigkeit, der Härte, im Dienste der Berufung, gleichviel, wie weich, wie schonungsbereit das Gemüt des Helden ist. Dieses Gemüt hat nicht zu sprechen, weil alles Persönliche zu schweigen hat vor dem göttlichen Amt. Das Amt fordert Härte, gleichviel, ob durch den Mund des Barden oder durch den Mund des Propheten. „So zeug nun hin und schlag die Amalekiter und verbanne sie mit allem, das sie haben. Schone ihrer nicht“ (Sam. 15). „Du wirst nicht wanken und nicht weichen vom Amt, das du dir kühn erhöhst, die Regung wird dich nicht beschleichen, die dein getreues Volk verrät . . . Sei schrecklich heut . . .“ („Hermannsschlacht“). Als Verräter an seinem Amt, um seiner Schonung willen, wird Saul verworfen. Saul aber ist der Gegenspieler zu David.

Kleist hat, und zwar — was besonders zu beachten ist — gegen die historischen Quellen, Marbod zum Mittkämpfer Hermanns gemacht, so aber, daß er charakterlich sein Gegenspieler ist. Denn Marbod ist durch Unentschlossenheit charakterisiert, und er lernt die letzte Uneigennützigkeit gegen die Sache erst durch Hermanns überwältigendes Vorbild. Kein Zweifel, daß Kleist bei diesem Verhältnis Hermann-Marbod das zeitgeschichtliche Verhältnis Preußen-Österreich im Auge hatte und, seinem Wunsche für die Gegenwart entsprechend, die Vergangenheit umgestaltete. Aber diese zeitgeschichtliche Analogie wird auch — da in einer anderen Ebene liegend — in keiner Weise berührt, durch die literarische Analogie, die hinter Hermann und Marbod die Potenzen David und Saul zu erblicken glaubt.

Dem auf die Wandlungen der dichterischen Phantasie eingestellten Blicke ergeben sich als nächste Belege zwei Übereinstimmungen szenischer Art. Hier wie dort wird ein König verworfen, weil er nicht ganz Entschlossenheit zu sein vermochte und sein Amt dem Entschlossenen gegeben. Dem König Saul wird verkündet „darum, daß du der Stimme des Herrn nicht gehorchet und den Grimm seines Zornes nicht ausgerichtet wider Amalek, darum hat dir der Herr solches jetzt getan . . . und hat das Reich von deiner Hand gerissen und David, deinem Nächsten gegeben“ (Sam. 28). Dem König Marbod wird kund getan, „du hast für Rom dich nicht entscheiden können, aus voller Brust, wie du gefollt. Rom gibt dich auf. August, daß du es wissest, hat den Armin auf seinem Sitz erhöht“. Daß die Verwerfung bei Marbod nur relativ erscheint, darf den Blick nicht verwirren, denn, von anderer Seite gesehen, ist es doch dieselbe Unentschlossenheit, die ihn, den Älteren — Mächtigeren und vielleicht zunächst Berufenen, um die Königshaft in Germanien bringt. (Die Verwerfung Sauls steht in dem Kapitel des Buches Samuelis, das von dem Besuche Sauls bei der Frau von Endor handelt, von dem noch zu sprechen sein wird.)

Als zweite szenische Übereinstimmung (wie das Positive zu jenem Negativen) zwei analoge Taten der Grausamkeit scheinen gottgewollt. Sa-

muel, der gotterfüllte Prophet, läßt den Agag vor ſich kommen, den König der Amalekiter, den Saul gegen Jahves Vernichtungsgeheiß verſchont und nur zum Gefangenen gemacht hat, und da dieſer „getroſt“ vor ihn hintritt, im Gefühl ſeiner Sicherheit als Gefangener, „alſo muß man des Todes Sicherheit vertreiben“, haut ihn Samuel zu Stücken „vor dem Herrn in Gilgad“. So läßt Hermann den Römerführer Septimus vor ſich kommen; der glaubt ſich Gefangener und damit ſicher. Hermann aber, „indem er auf ihn einſchreitet“, befiehlt, ihn niederzuhauen, „und läßt ſein Blut, das erſte, gleich des Vaterlandes dürrer Boden trinken“. Und alſo vor den Göttern Germaniens.

Nach dem Sieg verlangen Hermanns Anhänger den Tod der Deutſchen, die ſich dem Zug der Römer angeſchloſſen hatten. Aber Hermann „Es ſoll kein deutſches Blut an dieſem Tag von deutſchen Händen flieſen“. Nach einem Sieg verlangen Sauls Anhänger, die jüdiſchen Männer, die gegen Saul geſtimmt hatten, ſollen ſterben. Aber Saul: „Es ſoll auf dieſen Tag niemand ſterben“ (Sam. XI).

Die Parallelität ergänzt ſich durch Einzelzüge in der Charakteriſierung des Verhältniſſes Hermann-Marbod; auch ſie ohne Stütze in der hiſtoriſchen Wirklichkeit. Hermann iſt großmütig gegen den ihm feindlich Geſinnten, zu ſeiner Vernichtung Ausgezogenen und zur Huldigung bereit um der Sache willen, wie David gegen Saul. Hermann hat die Römer in ſein Land aufgenommen, „mich gegen Marbod zu beſchützen“. David iſt zu den Philiſtern geflohen, Schutz vor Saul zu finden. Beide betrügen ſofort die ſcheinbar Verbündeten (h. Sſchl. III, 2 und 5, und Sam. XVII) als Feinde ihres Volkes. Bei dem Heereszug der Römer gegen Marbod, ſeinen Stammesbruder, ſchließt Hermann ſich ihnen an; bei dem Zug der Philiſter gegen Saul, ſeinen angeſtammten König, zieht David mit ihnen, hinter ihnen her. „Und die Fürſten der Philiſter (der Römer) gingen daher und mit Hunderten und mit Tauſenden; David (Hermann) aber und ſeine Männer gingen hinten nach.“ In der Hermannsſchlacht mißtraut Varus dem Nachziehenden (III, 6 und V, 6); im Buch Samuelis die Fürſten der Philiſter (Kap. 29); dort beruhigt Dentidus, der ihn ſchon länger kennt, Hermann ſei ohne Falſch, hier Achis, bei dem David ſeit Jahren iſt, David ſei ohne Arg. Wenn aber die Philiſterfürſten ſprechen: „Laß den Mann umkehren und an ſeinem Ort bleiben, da du ihn hinbeſtellt haſt, daß er nicht mit uns hinabziehe zum Streit und unſer Widersacher werde im Streit“, ſo iſt damit genau der Plan aufgezeigt, nach dem Kleiſt in der Hermannsſchlacht die Sache Hermanns ſich entwickeln läßt.

Alle dieſe Übereinstimmungen, wie ſie hier ſkizziert ſind — ſo entſcheidend ſie für den ſein werden, der die Umwandlung dichterischer Motive in der dichterischen Phantaſie nachzufühlen bereit iſt —, könnten für den nur verſtandesmäßig Vergleichenden ohne die letzte Beweiskraft bleiben, wenn ſie nicht auch durch verſtändlich unabwehrbare Übereinstimmungen vermehrt und durch deren Sicherheit dann auch ihrerſeits ſicher gemacht werden könnten.

In der Hermannsſchlacht ſind zwei Motive, die als direkte Ent-



Lehnungen aus dem Buch Samuelis anerkannt werden müssen. Kleist hat, wie absichtlich, wie zum Vergleich herausfordernd, einen Hinweis auf das Buch Samuelis gegeben. Die Wunderfrau von Endor kommt Darus in den Sinn, da er die Alraune im Walde spricht. „Die römische Sibille seh' ich wohl, und jene Wunderfrau von Endor bist du nicht.“ Das ist selbst für Kleists Unbefangenheit so erstaunlich, daß Erich Schmidt es in einer der seltenen Anmerkungen im Text als „ein starkes Stück“ bezeichnet, ohne ihm jedoch weiter nachzugehen. Allerdings, Darus spricht auch von der römischen Sphille, und man hat auch das erstaunlich gefunden. Aber nicht nur will es weniger bedeuten im Munde eines Römers; es wäre auch sonst weniger erstaunlich, weil diese römische Sphille bekannt genug ist, um als Begriff für Wahrsagekunst überhaupt verwendet zu werden. Nicht so die Frau von Endor. Sie ist kein Begriff. So ist sie ein Zitat, und als solches ein Hinweis. Dem entspricht die Übereinstimmung der Funktion. Zwar kennt die Eroberungsjage des Drusus eine Alraune, die, dem Eroberer entgegentretend, ihm sein Ende verkündet, und an diese wird sicher gedacht werden müssen. Aber es ist eben doch so, daß die Frau von Endor hier zitiert wird und daß ihre Bestimmung im Buch Samuelis ist, dem Saul sein Ende und die Niederlage seines Volkes zu verkünden (28. Kap.).

Die zweite direkte Entlehnung ist die Szene der Halli. Die Greuel, die an ihr und die dann mit ihrer Leiche geschehen, stammen aus dem „Buch der Richter“ (XIX, 26/30 und XX, 1, 2), das hat schon Tied gesehen, und schon diese Entstehung aus dem Buch der Richter würde ein indirektes Beweismoment mehr für den Zusammenhang von Hermannschlacht und Buch Samuelis ergeben. Denn das Buch der Richter, gleichfalls erfüllt von Kämpfen des Volkes, führt nach Inhalt und Ideentreis auf das Buch Samuelis, dem es chronologisch und nach der Anordnung der Bibel vorangeht. Aber der Beweis geht darüber hinaus, — denn auch im „Buch Samuelis“ kommt das (sehr abgeschwächte) Motiv des Zerstückelns und in alle Grenzen schiden vor, um zur Empörung aufzurufen, und hier entspricht der dramatische Verlauf dem Aufbau der Szene in der Hermannschlacht. Hier wie dort eine von Schmach niedergebeugte Gruppe, der Berufene des Volkes tritt hinzu, er erfährt die Schmach, er befiehlt die Zerstückelung, die Stücke werden zu allen Stämmen gesandt und das Volk erhebt sich (Sam. XI).

Erwähnt mag immerhin werden, daß der seltsame Scherz von der Mundart der Römer, die nicht „Pfiffikon“ aussprechen, sondern „Jphikon“ sagen, wohl auch dem Buch der Richter entnommen sein dürfte, wo von den Ephraimiten die Rede ist, die nicht „Sibboleth“ aussprechen können, und so sprach er „Sibboleth“ und konnte es nicht recht reden. (Bch. d. R. III, 6.)

Es ist ein nicht ganz belegbarer Eindruck, wenn die Szene (II, 1), in der Hermann gewarnt wird, sich dem überlegen gerüsteten Marbod (der hier von den Römern vorgeschoben wird) zu stellen und in der Hermann sich selbst charakterisiert — sanft und untriegerisch und mehr ein Hirte seines Volkes als ein Krieger — an die Szene des „Buches Samuelis“ erinnert, wo David

gewarnt wird: „Du kannst nicht hingehen wider diesen Philister, mit ihm zu streiten; denn du bist ein Knabe, dieser aber ist ein Kriegsmann von seiner Jugend auf.“ Immerhin ist auch hier eine fast nachweisbare Übereinstimmung, wenn Hermann von Marbod sagt: „Ihn hat es (das Schicksal) in der Luft des Kriegs, zu einem Helden rüstig groß gezogen, dagegen mir, du weißt, das sanftre Ziel sich steckte —“, und es ist ebenfalls nur ein Eindruck, wenn vorher die Rede, in der Hermann die Fürsten versuchend fragt, wie weit sie an den Sieg ihrer Sache zu glauben imstande sind: „Was habt ihr, sagt doch selbst, das Vaterland zu schützen, als nur die nackte Brust allein, und euren Morgenstern; indessen jene dort gerüstet mit der ehrnen Waffe kommen, die ganze Kunst des Kriegs entfaltend . . .“ (I, 3) die andere Szene aus dem „Buch Samuelis“ bringt, wo David Panzer und Schwert, das ihm Saul gegeben, wieder ablegt und nun mit ungeschützter Brust, und als einzige Waffe die Schleuder, dem fürchtbar gerüsteten Philister sich entgegenstellt. „Da nun der Philister sah und schauete David an, verachtete er ihn; denn er war ein Knabe bräunlich und schön. Und der Philister sprach zu David: Bin ich denn ein Hund, daß du mit Stecken zu mir kommst . . . David aber sprach zu dem Philister: Du kommst zu mir mit Schwert, Spieß und Schild; ich aber komme zu dir im Namen des Herrn Zebaoth, des Gottes des Heers Israels, das du gehöhnet hast.“

Kleist hat aber auch — eine bedeutungsvolle Initiale gleichsam — die Gestalt eines Kolosses an den Anfang der Dichtung gestellt und den Kampf gegen Rom als Kampf gegen einen Riesen charakterisiert, dessen fürchtbarer Anblick Mut und Glauben nimmt, daß ihm Widerstand geleistet werden könnte. „Wolf (indem er sich auf den Boden wirft): Es ist umsonst, Thustar, wir sind verloren! Rom, dieser Riese, der, das Mittelmeer beschreitend, gleich dem Koloß von Rhodus trozig den Fuß auf Ost und Westen setzet, des Parthers muth'gen Nacken hier und dort den tapfern Gallier niedertretend: Er wirft auch jetzt uns Deutsche in den Staub.“ Dahinter, gleich fürchtbar anzuschauen, scheint aufzutauhen die Gestalt des Riesen Goliath, wie er aus dem Zelte tritt und alles wird von Entsetzen niedergeworfen: „Da trat hervor aus den Lagern der Philister ein Riese. . . . Aber jedermann in Israel, wenn er den Mann sah, floh er vor ihm und fürchtete sich sehr. Und jedermann in Israel sprach: Habt ihr den Mann gesehen herauftreten? — —“ Sicher dürfte sein, daß das Wort des Varus: „Da sinkt die große Welt Herrschaft von Rom vor eines Wilden Wiß zusammen“ doch wohl als künstlerische Anschauung Schlußpunkt und Monogramm zu der Initiale des Anfangs keinen besseren künstlerischen Ausdruck finden könnte als eine Darstellung des wilden Knaben, dem durch den Wiß seiner Schleuder die Kriegsherrlichkeit des Riesen sinkt; mit diesem Riesen sinkend der Herrschaftsanspruch des Philistervolkes. Darüber hinaus die Gruppe David-Goliath ein Symbol vom Sieg des Auserwählten, göttlich Erfüllten, Berufenen über den gewaltig Stärkeren, der, Gott höhrend, zum Kampfe herausgefordert hatte. Symbol für das, was Kleist in seiner „Hermanns Schlacht“ zum Ausdruck hatte bringen wollen.

(Klopstock schon hatte David zum Helden eines Dramas gemacht, mit einem sehr andern Motiv — es handelt sich um das fürchtbare Wüten der Pest<sup>1)</sup> im Volke Davids zur Strafe für Davids Zweifel an Gott. Ein entscheidendes Wort aus diesem „David“ findet sich wieder in Kleists „Hermannschlacht“. Hermann: „Allein muß ich in solchem Kriege stehn, verknüpft mit niemand als nur meinem Gott.“ (H. Schl. I, 3.) David: „Selber ohne meine Freunde will ich, ich will allein mit Gott jezt sein.“ (David II, 5.) So findet auch von dort aus der Zusammenhang der „Hermannschlacht“ mit dem Buch der Heldentaten Davids, dem „Buch Samueis“, seine Bestätigung.)

## Laokoontische Betrachtungen.

Von Studienrat Dr. Karl Schulze in Görlitz.

Durch das Pensum aufgezwungene, mehrfache Behandlung von Lessings „Laokoön“ zeigte mir, wie kollektaneenhaft und unlogisch dies Werk, insbesondere sein „berühmtes“ Kap. XVI ist. Ich spreche nicht davon, daß Lessings Anschauungen sachlich falsch oder geschmacklich „überholt“ sind, das letztere ist eine Standpunkts- und Geschmacksache, und ich habe nicht die Absicht, Lessing oder seine Anhänger zu tadeln oder mit Modernität totzuschlagen, sondern ich spreche davon, daß Lessing im „Laokoön“ Dinge behauptet, die jedem Lehrer in einem Aufsatz von heute auffallen würden. Das Manuskript einer eingehenden Analyse mit Kommentar zu Einzelstellen im Umfang von etwa 20 Druckbogen lag 1913/1914 fast fertig da, als der Krieg kam, 1916 machte ich daraus eine Abhandlung für 2½ Bogen, die das Schicksal vieler Manuskripte erlebte. Aus diesem Auszug machte ich auf Vorschlag des Herrn Kollegen Hoffstaetter wieder einen Auszug, für dessen Abdruck ich ihm um so mehr danke, als „Laokoön“ als eine abgedroschene Sache erscheinen könnte. Ich denke aber, daß meine Ausführungen diesen Eindruck nicht machen, nur habe ich um Entschuldigung zu bitten, daß die verschiedenen Punkte nicht alle zu ihrem Recht kommen können und einzelnes recht abrupt aussieht. In den Zitaten bezeichnet D die Vorrede, I, II usw. die Kapitel, 1. 2. 3. usw. die Kapitelabsätze, der Nachsatz ist nach Blümmers Ausgabe zitiert. —

Lessing führt seine Thesen in „Malerei“ und Poesie einen deduktiven und einen induktiven Beweis. Es ist immer als besonders auszeichnendes Kennzeichen hervorgehoben worden, daß beide Beweise zum gleichen Ergebnis führen. An sich ist das nichts Besonderes, das muß ja so sein, weil sonst etwas nicht stimmt. Bei Lessing ist es indessen insofern etwas Besonderes, weil seine Beweise nicht stimmen, der deduktive ist unlogisch, der induktive unvollständig.

a) Das Beweismaterial für den deduktiven Beweis läßt sich in drei Gruppen ordnen:

1. nachprüfbare Voraussetzungen, die erst durch Induktion gewonnen wer-

1) Es hat zum mindesten Wahrscheinlichkeit für sich, anzunehmen, daß Klopstocks „David“ mit seiner ausgedehnten Schilderung vom Wüten der Pest, ihrer ständigen Ausbreitung, der Frage, ob David davon ergriffen wird, von Einfluß für Kleists „Robert Guiskard“ war. Das innere Problem des Guiskard ist ohne Zusammenhang.

den können, wie die Prämissen über die Zeichen; oder psychologische Beobachtungen, die z. B. die Affekte oder das Sehen u. dgl. betreffen;

2. Axiome irgendwelcher Herkunft („die“ Alten sind Meister, die Kunst ist Nachahmung, die Poesie soll „Gemälde“ geben). Diese Axiome werden nicht erst bewiesen, was besonders für das letzte Axiom wichtig ist, sondern stehen fest;

3. Geschmacksurteile und ähnliche subjektive Feststellungen, die unbeweisbar sind.

b) Das Beweismaterial für den induktiven Beweis sind Beispiele, die nach Maßgabe von a2 und 3 ausgewählt sind. Man sieht, wie hier der deduktive und induktive Beweis zusammenhängen, so daß beide ja ohnehin zum selben Ergebnis kommen müssen, ferner aber auf wieviel unbeweisbaren Voraussetzungen die Thesen des „Laokoön“ in vieler Hinsicht doch beruhen müssen.

### I. Die Begriffe der Malerei und Poesie.

Malerei. Lessing will darunter die bildenden Künste zusammenfassen, die sich an „materielle Schranken“ (III 3) binden müssen (vgl. S. 110). Dies wird nicht klarer dadurch, daß er II 1 die eigentliche Malerei als die Kunst bezeichnet, die „Körper auf Flächen nachahmt“, XV 5 aber als eine Kunst, die ihre Zeichen nur im Raume verbinden könne, XVI 2 sind die Zeichen der Malerei überhaupt „Figuren und Farben im Raume“, XVII 5 aber spricht er von „Linien und Farben auf der Fläche“. Was ist also Malerei?

Poesie. Ohne auf die unklare Gebietsabgrenzung (Dichtung, Schauspielkunst) einzugehen, beschränke ich mich auf „Dichtung“. D 17 bezeichnet er die Poesie als fortschreitend nachahmende Kunst, d. h. er schneidet aus dem Gesamtgebiet sprachlicher Darstellung von vornherein einen Teil als Poesie heraus, in deren Begriff er das hineinlegt, was er XVI 2 erst aus den sprachlichen Mitteln überhaupt zu erschließen scheint, und wählt demnach auch seine Beispiele für den induktiven Beweis von vornherein danach aus.

Ein andermal bezeichnet er sie als die Kunst des poetischen Gemäldes. Ein poetisches Gemälde ist, um es kurz zu sagen, eine sprachliche Darstellung, die uns eine vollständige Illusion des dargestellten Gegenstandes (Lessing spricht nur von Gegenständen!) als eines Ganzen gibt. Er tut also mit Worten, was der Maler mit Figuren und Farben tut (XIV 4). Es wäre also notwendig, poetisch und materiell (s. o.) zu definieren. Das geschieht aber nirgends. Statt dessen versucht er den Poeten gegen den Prosaisten nach Wirkung und Absicht abzugrenzen. Der Prosaist begnügt sich damit, verständlich zu sein und seine Vorstellungen klar und deutlich zu machen; der Poet will durch ein poetisches Gemälde täuschen. Daneben setzt er noch den dogmatischen Dichter, der auch malt (XVII 5, 7, 8, XX 6), sogar mit großer Kunst (XVII 5). Aber das Entscheidende ist, daß er nicht „täuscht“. Was es aber ist, was ihn vom Poeten und Prosaisten unterscheidet, was es ist, was Poeten und Prosaisten voneinander trennt, wird durch kein objektives Merkmal bestimmt, sondern dafür gibt es nur das ganz subjektive Kriterium der Illusion als der Wirkung des Wertes. Daß dies Kriterium (Illusion, poetisches Gemälde) subjektiv ist, gibt Lessing XVII 5 selbst zu: „Es mag sein, daß alle poetischen Gemälde eine vorläufige

Bekanntheit mit ihren Gegenständen erfordern“ usw., ohne zu sehen, daß dann auch „der Begriff des Ganzen“, nach dem er XVII 5 trotz dieser Einräumung fragt, kein Kriterium von irgendwelcher Bedeutung für eine klare Bestimmung sein kann. Es liegt das daran, daß dieser Begriff für Lessing ein *ästhetischer* Begriff ist, der auf einem (subjektiven) Werturteil beruht. Deshalb kommt er auch gar nicht darauf, die Poesie parallel zur Malerei durch ihre Mittel zu charakterisieren, denn „artifizierte Töne in der Zeit“, die erst XVI 2 zum Beweis verwandt werden, gelten für Poeten, Prosaisien und dogmatische Dichter gleicherweise. Und wie sich zeigen wird, schließt Lessing aus diesen Zeichen als solchen auch nichts für die Poesie, sondern selbst in XVI 2 aus der Illusion, obwohl dies Wort dort gar nicht vorkommt. (S. S. 114.)

Die Scheidung von Prosa und Poesie (XVII 3) geht zurück auf die Scheidung in rationale und nichtrationale Erkenntnis. Die rationale als klare und deutliche Erkenntnis begegnet schon bei Descartes. Leibniz mit seiner Lehre von den verworrenen Vorstellungen setzte der rationalen die nichtrationale, sinnliche Erkenntnis zur Seite. Hierauf baute Baumgarten die neue Wissenschaft der „Ästhetik“ als einer Empfindungslehre auf. Sie ist wie damalige Wissenschaft deduzierend und gesetzgebend. So verfährt deshalb auch Lessing als *ästhetischer* Kritiker. Die verworrenen, sinnlichen Vorstellungen werden nicht begrifflich gedacht, sondern sinnfällig empfunden und erscheinen unter bestimmten Bedingungen als Schönes, die *cognitio sensitiva* vermittelt die *perfectio phaenomenon*, wie die *cognitio rationalis* die *perfectio noumenon*. Darum ist es die Aufgabe des (wissenschaftlichen) Prosaisien, „klare und deutliche, möglichst vollständige Begriffe“ zu vermitteln, des Poeten aber, der Einbildungskraft sinnlich-lebhafte Bilder vorzutäuschen. Darum die Rolle der Illusion im Gegensatz zum Denken. Diese scheinbar scharfe Scheidung wird von Lessing durch den „dogmatischen Dichter“ verwirrt. Vor allem aber: wie arbeiten sie überhaupt?

Was ist also Poesie?

Klar ist aber jedenfalls, daß, wenn Lessing der Malerei von vornherein die Raumdarstellung, der Poesie die fortschreitende Handlung, dargestellt durch das poetische Gemälde (so will Lessing offenbar), zuweist, er ja auch aus seinem Material nichts anderes schließen kann, als daß die Malerei Raum (Körper), die Poesie zeitlich fortschreitende Handlung darstellt.

## II. Die Beweise.

### a) Der Beweis aus den Zeichen XVI 2—9.

XVI 2 ist ungenau formuliert, der Schluß könnte höchstens aus der zweiten Prämisse folgen. Aber der ganze Schluß ist eine höchst fadenscheinige Sache. Wenn Lessing schließt: Die Zeichen müssen zum Bezeichneten ein bequemes Verhältnis haben, folglich können nebeneinander (nacheinander) geordnete Zeichen auch nur Gegenstände nebeneinander (nacheinander) ausdrücken, so fehlt eine Prämisse sowohl bezüglich des „bequemen Verhältnisses“ als auch bezüglich des Schlusses, daß solche Zeichen nur „Gegenstände“ ausdrücken können. Was will Lessing mit dem bequemen Verhältnis? Das heißt zunächst nur: die Beziehung zwischen einem

Zeichen und dem Bezeichneten muß leicht, mühelos sein. Und er macht offenbar die stillschweigende Voraussetzung, daß die Beziehung eine Ähnlichkeit von Urbild und Nachbild sein müsse, wie es für die Nachahmungstheorie paßt; nicht etwa Gleichheit, das würde zu einer Doppelung der Gegenstände führen, sondern Ähnlichkeit, d. h. teilweise Gleichheit bei teilweiser Ungleichheit, so daß die Beziehung letzten Endes freilich auf der (allerdings nur teilweisen) Gleichheit beruht. Man sieht, daß hier allerhand vorausgesetzt und für die Kunst behauptet wird; wesentlich ist, daß danach für Malerei und Poesie nur „Gegenstände“ in Frage kommen, und daß die „Zeichen“ beider den Gegenständen ähnlich sein müssen.

Aber wäre dieser Gedankengang völlig richtig, so wäre der Schluß doch logisch falsch. Denn dann könnte der Schlußsatz aus der Prämisse nur analytisch folgen, weil man am Tatsachenmaterial vorher schon induktiv hätte feststellen müssen, daß Zeichen neben-(nach-)einander nur Gegenstände neben-(nach-)einander ausdrücken können, um die ganz allgemein gehaltene Prämisse überhaupt aufstellen zu können: das Zeichen muß dem Bezeichneten ähnlich sein. Allein der Eindruck, daß in dem „bequemen Verhältnis“ doch noch etwas anderes stecken müsse, daß es sich nicht einfach mit Ähnlichkeit deckt, ist völlig richtig, denn Lessing hat für die Zeichen der Poesie die Voraussetzung der Ähnlichkeit nur an dieser Stelle gemacht, während er sie sonst für „willkürliche“ Zeichen erklärt, die also den Gegenständen nicht ähnlich sind. Das ist vor allem aus den Kollektaneen des Nachlasses (A<sub>2</sub> II. III) zu ersehen, aber auch im „Laokoon“ selbst (XI 7 und auch XVII 3, 6). Ganz einerlei also, wie es um die Zeichen steht, nach Lessing selbst ist der Schluß XVI 2 unmöglich, sobald keine Ähnlichkeits-(Gleichheits-)beziehung besteht. Was soll denn aber das „bequeme“ Verhältnis sein? Wir werden unten sehen, daß das mit Ähnlichkeit nichts zu tun hat und auf eine völlig andere Ableitung führt. Der ganze Schluß XVI bricht nach Lessing selbst schon am Anfang zusammen. (S. S. 114 f.)

Aber auch weiterhin ist der Schluß nicht in Ordnung. Lessing behauptet, die Zeichen der Malerei seien „Figuren und Farben im Raume“. Daß er anderswo anderes behauptet, ist schon gesagt. Aber es wären auch keine Zeichen „nebeneinander“. Es scheint, daß Lessing außerordentlich stark unter dem Eindrucke des reliefmäßig angelegten „Laokoon“ stand und für die Malerei einmal an die materiell nebeneinander in der Fläche liegenden Farben dachte, aber dann auch wieder an die perspektivisch angeordneten Figuren. Denn was sind „Farben im Raume“? Und ferner: Figuren sind schon Gegenstände, wie sind sie denn Zeichen für Gegenstände? es liegt einfach eine *petitio principii* vor, denn die Frage, die Lessing entschieden glaubt, erhebt sich hier ja wieder: mit welchen Zeichen kommen diese Figuren zustande?

Die Zeichen der Poesie, behauptet Lessing, sind „artifizierte Töne in der Zeit“. Indem er sie mit den Zeichen der Malerei in Parallele stellt, die Zeichen der Malerei aber von vornherein gegenständlich denkt, vergißt er ganz zu fragen, wie denn artifizierete Töne zu Gegenständen in Beziehung kommen können. Er vergißt, daß weder Figuren und Farben noch artifizierete Töne etwas mit den Schlußfolgerungen zu tun haben, sondern nur Raum und Zeit, und daß

die Sätze heißen müßten: räumlich angeordnete Zeichen können nur räumlich angeordnete Gegenstände, zeitlich angeordnete Zeichen nur zeitlich angeordnete Gegenstände bezeichnen, woraus folgen würde, daß zwar Buchstaben räumliche, Laute aber zeitliche Gegenstände bezeichnen. Natürlich unter der Voraussetzung, daß das bequeme Verhältnis eine Ähnlichkeit ist, worüber schon gesprochen ist. Und es wird hier eine Feinesse klar: das „in“ hat bei „im Raume“ einen ganz anderen Ausdruckswert als bei „in der Zeit“. Der sprachliche Gleichklang führt zu einer grundfalschen Parallelisierung.

Daß hier überhaupt ein bloßer Scheinschluß vorliegt, wird für die Malerei klar aus XV. Ich schäle den dort gegebenen „Schluß“ ohne verwirrende und unklare Einzelheiten heraus: „Wenn die Malerei vermöge ihrer Zeichen, die sie nur im Raume verbinden kann, der Zeit gänzlich entsagen muß, so muß sie sich mit bloßen Körpern begnügen.“ Das sind drei tautologische Sätze in Schlußform. Indem Lessing nun diesen Schluß in anderer Formulierung mit einem ähnlich geordneten Parallelschluß für die Poesie verschlang, indem er das „bequeme Verhältnis“, das für die Malerei in Ähnlichkeit (nach XV) bestehen muß, einführte, erschloß er etwas für die Poesie, was aus den Prämissen überhaupt nicht folgen konnte. Es ist ein advokatorisch-dialektisches Kunststück. (S. auch S. 114 f.)

Was aber schließt nun Lessing weiter? Er schließt mit einer scheinbar nur terminologischen Änderung, daß die Malerei nur Gegenstände, die oder deren Teile nebeneinander existieren, die Poesie nur Gegenstände, die oder deren Teile aufeinander folgen, ausdrücken kann. Woher kommt auf einmal „deren Teile“? Das folgt doch aus keiner Prämisse.

„Gegenstände, die oder deren Teile nebeneinander existieren, heißen Körper; Gegenstände, die oder deren Teile aufeinander folgen, heißen überhaupt Handlungen.“ Ohne diese Terminologie (oder sollen es Definitionen sein?) sachlich zu prüfen, frage ich nur: Woher kommt „überhaupt“, und was hat dieses Wort zu bedeuten?

Das Wesentliche aber: Was sind denn Gegenstände? (XV 5 kommt ohne dies Zwischenglied aus.) Im Nachlaß D 14 erwähnt Lessing eine Stelle des Klemens Alexandrinus, in der das Wort *cuμωρα* vorkommt, von dem er vermutet, das es ein *vocabulum μεcov* sei, das „ebensowohl Fruchtbarkeit als Unfruchtbarkeit bedeuten könne“. Auch Körper — Handlung sind hier solche Gegensätze, für die Gegenstand das *vocabulum μεcov*, ein Oberbegriff besonderer Art sein muß. Gegenstand ist weder Körper noch Handlung, sondern beides, je nachdem ob er oder seine Teile koexistenz oder sukzessiv sind. Die philosophische Herkunft dieses Begriffes scheint mir bei der *substantia* zu liegen. Ihre Modi sind *extensio* und *cogitatio*. Die Parallele ist zu schlagend; die *res extensa* ist der Körper, der Raum die Form des „äußeren Sinnes“, und die Zeichen der Malerei stehen zu ihren Gegenständen durch das Sehen (besonders XVII) in Beziehung. Die *res cogitata* ist Gegenstand des „Denkens“, die Zeit die Form, „des inneren Sinnes“, und über den Zeitbegriff ist die *res cogitata* zur Handlung (ursprünglich bei Lessing: Bewegung) geworden, zu der die unräumlichen Zeichen der Poesie in Beziehung treten. Das scheint mir auf das bestimmteste durch folgende Stellen

erhärtet zu werden. VI 3, wo bereits in anderer, aber ursprünglicherer Fassung XVI 2 vorausgenommen wird, zeigt diese Herkunft klar. Er setzt dort einander gegenüber die Geistigkeit der poetischen Bilder, die in größter Menge nebeneinander (man staune!) bestehen können, und die Dinge selbst und ihre natürlichen [im Gegensatz zu willkürlichen!] Zeichen (vgl. III 3), die das innerhalb der engen Schranken des Raumes und der Zeit (!) nicht könnten. (Das sind ja ganz andere, geradezu gegensätzliche, Bestimmungen als in XVI 2, und doch dasselbe Ergebnis, ein Beweis, daß der Beweis aus den Zeichen nicht das Entscheidende ist, sondern nur eine Hilfskonstruktion, um zu einer Theorie zu kommen, die von anderswoher schon feststand.) Wichtig ist hier, daß die Zeichen der Poesie als geistig angesprochen werden. Ähnlich XIX 3: die Wirkung des Dichters geht auf die Seele durch das Ohr, des „Künstlers“ auf das Auge. Eine übrigens ganz unvollständige und falsche Gegenüberstellung. Ebenso stellt er gegenüber: materielles und poetisches Gemälde. Daher der Gegensatz: engere Sphäre der Malerei, weitere Sphäre der Poesie, daher Nachlaß A 2 VII die Schönheiten der körperlichen und geistigen Natur.

Damit nun aber die substantia mit ihren Modi und Modifikationen in anderem Sinne nicht fehle, ist XVIII 10 von dem Ding und seinen Zufälligkeiten die Rede, worin substantia, objectum Ding an sich und primäre und sekundäre Eigenschaften unklar zusammenfließen. Die ganze Begriffsmasse brodelte nun aber durcheinander, weil die Verschiebung der metaphysischen Begriffe ins Sinnenfällige auch für die Poesie erfolgen mußte. (S. dazu S. 106.) Die Herleitung von Körper — Handlung = Gegenstand stellt sich danach so dar:

substantia		
res extensa	res cogitata	
Raum	Zeit	
malerische (Ruhe, Körper)	poetische (Bewegung, Handlung)	prosaischer
Anschauung		Begriff
Ästhetik		Wissenschaft
Schönheit		Wahrheit
Vergnügen		Arbeit
Illusion		Klarheit und Deutlichkeit
Schein (D <sub>1</sub> )		Sein.

Diese klare Gegensatzreihe, deren Berechtigung hier nicht diskutiert werden soll, kommt nun aber durch die Zeichentheorie durcheinander, weil für Poesie und Prosa dieselben Zeichen gebraucht werden, XVI 2 also ebensogut für die Prosa gelten müßte. Daher in XVI 2 „bequem“, das dem Bedürfnis, Poesie und Prosa zu scheiden, dient, nicht aber dem Beweis aus den Zeichen für Malerei und Prosa. (S. weiter unter Teil 2.) Die Theorie von der „Geistigkeit“ der Sprache wird noch heute extrem bei Menzer, „Das Stilgesetz der Poesie“, ähnlich bei Dessoir, „Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft“ vertreten; doch ist nichts damit zu machen.

Welches sind nun die praktischen Konsequenzen dieser Terminologie? XVI 14 ff. ist dann der Wagen der Juno ein Körper, wenn man Räder, Achsen, Sitz, Deichsel, Riemen, Stränge als seine Teile nehmen will, oder diese Teile



selbst sind nebeneinander existierende Gegenstände. Wird er aber zusammen-  
gesetzt, so daß seine Teile aufeinander folgen, so ist er eine Handlung. Die Kleider  
Agamemnons sind als koexistentes Ganzes ein Körper; wenn Agamemnon sie  
naheinander anzieht, so sind sie eine Handlung.

Man mag diese Terminologie unpraktisch oder falsch nennen, aber inner-  
lich falsch wird sie erst dann, wenn Lessing sie nicht respektiert, und er re-  
spektiert sie nur in XVI 3/4 und XIX 3. Denn sie fällt schon in XVI 5,  
wo behauptet wird: alle Körper existieren auch in (!) der Zeit. Dies „in der  
Zeit“ (s. o.) ist sehr verfänglich, es heißt zunächst nur „sie dauern fort“, nicht:  
sie sind sukzessiv, wie XVI 2. Aber dann heißt es auf einmal weiter: „Sie  
können in jedem Augenblick (!) ihrer Dauer anders erscheinen (!) und  
in anderer Verbindung stehen.“ Aber dann sind sie ja gar nicht mehr  
koexistent, sondern sukzessive Handlungen. Streng genommen gäbe es demnach  
„sukzessive Körper“, während Lessing mit Körpern, die „in der Zeit“ exi-  
stieren, fortbauern, anders erscheinen und in anderer Verbindung stehen, tat-  
sächlich Körper in Sukzession, in Handlung meint. Von der Handlung aber  
heißt es XVI 6 in genauem Widerspruch zu XVI 4: „Sie können nicht für  
sich bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen.“ Nach XVI 4 sind  
Handlungen etwas Selbständiges, nach XVI 6 können sie nichts Selbständiges  
sein, und die Vereinigung beider Stellen ergäbe: Gegenstände, die oder deren  
Teile sukzessiv sind, müssen Gegenständen anhängen, die oder deren Teile ko-  
existent sind! Mit XVI 5/6 hört die gegensätzliche Parallele Körper—Hand-  
lung überhaupt auf, und wir befinden uns auf dem Umweg über den Schein-  
beweis wieder, wo wir ursprünglich waren, nämlich auf dem üblichen Boden.  
Mit Gegenständen im Raume und in der Zeit meint Lessing in der Tat  
von vornherein gar nichts anderes als Körper in Ruhe und Bewegung, denn  
die XVI 5/6, nicht XVI 3/4 ausgesprochene Meinung ist die, mit der Lessing  
überall rechnet, außer XIX 3. Nicht der Wagen, dessen Teile aufeinanderfolgen,  
ist eine Handlung, sondern Hebe handelt; das Zusammensetzen ist Handlung.

Ruhe und Bewegung waren in der Tat der ursprüngliche Ausgangspunkt.  
Dazu XV 5. Während in XVI 5 die Körper sukzessiv zu werden scheinen, wird  
XV 5 die Handlung auch koexistent gedacht. Es ist dort die Rede von fortschrei-  
tenden und stehenden Handlungen. Eine fortschreitende Handlung ist dort eine  
Handlung, deren verschiedene Teile zeitlich aneinander schließen, eine stehende  
Handlung der einzelne Moment mit dem Überblick über das Gesamtbild, solche  
Handlungen sind, sagt Lessing, bloße Körper. Wie Lessing zu diesen Bestim-  
mungen kommt, wobei das Wort „Teile“ (in der verschiedenen Bedeutung =  
Handlungsabschnitt und räumliches Stück) eine Rolle spielt, wird klar aus den  
beiden vorangehenden Beispielen. Pandarus' Bogen schuß ist eine Erzählung,  
das Göttergelage eine Schilderung, das erstere nach Lessings Auffassung  
für den Dichter, das zweite für den Maler geeignet. Solche Beispiele sind es  
zunächst gewesen, die Lessing im Auge hatte neben dem Laokoon, der einen  
Moment aus einer Erzählung festhielt. Wie Lessing von Ruhe und Bewegung  
schließlich zu den verzwickten und konfuseu Dingen in XVI kam, ist nicht ganz  
klar. Hier trat der Gegensatz Körper—Handlung ein; das letztere wollte

er für die Poesie haben; aus ganz anderen Gründen, als weil die Zeichen-theorie es forderte (s. Schlußabschnitt), die übrigens bei Lessing noch viel komplizierter ist als oben angegeben. In den XV 5 gebrauchten Bezeichnungen kündigt sich XVI 3/4 bereits an; insofern als hier wie dort die Handlung verselbständigt wird. Mit Ruhe und Bewegung wäre das nicht gegangen, und XVI 5/6 herrscht die übliche Anschauung. Um die Verwirrung übersichtlich zu zeigen, stelle ich die Aussagen Lessings nebeneinander.

Körper:	Handlungen:
1. = Gegenstände, deren Teile nebeneinander existieren;	= Gegenstände, deren Teile aufeinander folgen;
2. = Gegenstände, die nebeneinander existieren; (koexistent)	= Gegenstände, die aufeinander folgen; (sukzessiv)
3. = stehende Handlungen, deren verschiedene Teile sich nebeneinander im Raume entwickeln;	= fortschreitende Handlungen, deren verschiedene Teile sich nach und nach in der Folge der Zeit ereignen;
4. sind Handlungen nebeneinander (oder bloße Körper)	= Körper (s. nebenstehend)
5. existieren nicht bloß im Raume, sondern auch in der Zeit.	können nicht für sich bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen.

Auf diesem nichts weniger als logisch einwandfreien Wege kommt Lessing zu den Thesen:

Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften sind die eigentlichen Gegenstände der Malerei. Woher kommt „mit ihren sichtbaren Eigenschaften“? Aus keiner Prämisse in XVI, sondern aus XII, XV 1 und VI 3 ohne Beweis. Und woher kommt „eigentlichen“ nach dem entschiedenen „können nur“ und „müssen“ in XVI 2?

Handlungen sind der eigentliche Gegenstand der Poesie. Warum fehlt hier „mit ihren sichtbaren Eigenschaften“ angesichts der Homerbeispiele und der Theorie vom poetischen Gemälde mit seiner Illusion? Mit XVI 2 hat das wieder nichts zu tun, sondern mit dem „geistigen“ Charakter der Poesie (VI 3); und zu „eigentliche“ s. vor. Absatz.

Dies gegen XVI 2 abgeschwächte Ergebnis wird durch XVI 5/6 nun noch mehr abgeschwächt, indem dort behauptet wird, die Malerei könne auch Handlungen andeutungsweise durch Körper, die Poesie Körper andeutungsweise durch Handlungen darstellen. Diese „Folgerungen“, die ja in keiner Weise mit XVI 2 vereinbar sind, tun ihrerseits dasselbe dar, was die logische Analyse von XVI 2 selbst schon ergab, daß XVI 2 unlogisch und innerlich auch von Lessing aus unhaltbar ist.

Lessing schließt nämlich gar nicht, sondern formuliert Meinungen auf Grund von einigen konkreten Anschauungen und Geschmacksurteilen in Schlußform. So sind dann auch XVI 7. 8. 9 gar keine Folgerungen aus dem Vorhergehenden, sondern Behauptungen im Anschluß an die Betrachtung einzelner Beispiele.

#### b) Weitere Beweise für die Malerei.

1. Beweis aus dem Endzweck der Kunst. Die Feststellung, daß die Malerei nur Körper darstellen könne, ist für Lessing von geringer Bedeutung, sein Augenmerk ist in erster Linie darauf gerichtet, daß die Malerei nur Schö-

nes darstellen dürfe. Und hierbei liegt es ihm weniger an dem positiven Nachweis, daß das Schöne Gegenstand der Malerei sein müsse, als an dem negativen, daß sie das Häßliche nicht darstellen solle, und hieran interessiert ihn wiederum wesentlich der Spezialfall der Verhäßlichung durch den Affektausbruch „auf dem höchsten Punkte der Handlung“. Zwei Beweismittel bringt er bei: die Lehre vom fruchtbarsten Moment oder dem prägnantesten Augenblick und vom Transitorischen, die beide miteinander in Beziehung gesetzt werden und sich wiederum mit dem Axiom, daß der Endzweck der Kunst Vergnügen sei, verbinden. Ich fasse ohne Einzelerörterung zusammen, was II und III darüber enthalten.

Die Kunst bezweckt Vergnügen und darf deshalb nichts darstellen, was Ekel oder Grauen erwecken könnte. — Ein veränderlicher Moment, wie jedes Transitorische, das plötzlich ausbricht und plötzlich verschwindet, und das, was es ist, nur einen Augenblick sein kann, einerlei, ob es angenehm oder schrecklich ist, mußte, durch die Malerei festgehalten, Ekel oder Grauen erwecken. — Also darf die Malerei solches Transitorische nicht darstellen. — Die höchste Staffel des Affekts ist nun rein transitorisch. — Also darf die Malerei diese höchste Staffel nicht darstellen. — Andererseits ist aber gerade diese höchste Staffel des Affekts das zwar Unleidlichste, doch Interessanteste, das die Einbildungskraft am meisten beschäftigt und das meiste Vergnügen gewährt. (So behauptet Lessing III 4 Schluß.) — Also muß die Malerei versuchen, die Phantasie durch die Darstellung zu diesem interessantesten Punkte hinzuleiten, indem sie aus dem Affektverlauf den fruchtbarsten Augenblick vor dem Höhepunkte herausgreift, so daß das Vorhergehende und Folgende begreiflich und der Einbildungskraft freies Spiel gelassen wird, je mehr sie sieht, desto mehr hinzuzudenken.

Da ein Axiom an der Spitze steht und weitere axiomatische Behauptungen als Beweismittel dienen, so erledigt sich mit dieser Feststellung der an sich geschlossene Beweis bezüglich seiner Allgemeinverbindlichkeit. Auf die Anschauung, die hier vertreten wird, gehe ich sachlich nicht ein. Nur darauf sei hingewiesen, daß Lessing vom Transitorischen in bezug auf den Affekt, nicht die Bewegung spricht, daß ihn aber in beiden Beziehungen die Laokoongruppe selbst widerlegen würde, zumal das Transitorische bei ihm absolut nicht faßbar ist. Er stellt Schreien mit Lächeln zusammen, das letztere vor allem, um La Mattrie lächerlich zu machen. Man sehe dazu doch den Kupferstich von G. F. Schmidt an! Conti (Emilia Galotti I 4) aber läßt die Gräfin Orsina auf seinem Bilde — lächeln, obwohl er sich durchaus als einen Schüler Lessings ausweist und sein Bild ein Meisterwerk ist.<sup>1)</sup>

1) Hervorragende Beispiele für Transitorisches etwa bei Menzel, Bödlin, Frans Hals (Hille Bobbe, Lautenspieler), Rembrandt (Selbstbildnis mit Saskia), Lionardo (Mona Lisa); damit vergleiche man das 3. T. unfagbar langweilige Material, das Ziehen zum „Laokoön“ zusammengestellt hat.

Serner sagt Lessing nicht: die höchste Affekttaffel ist unfruchtbar, weil sie transitorisch ist, sondern: weil sie der Phantasie keinen Spielraum läßt, außerdem ist sie transitorisch.

Aus Lessings Begründung (III 4) geht übrigens hervor, daß man sich sehr hüten muß, Lessing als Klassizisten aufzufassen. In II und III liegt sein (Barock-) Rokokogeschmack in bildender Kunst offenbar mit Winckelmann im Streite, letzterer siegt ganz verstandesmäßig.

2. Der ethische Beweis. Lessing weist gleich in I die ethische Begründung Winckelmanns für die Laotoongruppe ab, aber er selbst begründet nicht nur das Klagen, Winseln, Weinen, Schreien auf der Bühne, das Nur-Seufzen der Gruppe mit der Wirkung auf das Mitleid des Beschauers, sondern begründet auch weiter seine Auffassung ethisch (III 5). Hätte der Laotoon unablässig geschrien, so müßte das als weibisches Unvermögen, kindische Unleidlichkeit wirken. Nun, das sagt Winckelmann ja auch, nur Lessing sagt es negativ, wie so häufig: der Künstler mußte das Schreien vermeiden. (II 13 Jupiter ist der nichtjornige, II 14 Agamemnon ist der nichtjammernde Vater; Laotoon ist ein noch nicht Schreiender.)

3. Der induktive Beweis. Er beruht auf dem Axiom, daß „die alten“ Vorbilder sind, er fällt also mit der Bestreitung des Axioms. Lessing verfährt sehr merkwürdig: er begründet den Satz, daß die Malerei nur Schönes darstellen dürfe, mit dem Beispiel „der“ Alten, sondert aber aus ihnen auf Grund des Schönheitsaxioms z. B. Pauson und Pyrrheicus von vornherein aus: *circulus vitiosus!*

### c) Weitere Beweise für die Poesie.

1. Beweis aus der Absicht der Poesie. Es handelt sich hier um eine höchst interessante Gedankenreihe, die den Beweis in XVI erst aufklärt, insbesondere das „bequeme Verhältnis“. Lessing gibt der Poesie die Absicht und Aufgabe, Gegenstände zur Illusion zu bringen, sie ist also die Kunst des poetischen Gemäldes. (Vgl. S. 106.) Das geschieht, behauptet er, durch Handlung, denn „dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper (wie das einzige Beispiel von Haller beweisen soll) gebriecht das Täuschende, . . . weil das Koexistierende des Körpers mit dem Konsekutiven der Rede in Kollision kommt“. (XVII 6.) Man sieht, daß er hier auf XVI 2 zurückgreift und das „bequeme Verhältnis“ doch in der Ähnlichkeit zu sehen scheint, womit wir wieder in alle Widersprüche der Zeichentheorie hineinkommen. Aber selbst wenn XVI 2 richtig wäre, was beweist das für den Satz, daß Handlung allein Illusion erzeugt und allein erst poetische Gemälde schaffen kann? Die Sache liegt in XVII 6 so: Lessing glaubt an einem Beispiel feststellen zu können, daß der Poet mit wörtlichen Schilderungen nicht täuschen kann. Das ist wieder so eine negative Formulierung, für die Lessing eine Vorliebe hat. Die positive Ergänzung heißt, da Lessing auf allerlei Umwegen zu dem Gegensatz Körper — Handlung gekommen ist: er muß es also durch — Handlung tun, obwohl das doch gar kein Gegensatz zu „wörtlichen Schilderungen der Körper“ ist. Das ist der eigentliche Beweis, er beruht auf einer einfachen Behauptung vom Nichttäuschen-

können durch wörtliche Schilderung am Beispiel von zwei Strophen aus Haller, auf dem Axiom, daß Poesie nur da sei, wo Illusion gegeben werde, auf Gleichsetzung von wörtlichen Schilderungen mit Körper und einem weiter nicht abgeleiteten Gegensatz Körper—Handlung. Damit wird XVI 2 verbunden, obwohl dort nur gesagt ist: die Zeichen der Poesie = Wörter können nur Handlung ausdrücken. Daraus kann XVII 6 doch unmöglich werden: die Poesie kann nur durch Handlung täuschen, weil die Wörter nur Handlung ausdrücken können.

Man versteht aber von hier aus, wie „bequem“ in XVI 2 hineinkam, und was „bequemes Verhältnis“ bedeutet. Lessing steht durchaus auf der Ansicht, daß die Zeichen der Rede willkürlich sind (XVII 3. 6), also besteht das „bequeme Verhältnis“ keineswegs in der Ähnlichkeit, also wäre der Schluß XVI 2 von hier aus falsch. Denn dann können die Zeichen der Rede Körper ausdrücken (XVII 6), aber das Vermögen, ein körperliches Ganzes zur Täuschung zu bringen, wird der Rede als dem Mittel der Poesie abgesprochen, sofern wörtlich geschildert wird. Diese wörtlichen Schilderungen sind der Illusionserzielung der Poesie nicht „bequem“, sie erleichtern nicht, sondern hemmen. Das bedeutet bequem, weiter nichts. Ein Beweis wird nicht gegeben.

Lessing konnte in XVI 2 die Ähnlichkeit nur für die Malerei mit ihren „natürlichen Mitteln“, nicht aber für die Poesie mit ihren „willkürlichen“ Mitteln brauchen. Das „bequeme Verhältnis“ bedeutet also für die Mittel der Malerei Ähnlichkeit, für die Mittel der Poesie aber Illusionserleichterung, die liegt für die Malerei in der Ähnlichkeit von Urbild und Nachbild, für die Poesie aber fehlt jede Bestimmung, denn XVII 6 ist haltlos verworren (s. auch S. 108 f.) und dazu bilden XVI 2 und XVII 6 das Musterbeispiel für einen *circulus vitiosus*: die Zeichen der Rede sind willkürlich, sie können also Körper ausdrücken, das aber ist der Poesie nicht bequem, weil sie täuschen soll, das eben können wörtliche Schilderungen von Körpern nicht, also muß es durch Handlung geschehen, weil sie allein infolge des bequemen Verhältnisses zwischen artikulierten Tönen in der Zeit und Handlung durch die Zeichen der Poesie (!) ausgedrückt werden kann. Nun sind aber die Zeichen der Poesie willkürlich, also usw. usw. (Man studiere XV, XVI 2—9 und XVII 1—6 im Zusammenhang und prüfe nach; die Verwirrung ist einfach unerhört.)

Diese Verwirrung geht so weit, daß Lessing einfach nicht weiß, was er beweisen will. Einmal will er dartun, daß Malerei und Poesie sowohl im Stoff wie in den Mitteln verschieden sind (Da), dann ist das Räumliche der Stoff der Malerei, das Zeitliche Stoff der Poesie, das Mittel ist Nachahmung durch materielle bzw. „geistige“ Mittel (Illusion, poetisches Gemälde); das andere Mal bemüht er sich zu zeigen, daß beide Künste die gleichen Stoffe (Körper: Laokoon—Beispiel, Hallers Strophen usw.; Körper und Handlung XVI 5/6) „nachahmen“, aber sich in der Darstellungsmethode unterscheiden, dann ist die Handlung Mittel. Ist die Handlung aber (im ersten Fall) Stoff, so treten auch die „artikulierten“ Töne in der Zeit auf, den Fall haben wir in XVI 2. Ist aber die Handlung Mittel, so übersieht Lessing ganz, daß dann doch damit noch nichts gesagt ist, sondern dargetan werden muß, wie denn Handlung dargestellt wird. Darin, daß dies gar nicht auseinandergehalten wird, liegt der Grund

für die heillose Verwirrung in dem obigen Zirkel. Denn die Handlung als Stoff kann zur Handlungserzählung, die die Illusion erreichen soll, zur Not in ein Ähnlichkeitsverhältnis gesetzt werden, nicht aber die Wörter zur Handlung.

Daher kommt auch die Konfusion, daß Lessing beim Schild des Achilleus in XIX das Beweisziel: Darstellung von Körpern durch Handlung (XVII) aus den Augen verliert und einfach axiomatisch Handlung verlangt als Stoff der Poesie, ohne an Illusionswirkung zu denken. Es ist höchst amüßant zu sehen, wie Blümner (215) Lessing hier unbedenklich folgt und gegen Herder zu verteidigen unternimmt, der völlig recht hat.

2. Beweis aus der Methode des Sehens. Daß Lessing aber das bequeme Verhältnis trotz der Willkürlichkeit der Zeichen doch immer wieder auch bei der Ähnlichkeit sucht, weil er nämlich Rede und Handlung als Mittel der Poesie durcheinanderwirft, zeigt XVII 3, 4, wo er aus der Geschwindigkeit und Schnelligkeit, mit der wir beim Sehen die Gegenstände auffassen, schließen will, daß nicht „ein merklich langsames“ Zuzählen der Züge die sinnkräftige Illusion erreichen kann, sondern nur die schnellere Handlung, die der Poesie gebührt. Damit wird XVIII 9 sogar die Häufung der Beiwörter im Homer gerechtfertigt. Ebenso erklärt sich die Parallele XVI 14 zwischen Länge der Handlung und Handlungserzählung! Das ist das Axiom von der Kunst als Nachahmung der Natur!

3. Beweis aus der Forderung der Lebhaftigkeit, Schlichtheit und Knappheit poetischer Darstellung. Diese Forderung tritt vollkommen selbständig und axiomatisch auf ohne Beweis, auch hat sie mit Handlung gar nichts zu tun. Stellen dazu XVI 9, 14. Zur Lebhaftigkeit ist auch XIX, besonders XX 9 zu beobachten.

4. Die induktiven Beweise für die Poesie sind nicht zwingend, weil keine vollständige Induktion gegeben wird und Lessing ausdrücklich zugibt, daß die Illusion ein subjektives Kriterium sei (XVII 5). Zudem sind die Beispiele auf das Axiom „Die Poesie soll täuschen“ zurechtgeschritten und beweisen für den nichts, der Haller (XVII 5), Virgil (XVII 7), Manasse (XX 6) und Ariosto (XX 7) doch für Poeten hält. Auf die Homerbeispiele gehe ich nicht ein, weise nur darauf hin, daß Lessing den Schild des Achilleus als poetisches Gemälde anführt, obwohl seine Darlegungen zeigen, daß er zu einer Illusion des Schildes als ganzen Gegenstandes gar nicht kommt. Aus der Beweisführung, wie er sie XVI 2 und XVII versucht, kommt er hier völlig heraus, am schlimmsten XX 9, wo er Anakreons Gedicht ausdrücklich als poetisches Gemälde ablehnt, aber behauptet, die Wendung, die er in dem Gedichte nehme, mache alles gut. Ja, was will er denn eigentlich beweisen?

Schlussbemerkung. Auf viele weitere Unklarheiten und unlogische Dinge kann ich aus Raumangel nicht mehr eingehen. Klar ist aus den bisherigen Darlegungen ja zur Genüge, wie außerordentlich vielspältig und inkohärent die beweismäßigen Unterlagen der Lessingschen Theorie sind. Selbst wenn Lessings Thesen bezüglich Malerei und Poesie unwidersprochen gälten, so hätte Lessing im „Laotoon“ jedenfalls keinerlei Beweis dafür geliefert. Es gibt nun eine Stelle, die alle Regeln überhaupt, also auch alle Thesen des „Laotoon“

umwirft wie XX 9, und zwar steht sie schon in IV 6 anlässlich der Betrachtung von Sophokles' „Philoktet“: „Wie manches würde in der Theorie unwidersprechlich erscheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die Tat zu erweisen. Alle diese (vor-aufgehenden) Betrachtungen sind nicht ungegründet, und doch bleibt „Philoktet“ eines von den Meisterstücken der Bühne; denn ein Teil derselben trifft den Sophokles nicht eigentlich, und nur indem er sich über den anderen Teil hinwegsetzt, hat er Schönheiten erreicht, von welchen dem furchtsamen Kunstrichter ohne dies Beispiel nie träumen würde.“ Ja, sind denn alle Regeln, die er aufstellt, nur für Schulbuben, furchtsame Kunstrichter und ungeniale Menschen gedacht? Wie schade, daß Lessing diese IV 6 aufgestellte These nicht zum Zielpunkt aller seiner Betrachtungen genommen hat! Jedenfalls ist damit ein Anknüpfungspunkt gegeben, von wo aus sich die Widersprüche im „Laokoon“ zum Teil begreiflich machen lassen.

(Schluß folgt.)

## Vorbereitung auf moderne Dichtung.

Von Dr. Walter Schönbrunn in Berlin-Zehlendorf.

Jeder Deutschlehrer, der im vorigen Winter das Glück hatte, im Staatlichen Schauspielhaus zu Berlin der wunderbaren Vorführung von Barlaachs „Armem Vetter“ beizuwohnen, wird sicher überaus schmerzlich den Tiefstand der ästhetischen Erziehung unseres Theaterpublikums empfunden haben. Einen solchen Vorwurf kann man nicht etwa mit der heute üblichen Phrase abtun: „Ja, wer geht denn jetzt ins Theater!“ Gerade die breite Masse des gebildeten alten Theaterpublikums versagt einem solchen, doch unbedingt wertvollen Stück gegenüber vollständig. Ich veranlaßte einen meiner Primaner, sich eine Aufführung anzusehen. Er selbst war begeistert, aber er erzählte mir lachend, daß ein älterer Freund aus dem Wandervogel, der ihn begleitet hatte, das Theater mit dem Stoßseufzer verließ: „Wieviel schöner war es doch früher, wo man eine gute Wallensteinaufführung zu sehen bekam; da wußte man wenigstens, was das alles sollte.“

Kann die Schule hier helfen? Kann sie ihren Schülern modernste Dichtung näherbringen? Wenn sie sich mit modernen Stücken befaßt, dann meint sie meistens Hauptmann und Ibsen. Das genügt aber hier nicht im entferntesten. Vielleicht folgt sie freilich da dem richtigen Gefühl, daß der Schüler der obersten Klassen erfahrungsgemäß eher für das Zweitbeste der vergangenen Epoche sich begeistert, als für das Erstklassige seiner eigenen Zeit. Alle schwärmen sie für Löns, sogar für seine zum Teil schrecklichen Romane. Wer schwärmt für Deubler oder für Fritz von Unruh? Ja, sie legen solche Bücher geradezu ratlos aus der Hand. Ein kitschiges Stück wie Ibsens „Volksfeind“ dagegen wird heißhungrig verschlungen. Es ist ja auch sicher, daß die Aufnahmefähigkeit für große Kunst erst allmählich zur vollen Reife kommt, und daß diese Reifezeit weit hinter der Schulzeit liegt.

Aber andererseits ist doch auch wieder nicht abzustreiten, daß die im späteren Leben für Dichtung interessierten Menschen gerade schon im Jünglingsalter eifrig nach dem Neuesten und Modernsten greifen, und wenn sie auch Sinn und Wesen nicht völlig

erfassen, doch von der starken Ahnung eines Höheren, Wertvollen sich ergriffen fühlen. Und gerade diese Ahnung und Achtung ist erzieherisch von höchster Bedeutung, und merkwürdigerweise ist sie ganz unabhängig von dem rein verstandesmäßigen Erfassen der „Bedeutung“ der Dichtung. Goethe selbst bezeugt ja bekanntlich im achten Buch von „Dichtung und Wahrheit“: „Die Jugend will lieber angeregt als unterrichtet sein, und es war nicht das letzte Mal, daß ich eine bedeutende Bildungsstufe sibyllinischen Blättern verdanken sollte.“

Es ist nun ein glückliches zufälliges Zusammentreffen, daß man unsere moderne Kunst ihrem innersten Wesen entsprechend in gar keiner anderen Weise als so, als Anregung, unserer Jugend nahebringen kann, und daß das andererseits gerade auch dem Wesen strebender Jugend entspricht, und daß wir drittens damit gleichzeitig die rationalistische Behandlungsweise unserer Dichtung auf der Schule der Vorkriegszeit mit überwinden helfen. Denn eine wirklich geistig eingestellte Jugend, wie sie Goethe vorschwebt und wie sie Gott sei Dank auf unseren höheren Schulen auch heutzutage anzutreffen ist, will nicht bloß „belehrt“, sondern im tiefsten Innern angeregt sein und in ihrem ganzen Wesen gefaßt werden.

Da ist es nun nicht gar so schwer, zu modernster Dichtung hinzuführen, wenn der ganze Unterricht der Oberstufe, der sich mit Dichtung befaßt, das Grundmotiv expressionistischer Dichtung, das Moment der Ekstase überall wieder in sein gebührendes Recht treten läßt. Dann erscheint diese neue Dichtung nicht wie etwas völlig Anderes, Verwunderliches, zu dem jeder Zugang verborgen ist, das beinahe bloß gemacht scheint, um einen normalen Menschen vor den Kopf zu stoßen. Sondern dann erscheint sie in einem tief gegründeten Zusammenhange mit den Werken unserer allbekanntesten Dichtergrößen, dann flackert das Feuer, daß in ihnen lebt, überall auf. Ja, das Wesen dieser modernen Dichtung erscheint innigst verwurzelt mit dem Wesen von Dichtung überhaupt. Das Wesen der Dichtung überhaupt tiefer und lebendiger zu erfassen, nur dazu gilt es dann die Schüler anzuregen.

Und da kommt uns eine nicht zufällige Tatsache zu Hilfe. Es ist immer die junge Dichtung, d. h. die des jungen Künstlers, in der jene Grundströmung am deutlichsten zutage tritt. Der erste Überschwang der Schöpferlust gibt selbst Dichtern, die fernerhin ganz andere Wege gewandelt sind, einen starken Unterton expressionistischer Formungslust. Dieser muß unterstrichen werden.

Nehmen wir Schiller! Schillersche Balladen, Wilhelm Tell — und Expressionismus! Zwei Welten, zwischen denen keinerlei Brücke sich schlagen läßt. Aber blättern wir in den Schöpfungen des ganz jungen Schillers, greifen wir ein Gedicht heraus wie das bekannte: „Die Schlacht“. Wie rast da die Empfindung; schlaglichtartig werden die Gegenstände beleuchtet, das Ganze in einem drückenden Grau gehalten. Freilich, hier ist nichts, was sich zu schulmäßigen Übungen über Aufbau, Ordnung, Einteilung schön schematisch benutzen ließe. Zerrissenheit der Linien wird zum Mittel. Man fühlt, daß eigentlich dieses Gedicht mit großen Gebärden, mit starken Gebärden vorgetragen werden müßte, mit dem Pathos, was man immer Schillersches Pathos nennt, was man aber letzten Endes doch bloß anerkennt in seiner gemäßigten und getragenen Form, wie es in den Balladen sich dann abgeklärt hat. Bei der „Schlacht“ bietet sich nun eine schöne Gelegenheit zu zeigen, wie mit solchen Mitteln Möglichkeiten der Darstellung erreicht werden, die durch sogenannte „naturgetreue“ Wieder-



gabe niemals erreicht werden kann. Das liegt hier mal im Gegenstande: Das innere Wesen der Schlacht ist umschlossen in der Eigentümlichkeit momentaner Vorgänge, die kaleidospartig blitzschnell, auseinander sich entwickeln, sich ablösen, sich verwirren. Ein Dialekt drängt sich zusammen, von dem es für den Künstler den inneren Kern des Eindrucks herauszukristallisieren gilt, und wo dieser Kern am passendsten durch eine Verschränkung und Umstellung wirklicher Gestalten, nach schrankenloser, persönlicher, freier Gestaltungstätigkeit, zum Ausdruck gebracht werden kann. Und hier setzt nun das Wesentliche der Einführung in moderne Kunst ein, die Schulung des Gefühls für diese. Hier wird der oberste Grundsatz an einem künstlerischen Erlebnis eindrucksvoll übermittelt, daß es gar nicht auf das „wahrheitsgetreue“ Darstellen ankommt, das „Wirklichkeitswiedergabe“ nur eine der so unendlich vielen Möglichkeiten künstlerischer Darstellung und vielleicht näher beesehen, überhaupt keine ist. Das freie Schalten mit den Stilmitteln ist höchstes künstlerisches Tun. Wie erscheint plötzlich Absicht und Sinn Schillerscher Dichtung ganz anders, als es der Schüler sich sonst vorstellte, wenn wir die „Gruppe aus dem Tartarus“ ihm bringen. Da herrscht Freude an der Gestalt an sich, und zugleich eine Größe und Gewalt in der bloßen Darstellung monumentalen Seins, daß alle banalen Vorstellungen von Gefühl oder von Handlung als völlig unwesentlich zurücktreten.

Der junge Schiller ist in gewissem Sinne Barockkünstler. Auch die moderne Kunst wird im tiefsten Innern von barocken Strömungen getragen. Aber gerade barocke Kunst braucht zu ihrem Verständnis eine starke Erregung, die durch die ganze Zeit hindurchflutet. Und das ist sicher der Menschheit nur auf kurze Zeitspannen möglich; dann folgt immer die starke Gegenströmung, die gerade darum in völliger Nüchternheit wieder Erfrischung sucht. So löst die große Barockzeit den Klassizismus aus, und Schiller selbst gerät in eine solche klassizistische Welle hinein. Und entsprechend folgt auf die ähnliche Gefühlsströmung der Romantik eine Nüchternheitsepoch in Reinkultur. Da schätzte man den späteren Schiller, gerade weil man das Nüchterne, das Ausgeglichene allein aufzunehmen imstande war. Man verzieh ihm darum die Rudenz- und Theklaepisoden, man sah großmütig darüber hin, daß eine „Amalie“ so ganz „verzeichnet“ war, und entschuldigte die vielen „Unmöglichkeiten“ der Räuber überhaupt damit, daß im ganzen ein so schöner Schwung herrsche. Aber gerade die Gestalt der Amalie und gerade diese Unmöglichkeiten sind es, die das wahre Verständnis der Schillerschen Kunst erschließen, und die dann mit einem Male Schiller ganz in die Nähe der modernen Dichtung rücken.

Da lese man die große Szene im zweiten Akte der Räuber, wo der alte Moor im Beisein Amalias die falsche Nachricht von dem Tode seines Sohnes erhält. Man erstaunt besonders über die szenischen Bemerkungen, die auf den ersten Blick fast die Grenze des Lächerlichen streifen. „Der alte Moor, gräßlich schreiend, sich die Haare ausraufend.“ — „Amalie hin- und hertaumelnd bis sie hinsinkt.“ — „Der alte Moor schreiend sein Gesicht zerfleischend.“ — „Wütet gegen sich selber“, usw. Wir sehen damit: so also wollte Schiller selbst sein Stück aufgeführt wissen: in einem wilden Taumel der Verückung, in einem Pathos, das in fürchtbarste Ekstase übergeht. Wenn aber einmal auch auf der Bühne die Darstellung des gesamten Stückes solcher Auffassung gemäß und einheitlich gestaltet werden sollte, dann gibt es gar keine rechte andere Möglichkeit, als daß alle Gebärden, aller äußerer seelischer Ausdruck darin

pathetisch wird, d. h., daß alle Gebärden entweder gesteigerte oder gestellte, getragene werden, so wie wir sie auf alten Bildwerken mittelalterlicher Dome finden, wo die Kopfhaltung oder die Hände ein groteskes Spiel geheimnistiefer Symbolik treiben, oder wie sie der moderne expressionistische Künstler als Ausdrucksmittel benutzt. Was hat Schiller mit Naturtreue zu tun! Gewiß, Schillers Künstlerschaft ist eine nach vielen Richtungen hin unausgeglichene. Jede Zeit sieht und braucht ihren Schiller. Lassen wir uns nicht mehr durch das von der vergangenen Epoche zurechtgemachte Bild blenden, das einerseits mit seiner falschen Idealität unserer Jugend Schiller entfremdet hat und andererseits ihr die Moderne verschließt.

Dieses ekstatische Pathos ist aber nicht auf die Regiebemerkungen beschränkt, nur spiegelt sich dort am klarsten die eigene Auffassung des Dichters wider. Es ist die im Innersten treibende Kraft der ganzen Dichtung. Bei derselben Szene des zweiten Aktes geschieht etwas ganz Merkwürdiges: da laufen nämlich oder vielmehr stürzen sämtliche Beteiligte von der Bühne hinaus, ohne daß dies mit der Handlung in zwingendem Zusammenhange stände, und kehren nach einiger Zeit wieder einer nach dem anderen zurück. Was soll das? Das ist die Fortbildung jener Bewegung der Hände und Körper. Das ist die Ekstase als Sinn dieser Kunst. Und nun sieht man durch die Menschen, die hier auftreten, hindurch ihre künstlerische Formung, ihren künstlerischen Sinn: Nun erscheint Amalie keineswegs als eine künstlich „konstruierte“ Holzpuppe, sondern als ein Stilsymbol von ganz markant eigenartig geschaffenen „Linien“. Dafür zum Beweis die Schlussszene des ganzen Stückes. Eine Szene, die wahrhaft im Sinne des jungen Schiller gespielt — eine Szene des Wahnsinns, eine herzerreißende Szene, aber wie aus dem Tollhaus herausgerissen, erschütternd wirken muß mit fast Medekindscher Brutalität. Amalia „kriecht“ zu den Räubern. Aus den Wolken überfeligem Glückes schlägt sie in das zerrissenste Weh und wiederum durch starken Entschluß in die höchsten Gefilde seliger Trunkenheit und wieder zurück in fassungslose Verzweiflung. Die Tragödie der über alle Wirklichkeiten hinausgebauten Idee, der über alles Maß gespannten Hingabe, des über alles Maß gespannten Vertrauens rollt sich ab.

Der selbe Formtrieb hat auch Karl Moor gebildet. Deshalb versagt gerade bei ihm alle „logische“ Erklärung. So wie die äußere Gestaltung der Mimik vom Dichter gedacht ist, so laufen auch die Linien seiner Seelenbildung. Wie die Wellen eines wogenden Meers geht das auf und nieder, von höchster Ekstase zu tiefster Depression. Und das Bezeichnende ist: eigentlich kommt das alles und seine umstürzenden Entschlüsse immer aus einer Kleinigkeit, aus irgendeinem zufälligen Alltagserlebnis heraus, das nur auf diese Weise zu einer grandiosen pathetischen Gebärde wird. So ragt im dritten Akt der Anblick der untergehenden Sonne beherrschend auf, so folgt dann der Schwur, die Räuber nie zu verlassen. Nicht der Entschluß ist da das Wesentliche, der leitet bloß, der gibt bloß das äußere Gerüst, damit eben das Wesentliche dieser Kunst daran sich entwickeln kann: Eben jenes Pathos, jene wilde, verzerrte Ekstase. Tief verwurzelt ist damit die überstürzende Fülle der Motive, die Moor beherrschen, das Rachegefühl, das Gerechtigkeitsgefühl, der Menschheitskämpfer, der politische Revolutionär, der stille friedliche Bürger. Es wogt ein Chaos wie ein brodelnder Dampf. Und dabei ist alles Pose, alles ist bewußte Geste, nicht bloß äußerlich, tief innerlich. Es ist die große, weitausholende Geste, von der wir oben sprachen. Sie bricht aus

dumpfen Seelentiefen triebhaft heraus. Wie das Geste ist: das findet in Spiegelberg [Der Name!] seine nackte Herausstellung in einer ebenfalls in grotesker Form aufgerissenen Gestalt — Spiegelberg, der nur um der Pose willen Verbrecher ist — und das wächst zu heroischer Größe bei dem Schlußakkord des Ganzen sich aus: „Es ist die Großmannsucht. Er will sein Leben an eitle Bewunderung sehen.“ — „Man könnte mich darum bewundern.“ Barockkunst wälzt sich unaufhaltsam in eine überwältigende Breite, im ganzen und im einzelnen. So dringen wir in das Wesen dieser Kunst. Schiller der Rhetor, Schiller der Pathetiker, die große Geste, das große Wort, das massig hingestellte Wort, das Schlagwort, alles führt uns hinaus über die Auffassung der Dichtung als Nachahmung der Wirklichkeit.

Schiller macht in „Kabale und Liebe“ den Anfaß zu einer Weiterbildung desselben Kunstweges — aber mitten darin biegt seine Entwicklung davon ab. Ein zweiter, ein anderer Schiller formt sich — nur seine Lyrik schöpft zum Teil immer wieder aus dieser Quelle.

Schiller steht nicht allein. Wenn wir auf Beckers Lyrik oder auf Brusts und Barlachs Verse vorbereiten, dann greifen wir zu dem jungen Goethe. Wir könnten auch zu Jean Paul greifen, für den vielleicht jetzt eine Zeit neuer Blüte kommen wird. Sein barocker Humor kann eine Vorbereitungsstufe zur Moderne werden, weil alles diesem Ziele dient, was unser künstlerisches Empfinden wieder ganz energisch an den Wert freier Phantasieschöpfung, freier schöpferischer Formung gewöhnt.

Wir könnten auch zu den Bildern der früheren Romantiker greifen, aber diese eignen sich freilich entweder für die Schule zu wenig oder sie stellen gleich so ungeheuer tiefsinnige Offenbarungen und Gestaltungen dar, daß ihre fruchtbare Ausnutzung höchstens in den allerletzten Stufen der Schulausbildung und nach eingehender Vorbereitung erwogen werden könnte. Das erste gilt für die „Lucinde“ Friedrich Schlegels, die rein als Formproblem betrachtet, eine glänzende Vorstufe moderner Romanversuche darstellt. Das zweite aber gilt für Novalis, für seine blaue Blume, für das Bruchstück der Lehrlinge von Sais, von dem aber Teile deswegen verwendet werden können, weil aus den tiefsinnigsten Mythen heraus plötzlich mit wunderbar klarer Einfachheit das Märlein von Hyazint und Rosenblüt den schwer zu ergründenden Sinn erfreulich beleuchtet.

Expressionistische Kunst trägt zwei Elemente in sich, die scheinbar einander völlig aufheben: das ist einerseits die Auffassung der Kunst als bloße Sichtbarmachung persönlicher Seelenzustände, andererseits ein freies Schalten mit allen Elementen der Außenwelt, um so zu einer restlosen Darstellung zu kommen. Diese zweite aber bedingt ein gutes Stück Willkür, ein gutes Stück Bewußtheit. Aus ihr erwächst die völlige Abkehr von Naturalismus, Impressionismus und besonders von dem falschen Realismus, bei dem der unkünstlerische Mensch Naturtreue mit Kunst verwechselt.

Die Erweckung solches Stilgefühls darf nicht bloß stofflich sein, sie muß auch in der ganzen Methode und in der Form des Unterrichts angebahnt werden. Auch da kommt es auf Herausarbeitung einer gewissen Ausdruckskunst an. Dazu geben Schulaufführungen eine treffliche Hilfe, wenn sie etwa in den Wegen gehen, wie sie oben bei den Räubern angedeutet wurden. Dann muß aber die Schulbühne in einem innerlichen Verhältnis zur Rhythmit stehen, zu einer getragenen ausdrucksvollen Rhythmit, deren Gipfelpunkt bedeutsame Stellungen und Bewegungen sind. Man ver-

suche einmal, kleine Stücke wie den Satyros von Goethe ganz „unnatürlich“ mit selbst-erfundenen Ausdrucksbewegungen und Stellungen herauszubringen, Bewegungen und Stellungen, die an sich schon „Spiel“ bedeuten. Ferner muß im gewöhnlichen Unterricht die Betonung des eigenartigen Ausdrucks starker Gefühlswallungen eine gewisse Rolle spielen und in jeder Weise bei jedem Kömmer befördert werden. Das Pathetische, auch das bewußt Übertriebene, kann ruhig bei Vorträgen herausgearbeitet werden, dann wird die Freude an der Formung wieder mehr wachsen. Natürlich muß da der Lehrer mit eigenem Beispiel vorgehen. Sein Vortrag und Unterricht muß stofflich und sprachlich und methodisch durchaus scharf subjektiv sein, dieses Recht muß er als wichtigstes anschaulich machen und in jedem den Wunsch dazu wecken.

Doch kehren wir zu dem Stofflichen zurück. Da könnte man auch bei Kleist manch schönes Beispiel finden. Auch dieses Dichters Kunst geht von innen nach außen. Und solche Kunst brauchen wir für unseren Zweck, besonders wenn sie wie bei Kleist hervorbricht ohne jede äußere Rücksicht, nur von inneren Gesetzen getragen. Das Tun des Prinzen von Homburg, das Handeln des Käthchens von Heilbronn darf nicht mit logischen, kritischen Blicken betrachtet werden. Moralische Werturteile würden ein ganz falsches Bild ergeben. Vielen Einzelheiten wird man nur gerecht, wenn man sie als freie Mittel einer tiefen Lebenssymbolik erfäßt.

Es kommt darauf an, wieder den Sinn für Symbole zu eröffnen, wieder klarzumachen, daß alles Vergängliche — alles Einzelne und besonders in jeder großen Dichtung — nur ein Gleichnis ist. Es muß wieder eine große Freude sein zu fühlen, wie gerade der große Tiefinn höchster Dichtung darin liegt, daß sie nicht restlos erklärbar ist. Gerade in diesem Verzicht auf restlose Verständlichkeit muß der Reiz das Herausfordernde sein. Der Sinn für Symbole muß wachsen durch die Freude an einem gewissen magischen Halbdunkel im Gegensatz zu tagesklarer und darum nüchterner, enger Logik. Nicht durch Denken, sondern durch begeisterte Hingabe an leidenschaftliches Fühlen wird solchen Symbolen das Tor eröffnet. Dazu verhelfen vor allen Nietzsche und Goethe. Bei Nietzsche heißt es den starken Willen zum Anderssein, zum Besonderssein zu wecken, was bei der Jugend leicht ist. Und wenn man ausgeht von einfachen und inhaltlich stark anregenden Stücken aus Zarathustra, wie dem Abschnitt von der Keuschheit oder vom Krieg und Kriegesvolle, dann kann man auch wagen, zu der „stillsten Stunde“ und zu dem „Tanzliede“ weiterzugehen und schließlich in dem Vorspiel des Zarathustra und in den Gedichten des Prinzen Vogelfrei die bewußt grotesken Herausforderungen einer neuen Formensprache finden zu lassen.

Aber wenn bei diesen Beispielen die innere Wesensverwandtschaft mit moderner Kunst doch erst aufgezeigt werden muß, so erscheint die moderne Kunst auf den ersten Blick fast als unmittelbare Nachfolgerin der Dichtung des jungen Goethe. „An Schwager Kronos“, „Wanderers Sturmlied“, „Harzreise im Winter“, das sind Meisterstücke expressionistischer Kunst, wie sie in dieser Vollendung die Gegenwart noch nicht erreicht, nur immer erstrebt hat. Was soll hier Erklärung? Hier heißt es genau wie bei Nietzsche oder wie bei Dostojewski, sich entschlossen mitten hinein in ein Dunkel zu wagen, entschlossen mitten hinein in eine gewaltig bewegte Lebensstimmung sich hineinreißen zu lassen, in einen hochstrebenden Lebensdrang, dessen Ziel und Sinn man nur instinktiv fühlt und der gewissermaßen durch einzelne Richtungsworte und Richtungsstellen, die sofort klar durchschaubar sind, reguliert wird. Viel anders ist

es ja schließlich bei manchen Volksliedern, wie z. B. „Drei Lilien . . .“, auch nicht. Ein großer, unheimlicher Grundrhythmus ist das Wesentliche dabei. Von diesem sich erfüllen zu lassen, zu seiner Aufnahme sich fähig zu erweisen, das bedingt den Genuß dieser Dichtung. War es bei Nietzsche das einsame Höhersteigen des unbeirr-  
baren Hochgebirgswanderers, hinauf zu reineren Lüften, zu strengerem, von freierem Licht erfüllten Regionen, was an sich leicht faßlich, auf die gleichgestimmte Jugend hinreichend Wirkung ausüben kann, so ist es auch bei dem jungen Goethe die Kampf-  
stimmung des durch Sturm und Regen trozig immer weitereilenden Wanderers, dem dieser Kampf ein Spiel, ein Symbol, eine Stärkung seines großen Lebenskampfes ist. Und dieser Lebenskampf heißt: Persönlich sein, „Genie“ haben, Lebenswärme in sich tragen. „Mittelpunkt“!! So ertönt es heraus aus Regen und Nebeldunst. In solchem Leben uns zu stützen und tragen, das will dieser dunkle mystische Rhythmus, so wie es eine Beethovensche Sonate tut.

Auch Goethes Künstlerweg wendet sich in späteren Lebensjahren von solcher Barockform ab, so daß er bekanntlich in Dichtung und Wahrheit diese Pindarischen Oden als Halbunsinn bezeichnet. Aber auch bei ihm fließt diese Grundströmung immer fort und äußert sich nur anders und dient nur anderer Lebensstimmung. Gerade der alte Goethe kehrt zu solchen mystischen Urworten gern wieder zurück, wenn er tiefste Geheimnisse offenbaren will. Und der Schüler lernt mit Staunen, daß das Tiefste gerade dann offenbar wird, wenn es nur „ahndevoll“ angedeutet wird. So gehört auch „Selige Sehnsucht“ und so manches Kleinod aus „Gott und Welt“ wieder in dieselbe Reihe und letzten Endes in dieselbe Kunstrichtung. Eine Kunstrichtung, deren Wesen es ist, von innen nach außen zu gehen, seelischen Gehalt kühn nach außen zu projizieren, in bewußtem Gegensatz zu einer Kunst, die die Gegenstände und Vorgänge der Außenwelt mehr oder weniger lebenswahr wiedergeben will. Und das soll der Schüler fühlen lernen, daß das nicht die einzig berechtigte Kunst ist, ja, daß die andere meist viel tiefer und schärfer dazu imstande ist, gerade indem sie die Formen der Wirklichkeitswelt zerreiht und sie bewußt selbständig neu unbekümmert zusammenfügt. „Sagt es niemand, nur den Weisen, weil die Menge gleich verhöhnet . . .“ Wer aber will gern zur „Menge“ gerechnet werden.

## Sprachliche Auswertung nichtsprachlichen Schrifttums — eine unerläßliche Forderung der Deutschkunde.

Von Studienrat Dr. R. Trögel in Auerbach i. V.

Auch die Deutschkunde ist eine Auswirkung des tiefinneren menschlichen Strebens nach Einheit und Ganzheit, doppelt lebendig in einer so widerspruchsvollen und zerrissenen Zeit, wie es die Gegenwart ist. Schon der Name deutet an, daß sie mehr sein will als ein bloßes Fach: Kunde will sie den werdenden Menschen geben von allen Regungen der deutschen Seele in Vergangenheit und Gegenwart, wie sich dieselbe auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Tuns und Denkens, Fühlens und Wollens offenbart, und kundig will sie den jungen Deutschen machen, daß er tätigen Anteil nehme an der Kultur seines Volkes, ihm überliefert aus Urväter Tagen. Aus dieser Zielsetzung geht hervor, daß der Deutschkundler unendlich vieles seiner Arbeit dienstbar machen muß, was, rein

stofflich betrachtet, nach dem Sprachgebrauch des alten streng gefächerten Lehrplans in Heimatkunde, Erdkunde, Geschichte, Volkskunde und andere Gebiete gehören würde. Noch weit mehr als früher gilt dann vom Lehrer, daß er sich überall heimisch fühle, wo sich deutsches Wesen offenbart. Obwohl damit nicht das Ideal des Polyhistor aus dem 17. Jahrhundert erneuert werden soll, muß doch soviel als berechnigte Forderung festgehalten werden: der Lehrer der Deutschkunde spannt den Umkreis seiner Erlebenswelt weit, viel weiter, als die bloße Sachwissenschaft reicht, die es mit der deutschen Sprache zu tun hat! Er forscht in dem Schrifttum, das in der alten Schule als Fachliteratur des Erdkundlers, Geschichtlers bezeichnet worden wäre, und erkennt, welche reiche Früchte ihm auf einem Felde erblühen, an dem früher gestanden hätte: Unbefugten der Zutritt streng verboten! Der Gewinn ist nicht nur sachlicher Art; mit Verwunderung erkennt er auch die reichen Möglichkeiten sprachlicher Auswertung von Schriftwerten, die bisher vom Philologen, Literaturgeschichtler und Wortkundler nicht beachtet worden sind. Sowohl unsere Wörterbücher als auch die wortkundlichen Werke haben zumeist aus Quellen geschöpft, die als Literatur im engeren Sinne des Wortes gelten durften, d. h., Quellen waren in überwiegendem Maße unsere Dichter. Die Einseitigkeit, die in diesem Verfahren liegt, tritt aber klar zutage, wenn Beispiele zu anderen Fundgruben weisen, deren Schätze noch zum guten Teil der Erlösung harren.

Deutsches Wesen hat in jedem Zeitraum der geschichtlichen Entwicklung seinen Niederschlag nicht bloß in dichterischen Erzeugnissen gefunden. Ja, oft waren ganze Geschlechter der Dichtung geradezu abhold, andere Ideen erfüllten die Menschen und schufen sich in Büchern der Wissenschaft oder der Praxis ihren zeitgemäßen Ausdruck. Man denke nur an das 18. Jahrhundert, das nicht nur die klassische Blüte der Dichtkunst am Ende aufleuchten sah, sondern auch mit gutem Rechte als das pädagogische bezeichnet werden kann. Der Pietist August Hermann Franke (1663—1727) eifert in seinem „Kurzen Unterricht“ gegen den Namen „heiliger Christ“ als Bezeichnung für das Weihnachtsgeschenk:

„Das sogenannte heil. Christ-Wesen ist nichts anderes als eine Thorheit und Narrentheidung, welches Christen nicht geziemet, und ist nicht zu verantworten, daß man den Kindern erst solche alberne Einbildung beibringt und sie darnach, solange man kann, darinnen hält.“ Die Lehrer sollen vor dem Gebrauch des Namens und der Beibehaltung „dieser alten übeln Gewohnheit“ warnen (§ 10).

Das Grimmsche Wörterbuch gibt, II, 619 Belege nur aus Goethes Schriften, so daß Geschichte und Name des Brauchs sich bedeutend weiter zurückverfolgen lassen.

Besonders ertragreich ist eine Satire auf Lavater und Baschow, auf Empfindsamkeit und Empfinderei, die unter dem Titel „Physiognomische Reisen, voran ein physiognomisches Tagebuch“ 1779 in vier Hefen zu Altenburg erschienen und 1788 neu aufgelegt worden ist. Einige Beispiele:

S. 13: „Wohl dem Menschen, der . . . nicht riesenmäßige Wünsche gebiert, Fernschlösser erbaut, Luftschiffe vom Stapel laufen läßt, Seifenblasen von seinem Strohhalme zum Zeitvertreibe aus dem Fenster heraus schleudert.“

S. 15: „ein Lieblingsstudium, für welches der launige Sterne den possierlichen Namen des Steckenpferdes erfand.“ (Hest 2, S. 4 gibt der ungenannte Verfasser eine Beschreibung des wirklichen Steckenpferdes als

eines Rosses mit zwei kurzen vorspringenden Vorderfüßen und der buntgemalten Stange — vgl. Stieler 1691.)

S. 138: „denn daß mir sein Gesicht bei der Wiedertekehr von der Kneipschente so gut und bieder vorkommt, beweist nichts für ihn.“

Vgl. die Untersuchungen des Altmeisters Fr. Kluge über „Kneipe“, das aus dem älteren „Kneipschente“ losgelöst worden ist.

Heft 3, S. 6: „Mein Vater war ein Mann schlecht und recht, an dem kein Höcker, nichts krummes, nichts verbogenes war, weder an Leib noch an der Seele.“

Wie fein wird hier die Grundbedeutung der Eigenschaft „schlecht“ beibehalten! Der Bedeutungswandel wird 1817 als abgeschlossen empfunden, wie die „Erinnerungen an D. Joh. Buchenhausen Pommeranus und an dessen Verdienste als Schulreformer“ (Stettin) beweisen. Dort wird (S. 32) zu der Stelle aus Klemzens Chronik: „Man hat ihn für einen guten, schlechten frommen Mann gehalten“ angemerkt: „schlecht (ursprünglich schlicht, davon schlichten, gerade machen, richten) ist um diese Zeit noch gleichbedeutend mit einfach, bieder, durch die Entartung des Deutschen auf dem Schlangenwege des Hoflebens bekam das edle Wort die gehässige Nebenbedeutung, und das „Festauftreten und gerade gehen“ war bald das größte Vergehen gegen die feine Sitte des verbildeten Deutschen.“ Wie hier, so werden auch in anderen pädagogischen Schriften bei Gebrauch ungewöhnlicher, sei es mundartlicher oder ganz neuer Ausdrücke Erläuterungen beigegeben, die dem Deutschkundler erwünscht sind. Jean Paul Harl, 1804 Preisträger der Leipziger ökonomischen Societät, spricht S. 38 bei Empfehlung der Industrieschulen über diesen uns so geläufigen, in seiner jetzigen Bedeutung aber erst um 1830 in Deutschland auftauchenden Namen:

„Industrie (es giebt im deutschen keinen gleichgeltenden Ausdruck, der alles das umfasset, was man mit dem Worte I. bezeichnen will, welches in seinem allgemeinen Sinne zweckmäßige und mannigfaltig nützliche Anwendung der Zeit und Kräfte bedeutet, weil die Wörter Arbeits-, Erwerb- oder Kunstfleiß, den eben angezeigten Begriff nicht ganz erschöpfen) ist möglichste Uebung und schnelle Anwendung der Leibes- und Seelenkräfte an mannigfaltigen Gegenständen... Industrie ist mehr als Fleiß; denn sie ist erfinderisch.“

Pestalozzi gebraucht in der Widmung zu seinen „Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts“ das Wort „Müdling“. Beim Leser die Verwechslung mit Mietling befürchtend, setzt er die Anmerkung unter den Strich:

„M. ist ein Provinzialausdruck, der einen Mann bezeichnet, der in irgendeiner Anstrengung seines Lebens ohne Erfolg ermüdet worden.“

Noch nicht zum tausendsten Teile sprachlich ausgewertet sind Schriften rein geschichtlicher Art: Urkundensammlungen, besonders aus ältester Zeit und Mittelalter, Kirchen- und Schulordnungen, Briefsammlungen usw. Manche Archive würden reichen Gewinn bieten. So ist z. B. eine Zusammenstellung merkwürdiger Familiennamen auf Grund der im Dresdner Haupt- und Staatsarchiv vorhandenen Urkunden und Akten geschaffen worden. Auch andere städtische Sammlungen (Ratsbüchereien, Pfarrarchive) lassen an neuen Beispielen die Entwicklung der Familiennamen deutlich werden:

„Do treggte dy gemeene mit dem rate und was Nñkel Kumposthoubt burgkemeister.“ Geithainer Stadtbuch fol. 2a (um 1370). Meister Andreas Niefind unter den Olbernhauer Gewehrfabrikanten. Dresdner H. St. A. Loc. 1431.

Hanns Nase, Peter Stuerckenwanne (vgl. Claus Störtebeker!) Innungs-

artikel der Fleischer zu Crimmitschau von 1455 im R. A. Am 9. Mai 1773 ist in Choren beim Hausbesitzer Hanns an seinem Hause in einem Sack hängend, ein kleines Kind gefunden worden, mit dem Zettelchen am Bettchen: Ich bin noch nicht getauft. Dieses Kind ist durch die Gerichte Chorens zum Bad der heiligen Taufe gebracht worden und hat den Namen Johann Georg Hängelorb empfangen (Pfarrarchivalische Mitteilung).

Die zahlreichen geschichtlichen Zeitschriften einzelner provinzieller und örtlicher Vereine müßten planmäßig durchforscht werden:

30 gr. Gorge Welsch undt 30 gr. Gregor Stodmann, beide zu Stöbenigt, darum das ihr Gesinde zuwieder der gemachten Dorfs-Ordnung mit dem Grafen Sommerlatten abgetrennt. 18. July 1602. S. sind Holzschöplinge, S. N. Sommerlatte, Sommerlad. (Jahresrechnungen des Rochlitzer Amtes.) Zum andern:

Rüget eine ganze Gemeinde Vier freye Viehwege. Den Ersten durch des ihigen Richters gütter hinaus, den andern an Christoph Schärffen und Andreas Nögel gütter hinaus, den dritten an Hannß Viehweger und Hanneß Martin gütter hinaus . . . Hegerichts-Rügen des Dorfes Brünlos aus d. J. 1679. S. N. Viehweg, Viehweger, Diebeg und Diebig.

Urkunden allein können auch die Grundlage aller Ortsnamensforschung sein. Im „Archiv für sächsische Geschichte“ sind in den letzten Jahren höchst wertvolle Arbeiten erschienen, die neues Licht auf sächsische Ortsnamen werfen (Alfred Meißner, Bönhoff u. a.). Kulturgeschichtliche Einzelbilder, auf Grund reichen örtlichen Stoffes, erhellen häufig den dunklen Bedeutungsinhalt eines Ausdrucks oder einer Redensart:

Als am 14. Jan. 1747 die an den Dauphin Ludwig vermählte sächsische Prinzessin Maria Joseph auf ihrer Reise von Dresden nach Frankreich durch Meißnen kam, spendete der Rat „den gewöhnlichen Ehrenwein an rothem und blankem Landwein nebst einem hiesigen gewöhnlichen Gebäcken vulgo eine Sommel genannt“ (Stadtarchiv P 7, Bl. 6, mitgeteilt Meißner. Geschichtsverein II, H. 1). Noch jetzt Meißner Summel! Diweil der Armut halber die Garküche erfunden, soll auch der Rat fleißig aufmerken, daß auch die Armut nicht überseht und den Leuten um ihr Geld rechtspaffener Weise gegeben werde. (Sitzungen des Rats zu Plauen 1531 bis 1547, Mitt. des Ver. f. vogtl. Gesch. u. Alt. 1918, S. 74.) Garküche = im Vogtland häufiger Name von Gastwirthschaften, es gab fertige Speisen, Garkoch war in der Regel ein Fleischermeister.

Graf Joh. v. Castell schrieb am 14. Sept. 1496 an Bürgermeister und Rat der freien Reichsstadt Windsheim folgenden löstlichen Brief: „Unsern günstigen Gruß zuvor, Fürnehme und Weise, besonders Liebe. Wir haben uns fürgenommen, auf Montag nächst einen guten Mut und Fröhlichkeit mit unsern Gemahl, die uns ist in Kürze kommen, zu Stadt Volkach . . . zu haben. Bitten Euch mit Fleiß, Ihr wollet auf Sonntag nächst zu Nacht bei uns und andern guten Freunden erscheinen und sein einen guten Mut und Fröhlichkeit tapfer bringen und nit außen bleiben.“ (Aug. Sperl, Castell. Bilder a. d. Vergangenheit eines deutschen Dynastengeschlechts. 1908, S. 50.) Guter Mut-Kindtaufe (Pleißengrund), Kindtaufschaumaus; vogtl.: Be dene is heit guter Mut!

Der Bote aus dem Voigtlande 1848 Nr. 15, S. 73: Aus Thema: Wenn sonst etwas außerordentliches im Voigtlande geschah, so hieß es allemal: „Thema und Losa sind auf.“ Denn diese beiden Orte standen seit dem Bauernkrieg in dem Verdacht politischer Anrüchigkeit. . . . Umfomehr mag man sich gewundert haben, daß wir uns bei der jetzigen Zeitbewegung so lange ruhig gehalten haben.

Das aus Luthers Erklärung zum 9. und 10. Gebot bekannte Wort „abspannen“ findet sich schon in einer Ordnung für die deutschen Schulmeister und Schulfrauen zu Bamberg vom 25. April 1491: „Es sol kein schulmeister . . . einen andern schulmeister seine Kinder abspannen, ablöden oder abziehen.“

Wegen ihres ganz persönlich gefärbten Charakters soll noch auf Lebensbeschreibungen hingewiesen werden:

Selig Platter (Voigtländers Quellenbücher S. 42) gibt eine gute Verdeutschung



für Skelett, ursprünglich Sachausdruck der Ärzte: Es ward besagter Leichnam im Beinwerk oder Skeleton aufgestellt.

Der schlesische Ritter Hans v. Schweinichen bietet in seiner eigenen Lebensbeschreibung ein kulturgeschichtlich äußerst wertvolles Gemälde der Zeit (1552—1616). In der Wolzogenischen Neuausgabe von 1885:

Das Rappier, welches sie allezeit meine Jungfer Käthe geheißten haben (P. N. als Gattungsnamen, faule Gret, dicke Bertha).

Darforcejagd-Windreiten.

Mir ward ein Rosenobel vom Herzog auf den Armel gebunden, zu einer großen Gnade. Angebinde!

Morgens um 7 Uhr des ganzen Zeigers; am Abend um 23 Uhr. Man hatte damals die sogenannte ganze Uhr, welche von Sonnenuntergang an 24 Stunden zählte.

Dinter hält in seiner Biographie eine ergötzliche Volksdeutung fest: Amalgamierwerk = altes Schmierwerk nannte es ein Freiburger Tagelöhner.

Die Etymologie von Lorelei (Len-Schieferfels) wird durch eine Episode lebendig, die K. Schurz in seinen Lebenserinnerungen (Berlin 1906, S. 53) erzählt:

Nicht ahnend, daß der Gebrauch einer Schiefertafel mit der Würde eines Sextaners im Gymnasium durchaus unverträglich sei, brachte ich bei dem Eintritt in die Klasse meine Schiefertafel mit mir. Sofort waren die Blicke aller meiner Mitschüler... auf mich gerichtet, und es brach allgemeines Gelächter aus, als einer auf gut Kölnisch ausrief: „Süs ens doh! Dä het ene Len. Dä het ene Len!“

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß derartige Kleinarbeit nicht von wenigen geleistet werden kann. Sicher liegen andererseits solche Lese Früchte, die nebenbei mit abfallen, in den Mappen manches Sachgenossen. Die Zeitschrift für Deutschkunde ist der geeignete Platz, wo sie in einer besonderen Abteilung weiten Kreisen mitgeteilt und für den Unterricht oder für kultur- und wortkundliche Studien verwertbar gemacht werden können. Gewiß, das ist bescheidene Kleinarbeit. Aber wie sich ein Mosaik aus vielen kleinen Steinchen zusammensetzt, so geben erst viele sprachliche Einzelbilder einen klaren Überblick über Bedeutungsinhalt und Wandel eines Ausdrucks. Das ist dann jedesmal auch ein Stück Deutschkunde oder Kulturkunde; denn: „In der Geschichte der Wortbedeutungen reflektiert sich die ganze Geschichte der Kultur und ihrer Erzeugnisse.“ (Wundt.)

## Wie gliedert man Beschreibungen?

Von P. Johannes Bolzau S. V. D. in Stepl bei Kaldenkirchen, Rhld.

In diesem Aufsatz wird der Versuch gemacht, bestimmte Gliederungsregeln für Beschreibungen aufzustellen und zu begründen. Das Richtige wäre, diese Regeln von vielen Beispielen abzuleiten, aber wegen des engen Raumes muß ein Beispiel für viele gelten. Das Beispiel ist entnommen dem deutschen Lesebuch für höhere Lehranstalten von Heinrich Bone. I, Köln, Du Mont-Schauberg, 1871, S. 13.

### Das Kind und die Ziege.

(Ein Gemälde.)

Unter den vielen Gemälden, die ich auf meiner Ferienreise gesehen habe, hat mir besonders eines so gut gefallen, daß ich noch manchmal mit ganz eigenem Vergnügen daran denke. Es war aber kein großartiger Gegenstand, den das Gemälde vorstellte, sondern eine so alltägliche Sache, daß es mir wohl gerade deswegen so reizend vorkam.

Rechts war ein freundliches Gebüsch, das die grüne Farbe des vollen Frühlings trug; das Gebüsch entlang glänzte ein kleiner Bach, an dem so hohes Gras wuchs,

daß das Wasser hin und wieder davon verhallt wurde. Von dem Bache führte über eine Weide, deren grüner Teppich hier und da mit Maulwurfsbauten besetzt war, ein gerader Fußweg nach einer ländlichen Hütte, die auf der linken Seite dicht am Rahmen des Bildes stand. Auf dem Pfade kam in eiligen Schritten von der Seite des Baches her ein kleines Mädchen, das ein Bündel frischen, blumenreichen Grases auf dem Kopfe trug. Hinter ihm war eine Ziege mit großen Hörnern; diese streckte mit lecherer Miene den Kopf nach dem Grasbündel hinauf, und aus dem Gesicht und der Haltung des Mädchens erkannte man deutlich, wie es aus Furcht vor der lecken Ziege laut aufschrie und seine Schritte verdoppelte. Von der Seite der Hütte aber kam ein schwarzer Spitz dahergelaufen, und in der Türe stand die Mutter, die wahrscheinlich den Spitz zu Hilfe geschickt hatte, sich aber des Lachens über die leere Furcht ihres Kindes nicht enthalten konnte. Das Ganze war in sehr freundlichen Farben gemalt und machte einen so lebendigen Eindruck, als hörte man das Mädchen „Mutter! Mutter!“ rufen, und als sähe man schon, wie der Hund laut bellend der Ziege in die Süße fallen und wie diese ihre Hörner gegen ihn kehren würde.

Die eigentliche Beschreibung beginnt erst mit den Worten: „Rechts war ein freundliches Gebüsch“ usw. Was vorhergeht, dient als Einleitung. Dann werden die Dinge in folgender Reihenfolge beschrieben: Gebüsch, Bach, Gras, Weide, Fußweg, Hütte, Mädchen, Grasbündel, Ziege, Spitz, Mutter. Zuletzt wird also die Mutter beschrieben. Warum das? Antwort: Die Mutter lacht über die komische Gruppe, die von dem Mädchen, der Ziege und dem Spitz gebildet wird. Dieses Lachen könnten wir uns nicht erklären, wenn der Verfasser nicht zuerst die komische Gruppe beschrieben hätte. Aber wir könnten uns die lachende Mutter auch nicht richtig vorstellen, weil wir nicht wüßten, wie sie lacht, ob höhnisch, ob ausgelassen oder belustigt. Jetzt, da wir den Grund ihres Lachens kennen, wissen wir, daß es ein herzliches Lachen ist; eine höhnisch lachende Frau sähe ganz anders aus. An vorletzter Stelle wird der Spitz beschrieben; früher durfte es nicht geschehen, sonst könnten wir uns sein Verhalten weder erklären noch richtig vorstellen. Daraus ergibt sich die Regel: Dinge, die von andern Dingen kausal abhängig sind, dürfen erst nach diesen beschrieben werden.

Wenn wir nun die umgekehrte Reihenfolge der beschriebenen Dinge weiterverfolgen, kommen wir zum Mädchen und zur Ziege. In welcher Beziehung stehen sie zueinander? Die Ziege ist von dem Mädchen mit dem Grasbündel auf dem Kopfe abhängig; denn die Ziege streckt ja mit lecherer Miene den Kopf nach dem Grasbündel hinauf; aber umgekehrt ist auch das Mädchen von der Ziege abhängig. Denn weil es sich von der Ziege bedroht glaubt, schreit es auf und verdoppelt seine Schritte. Mädchen und Ziege sind also wechselseitig voneinander abhängig. Darum wird das Mädchen nicht in einem Zuge beschrieben, sondern zunächst nur gesagt, daß es in eiligen Schritten auf dem Pfade herkam und ein Bündel frischen, blumenreichen Grases auf dem Kopfe trug; dann wird die Beschreibung des Mädchens unterbrochen und zuerst die Ziege mit ihren großen Hörnern erwähnt, die mit lecherer Miene den Kopf nach dem Grasbündel hinauffstreckte. Nun erst fährt der Verfasser mit der Beschreibung des Mädchens fort und sagt: „Aus dem Gesichte und der Haltung des Mädchens erkannte man deutlich, wie es aus Furcht vor der lecken Ziege laut aufschrie und seine Schritte verdoppelte.“ Insofern also das Verhalten des Mädchens dem der Ziege kausal übergeordnet ist, wird es zu-

erst beschrieben, und insoweit es vom Verhalten der Ziege kausal abhängig ist, wird es später beschrieben. Wir leiten daraus die Regel ab: Die Handlungen und Eigenschaften wechselseitig abhängiger Dinge werden in der Reihenfolge beschrieben, wie sie sich wechselseitig bedingen. Für diese Regel gelten die gleichen Gründe wie für die erste Regel.

Vor der Hauptgruppe des Gemäldes, die vom Kinde und der Ziege gebildet wird, beschreibt der Verfasser das Gebüsch, den Bach, das Gras, die Weide, die Maulwurfshäufen, den Fußweg und die Hütte. Alle diese Dinge machen zusammen den Schauplatz aus. Von diesem Schauplatz als Ganzes genommen sind Mädchen, Ziege, Spitz und Mutter abhängig. Der Schauplatz ist den Personen oder Tieren immer übergeordnet, er muß daher auch immer an erster Stelle beschrieben werden, wenigstens so weit, als die Personen und Tiere von ihm abhängig sind.

Sehen wir nun zu, in welcher Reihenfolge der Verfasser die einzelnen Teile des Schauplatzes nennt. Hier sind für ihn offenbar die räumlichen Beziehungen der Dinge bestimmend gewesen, denn er zählt sie auf, wie sie von rechts nach links nebeneinander liegen. „Rechts war ein freundliches Gebüsch, das die grüne Farbe des vollen Frühlings trug; das Gebüsch entlang glänzte ein kleiner Bach, an dem so hohes Gras wuchs, daß das Wasser hin und wieder davon verhüllt wurde. Von dem Bache führte über eine Weide, deren grüner Teppich hier und da mit Maulwurfshäufen befleckt war, ein gerader Fußweg nach einer ländlichen Hütte, die auf der linken Seite dicht am Rahmen des Bildes stand.“ Wir sehen daraus, daß Dinge, die nicht voneinander abhängig sind, oder bei denen die Abhängigkeit für die Erklärung und Vorstellung wenig Bedeutung hat, am besten der Reihe nach beschrieben werden, wie sie räumlich nebeneinander liegen. Den Grund für diese Regel leiten wir aus dem Zwecke der Beschreibung ab. Die Beschreibung soll uns zu einer klaren und deutlichen Vorstellung von dem Gegenstande der Beschreibung verhelfen. Nun könnten wir uns zwar die beigeordneten Dinge, ein jedes für sich, ebenso gut vorstellen, wenn sie in einer anderen Reihenfolge genannt würden, aber nicht das ganze Bild. Denn für das Aussehen des ganzen Bildes sind die räumlichen Beziehungen der Teile, ist der räumliche Zusammenhang von wesentlicher Bedeutung. Den räumlichen Zusammenhang erfassen wir aber am leichtesten, wenn uns die Dinge entsprechend ihrer Lage im Raume aufgezählt werden. Sind die Dinge unsymmetrisch angeordnet, wird der Beschreiber sie in der Reihenfolge nennen, wie sie nebeneinander liegen; sind sie aber symmetrisch angeordnet, wird er am besten ihre Verteilung um die Symmetrieachsen klarmachen. Gilt nun aber derselbe Grund — daß nämlich das ganze Bild leichter vorstellbar ist, wenn seine Teile nach ihren räumlichen Beziehungen aufgezählt werden — nicht auch für über- und untergeordnete Teile? Gewiß, wenigstens soweit es sich um das Erfassen des räumlichen Zusammenhanges handelt; aber wichtiger als dieser ist der kausale Zusammenhang. Denn ohne ihn können wir uns keine richtige und deutliche Vorstellung von den Teilen selbst machen, und was nützt es uns, den räumlichen Zusammenhang der Teile klar zu haben, wenn das Ganze aus falschen Teilvorstellungen besteht. Also die kausale Abhängigkeit muß beim Gliedern zuerst berücksichtigt werden, und nur wo keine kausale Abhängigkeit besteht, oder wo

sie für die Erklärung und Vorstellung von geringer Bedeutung ist, tritt der räumliche Zusammenhang in seine Rechte ein.

Kehren wir zurück zu unserm Beispiel. Wir haben oben gesagt, der Verfasser zähle die Teile des Schauplatzes auf, wie sie von rechts nach links nebeneinander liegen. Das stimmt nicht ganz; denn der Fußpfad und die Maulwurfshäufen liegen nicht neben, sondern auf der Weide, sie sind gewissermaßen Teile der Weide. Die Teile eines Dinges sind aber in ihrer Lage und in ihrer Beschaffenheit vom Ganzen abhängig, und in diesem Falle muß das Ganze zuerst genannt werden und dann erst seine Teile. Diese Regel ist jedoch schon in der allgemeinen Regel enthalten, daß die kausal übergeordneten Dinge vor den abhängigen Dingen beschrieben werden müssen, wofern man das Wort „kausal“ im weitesten Sinne nimmt. Wir können also die besondere Regel fallen lassen und mit drei Regeln auskommen; diese lauten:

1. Die übergeordneten Dinge werden vor den abhängigen Dingen beschrieben.
2. Die Handlungen und Eigenschaften wechselseitig abhängiger Dinge werden in der Reihenfolge beschrieben, wie sie sich wechselseitig bedingen.
3. Beigeordnete Dinge werden in der Reihe nach beschrieben, wie sie nebeneinander liegen, oder wie sie um die Symmetrieachsen angeordnet sind.

Das Gliedern nach diesen Regeln führt meistens zu folgendem Gliederungs-schemata:

A. Einleitung.

B. Beschreibung.

1. Die übergeordneten Dinge (z. B. der Schauplatz: Gebüsch, Bach, Gras, Weide, Pfad, Maulwurfshäufen, Haus).
2. Die Hauptsache oder die Hauptperson oder die Hauptgruppe (z. B. das Kind und die Ziege).
3. Die untergeordneten Dinge (z. B. Spiz, Mutter).

C. Schluß.

Dazu noch eine Bemerkung. Zur Hauptgruppe gehören alle Dinge, die mit der Hauptperson oder der Hauptsache in wechselseitiger Abhängigkeit stehen. Vor allem gehören zur Hauptgruppe alle Dinge, die von einer Person der Hauptgruppe gehalten oder getragen werden. Die Hauptgruppe in unserm Sinne ist oft verschieden von der Hauptgruppe im Sinne des Malers.

Man könnte nun glauben, die kausale Abhängigkeit der Dinge brauche beim Gliedern nur dann beachtet zu werden, wenn es gilt, eine Szene aus dem Verlaufe einer Handlung zu beschreiben. Beim Studium guter Beschreibungen wird man jedoch finden, daß die oben genannten Regeln auch für die Beschreibung von Zuständen gelten. Das Lesebuch von Heinrich Bone enthält a. a. O. Seite 10 z. B. auch die Beschreibung einer Hütte. Da wird zuerst der Standort der Hütte, dann die Hütte selbst im allgemeinen und in ihren einzelnen Teilen beschrieben, zuletzt werden die von der Hütte abhängigen Dinge genannt, nämlich Schiebklarre, Gärtchen, Hecke, Ziege und Nußbaum.

Die bisherigen Ausführungen haben zu zeigen versucht, daß die Gliederung einer Beschreibung hauptsächlich von den kausalen Beziehungen der Dinge beherrscht wird und nicht an erster Stelle — wie man in den Aufgabbüchern gewöhnlich liest — von den räumlichen Beziehungen. Damit ist aber eine wichtige Übereinstimmung zwischen Beschreibung und Erzählung aufgedeckt. Auf diese Übereinstimmung ist es zurückzuführen, daß die Beschreibung oft am besten in Form einer Erzählung dargeboten wird. Wer z. B. die Entstehung einer Glocke erzählt, hat damit auch eine klare Beschreibung geliefert, und er hat sich dabei genau an die obigen Gliederungsregeln gehalten; denn jeder folgende Zustand der Glocke ist vom vorhergehenden abhängig. Die erzählende Beschreibung wird also ganz von selbst zuerst auf den Stoff, aus dem die Glocke gemacht ist, und auf ihre Form im allgemeinen zu sprechen kommen und dann erst auf die davon abhängigen Einzelheiten. Ebenso, wer uns eine Straße beschreiben will, tut dies am besten, indem er uns von einem Spaziergang durch die Straße erzählt; denn der Spaziergang führt ihn an den beigeordneten Teilen der Straße vorüber, die in der räumlichen Aufeinanderfolge beschrieben werden müssen. Die erzählende Form hört aber auf, die beste zu sein, wenn z. B. eine ganze Stadt beschrieben werden soll; denn ein Spaziergang durch die Straßen der Stadt verschafft uns schwerlich einen Überblick über das ganze Stadtbild. Eine gute Beschreibung aber müßte gleich anfangs einen Überblick, einen Plan bieten. Wohl könnte man von einer Luftfahrt über die Stadt hinweg erzählen und so die Stadt beschreiben; denn bei einer Luftfahrt sieht man zuerst die großen Umrisse und später erst die einzelnen Teile. Die erzählende Form kann also nicht unbedingt für die Beschreibung empfohlen werden; man muß sich stets fragen, ob die Erzählung auch den für die Beschreibung geltenden Gliederungsregeln gerecht wird. Nur poetische Beschreibungen dürfen stets in erzählender Form geboten werden; aber sie verfolgen auch gar nicht das Ziel, eine vollständige und klare Vorstellung von dem Gegenstande zu vermitteln.

## Deutschtunde und praktische Volkstunde.

Von Otto Speer in Rastatt-Baden.

Überblickt man die verschiedenen Bestrebungen zum Neuaufbau unseres Erziehungswesens, so fällt auf, welche große Bedeutung immer wieder den Organisationsformen beigegeben wird, wieviel Leute alles Heil von einer bestimmten Schulart erwarten. Was nützen aber alle Klug erdachten und gutgemeinten Organisationen, wenn allenthalben die Grundüberzeugungen, der große Gehalt und die richtunggebenden, einigenden Ideen fehlen, die der Organisation erst ihren Sinn geben und sie aus einem Mechanismus zu einem Organismus machen? Es ist ein Irrtum zu glauben, eine bestimmte Form der Schule müsse notwendig gleichgerichtete, gemeinschaftsbildende und aufbauende Kräfte hervorbringen: ein Mechanismus wird nie Geist zeugen. Selbst die neuzuschaffende Einheitschule wird nur ein getreues und betrübliches Abbild unserer zerrissenen Kultur werden, wenn nicht von vornherein einigende Kräfte in allen Gliedern pulsen wie das Blut im lebendigen Körper. Diese Gefahr ist umso größer, als man vielfach

den Gehalt der Einheitschulbewegung damit erschöpft zu haben glaubt, daß man den Reichtum unserer Bildungsmöglichkeiten zugunsten einiger Schularten beschneidet und durch einen geschickt gegliederten Aufbau jede Begabung zu ihrem Ziele führt. Dagegen scheint die richtig verstandene und in die Tat umgesetzte Deutschkunde geeignet, jede Schulart mit einer richtunggebenden und fruchtbaren Idee zu erfüllen und so die Einheitschule zu schaffen in dem Sinne, daß sie das heranwachsende Geschlecht auf eine einheitliche Gestaltung unserer Kultur einstellt und jeden nach dem Maße seiner Fähigkeiten an dieser Kultur teilnehmen läßt. Um aber bewußt an der Kulturgemeinschaft des Volkes mitarbeiten und kräftig in die Zukunft hineinwachsen zu können, ist gesunde Verwurzelung im Mutterboden unserer Vergangenheit notwendig. Diese Verwurzelung zu schaffen ist Aufgabe der Deutschkunde, und im Rahmen der Deutschkunde scheint wiederum die Volkstunde besonders dazu berufen zu sein. „In der Schule hat die Volkstunde den eigentlichen Mittelpunkt aller Belehrung auszumachen.“<sup>1)</sup> Seit Hildebrand werden die Ergebnisse der Volkstunde auf dem Gebiet der Sprache und der Volksdichtung in der Schule verwertet, Reuschel hat in einer zusammenfassenden Darstellung gezeigt, wie der ganze Bereich volkstundlicher Forschung der Schulerziehung nutzbar gemacht werden kann.<sup>2)</sup> In der Tat kann die Volkstunde von unendlichem Werte für die Erziehung werden, wenn sie erst einmal in der Schule wirklich heimisch geworden ist, obgleich sie niemals den Mittelpunkt aller Belehrung bilden kann. Dazu ist ihr Gebiet zu eng begrenzt;<sup>3)</sup> die Erziehung kann sich bei der Übermittlung der Kulturformen und geistigen Werte an das heranwachsende Geschlecht nicht auf die Äußerungen beschränken, die volksläufig sind oder assoziative Denkweise verraten. Die Volkstunde kann nie mehr werden als ein Kernstück im Rahmen des deutschkundlichen Arbeitsplanes. Wenn wir so mit großem Gewinn die Volkstunde und ihre Ergebnisse in anderen Wissenschaften und in der Erziehung verwerten, leisten wir damit auch praktische Arbeit am Neubau unserer Kultur oder tragen wir damit wenigstens zur Erhaltung des alten und wertvollen Volksgutes im Leben unseres Volkes bei? Kann die Schule dazu helfen, die wissenschaftliche und angewandte Volkstunde zur praktischen Volkstunde zu machen, so daß sie als gestaltende Kraft bestimmend in unser Kulturleben tritt?

Ein Blick auf die bisher erzielten Erfolge der Volkstunde zeigt so gut wie gar nichts von einer derartigen praktischen Wirkung. Seit über einem Jahrhundert sammeln und durchforschen wir alle irgendwie erreichbaren Äußerungen des Volksgestes, schreitet die wissenschaftliche Volkstunde von Erkenntnis zu Erkenntnis und beschert uns die überraschendsten Einsichten. Aber gleichzeitig schwindet das alte, wertvolle Volksgut immer mehr aus dem lebendigen Gebrauch des Volkes, verfällt unsere gesamte Kultur heillosen Verwirrung, und die Gefahr liegt nahe, daß die Vollständigkeit unserer Sammlungen zeitlich zusammenfällt mit dem völligen Untergang unserer alten Volkskultur. Die Schuld daran trägt

1) Reuschel, Deutsche Volkstunde I (A. N. u. G. 644), 20.

2) Reuschel, Die deutsche Volkstunde im Unterricht an höheren Schulen. Berlin 1917, S. 11.

3) Vgl. Reuschels Begriffbestimmung, Deutsche Volkstunde I, 14.

zu einem wesentlichen Teile die Volkstunde selbst. Sie hat sich nie besonders bemüht, Einfluß auf das Leben zu gewinnen, ist früh gelehrt, wesentlich rückwärts gewandt und damit unlebendig geworden: die gelehrte Forschung häuft eine unübersehbare Menge von Einzelerkenntnissen an, die vielfach wieder nur für den Sachgelehrten von Wert sind. Gewiß hat die wissenschaftliche Forschung ihre eigene Gesetzmäßigkeit und darf keine andern Rücksichten kennen als nur ihre eigenen; aber gerade die Volkstunde, die doch ihren Mutterboden in der Volksgemeinschaft hat, muß auch als Wissenschaft eine wesentliche Seite ihres Daseins der Gemeinschaft zuwenden, zu ihr zurückführen und sie befruchten. Reuschel bezeichnet Hauffens Begriffsbestimmung als glücklich, dem als Endzweck aller volkstündlichen Bestrebungen gilt, „die wissenschaftliche Formel für den Begriff Volksseele zu ermitteln“. 4) Demgegenüber wächst die Überzeugung, daß weder mit der gemeinsamen Liebe zu deutscher Vergangenheit noch mit einer philosophischen oder seelenkundlichen Formel viel getan sei. Und A. v. Harnacks Wort gilt vor allem für die Volkstunde: „Nur die Wissenschaft hat ein Recht zu existieren, die ein werdendes vorbereitet, sonst ist sie ein überflüssiger und schädlicher Lebensgenuß, der der notwendigen Arbeit wertvolle Kräfte entzieht. Zum Handeln ist der Mensch auf Erden, nicht zum Betrachten.“ 5)

Freilich scheinen gerade die Ergebnisse der modernen Volkstunde nicht geeignet, ein solches Handeln im Dienste einer werdenden Kultur auszulösen. Im Gefolge der Romantik ließ auch die alte Volkstunde zunächst nur das ältere Volksgut als echt gelten. Schon Herder und Goethe, die erlebten, wie das Volk von der alten Volksballade sich ab- und dem modischen Rokokoliedchen zuwandte, wollten die neuen Lieder, deren Herkunft aus der Kunstdichtung sie kannten; nicht als Volkslieder gelten lassen, obwohl sie volksläufig geworden waren. Ferner sah diese romantische Volkstunde in dem alten Volksgut ursprüngliche Erzeugnisse des schöpferischen Volksgeistes und der schaffenden Volksseele; daher die Klagen über das Schwinden des alten, „echten“ Volksgutes, die so alt sind wie die Volkstunde selbst. Die moderne Volkstunde ist wesentlich nüchterner geworden. Ihr gilt alles als Volksgut, was sich in den Händen und im Gebrauch des Volkes befindet; also kann ihr auch das Volksgut nicht schwinden, solange es ein Volk gibt. Dieses Volk ist aber als solches nicht selbstschöpferisch, sondern wesentlich um- und nachschaffend; das sogenannte Volksgut wird zum größten Teil in der Oberschicht geschaffen, wandert in die Unterschicht hinab und wird dort vom primitiven Gemeinschaftsgeist erfaßt, umgeformt und dem Volksempfinden angepaßt. H. Naumann 6) weist überzeugend für die einzelnen Gebiete nach, daß das meiste Volksgut aus der Kultur der Oberschichten stammt; sein Werk „Primitive Gemeinschaftskultur“ 7) geht dem Wirken des primitiven Gemeinschaftsgeistes nach. Unsere Volkstrachten sind die aufs Land gewanderten und dort scheinbar erstarrten Modelleidungen der Edelleute und Bürger vom

4) Deutsche Volkstunde I, 8.

5) Die Sicherheit und die Grenzen geschichtlicher Erkenntnis. Vorträge, Deutsches Museum. München 1917, Heft 17, S. 5.

6) Grundzüge der deutschen Volkstunde. Leipzig 1922.

7) Jena 1921, Diederichs.

16. bis zur ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts; die Einwirkung des primitiven Geschmacks zeigt sich in der Neigung zu Prunksucht, Überladung und Bunttheit. Die Bauernkunst zeigt neben ursprünglichen Elementen deutlich die Einwirkung der wechselnden Kunststile der Oberschicht von der Renaissance bis zur Biedermeierzeit. Das eigentliche Volkschauspiel ist wesentlich gesunkene Kunstdramatik, durch welche die ursprüngliche, primitive Gemeinschaftsdramatik fast ganz verdrängt worden ist.<sup>8)</sup> Die Puppenspiele und Volksbücher sind gesunkene Güter früherer Oberschichten, selbst die Volkslieder sind entweder „zersungene“ Kunstlieder oder Lieder, die zwar von Leuten aus dem Volke, aber im Stile der volksläufig gewordenen Kunstdichtung gedichtet und Gemeingut geworden sind, die aber alle als von oben beeinflusste Erzeugnisse von den spärlichen Zeugnissen ursprünglicher Gemeinschaftsdichtung wohl zu unterscheiden sind.<sup>9)</sup> Wir verstehen Naumanns Wort: „Es zerrinnen dem Forscher die Gegenstände der Volkskunde wie Sand aus den Händen und verlaufen sich das einmal in die weiten Gebiete der Völkertunde und führen das anderemal auf die Gipfel der Kultur- und Geistesgeschichte.“<sup>10)</sup>

Alles sogenannte Volksgut steht also ständig unter der Wirkung zweier Kräfte: die Nachahmungssucht der Unterschicht veranlaßt diese, in mehr oder weniger großem Abstand der Entwicklung der Oberschicht zu folgen, die von Kulturform zu Kulturform weiterschreitet. Das dabei hinabsinkende Kulturgut unterliegt dem umformenden, ausgleichenden und einebnenden Geschmaç der Gemeinschaft. Alle Volksgüter sind daher in fortwährendem Wandel begriffen und durchaus keine starren, ein für allemal festgelegten Größen. Mag auch der primitive Gemeinschaftsgeist in seinen Grundzügen sich gleich bleiben, dadurch, daß er sich an stets neuen Kulturgütern und fortwährend betätigt, bieten die Ergebnisse stets andere Anblicke. Damit aber scheint jeder bewußte Eingriff in diese lebendige Entwicklung zweck-, ja sinnlos zu sein. Wenn z. B. unsere Volkstrachtenvereine um die Erhaltung der Volkstrachten sich bemühen, so legen sie damit eine zu einem bestimmten Zeitpunkt erreichte Entwicklungsstufe der Mode als künftiges Vorbild fest, unterbrechen den lebendigen Fluß der Entwicklung und muten dem Volke zu, ein für allemal bei dieser erstarrten Modiform stehenzubleiben, während wir selbst jeder Modelaune folgen. Ähnliches gilt für die Bemühungen um die Erweckung und Erhaltung des alten Volksliedes. Es ist nicht einzu sehen, weshalb das Volk immer nur der alten Ausdrucksformen und Weisen sich bedienen soll, während wir selbst ständig neuem Ausdruck zustreben. So scheint die Volkskunde tatsächlich praktisch überhaupt nicht wirken zu können.

Ja, es erscheint überhaupt fraglich, ob der gelehrte Sammel- und Forschungseifer der Volkskunde ein Segen für unser Volk war. Die Romantiker hatten aus begeisterter Liebe für alles Bodenständige, Urwüchsige und Altherwürdige zu-

8) Naumann, Prim. Gemeinschaftskultur 117 ff.; ders., Grundzüge usw. 195 ff.

9) Vgl. dazu außer obigen Werken Naumanns dessen „Deutsche Volkslieder“ mit den Anhängen „Dom Gemeinschaftslied zum Kunstlied“, „Dom Kunstlied zum Volkslied“. (Quellenbücher zur Volkshochschule, herausg. von der Volkshochschule Thüringen, Heft 7. Langensalza 1921, H. Beßer u. Söhne.)

10) Naumann, Grundzüge usw., 6.



nächst Volkslieder, -sagen und -märchen gesammelt. Aber das so geweckte Interesse für das geistige Volksgut wurde bald auch auf andere Erzeugnisse des Volkes übertragen, es begann das Zusammentragen von Werken der Volkstunst in Museen, die private Besigier wurde geweckt und damit der Ausverkauf des flachen Landes eingeleitet. Gewiß konnte das alte Volksgut erst dann zum Sammelgegenstand werden, als die Besitzer den lebendigen Zusammenhang mit ihm schon verloren hatten, und zweifellos ist durch das Sammeln viel wertvolles Volksgut vor dem Untergang gerettet worden. Aber nur zu häufig wurde es, oft in bester Absicht, dem lebendigen Gebrauch entzogen, um als Schaustück in einem Museum aufgestellt zu werden. Die meisten Museen aber sind auch heute noch für den übergroßen Teil unseres Volkes tot. Viel zu früh und viel zu einseitig wurde das Volksgut zum Gegenstand gelehrter Forschung, statt daß die Volkstunde in erster Linie um seine Erhaltung und Pflege im Leben, im Gebrauch und in der Wertschätzung des Volkes sich bemühte. Die Befinnung auf die lebendigen Kräfte unseres Volkstums ist in der Volkstunde vielfach zu einem unlebendigen Wissen geworden; wollte man aber dem Volke (in oder außerhalb der Schule) die wissenschaftlichen Forschungsergebnisse übermitteln, dann entstände erst recht die Gefahr, daß es durch die dadurch entstehende Objektivierung und Rationalisierung von Sitte, Brauch und Glauben vollends entwurzelt würde. Ist doch die ganze Gruppe fortgeerbter, primitiver Gemeinschaftsvorstellungen, welche die seelische Grundlage der Einzelglieder des Volkes und der Gemeinschaft bilden, wesentlich ein Ergebnis des Glaubens, Fühlens und triebhaften Wollens, nicht aber des bewußten Denkens; sie bilden wieder die Grundlagen für die primitive Denkweise, den Volksglauben und -aberglauben, die Volksitten und -bräuche. Sie überdauern die rasch wechselnden Kulturformen der Oberschicht (in die sie mannigfach hineinragen), sie verarbeiten und bilden diese Kulturformen um, wenn diese in die Unterschicht hinabsinken und bilden den Boden, aus dem die primitive Gemeinschaftsdichtung, die Märchenmotive und die Volksagen immer wieder neu entstehen. Hebt man diese unbewußten Kräfte ins Bewußtsein empor, will man sie erklären und deuten, so beraubt man sie ihrer zeugenden Kraft und bringt sie zum Absterben. Hier herrscht in der Volkstunde leider noch vielfach derselbe selbstsichere Rationalismus, der sich auch gelegentlich in der Arbeit der Volkshochschulen zeigt: man ist überzeugt, daß es ein gesichertes, wissenschaftliches Gut gibt, und man hält dieses an sich für so nützlich für jedermann, daß man es möglichst weiten Kreisen darbieten will; das Ergebnis ist zumeist unfruchtbares Wissen, Aufklärung und Entwurzelung. Die Ergebnisse der wissenschaftlichen Erforschung, Bearbeitung, Erklärung und Deutung fördern das organische Wachstum unseres Volkstums so wenig, wie etwa die wissenschaftliche Kritik der religiösen Urthaten und Urkunden dem religiösen Leben des Volkes förderlich ist.

So scheint die wissenschaftliche Volkstunde nur mit gewissen Vorbehalten geeignet zu sein, den Mittelpunkt für eine deutsche Volkserziehung zu bilden; besonders scheint gerade der Belehrung gegenüber Vorsicht am Platze. Der Schüler lebt als werdender Mensch vielfach in denselben Anschauungen wie der naive Mensch, und die Schule muß sich hüten, ihm diesen naturgewachsenen Besitz

und die Unbefangenheit seiner Seele zu einer Zeit zu rauben, wo dieser Besitz der Kindesseele noch unentbehrlich ist. Wie aber soll die Schule Volkstunde treiben, wenn nicht wissenschaftlich? „Künstlerisch“, sagt W. M. Becher,<sup>11)</sup> „wie es dem unverbildeten Sinne des werdenden Menschen allein entspricht. . . . Jedenfalls wird der Lehrer die vertrauensvolle Äußerung des Schülers nicht als Studienmaterial in die Erörterung ziehen dürfen, denn ganz verfehlt wäre es, im Unterricht auf die Jagd nach Sitten, Bräuchen, Lebensauffassungen u. dgl. zu gehen, wie es der volkstundliche Forscher tun muß, oder gar die letzten Folgerungen auf die assoziative Denkweise zu tun. . . . So wird in der Schule die Kindlichkeit vor stöbernder Gelehrtenhaftigkeit und vor Divifikation der eigenen Seele bewahrt und der Grund wird gelegt (dem Kindesalter entsprechend nicht mehr als der Grund) für jene spätere Selbsterkenntnis der eigenen Nationalität, in der der Künstler der Volkstunde, W. H. Riehl, das Ziel der Volkstunde erblickte.“ Die Haltung der Schule gegenüber der Volkstunde ist gegeben durch die Tatsache, daß die Schule das Mittelglied bildet zwischen Volksgemeinschaft und Wissenschaft; indem sie den Menschen zu dieser hinführt, darf sie ihn nicht jener entfremden, und die Unbefangenheit, die bei fortschreitendem Studium ohnehin einmal verloren geht, muß möglichst lange bewahrt werden.

Unter diesem Gesichtspunkte scheinen nur wenige Veröffentlichungen der wissenschaftlichen Volkstunde geeignet, Schulen (oder dem Volke) in die Hand gegeben zu werden. Und doch kann eine der Erkenntnisse der wissenschaftlichen Volkstunde den Ausgangspunkt der neuen Volkserziehung bilden. Indem die moderne Volkstunde nachweist, daß das Volksgut wesentlich in der Oberschicht gemacht wird, daß alles, was die Oberschicht tut, sein Echo in der Unterschicht findet, zeigt sie dieser Oberschicht, welche ungeheure Verantwortung auf ihr ruht. Das alte Volksgut, das wir in Büchern und Museen sammeln und dessen Schwinden wir beklagen, war erfreulich und gediegen, weil die Kultur der dafür maßgebenden Oberschichten erfreulich und gediegen war und der Unterschicht gute Vorbilder bot. Wenn das neue Volksgut, das an die Stelle jenes alten trat und noch tritt, vielfach so seelenlos, häßlich und gemein ist, so rührt dies daher, daß dieses jüngere Volksgut das getreue Spiegelbild der „Kultur“ der städtischen Oberschicht unserer letzten 50 Jahre ist mit ihrer Stillosigkeit, Häßlichkeit und ihrem fabrikmäßig hergestellten Kitsch und Schund. Die Industrialisierung, der Materialismus und der Individualismus unserer Zeit sind sicher zum guten Teile schuld an dem Schwinden der Volksüberlieferungen und des Volksgutes, aber hauptsächlich, weil diese zerstörenden Mächte zuerst den alten Träger vorbildlicher Kultur, das kraftvolle Bürgertum, ergriffen, zerstörten und auflösten. Bald wußten wir in den Kulturen der ganzen Welt Bescheid, ohne selbst eine eigene Kultur und als notwendig empfundene, gewachsene Ausdrucksformen (-stil) zu besitzen; so begann das Taumeln von einem Kunststil zum andern und das sinnlose Zusammentragen und Anhäufen von allerlei Gegenständen fremder Kulturen in unseren Wohnungen. In einem Abstand von einem Menschenalter folgten automatisch die breiten Massen dem gegebenen schlechten Beispiel. Der Zerfall des Bürgertums wurde doppelt verhängnisvoll, weil er

11) über deutsche Volkstunde. Deutsches Volkstum 1918, Heft 7, S. 193 ff.

den in den Großstädten sich zusammengdrängenden Massen gerade in dem Augenblicke das Vorbild raubte, wo diese es besonders nötig hatten. Und da um dieselbe Zeit die neuen Verkehrsmittel Dorf und Stadt plötzlich aneinanderschoben, konnte auch der Bauer die modischen, billigen, städtischen „Kultur“güter leicht sich aneignen. Das Altehrwürdige, Altererbe schwand, die schlechte, unechte, aber modische Fabrikware wurde Volksgut. „Aber die Schuld liegt nicht auf der Seite des Bauern; wenn wir ihm nichts Besseres bieten, kann er nichts Besseres übernehmen.“<sup>12)</sup> Das Wort W. H. Riehls, des Vaters der wissenschaftlichen Volkstunde, daß jede echte Volkstunde eine Sittenpredigt sei, ist eine, besonders in ihren praktischen Folgerungen, viel zu wenig beachtete Wahrheit. Solange die Oberschicht unserer Tage allen möglichen Scheingütern nachjagt und liebevoll Nigger- und Schiebetänze neben andern, vom Ausland bezogenen Kulturwerten pflegt, ist es Heuchelei, wenn wir dem Volke vorwerfen, daß es so gar keine Ehrfurcht und Liebe mehr für die alten Werte habe! Nur wenn die Oberschicht wieder eines anständigen, echten und gediegenen Kulturlebens sich befleißigt, wird ihr Vorbild wieder aufbauend und segensreich wirken wie vor der Zerfallszeit. Indem die Deutschkunde an der Verwirklichung eines solchen Kulturlebens beim heranwachsenden Geschlechte arbeitet, kann sie zur Grundlage und zum Ausgangspunkt einer praktischen Volkstunde von ungeheurer Tragweite werden. Bis aber die Folgen dieser Arbeit im Leben des Volkes sich richtunggebend und gestaltend äußern, haben wir allen Grund, uns um die Erhaltung der noch vorhandenen Reste des alten, wertvollen Volksgutes zu bemühen. Wo, wie in Enklaven oder abgetretenen Gebieten, die Gefahr nahe liegt, daß mit dem Schwinden der Volkstrachten und des alten Volksgutes auch Nationalgefühl, Sitte und Brauch der Vorfahren verloren gehen, da bedeutet die Erhaltung der Volkstrachten und der volkstümlichen, bodenständigen Kunstübungen ein wesentliches Stück nationaler Erziehung. Josef Blau<sup>13)</sup> zeigt, welche großen erzieherischen Werte in der richtigen Pflege der Volkskunst liegen; jeder Deutschlehrer sollte das Kapitel lesen: „Wie die Tschechen ihre Volkskunst pflegen“ mit seinem für uns so beachtenswerten Ergebnis: „Volkskunst ist den Tschechen der heimatische Untergrund der nationalen Erziehung.“<sup>14)</sup> Alle derartigen Bestrebungen aber dürfen nicht zu öder Leblosigkeit und Erstarrung führen: Abänderung, Umgestaltung, Weiterbildung und freie Verwertung überkommener Formen sind als notwendige Begleiter des Lebens auch die Kennzeichen lebendiger Volkskunst. Man erwarte nicht zu viel von Trachtenfesten für die Wertschätzung der Trachten.<sup>15)</sup> Verständnisvolles Anknüpfen an den reichen Schatz von Zierformen, wie die Trachten und das heimatische Kunstgewerbe sie bieten, ihre freie und umformende Verwertung im Zeichen- und Handarbeitsunterricht sind Wege zur Wiederbelebung des alten Kunstsinnes und zum Verständnis fremder Kunst-

12) Naumann, Grundzüge usw., 24.

13) Josef Blau, Alte Bauernkunst, 2. Aufl. Leipzig 1922, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase.

14) a. a. O. 71.

15) Vgl. das vernichtende Urteil eines Kenners wie Karl Spieß: „Der Unfug der Trachtenfeste muß aufhören.“ Trachtenfeste, Kunstwart 1907, Heft 21, S. 469 ff.

formen. Wie die Schüler von ihrer Heimatmundart aus zur Schriftsprache, so sollen sie von der einheimischen Volkstunst zur deutschen und Weltkunst geführt werden. Worringers Untersuchungen haben gezeigt, wie in diesen Zierformen der Formwille der primitiven Gemeinschaft sich ausdrückt, und wir werden nicht mehr gleichgültig zusehen, wenn unsere Schule durch die einseitige zeichnerische Pflege klassischer oder volksfremder Muster die einheimische Kunstübung entwurzelt.<sup>16)</sup>

So wichtig es ist, die Museen für die Schulerziehung zu erschließen<sup>17)</sup>, fast noch wichtiger ist es, daß sie unmittelbare, befruchtende Verbindung mit dem Volke suchen. Schon jetzt treiben viele Museen und volkstundliche Vereine praktische Volkstunde, indem sie den Handwerkern durch Musterbücher, Vorlagen und Leihgaben Anregungen und Vorbilder geben. Hier harret der Arbeitsschule die große und dankbare Aufgabe, sich in den Dienst dieser Vermittlung zu stellen, vor allem aber wird die Deutschkunde in diesem Sinne arbeiten. Die zahlreichen, wertvollen, aber oft schwer zugänglichen Veröffentlichungen über Trachten, Hausbau, Hausgerät und bodenständige Volkstunst müssen, durch zahlreiche „Gegenbeispiele“ vermehrt und eindrucksvoll gemacht, dem Volke und seinen Handwerkern nahegebracht werden.

Über die Bedeutung des Volksliedes für die Erziehung ist hier schon wiederholt gehandelt worden, zuletzt von Frz. K. Beder.<sup>18)</sup> Er weist darauf hin, wieviel altes, wertvolles und vergessenes Volksgut durch die Wandervögel und ihre Sammlungen lebendig geworden ist. In der Tat haben sie uns einen gangbaren Weg zu dieser Wiederbelebung gezeigt. Nicht durch gelehrte Abhandlungen, die für die Wissenschaft höchst wertvoll sein mögen, und nicht durch dilettantische Sammlungen erweckt und erhält man die Liebe des Volkes zu seinen Liedern, sondern einzig dadurch, daß man sie immer und immer wieder vor seinen Ohren singt und ihm fliegende Blätter und handliche Sammlungen gibt. Die Mitarbeit der Gesangsvereine an dieser Wiederbelebung schätze ich gering ein. Nicht nur, daß sie vielfach vom Volkslied weg- und zum Kunstchor hinstreben, sie verurteilen selbst da, wo sie Volkslieder singen, das Volk zu passivem Zuhören. Die Schule und die volkstundlichen Vereine müssen vor allem versuchen, die Schul- und Volksfeiern so umzugestalten, daß das Volk wieder selbst singt.<sup>19)</sup> Nachdem die wissenschaftliche Volkstunde reichlich dafür gesorgt hat, daß wir das Volkslied kennen, soll die praktische dafür sorgen, daß wir es k ö n n e n.

Schwieriger erscheint die Wiedererweckung der alten Fabulierlust und -kunst des Volkes auf dem Gebiete des Märchens und der Sage. Hier scheint das Volk am meisten verstummt zu sein. Wo es aber gelingt, die verschütteten Quellen wieder freizulegen, da wird das Volk wieder richtig gesprächig und freut sich

16) Vgl. besonders: K. O. Hartmann, Die Wiedergeburt der deutschen Volkstunst. München 1917, Oldenbourg.

Niedlich, Deutscher Heimatschutz als Erziehung zu deutscher Kultur. Leipzig 1920, Dürr.

17) Z. f. Deutschkunde, Bd. 35, S. 51 ff.

18) Z. f. d. d. U., 1917, S. 208 ff.

19) Vgl. die vortrefflichen Vorschläge Beder's über die Umgestaltung der Schulfeiern, a. a. O.

feiner neu erlangten Fähigkeit. Hier zeigen Lisa Tegners Berichte<sup>20)</sup> einen gangbaren Weg, den auch die Schule gehen kann. Sie versammelt auf ihren Fahrten von Ort zu Ort alt und jung um sich, knüpft an die halbverگessenen Überlieferungen des alten Volkstums an, so daß den Alten warm ums Herz wird und die Jungen staunend lauschen; sie versteht es vor allem, die Zungen des Volkes zu lösen. Aus den Kreisen der Jugendbewegung stammen auch die Bemühungen, die alten Tänze neu zu beleben, vor allem aber das Volksschauspiel wieder zu erwecken, indem man an die teils vergessenen, teils verwilderten geistlichen Spiele, die Stücke der Meisteringer und der Singeschulen anknüpft. Da dabei überall Leute aus dem Volke selbst zu den Aufführungen herangezogen werden, können diese Versuche tatsächlich die Anfänge einer neuen Volksschauspielkunst bilden. Dies ist um so wichtiger, als die sogenannte Volksbühnenbewegung ihrem ganzen Wesen nach zu innerer Unfruchtbarkeit verurteilt ist: solange sie dem Volke nur die Ideen- und Problemstücke der geistigen Oberschicht bieten kann, wird sie vorwiegend Kartenabnehmerverband bleiben.

Überall zeigt sich die Jugendbewegung als ein Hauptträger der praktischen Volkskunde. In ihrer Tätigkeit zeigen sich die beiden, hier für die praktische Volkskunde als wesentlich gekennzeichneten Seiten: sie knüpft dort an, wo das alte, wertvolle Volksgut dem neuen, schlechten weichen mußte, und sucht die zerrissenen Säden wieder mit unserm Leben zu verknüpfen, ferner aber wirkt sie schon durch ihr Dasein vorbildlich auf die Lebensgestaltung weiter Kreise. Die mächtig anwachsende proletarische Jugendbewegung bewegt sich in ihren kulturellen Bestrebungen wesentlich in den Bahnen der Wandervogelbewegung.<sup>21)</sup> Die Gestaltung der Feste und Feiern in Arbeiterkreisen, früher und auch jetzt noch vielfach eine Nachahmung der kulturlosen Feiern des entwurzelten, städtischen Bürgertums, zeigt neuerdings starke Einflüsse der bürgerlichen Jugendbewegung.<sup>22)</sup> Vor allem aber versteht die Jugendbewegung es, das alte Volksgut im Leben des Volkes als wirkende Kraft lebendig zu machen. E. Diederichs berichtet:<sup>23)</sup> „... Es ist erfreulich, aus der Zeitschrift ‚Nordschleswig‘ (herausg. von Pfarrer Schmidt-Wodder, dem Führer der deutschen Minderheit im dänischen Parlament) zu ersehen, daß seit den Tagen der Okkupation mit einem Male, fast unvorbereitet, die deutsche Jugendbewegung auf das schwerfällige Landvolk übergreift und die Jugend mit einem Male der Mittelpunkt bewußten, deutschen Lebens wird. Es ist hier das erstemal, daß die deutsche Jugendbewegung wirklich tief und befruchtend ins deutsche Bauerntum eindringt. Der wesentliche Ausdruck dieses Wollens ist das deutsche Volkslied. Der Schleswig-Holsteiner ist im allgemeinen nicht sangeslustig. Aber jetzt findet sich die Dorfjugend im Gesang der Wandervogellieder zusammen, man tanzt wieder Volkstänze, das gedruckte Wort

20) L. Tegner, „Dom Märchenerzählen im Volke“. „Aus schwäbischen Spielmannstagen.“ Beide Diederichs, Jena.

21) Vgl. die außerordentlich aufschlußreiche Schrift von Curt Bondy: Die proletarische Jugendbewegung in Deutschland. Lauenburg (Elbe), 1922, Saal; besonders S. 74 f.

22) Vgl. die Äußerungen von kommunistischer Seite im kommunistischen Sonderheft der „Tat“. Jena, Nov. 1922, Diederichs (XIV, Heft 8).

23) Die Tat, Januar 1923 (XIV, Heft 10), S. 794 f.

deutscher Dichtung wird wieder im Munde lebendig. . . . Ein vertieftes Interesse an dem überlieferten Volksgut der Märchen, Sagen und Schwänke erwacht, auch die Volksspielbewegung findet hier Boden.“

Hier sehen wir, wie ein Teil der Jugendbewegung von sich aus die Aufgabe der Deutschkunde praktisch löst: aus der Erkenntnis und dem Erleben deutschen Wesens zum Bewußtsein der Deutschtum zu erziehen. Noch sind es erst kleine Kreise, die sich dieser Aufgabe zugewandt haben, aber ihre Tätigkeit ist auch für die Schule von höchster, richtunggebender Bedeutung. Wir wissen, daß die Jugendbewegung in ihrer Gesamtheit an einem Wendepunkt steht, vor der Notwendigkeit, ihre einseitige, gefühlsmäßige und antirationale, kulturfeindliche Ablehnung der Güter und Werte des Erwachsenenalters aufzugeben. Wenn sie sich nun in den Dienst des deutschen Volkstums stellt, dabei bewußt und unbewußt an die alten, wertvollen Volksgüter anknüpft und gleichzeitig ihr eigenes Leben neu zu gestalten versucht durch Ablehnung der Scheingüter und Scheinbedürfnisse der Zerfallskultur, so zeigt sie damit den Weg an, den auch die praktische Volkskunde zunächst zu gehen hat. Auch der volkstundlichen Erziehung durch die Schule ist damit der Weg gewiesen: sie muß alles tun, was geeignet ist, das alte, wertvolle Volksgut und die Volksüberlieferungen im lebendigen Gebrauche des Volkes zu erhalten, sie muß der Jugend einen möglichst großen Schatz von Volksüberlieferungen ins Leben mitgeben, bei aller volkstundlichen Erziehung (ich vermeide Reuschels Wort Belehrung) Wandervogelgeist<sup>24</sup>) walten lassen, vor allem aber daran denken, daß wir alle in jedem Augenblick durch unser Beispiel praktische Volkskunde treiben. Diese volkstundliche Erziehung aber scheint in der Tat berufen, ein Kernstück der künftigen Deutschkunde zu werden. Solange die Volkskunde fast ausschließlich Arbeitsgebiet der gelehrten Forschung ist, wird sie keine lebendige Wirkung auf das Volk haben. Wie können wir auch erwarten, daß der Schüler Liebe und Verständnis für das Volksgut erlange, wenn er sieht, daß wir dem Verfall und Verschwinden dieses Volksgutes im Leben untätig zusehen? Gelingt es der Schule aber, mit der lebendigen Jugendbewegung in fruchtbarer Arbeitsgemeinschaft sich zusammenzufinden, dann kann die praktische Volkskunde eine der stärksten Kräfte in unseren Bemühungen um den Wiederaufbau unseres Volkstums werden. Von der Deutschkunde aus wird es der Schule am leichtesten gelingen, diese befruchtende Verbindung mit der Jugendbewegung herzustellen.

## Der deutsche Klassizismus (1922/23).

(Goethe — Schiller — Kant — Fichte — Schleiermacher.)

Von Geh. Rat Dr. Paul Lorenz in Spandau.

Zwei Gesamtdarstellungen Goethes sind — ein Zeichen der immer weiter zunehmenden Wirkung seines Wertes, das von seiner Person völlig unabtrennbar ist — in diesem Berichtsjahr hervorgetreten. In 2. verbesserter Aufl. erschien der Goethe von Julius Haarhaus<sup>1)</sup>. Die anspruchslose, sachlich zuverlässige Darstellung, die nichts Wesentliches übersieht, hat die hauptsächlichsten Ergebnisse der Goetheforschung berücksichtigt, ist

24) Sprengel, 3. f. d. d. U., 1920, S. 22.

1) Julius R. Haarhaus, Goethe 2. Aufl. Leipzig o. J. Philipp Reklam.

im Urteil vorsichtig und erweckt jedesfalls, als eine wünschenswerte Folge aller Biographien, rechte Lust zur Beschäftigung mit Goethe selber. Bei dem Aufenthalt in Straßburg müssen die Forschungen Traumanns (s. u.) künftig jedesfalls noch zur Geltung kommen. — Eine ganz vortreffliche Anleitung zur „Behandlung“ Goethes, vor allem auf den höheren Lehranstalten, bedeutet der Goethe von W. Greiner<sup>2)</sup>. Für einen, der selbst jahrzehntelang diese wahrhaft kulturfördernde Arbeit getrieben, ist es eine rechte Freude, in diesen ganz knappen Übersichten die ungeheure Fülle von Gesichtspunkten verarbeitet zu sehen, die man bei der Einführung der höheren Jugend in Goethe berücksichtigen zu sehen wünscht und gerade das beachtet zu finden, was wahrhaft fruchtbar für die gesamte höhere Bildung werden muß. Die Stammtafel Goethes und die Zeittafel im Anhang, vor allem aber auch die „Anregungen und Ausblicke“ sind besonders dankbare didaktische Hilfen. Jawohl, so kommt man in Goethe hinein! — Die Streitfrage nach der Echtheit des Altonaer Joseph als einer Goethischen Knabendichtung kommt noch nicht zu Ruhe. Einer unserer Altmeister der Germanistik, Otto Behaghel<sup>3)</sup>, kämpft mit sehr beachtenswerten sprachwissenschaftlichen Ausführungen gegen Berendsohns (s. den Literaturbericht 1923 S. 56 Nr. 19) Annahme der rheinisch-fränkischen Mundart im Joseph. — Und auch Harry Mann hat eine kritische, und zwar scharf ablehnende Studie über den Joseph veröffentlicht, die mir freilich nicht vorgelegen hat<sup>4)</sup>. Nun haben die Vertreter der Echtheit wieder das Wort. Beide Parteien werden hoffentlich ebenso wie alle Unparteiischen ihre helle Freude an der köstlichen Satire J. Chrestins „Das Goetherätsel“ haben, das mit der förmlich rabbinistisch verwendeten Methode des Akrostichons und Anagramms in der Dichtung selbst die Angabe versteckt findet: Goethe Wolfgang dichtete dieses Lied; David Clauer schrieb es anno Sechzigunddrei . . . — Völlig unter dem erschütternden Eindruck des Wiederverlustes unseres deutschen Elsasses steht die 2. Aufl. von Ernst Traumanns Buch über den Straßburger Studenten Goethe<sup>5)</sup>. Es ist tüchtig umgearbeitet und vermehrt worden, namentlich im Kap. I. Goethes Aufenthalt im Elternhaus (1768—1770), IV Goethes Zusammentreffen mit Herder, V Reise nach Lothringen, VI das Sesenheimer Jbtl. Überall, namentlich aber bei den Friederiken-Liedern, gibt Tr. höchst wertvolle Ergebnisse seiner eigenen Forschungen. Der Bilderreichtum muß noch besonders gerühmt werden; von unschätzbarem Werte sind heute die Wiedergaben der Bilder aus Straßburgs kultureller Vergangenheit und der Fassimiles der Handschriften von der dortigen Bibliothek. Das ganze Buch bedeutet heute einen seltenen nationalen Schatz. — Das schmale Heftchen von Friedrich List über Friederike Brion<sup>6)</sup> einen Beitrag zu Goethes elsässischer Schuld, bedeutet mit Recht auch einen Beitrag zur Psychologie seiner Liebe: die Vereinigung von irdischer und seelischer Liebe, zum ersten und einzig nmal bei Friederike Wirklichkeit geworden, gewinnt Goethe während seines ganzen Lebens nie wieder, bis die Möglichkeit, die nun aber nicht wieder Wirklichkeit wird, bei Ulrike v. Levetzow erscheint. — Aus Anlaß des 150jährigen Jubiläums von Goethes Aufenthalt in Wehlar (s. Lit.-Bericht 1923 S. 56 Nr. 22) erschien eine Umarbeitung auf knapperem Raum von Gloëls 1911 herausgegebenem und jetzt vergriffenem großen Buche „Goethes Wehlarer Zeit“ unter dem Titel Goethe und Lotte<sup>7)</sup>. Manches ist überhaupt fortgelassen, auf anderes wie auf die Heranreifung Goethes zum Künstler näher eingegangen. Der reiche Bildschmuck, z. T. noch vermehrt, wird dazu beitragen, dem Buch auch in der neuen Gestalt neue Freunde zu gewinnen. — Die Dichtung, die Goethes Namen zuerst der Welt bekannt

2) W. Greiner, Goethe, Leipzig o. J. Jaegerscher Verlag. Heft 13 der Hilfslehrbücher f. d. höh. Unterricht hrsggeg. von Ch. Fr. Ziehen.

3) O. Behaghel im Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie 1922 Spalte 367—370.

4) Harry Mann in Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 1923. Ll. Bd. 3. Heft. S. 192.

5) J. Chrestin, Das Goetherätsel. Hamburg u. Berlin 1922, Hoffmann u. Campe.

6) Ernst Traumann, Goethe, der Straßburger Student. 2. umgearb. u. verm. Aufl. Leipzig 1923, Klinckschardt u. Biermann.

7) Friedrich List, Friederike Brion. Gießen 1923, Serbersche Univers.-Buchhandlg. (W. Buch).

8) Heinrich Gloëls, Goethe u. Lotte. Mit vielen Bildern. Berlin 1922, E. S. Mittler u. Sohn.

machte, der Götze von Berlichingen hat durch Hans Schlegle eine ganz neue Würdigung gefunden<sup>9)</sup>. Der neue Gesichtspunkt, der nicht wieder verloren gehen darf, ist der Nachweis, daß namentlich in der ersten Fassung der Dichtung der Naturalismus, von dem Goethe damals beherrscht war, hier in der deutschen Geschichte dargestellt wird: Die Zigeuner vertreten die Kindheitsstufe eines Volkes, die Fürsten den greisenhaften Verfall, Götze und die Seinen das Mannesalter, das sich im Ausgleich von Verstand und Gefühl darstellt; dazu kommen eine Reihe von Mittelgestalten, wie der Kaiser, Maria u. a. — Für den Wilhelm Meister in seiner Urgestalt stellt Fr. Zinkernagel<sup>10)</sup> eine recht wichtige Hypothese auf: Die Erfolglosigkeit Wilhelms auf dem Theater hat ihren tiefen Grund darin, daß er nicht auf der Höhe der Bildung steht; die Bildung muß den Weg bahnen, das erkennt Wilhelm, damit die Dichtung vorwärts komme, dann wird auch das Theater höher stehen. Die wichtige Wandlung des Romans steht in engstem Zusammenhang mit der gesamten fundamentalen Wandlung, die Goethe durchmacht, z. B. besonders auch in der Naturwissenschaft. Die Entscheidung über den letzten Sinn der „Theatralischen Sendung“ Wilhelms, ob sie positiv oder negativ für seinen Bildungsgang zu bewerten, ob sie ernst oder ironisch aufzufassen ist, fällt E. Castens<sup>11)</sup> dahin, daß trotz mancher Stellen von zweifelhafter Deutung doch keine einzige mit Notwendigkeit ironisch verstanden werden mußte. Auf eine besondere Art, die Personen, bevor sie genannt werden, erst ein oder mehrere Male unter einer umschreibenden Bezeichnung vorzuführen, macht P. Rübsame<sup>12)</sup> aufmerksam; sie kommt nur in der „Theatralischen Sendung“, nicht in den „Lehrjahren“ vor. Gegen Gustav Cohens Auffassung der Mignon als eines Zwitters (G.-J. 1920) wendet sich mit Recht W. Pohle<sup>13)</sup>: Mignon ist die Verdichtung aller Goethischen Sehnsüchte, der nach Schönheit, nach dem Süden, nach Maß und Form, sie ist ein Ausfluß des Goethischen Dämoniums, ist Gestalt gewordener Drang, ein Einschlag aus der überpersönlichen Welt des inneren Erkennens. — Die harmonische Durchführung der einheitlichen poetischen Idee in der Iphigenie würdigt E. Edelman<sup>14)</sup>. — Die Urschrift einer Stelle aus dem Schenkenbuch des Westöstlichen Divans ist in einem Brief von Hermann Sauppe zutage getreten, wie Otto Kern berichtet<sup>15)</sup>. — Die „tiefsten Klänge in Goethes Lyrik“ von Philipp Krämer sind bereits beim ersten Erscheinen gewürdigt<sup>16)</sup>: Wie bedauerndwert der einseitig dogmatische Standpunkt, daß der Künstler Goethe nur ein Zauberer ist, der mit der schönen Form seiner prunkenden Oberfläche besticht! Als ein ganz brauchbarer, wenn auch nirgends besonders tief und nicht immer ganz klar blühender Führer zu Goethes Lyrik erweist sich E. Borkowski<sup>17)</sup>. — Den Faust als ein Buch des Lebens würdigt Hugo Tolle<sup>18)</sup>. Ohne Beschränkung mit gelehrtem Apparat gibt er auf Grund persönlicher Erfahrung, zu fruchtbarer Wirkung ohne Frage für viele, aus der vierjährigen Internierung als Zivilgefangener den gelungenen Nachweis, wie der Faust als „das Evangelium der Tat“ aufzufassen ist. Georg Wittkowski gibt auf Grund seiner reichen Goethesforschung eine Einführung und Erklärung in den Faust<sup>19)</sup>, deren Hauptthema der Nachweis bildet: der Faust ein Spiegel

9) Hans Schlegle, Goethes Gottfried von Berlichingen. Halle (Saale) 1923, M. Niemeyer (= Sarans Handbücherei f. d. deutschen Unterricht, 1. Reihe, Bd. 4).

10) Franz Zinkernagel, Goethes Ur-Meister u. der Typusgedanke. Zürich 1922, Verlag Seldwyla.

11) E. Castens, Wilhelm Meisters Theatralische Sentenz. Neue Jahrb. usw. 1922, S. 344—363.

12) R. Rübsame, Zu Wilhelm Meisters Theatralische Sendung. Ebd. 1923, S. 192.

13) W. Pohle, Mignon. Z. f. Deutschkunde 1923, H. 3, S. 191—194.

14) E. Edelman, Die poetische Idee in Goethes Iphigenie. Neue Jahrb. usw. 1923, H. 1, S. 45—46.

15) Otto Kern, In Goethes Westöstlichem Divan. Ebenda 1923, H. 2, S. 128.

16) S. Zeitschrift f. Deutschkunde 33. Jhg., 12. H., S. 584.

17) Führer zur Deutschen Dichtung, 3. Heft. Ernst Borkowski, Goethes u. Schillers Lyrik. Breslau 1923, Friedrich Hirn.

18) Hugo Tolle, Goethes Faust, Ein Buch des Lebens. Leipzig 1922, O. Hillmann.

19) Georg Wittkowski, Der Faust Goethes, Einführung und Erklärung. Leipzig 1923, Dürr u. Weber (= Zellenbücherei Nr. 64).



von Goethes Geist und Abbild des klassisch-romantischen Weltalters. Die Erläuterungen finden sich im Anhang nach alphabetisch geordneten Stichworten in knapper Form. Daß die Lösung des Sausträfels auf dem Wege der Deutung mit kabbalistischer Methode möglich sei, findet immer wieder Glauben, sonst könnten Bücher wie die von Albert Ulrich<sup>20)</sup> nicht ihre Leser finden. Daß dabei hier und da auch ein greifbarer Sinn herauspringt, darf nicht bestritten werden, aber auch dann ist die Deutung niemals von zwingender Natur. Wie strenge wissenschaftliche Methode verfährt, zeigt wieder ein Aufsatz von Otto Pniower<sup>21)</sup> über den „Prolog im Himmel“. Er geht darin dem Entstehungsprozeß der Kombination Fausts mit dem Hiob des Alten Testaments nach und stellt die äußere Anregung fest, auf der sie beruht; sie kam Goethe durch Pfitzers Faustbuch. Und Ludwig Mader<sup>22)</sup> gibt in scharfsinniger Weise eine annehmbare Deutung der bisher nie befriedigend erklärten Stelle: „Doch hast du Speise, die nicht sättigt“ usw. — Goethes Frauengestalten werden in der anspruchslosen, vollstümlichen Art der Darstellung von Hans Philipp<sup>23)</sup> mit zahlreichen Wiedergaben von künstlerischen Zeichnungen von Ramberg, Rehsch, Kaulbach u. a. gute Wirkung tun. Der letzten Frauengestalt, die in Goethes Leben bei weitem tiefer als in seine Dichtung eingegriffen hat, ist der Hauptinhalt des Goethetalenders für 1923<sup>24)</sup> gewidmet, Ulrike v. Lewejow. Sonst enthält der Band die viel erwähnte, aber nie recht gefasste „Dido“ der Charlotte v. Stein, Die neue Melusine, die aber doch bekannter ist, als der Herausgeber annimmt, und Goethes Aufsatz über „Wiederholte Spiegelungen“ im richtigen Zusammenhang mit seiner ersten Wallfahrt nach Sesenheim. Auf die Auswahl des Bilderschmuckes ist wieder die allergrößte Sorgfalt verwendet worden. — Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer liegt nun mit dem 3. Bande vollständig vor<sup>25)</sup>. Immer von neuem erwärmt und rührt die treue Gemeinschaft der beiden Freunde, die auf gleichartiger Anschauung in Kunstdingen vor allem beruht, aber doch ohne die unerfüllterliche gegenseitige Achtung von dem hohen Menschenwerte des andern nicht zu denken ist. Gerade dadurch erhalten auch die alltäglichsten Gegenstände, die die Briefe berühren, noch ihren Reiz. — Daß die Beziehungen zwischen einigen Goethischen Dichtungen und Gotthilf Salzmanns Schriften viel enger sind, als man bisher vermutete, erfährt man aus K. Albrichs Untersuchungen<sup>26)</sup>. Es ist ihm gelungen, Anregungen aus Salzmanns „Revolutionsgesprächen“ für Goethes Bürgergeneral, Die Aufgeregten, Hermann und Dorothea nachzuweisen, und für Goethes „Hermann“ auch die von Salzmann „Conrad Kiefer“. — Den Weg von Goethe zu Dante führt uns Hans Weisow, der kühne und erfolgreiche Umbichter Dantes in deutscher Sprache. Er tritt, auf Grund persönlicher Erlebnisse für die große Synthese ein, die Goethe und Dante hatten, die zwischen Wissen und Glauben. Dante hat für Weisow das Letzte über Religion ausgesprochen, was Goethe in sich verschlossen habe. Den Sinn von Goethes Leben sieht er in der Vereinigung der beiden Welten, Idee und Erfahrung, durch Kunst und Tat. — Der Verfasser des Goethe, „Geschichte eines Menschen“, Emil

20) Albert Ulrich, Goethes Testament, die Lösung des Sausträfels. 4.—6. Tauf. Dessau 1921, Faust-Verlag.

21) Otto Pniower, Der Prolog im Himmel in Goethes Faust. Neue Jahrb. u. w. 1923, H. 3, S. 169—181.

22) Ludwig Mader, Zum Pakt in Goethes Faust in 3. f. Deutschkunde 1923, H. 3, S. 189—191.

23) Hans Philipp, Goethes Frauengestalten. Mit 39 Abbildungen. Bielefeld u. Leipzig 1922, Velhagen u. Klasing.

24) Goethe-Kalender auf d. J. 1923 von Karl Heinemann. Leipzig 1922, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung.

25) Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer von Max Heder. 3. Bd. Weimar 1922, Verlag der Goethe-Gesellschaft.

26) Konrad Albrich, Goethe und Christian Gotthilf Salzmann (Friedrich Manns Pädag. Magazin Nr. 678 u. 679). Langensalza 1918 u. 1923, H. Beyer u. Söhne (f. auch Literaturbericht 3. f. Deutschkunde 33. Jhg., H. 12, S. 584—585).

27) Hans Weisow, Von Goethe zu Dante. Stuttgart 1923, Walthers Händel.

28) Vom unbekanntem Goethe. Eine neue Anthologie von Emil Ludwig. Berlin 1923, E. Rowohlt.

Ludwig (s. Literaturbericht von 1921, S. 54/55) stellt eine Reihe von Aussprüchen Goethes, die dem weiteren Kreise der Goethefreunde weniger bekannt sind, zusammen. Wieder spricht da zu uns nicht der Apollinische Goethe, auch nicht der Wirklichkeits-Goethe im Sinne des Menschlich-Allzumenschlichen, wohl aber der mit dem offenen Blick für den wahren Sinn des Lebens, wie er an den Dingen und den Menschen der Wirklichkeit zur Erscheinung kommt. Den Leser des 20. Jahrhunderts mutet da recht vieles überaus zeitgemäß an, zumal das Ästhetisch-Literarische in der Auswahl zurücktritt hinter das Soziale, Politische, Volkhafte, Weltläufige. — Aus der bewährten Hand des Goethe-Darstellers Karl Heinemann<sup>29)</sup> erhalten wir eine Auswahl von Goethes Gesprächen, die neben den bereits vorhandenen sich als brauchbar erweist. Freilich sind Erläuterungen doch nicht zu entbehren, wie ich sie in meiner eigenen Auswahl, seinerzeit die erste derartige, gegeben habe<sup>30)</sup> — Die inneren Wandlungen eines genialen Dichters und Künstlers, zumal wenn er den Gipfel einer ganzen Entwicklung bildet, anschaulich zu machen wird letzten Endes immer wieder nur dem dachtenden Künstler gelingen. Und geschieht das in der Form des Romans, wie es nicht anders sein kann, dann bleibt es immer noch ein ungeheures Wagnis. Dem Dichter Albert Trettini<sup>31)</sup> ist dies Wagnis gelungen, gelungen bei der wohl folgenschwersten Wandlung in Goethes Entwicklung, der, die er in Italien erlebte. Er vermeidet glücklich die gefährliche Klippe, bekannte Goethegespräche wiederzugeben, aber er erfindet aus den von Goethe selbst zahlreichen gegebenen Andeutungen Situationen und Gespräche, die jene Wandlung in plastischer Anschaulichkeit vor uns sich entwickeln lassen. Ein Juwel, auch als selbständige Novelle, ist die „Naufisaa“, das Urerlebnis, das Goethe in seinem dramatischen Bruchstück gestaltete. Was Goethe als Künstler wie als Mensch durch Italien gewann, warum er dorthin gehen mußte und warum er wieder von dort scheiden mußte, wird in seltener Klarheit deutlich. — Die Dornburger Schlösser, auf denen Goethe mehr als zwanzigmal gewohnt hat, vor allem seit 1823, erfahren zum erstenmal eine geschichtliche Darstellung nach den Quellen durch Hans Wahl<sup>32)</sup>. Sie reicht bis zur Gegenwart, 1923, wo ihr Besitz auf die Goethe-Gesellschaft übergegangen ist, und schildert auch das Wesentlichste von den verschiedenen Aufenthalten Goethes selbst; die zahlreichen Abbildungen geben die Ansichten vor allem aus Goethes Zeit wieder. Die Ausstattung macht das Buch zu einer besonders geschmackvollen Gabe. — Goethes Bedeutung für die Wissenschaft ist keineswegs schon eine gelöste Frage, wie es lange Zeit schien, vielmehr scheint sie, unter neuen Gesichtspunkten aufgenommen, einer andersartigen Beantwortung als bisher zuzustreben. Zwar der Neudruck von S. Grävells Buch aus J. d. 1854 Goethe im Recht gegen Newton<sup>33)</sup> bedeutet keinen Fortschritt in der Forschung, kann aber, frei von den übertriebenen anthroposophischen Anschauungen des Herausgebers, eine solche anregen. K. Wessely<sup>34)</sup> dagegen kommt vom Standpunkt des Vertreters der Augenheilkunde, durch die vorsichtige Art, wie er das Wertvolle und das Verfehlt an Goethes Farbenlehre gegenüber Newton abwägt, zu der Auffassung, daß Goethe gewissermaßen Helmholtz schon überholt und sich dem großen Grundgedanken Ewald Herings nähert und stimmt Goethe zu in seinem Kampf gegen die an sich grandiose Einseitigkeit des Begreifens der Welt durch eine mathematische Formel. Noch ergiebiger wird sich Ernst Barthels Untersuchung über Goethes Relativitätstheorie der Farbe erweisen<sup>35)</sup>. In Goethes Auffassung der Farbe als

29) Karl Heinemann, Goethe in Rede u. Umgang. Leipzig o. J., C. S. Amelung.

30) Paul Lorenz, Goethegespräche mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, Dresden, Berlin seit 1909, L. Ehlermann.

31) Albert Trettini, Goethe, Der Roman von seiner Erweckung. München 1923, G. D. W. Callwey.

32) Hans Wahl, Die Dornburger Schlösser. Weimar 1923, Verl. d. Goethe-Gesellschaft (= Schriften der Goethe-Gesellschaft, Bd. 36).

33) S. Grävell, Goethe im Recht gegen Newton, hersgb. u. eingeleit. von Günther Wachsmuth. Stuttgart 1922, Der kommende Tag Verlag.

34) K. Wessely, Goethes und Schopenhauers Stellung in der Geschichte der Lehre von den Gesichtsempfindungen. Berlin 1922, J. Springer.

35) Ernst Barthel, Goethes Relativitätstheorie der Farbe nebst einer musikalischen Parallele. Bann 1923, Friedrich Cohen.

einer optischen Verbindung von positiven und negativen Lichtelementen zu einer qualitativen Einheit sieht er eine gewisse Analogie mit der Ionentheorie der Chemie und macht besonders die philosophischen Bedenken gegen die übliche Newtonsche Lichttheorie geltend. Derselbe Forscher hatte schon vorher Goethes Wissenschaftslehre in der modernen Tragweite dargestellt<sup>36)</sup>. Den Hauptpunkt dieser reichen anregenden und hoffentlich zu weiten Ergebnissen führenden Untersuchung bildete der Nachweis der Bedeutung der Polarität, dieser wichtigsten philosophischen Erkenntnis der Neuzeit, für jede Art von Wirklichkeit, die zuerst bei Goethe durchgeführt ist; auch der Gottesbegriff Goethes enthält den Gedanken der dissoziativen Polarität. Von ganz anderer Seite kommt eine Beurteilung von Goethes Religion in einem ausführlichen Werk über die Religion des deutschen Idealismus und ihr Ende von W. Lütgert<sup>37)</sup>. Im 1. Bande vor allen Dingen wird auf Grund sorgfältiger quellenmäßiger Studien ein Bild auch von Goethes Bedeutung für die Religion entworfen. Bei aller Anerkennung, dem Gegenstande gerecht zu werden, bleibt doch der Blick des Verfassers durch die Einstellung auf die bei weitem höher zu wertende Erweckungsreligion befangen, wie ihm im Grunde alles was mit Idee und Mystik zu tun hat, für echte Religiosität gefährlich erscheint. Oenavers tiefes Buch über Goethes Religion kennt er noch nicht, würde aber auch kaum dadurch seine Auffassung haben beeinflussen lassen. Goethes Weltanschauung von Th. Kappstein<sup>38)</sup> steht im ganzen auf der Höhe der heutigen Goetheforschung, wie auch schon die benutzte Literatur beweist. Freilich darf sie doch nicht so unbedingt in dem Vorbilde Fausts als des „ganzen Menschen“ gipfeln, der „alles wissen, der erkennen soll und genießen und handeln“, und die Bedeutung der Helena ist auch nicht ganz erschöpft vom Verfasser; die pädagogischen und die sozialen Anschauungen mußten bei seinem Gesamtbilde der Weltanschauung ausführlicher behandelt werden. — Ein sehr ertragreiches Buch verspricht nach dem ersten bisher erschienenen Bande zu urteilen, der Geist der Goethezeit von H. A. Korff zu werden<sup>39)</sup>. Er bringt endlich wieder eine Ideengeschichte für die Literaturgeschichte, und nun eben für das bei weitem wichtigste, das klassisch-romantische Zeitalter, das sich ja mit der Zeit Goethes deckt, der Zeit von 1770—1830 und ein in sich zusammenhängende geistes-geschichtliche Einheit darstellt. Der 1. Teil behandelt die Sturm- und Drangzeit. Mit Recht sieht der Verfasser, daß die Weltanschauung, die der klassisch-romantischen Dichtung zugrunde liegt, durchaus eine neue Form der Religion ist. Von dieser gibt er in großen klaren Linien die Umrisse im Gegensatz zu den Formen der mittelalterlichen Religiosität und denen der Aufklärung. Der Sturm und Drang im besondern ist dann treffend in überaus reichhaltiger Ausführung gekennzeichnet durch die Irrationalität seiner Kulturphilosophie, seiner Kunstanschauung, seiner Dichtung; die dichterischen Symbole dieses Irrationalismus erfahren schließlich eine genauere Darstellung. Man darf mit Recht gespannt sein auf die Fortführung des Werkes.

Die zur Bepredung eingegangene Literatur über Schiller fällt gegenüber der Goetheliteratur recht dürftig aus. Gedankenreich freilich ist doch der Vortrag von Theodor Haering d. J.<sup>40)</sup> über Schillers Philosophie und die Lebensfragen der Gegenwart bei aller Knappheit des Umfangs. Was heute vor allem wird wirksam sein können, ist die Bedeutung des Bewußtseins, der Ideen, der Philosophie für jede wirklich menschliche Betätigung und die besondere Art, in der ihnen im menschlichen Gesamtorganismus ihre funktionelle Stelle angewiesen wird. Schillers realer Idealismus

36) Ernst Barthel, Goethes Wissenschaftslehre in ihrer modernen Tragweite. Ebenda 1922.

37) W. Lütgert, Die Religion des deutschen Idealismus und ihr Ende. Bd. I. Gütersloh 1922, Bertelsmann.

38) Th. Kappstein, Goethes Weltanschauung (= Philos. Reihe Bd. 6). München 1921, Köhler u. Cie.

39) H. A. Korff, Geist der Goethezeit, Versuch einer ideellen Entwicklungsgeschichte der klassisch-romantischen Literaturgeschichte. I. Teil. Sturm und Drang. Leipzig 1923, J. J. Weber.

40) Theodor Haering d. J., Schillers Philosophie und die Lebensfragen der Gegenwart. Tübingen o. J., Kommissionsverlag d. Oriandischen Buchhandlg.

sei durch die Erfahrung nicht widerlegt, nur sei bisher noch nie voller Ernst damit gemacht worden. Auch die Darstellung der Religion Schillers von Adolf Dörrfuß<sup>41)</sup> kann recht wirksam in die geistigen Strömungen der Gegenwart eingreifen und nach der Absicht des Verfassers einen Baustein zum Wiederaufbau der deutschen Seele hergeben. Er weist die vollkommene Parallele zwischen Kunst und Religion nach: der ästhetische Staat und der ästhetische Mensch haben eine enge Verwandtschaft mit dem religiösen Gemeinschafts- und Persönlichkeitsideal, beide sind nur faßbar unter der Kategorie des Glaubens. Die auf dem Wege der Spekulation gesuchte Harmonie des jungen Schiller freilich mußte an der gesamten Tragik der Welt scheitern, aber die im Innern der Persönlichkeit erlebte Harmonie des reifen Schiller bleibt trotz aller erlebten Tragik völlig unerschüttert. Das sind im heutigen Kampf gegen die Atomisierung des Daseins wertvolle Hilfen. — Heinrich Deinhardt's Beiträge zur Würdigung Schillers bieten trotz ihrer uns nicht mehr durchweg zusagenden Form noch manches Fruchtbare für die Gegenwart, sie deshalb aber vollständig neu zu drucken, war nicht nötig. Aus dem Kreise derer um Rudolf Steiner tat es Günther Wachsmuth<sup>42)</sup>, weil er der Meinung ist, Steiner setze in seiner „Dreigliederung“ Schillers Ideen fort und weise die Wege zur konkreten Gestaltung der sozialen Gemeinschaftsbildung, wie ein anderer Anhänger Steiners, der Dichter Albert Steffen, heute die Staaten im Westen durch einseitigen Formtrieb, die im Osten durch einseitigen Stofftrieb existierend und ad absurdum geführt sehe, und nun das Dritte jetzt durch Ausbau von Schillers Ideen nötig und möglich werde. Aber ob das gerade auf dem Wege R. Steiners zum Ziele führen wird, ist doch recht zweifelhaft. — Endlich verdient eine ehrenvolle Erwähnung die sorgfältige und mit reichhaltiger Einführung versehene Sonderausgabe der Räuber von L. A. Willoughby<sup>43)</sup>. Alles Wissenswerte über Entstehung, Quellen, literarische Beziehungen, Stil, Aufführung, Nachahmungen, Übersetzungen, Aufnahme und Beurteilungen erfahren wir und lesen dann den kritisch zuverlässigen Text samt den knapp gehaltenen Anmerkungen. — Wie Schiller in mancherlei Hinsicht durch Ovid beeinflusst worden ist, weist Ganzenmüller nach<sup>44)</sup>. Ihm entlehnt er so manche Züge der antiken Mythologie, manche Wendungen in seinen Gedichten, manche Anklänge vor allem in den Balladen. Eine Herabwürdigung kann natürlich nicht, das ist ohne weiteres zuzugeben, in solchen Anklängen gesehen werden.

Eine wesentliche Bereicherung der Kantliteratur, nicht in dem Sinne neuer Entdeckungen oder neuer Auffassung seiner Philosophie, die bisher den Kantforschern entgangen waren, sondern wegen der Darstellung der bleibenden Bedeutung der Kant'schen Philosophie „als der genialen Redlichkeit in der Behandlung und Lösung der Fragen, zu denen jedes ernste Menschenleben geführt wird, wenn es sich selbst verstehen will“, das bedeutet, wie schon der erste Band erkennen läßt, Eugen Kühnemanns Kant<sup>45)</sup>. Alles zielt hier schon auf Kant hin, wo wir es erst mit dem Überblick über die Geschichte des abendländischen Denkens vor Kant zu tun haben, von Platon an. Besonders gelungen erscheinen hier die Darstellungen von Hume, Leibniz und Spinoza. Daß auch Herder und Lessing ihren Platz erhielten — übrigens auch Jesus Christus — war recht und billig: ohne sie ist das abendländische Denken doch nicht vorzustellen. — Karl Vorländer's gesammelte Aufsätze Kant—Schiller—Goethe<sup>46)</sup> erscheinen in 2. Auflage. Sie ist, bis auf einzelne Verbesserungen und die Hinzufügung eines Aufsatzes „Goethe

41) Adolf Dörrfuß, Die Religion Friedrich Schillers. Stuttgart u. Berlin 1922, J. E. Cotta.

42) Heinrich Deinhardt, Beiträge zur Würdigung Schillers, neu hersg. u. eingeleitet von Günther Wachsmuth (Goetheanum-Bücherei). Stuttgart 1922, Verlag Der kommende Tag.

43) L. A. Willoughby, M. A. D. Lit. Ph. D. Humphrey Milford. Oxford 1922, University Press.

44) Carl Ganzenmüller, Schiller und Ovid. Neue Jahrb. f. d. kl. Alt. 1922, L. Bd., S. 297—301.

45) Eugen Kühnemann, Kant. I. Teil. München 1923, C. F. Beck.

46) Karl Vorländer, Kant—Schiller—Goethe. 2. verbesserte u. vermehrte Aufl. Leipzig 1923, Felix Meiner.

und Kant“ aus den Kantstudien, unverändert geblieben und werden so auch weiterhin die erfolgreiche Wirkung ausüben, was Goethe anlangt, nach der Hoffnung des Verfassers auch in dem Sinne, daß die durch Schillers Einfluß veränderte spätere Stellung zu Kant nicht immer wieder, aus Unkenntnis der Tatsachen, bestritten wird. — Eine Ergänzung für die Bearbeitung von Kants Einfluß auf Schiller gibt Georg Rosenthal<sup>47)</sup> in den Kantstudien: Schillers Gedicht „Ideal und Leben“ zeigt Sittlichkeit und Glückseligkeit deutlich in der Verbindung, in der sie Kant in der transzendentalen Methodenlehre seiner Kritik reinen Vernunft gegeben hatte. — Vom Standpunkt der kritischen Neuscholastik aus würdigen die Vorlesungen Christian Schreibers Kant und die Gottesbeweise<sup>48)</sup>. Bei aller Bemühung, in das Wesen der kantischen Philosophie einzudringen und allem Scharfsinn, mit dem dessen offenbar schwache Seiten bekämpft werden, wird die eigentliche Größe und der bleibende Gewinn für die Philosophie nicht gesehen. Sonst wäre es z. B. nicht möglich, immer nur von der „bloß“ praktischen Vernunft zu sprechen. — Alfred Heußner hat seinem ersten Hilfsbüchlein für Kantleser ein zweites folgen lassen, das durch die Behandlung der „Grundlegung zur Metaphysik<sup>49)</sup> der Sitten“ eine Einführung in Kants Ethik bedeutet. Sie ist ebenso angelegt und durchgeführt wie die Einführung in die Vernunftkritik, die die Prolegomena behandelte (s. Liter.-Bericht vom J. 1923 S. 127) und zeugt von demselben didaktischen Geschick. — Durch seine Persönlichkeit wie durch diejenigen seiner Werke, die auf die Gestaltung und Umgestaltung des öffentlichen Lebens gerichtet sind, wirkt immer stärker auf die Gegenwart Sichte. Von der gleich bei ihrem ersten Erscheinen vor 12 Jahren neue Richtungweisende Lebensdarstellung des Philosophen durch Fritz Medicus<sup>50)</sup> ist eine zweite verbesserte Auflage nötig geworden. Wertvolle Kunde, die der Verfasser an der neuen Stätte seiner Tätigkeit, in Zürich machte, wo Sichte zwei inhaltreiche Abschnitte seines Lebens verbracht hat, sind ihr zugute gekommen. Der Charakter des Buches ist — mit Recht — in seiner Einheitlichkeit durch die Neubearbeitung nicht angetastet worden. Gerade die übersichtliche, zusammenfassende Darstellung wirkt wieder besonders stark, man vergleiche etwa die Gegenüberstellung von Sichte mit Schelling und Hegel S. 163 und 164 oder, um noch etwas herauszugreifen, die Würdigung von Sichtes grundlegendem Axiom in der Wirtschaftslehre S. 168. — Eine sehr wertvolle Bereicherung der Anschauung von Sichtes Persönlichkeit und von seiner Wirkung auf die Mitwelt bedeutet das Buch von Hans Schulz<sup>51)</sup>, das in stattlicher Anzahl Schilderungen aus vertraulichen Briefen der Zeitgenossen sammelt. Junge und Alte, Mädchen und Frauen kommen zu Wort. Neben den Großen der Zeit, Kant, Goethe, Schiller, Wilhelm v. Humboldt, Schleiermacher, neben Hölderlin und Novalis, Karoline Schlegel und Karoline Herder, sprechen die Genossen des Alltags und flüchtige Besucher. Königsberg und die Schweiz, Jena, Berlin, Erlangen und Kopenhagen sind die Stätten, von denen aus über Sichte berichtet wird. Durch die Kenntnis, wie die Mitwelt sich zu Sichte und seinem Werk stellte, offenbart sich uns zugleich ein gutes Stück der Seele jener Zeit von 1791–1814. — Das Sichtebuch, Tat und Freiheit des unermüdblichen Sichteforschers und Sichte propheten Emil Engelhardt<sup>52)</sup> liegt nun in 3.–5. Aufl. vor. In seiner höchst gediegenen Ausstattung wird es hoffentlich so manchen zum Lesen, Durchdenken und Beherrigen des Inhalts anregen. Eine Fülle von Kundgebungen Sichtes über die Bestimmung des Menschen, Sittlichkeit, Religion,

47) Georg Rosenthal, Schiller und Kants Kritik der reinen Vernunft. Kantstudien Bd. XXVIII, Heft 1/2, S. 62–66.

48) Christian Schreiber, Kant und die Gottesbeweise. 2. Aufl. Dresden 1922, Saxonia-Druckerei.

49) Alfred Heußner, Hilfsbüchlein für Kantleser. 2. Die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“. Göttingen 1922, Vandenhoeck u. Ruprecht.

50) Fritz Medicus, Sichtes Leben. 2. umgearb. Aufl. Leipzig 1922, Felix Meiner.

51) Hans Schulz, Sichte in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Leipzig 1923, H. Haessel.

52) Emil Engelhardt, Tat und Freiheit, ein Sichte buch. 3.–5. Aufl. Hamburg 1922, Hanseatische Verlagsanstalt.

Christentum, Wissenschaft, Kunst, Kultur, Staat, Regierung, Politik, Erziehung, Freiheit, Liebe und so manches andere finden sich zu einem höchst wertvollen Brevier gesammelt, wobei die Reden an die deutsche Nation nur dem Fundort nach vermerkt sind, da sie natürlich ganz gelesen werden müssen. — Sichtiges Aphorismen über Erziehung untersucht Julius Wagner in ihrem Verhältnis zur Pädagogik seiner Zeit und zu der der Gegenwart<sup>53)</sup>. Für den wichtigen Gegenstand reichen doch die 18 Seiten nicht recht aus, es sind eben auch nur ein paar Leitlinien gezogen, die Beurteilung von Sichtiges Bedeutung für die heutigen pädagogischen Reformbestrebungen ist auch viel zu knapp gehalten, in der Hauptsache aber zu billigen. — Ein außerordentlich lebenswahres Bild von Schleiermachers Persönlichkeit, der auf dem Gebiet des religiösen Forschens und Lebens ebenso wie auf dem unserer gesamten Lebensanschauung und Lebensgestaltung ein endlich stärker und weiter wirkender Einfluß aufs dringendste zu wünschen wäre, gewinnen wir aus der Auswahl seiner Briefe, die Hermann Mulert<sup>54)</sup> besorgt hat. Sie reicht von 1786 bis zu seinem Todesjahr 1834. Es kommen alle die reichen Seiten von Schleiermacher gut zur Geltung, der Theologe so gut wie der Philosoph und der fein empfindende Literatur- und Kunstbeurteiler, vor allem aber doch der Mensch, der ringende, kämpfende, bangende, hoffende, siegende Mensch und der bei aller festgegründeten wahrhaft humanistisch gerichteten Bildung, besonders stark wirkende Verfechter deutscher Art und deutschen Wesens. Die Einleitung gibt einen kurzen Abriss der Entwicklung und der äußeren Lebensschicksale Schleiermachers. Die ausführlichen Anmerkungen hätte man doch noch ausführlicher gewünscht.

## Literaturbericht 1923.

### Literaturforschung und Verwandtes.

Von Professor Julius Stern in Baden-Baden.

#### I. Kritik und Methode (Dichter als Kritiker).

Immer von neuem treten Versuche hervor, die Fülle von Aufgaben, die die Literaturwissenschaft umfaßt, zu ordnen, zu gliedern, zu lösen oder wenigstens eine Lösung anzudeuten. Wir leben immer noch in einer Epoche der Selbstbestimmung. Nicht alle Versuche freilich können als Förderung und Fortschritt gewertet werden. Mancher vergißt, daß nirgends so sehr wie auf dem Gebiete der literar-kritischen Forschung das Gesetz der Relativität herrscht, das Recht der Persönlichkeit, nach eigenem Maße und unter eigener Verantwortung zu messen und zu schätzen. Fritz Strich hat es (in einem Aufsatz über „Wesen und Aufgabe der heutigen Geistesgeschichte“, Frankfurter Zeitung vom 29. 11. 1923 Nr. 886) klar ausgesprochen. S. von Suhtsche<sup>1)</sup> erkennt es zwar theoretisch auch an; aber in der Ausführung seines dreiteiligen Systems, das mit scholastisch anmutender Zergliederung aufgebaut und von verbissener Polemik durchsetzt ist (I. Teil: Literatur, II. Teil: Literaturwissenschaft, III. Teil: Literäretnologie), verfällt er gar oft in den Fehler dogmatischer Forderungen, die zum Widerspruch reizen. So lehnt er z. B. unsere klassische Dichtung, insbesondere Schiller, als „undeutsch“ (!) völlig ab, überschätzt dagegen die Romantiker, zumal E. T. A. Hoffmann, und läßt daneben nur noch das „Moderne“ gelten, das ihm nichts anderes bedeutet als wieder auflebende Romantik. Geradezu quälend ist die Unmenge entbehrlicher Fremdwörter, die er verwendet. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß das verhältnismäßig dünne Bändchen reiche Belesenheit auf allen Gebieten weltliterarischer Forschung offenbart und im einzelnen manch anregenden Gedanken enthält.

53) Julius Wagner, Sichtiges Aphorismen über Erziehung in ihrem Verhältnis zur Pädagogik seiner Zeit und zu der der Gegenwart. Langensalza 1923, Beyer & Söhne.

54) Briefe Schleiermachers, ausgewählt und eingeführt von Hermann Mulert. Berlin 1923, Propyläen-Verlag.

1) Dr. S. v. Suhtsche, Literatur und Literatur-Wissenschaft. Abriss e. krit. Systems in 3 Teilen. Graz 1923, Leuschner u. Lubensky. Gr.-Dr. 4.— III.

— Erquickend dagegen erweist sich das Buch, in dem Hermann Hefele<sup>2)</sup> die in seinem Vortrage „Literatur und Dichtung“ (s. meinen vorj. Ber.) angedeuteten Gedanken nunmehr erweitert und vertieft als ein geschlossenes Gedankengebäude darstellt. Ihn erfüllt ein ähnlicher Geist, wie er etwa in Fritz Strichs „Klassik und Romantik“ (s. meinen vorj. Ber.) weht. In dem Widerstreit zwischen diesen beiden Grundrichtungen, zwischen dem Ideal der Vollendung und dem der Unendlichkeit, entscheidet er sich (anders als Suhtscheid) für das erstere. In glücklichen Formulierungen wird er dem Wesen des Dichterischen gerecht, so wenn er etwa den Urgrund der ernstesten Dichtung in begründeter Ehrfurcht, den Urgrund der heiteren in begründeter Ehrfurchtslosigkeit sieht. Worin sich seine Untersuchung grundsätzlich von anderen unterscheidet, das ist die Einstellung auf den Vorgang des dichterischen Schaffens selbst, auf den komplizierten Weg von der künstlerischen Konzeption bis zum fertigen Werk; also eine Analyse der „inneren Form“, die sich würdig neben die Versuche Lippolds (s. m. Ber. v. 1920), Ermatingers (s. m. Ber. v. 1921) u. a. stellt. Indem er so die Gesetzmäßigkeit, die Typik des dichterischen Schaffens aufweist, gelingt es ihm, den ganzen Komplex von Fragen und Aufgaben, das Verhältnis von Leben und Schaffen (Dilthey!), die Probleme des Stoffes, des Inhalts, der Form, die Beziehungen zwischen Idee und Gehalt des Kunstwerkes zu durchleuchten und so die Wirkung des Dichtwerkes und seine Bedeutung für die Gemeinschaft seelisch zu begründen. Das Buch offenbart einen freien, weiten, tiefschauenden Geist. —

Wie stark auf dem Gebiete der Literatur-Kritik das Gesetz der Relativität herrscht, welchen Wandlungen deshalb das Geschmacksurteil in literarischen Dingen unterworfen ist, das zeigt in fesselnden, temperamentvollen Ausführungen das zierliche Bändchen von Levin Ludwig Schüding<sup>3)</sup> Gestützt auf ein reiches geistes- und gesellschaftsgeschichtliches Wissen erörtert S. den wechselreichen Entwicklungsgang der literarischen Urteilsbildung, deren Nährboden die soziologischen Verhältnisse sind, und deren Wandel in der Hauptsache vom Aufkommen neuer Geschmacksträgertypen abhängig ist. Daß er seine — durchweg sehr bezeichnenden — Beispiele mit Vorliebe der englischen Kulturgeschichte entnimmt, ergibt sich mit Notwendigkeit aus dem besonderen Forschungsgebiet des Verfassers, dessen vortreffliches Shakespearebuch („Charakterprobleme bei S.“) ich früher (vgl. m. Ber. v. J. 1919) anzeigen durfte. Sehr beachtenswert sind die Anregungen zu wissenschaftlichen Arbeiten, die gelegentlich eingestreut sind, und die pädagogischen Winke in dem Kapitel „Schule und Universität“. — Auch Oskar Katann<sup>4)</sup> weist auf eine noch zu lösende Aufgabe hin, die allerdings mehr an die Adresse des Dichters als des Forschers oder Kritikers gerichtet ist: Der Dichter soll den Anschluß an die Wirklichkeit und das Leben wieder gewinnen, dadurch, daß er „Volkskunst“ schafft. Es sind ähnliche Gedanken, wie sie K. in seinen ästhetisch-literarischen Arbeiten (vgl. m. Ber. v. J. 1920) an Beispielen erläutert hat. —

Seit Lessing, Herder und Schiller sind wir in Deutschland daran gewöhnt, daß ein gut Teil der kritisch-ästhetischen Arbeit von den Dichtern selbst geleistet wird. Das hängt wohl mit der grüblerischen, verantwortungsbewußten Natur des deutschen Geistes zusammen. Ein echter Vertreter dieser deutschen Künstlerart ist Grillparzer. In seinen Tagebüchern und anderen Aufzeichnungen findet sich eine Menge von Gedanken und zusammenhängenden Betrachtungen über literarische Einzelercheinungen und allgemeine ästhetisch-kritische Gegenstände. Es war daher eine sehr lohnende und dankenswerte Aufgabe, seine Studien zur Literatur zu sammeln und zu ordnen. Fritz Stein<sup>5)</sup> hat sich dieser Aufgabe unterzogen und den reichen Stoff, der in den Werken Grillparzers zerstreut ist, systematisch geordnet. Auf die allgemeinen Gedanken zur Literaturgeschichte und Dichtung folgen Grillparzers Studien zur Weltliteratur, nach

2) H. Hefele, Das Wesen der Dichtung. Stuttgart 1923, Fr. Frommann (H. Kurh). 4.— M.

3) L. Schüding, Die Soziologie der lit. Geschmacksbildung (Philos. Reihe 71. Bd.). München 1923, Rösl u. Cie.

4) Dr. Katann, Dichtung und Leben. Innsbruck 1923, Tyrolia.

5) Dr. Fr. Stein, Fr. Grillparzer, Studien zur Literatur. Wien I 1923, C. Stephenfon.

Ländern und Zeitaltern eingeteilt, und an den Abschnitt über die österreichischen Dichter sind seine Äußerungen über sein eigenes Schaffen angereiht. Daß solche Systematisierung nicht ohne Gewaltigkeiten gerade bei einem so sprunghaft und aphoristisch arbeitenden Geiste wie Grillparzer vorgenommen werden kann, ist nicht zu leugnen. Bedauerlich ist auch, daß es der Herausgeber versäumt hat, die Fundorte der einzelnen Stellen anzugeben; das verlangt gerade der wissenschaftlich Interessierte. Aber trotz dieser Mängel wird der schön ausgestattete, mit dem Waldmüllerschen Bildnisse des Dichters gekrönte, umfangreiche Band viele Freunde finden.

Daß auch die Dichter der Gegenwart in Deutschland zur Würdigung des zeitgenössischen und des früheren dichterischen Schaffens öfter das Wort ergreifen, wird demnach nicht überraschen. Zumal wenn einer so geistvoll und wissensreich plaudern kann wie der Wiener Hermann Bahr.<sup>6)</sup> Die in dem Bande „Sendung des Künstlers“ vereinigten Aufsätze gehen allerdings über das Niveau der Plauderei hoch hinaus. Ernste Gedanken in blendender essayistischer Form, nicht immer frei von schalkhaftem Spiel, aber immer begründet auf umfassender Stoffkenntnis und zielend auf Wesenskenntnis. So offenbart das „Goethebild“ (d. h. das Bild von Goethes wahrem Wesen) eine tiefblickende Psychologie der Künstlerpersönlichkeit, gestützt auf die Forschungen Chamberlains, Simmels, Gundolfs, Burdachs, Naders, Cassirers, auslaufend in eine geistreiche Würdigung der Goethebücher des Schotten Brown (der als getreuer „Chronist“ erscheint) und von Emil Ludwig (dessen Leistung „biographischer Journalismus höchster Art“ ist). Tiefe Einsicht in die Entstehungsgeschichte des Kunstwerkes, besonders wirksam an dem Beispiel von Shakespeares Hamlet erläutert, offenbart auch der leidenschaftlich schöne Aufsatz über das „Faktum“ in der Kunst; hier, fühlt man, bebt die Seele des Schaffenden selbst mit. Daß Bahr über seine engeren Landsleute Feuchtersleben, Grillparzer, Stifter allerlei Interessantes zu sagen weiß, ist nicht weiter verwunderlich. Aber auch in ferner gelegene Zeiten, Länder und Kulturen versteht er sich erstaunlich lebendig einzufühlen. So wird seine Betrachtung über Horazens Ars poetica ein schillerndes Bild von den literarischen Kämpfen in Rom zur Zeit des Augustus. Und ebenso sicher kennt er sich in der amerikanischen, französischen und russischen Geisteswelt der Gegenwart aus und weiß über die Aufgabe, die bei diesen verschiedenen Volkheiten dem Dichter gestellt ist und gewöhnlich — nicht erfüllt wird, viel unterhaltlich Belehrendes zu sagen. So wandelt er das Thema von der Sendung des Dichters, vom kategorischen Imperativ der Kunst, „Das alte Wahre“, in fesselnden, einfallreichen, geistdurchfluteten, bildungerfüllten Variationen ab.

Bietet Bahr durchaus das Bild des geistvoll liebenswürdigen, dabei in die Tiefe suchend schauenden Wieners, so stellt sich Karl Bleibtreu<sup>7)</sup> als der Vertreter spitzig scharfsinnigen, witzelnden, oft in einen grellen Keifton verfallenden, geradezu schnodderigen Berlinertums auch in seinem Shakespearebuch dar, wie früher in seiner deutschen Literaturgeschichte (vgl. m. Ber. v. J. 1912). Der von Bleibtreu in mehreren Büchern unternommene Versuch, Lord Rutland als den wahren „Shake-Speare“ zu erweisen, wird hier noch einmal, aber nicht überzeugender, durchgeführt. Die quälend polemische Darstellung strotzt von Sophismen. Er bekämpft zwar hochmütig-überlegen die Bacon-Theorie, zu deren Widerlegung er zweifellos beachtliche Argumente anführt, und ebenso giftig die Stratford-Überlieferung, ist aber in die nicht minder unbeweisbare Rutland-Hypothese, die auf einem deutlichen circulus vitiosus beruht, ganz verfallen. Mit gewaltsamster Symbolik deutet er die Sonette für seine Zwecke aus, ohne zu ahnen, wie ein wirklich tiefblickender Geist wie Gustav Landauer gerade diese Iyrischen Ergüsse für die wahre Erkenntnis der Dichterpersönlichkeit auszunützen verstand. Er rechnet sich zu den „ästhetisch durchgebildeten Selbstschaffenden“, die die einzigen Sachverständigen für solche Probleme seien, und bezeichnet widersprechende Anschauungen als „Träume von Irrsinnigen“. Er will „die wahre Haltung voraussetzungsloser Wissenschaft wahren“ und darum „Vermutungen nicht für Beweise nehmen“ — und dabei ist sein ganzes

6) H. Bahr, Sendung des Künstlers. Leipzig 1923, Insel-Verlag.

7) K. Bleibtreu, Shakespeares Geheimnis. Bern 1923, Ernst Bircher A.-G.



Buch nur ein Kartenhaus windiger, spitzfindiger Vermutungen, gemischt mit trostlosen Schimpfereien, das fortwährend an die Wahrheit des Sprichwortes erinnert: „Wer schimpft, hat unrecht.“ Es ist zu bedauern, daß solch ein Aufwand von geistiger Kraft, wie sie sich in Bleibtreus Geschichte der englischen Literatur und etwa in seinem Napoleonsdrama „Schicksal“ offenbart hat, hier so schände vertan erscheint. Für die literarhistorische Wahrheit und für die Aufhellung der Shakespeare-Persönlichkeit und der Shakespeare-Dichtung ist damit garnichts irgendwie Verlässliches gewonnen.

Erquickend ist es dagegen zu sehen, wie ein gestaltungsfroher Dichter wie Herbert Eulenberg<sup>8)</sup> sich in fremdes Menschentum einfühlt und so führende Persönlichkeiten der Geistes- und Kulturgeschichte von einem Kern- und Herzpunkte ihres Wesens aus innerlich durchleuchtet oder in den wesenhaften Erscheinungsmomenten ihres Erdendaseins scharf umrissen darstellt. Seine „Erscheinungen“ sind eine willkommene Ergänzung und Erweiterung seiner früheren Skizzensammlungen (von denen „Das deutsche Angesicht“ in meinem Ber. v. J. 1917 gewürdigt ist). Neben philosophisch religiösen Führern, wie Luther, Kant, Swedenborg, Swift, und Vertretern der bildenden Kunst, wie Grünewald, Greco, Velasquez, Watteau, Tiepolo, sind es besonders Musiker und Dichter, die seiner seelensschauenden Bildniskunst sitzen müssen: Haydn, Weber, Verdi, Offenbach, sodann Koheue, Eichendorff, Uhland, Freiligrath, aber auch die Vertreter fremdländischen Schrifttums: Petöfi, Whitman, Li-Tai-Pe. Erhöht wird der Reiz seiner Darstellung durch die reiche Abwechslung in der Form. Bald ist es eine lebensvolle Charakteristik, bald eine charakteristische Zusammenstellung urkundlicher Überlieferungen (Velasquez), dann wieder ein Dialog (Koheue vor dem Totenrichter) oder eine Würdigung in Versform (Whitman, in den frei wogenden Rhythmen der „Grashalme“) oder eine Art Tagebuchkonstruktion (Li-Tai-Pe). Ein durch Humor wahrhaft wohlthuendes und durch seinen psychologischen und anekdotischen Reichtum belehrendes Bändchen, das sich auch wegen seiner schmunzigen Ausstattung als Geschenk- und Prämienband empfiehlt.

Daß auch die jüngste Generation unserer Dichter mit Ernst und Verantwortungsgefühl das Gebiet ihres Schaffens zu überblicken bestrebt ist, dafür diene als Beweis der umfangreiche Band der kritischen Versuche von Albrecht Schaeffer.<sup>9)</sup> Hier erleben wir in erhebendster Festtäglichkeit, wie ein Dichter, der selbst durch seine epischen Werke in Prosa und Vers „Josef Montfort“, „Der göttliche Dulder“, „Parzival“ u. a. sich schon früh einen Platz in der vordersten Reihe der jüngsten Generation Schaffender gesichert hat, seine Einfühlungskraft ganz selbstlos in den Dienst der Deutung des dichterischen Schaffens stellt. Das ist nicht eigentlich Forschung, sondern es ist viel mehr: es ist das Nach- und Neuschaffen des künstlerischen Erlebnisses aus Wurzel und Kern. Diese Aufsätze sind Wortkunstwerke, die zu den tiefstlotenden Untersuchungen insbesondere des lyrischen Schaffens gehören, wofür der Verfasser durch rückhaltlose Selbstanalyse die Entstehung seiner eigenen Gedichte als Beispiel nutzbar macht (S. 323, 432 ff.). Aber auch Epos und Drama erfahren durch ihn eine ganz neue, in die Tiefe gehende Durchleuchtung. In den betreffenden Abschnitten („Über Tragödie und Epos“ u. a.) erinnern diese kritischen Versuche an die gedankenübereichen, nach erschöpfendem Ausdruck immerfort ringenden Bücher und Abhandlungen Erwin Rohdes; auch in der Anschauung vom Wesen des Hellenischen, das er wiederholt (z. B. im Hinblick auf Hölderlin) in seiner Doppelnatur des Apollinischen und des Dionysischen zu erfassen bestrebt ist, zeigt er viel mehr als mit Nießsche Verwandtschaft mit dem großen Gräzisten und Deuter der griechischen „Pnyche“. Andererseits verdankt er, wie er selbst gesteht, sehr vieles den Forschungen Worringers über die germanischen Formprinzipien. Aber alle Leistungen anderer konnten ihm höchstens Anregungen geben. Im ganzen kehrt er, auch wenn er gelegentlich zu ähnlichen Urteilen kommt wie andere (z. B. über das „Magische“ der Dichtkunst spricht er ähnlich wie Hermann Bahr in dem oben er-

8) H. Eulenberg, Erscheinungen. Stuttgart 1923, J. Engelhorn's Nachf.

9) A. Schaeffer, Dichter und Dichtung. Kritische Versuche. Leipzig 1923, Insel-Verlag.

wähnten Buche) durchaus auf eigenen Füßen. Und da es das Eigendenken eines tiefdringenden, verantwortungsvollen, über ausgebreitete weltliterarische Vergleichsmöglichkeiten verfügenden Geistes ist, so gewähren diese Untersuchungen ungewöhnlich starke Bereicherung. Zunächst wird das Festtägliche aller echten Kunst im Gegensatz zum Alltag alles übrigen Wirkens klar erwiesen. Sodann übt der Verfasser seine Art der Kunstbetrachtung an würdigen Stoffen (Lessing, Mörike, Ludwig Strauß, Ballade und Sonett), um dann in den beiden umfangreichen Abhandlungen über Tragödie und Epos und über Stefan George sich als Meister zu erweisen. All die großen Bannerträger der Dichtkunst treten von neuem Lichte bestrahlt in den Bannkreis seiner lebensvollen Betrachtung: Homer, der Dichter der Ilias wie der Odyssee (deren Stoff Sch. in seinem Romanzyklus „Der göttliche Dulder“ bearbeitet hat); die großen Tragiker Aeschylus (Prometheus), Sophokles und Euripides (Troerinnen); Shakespeare; Goethe, Schiller, Kleist; Hölderlin, der Hellene; C. F. Meyers edle Wortkunst, G. Hauptmanns Unkraut; zum Vergleiche herangezogen auch das finnische Nationalepos des Kalewala (vom Helden Väinämöinen) und viele andere. Ganz eingehend aber wird Stefan George in all den schillernden Vorzügen seiner Lyrik und in der tragischen Gebrochenheit seines Wesens gewürdigt. Man fühlt fast bei jedem Satze, daß hier ein Geist am Werke ist, der gewohnt ist, bis in die tiefsten Gründe der menschlichen Seele analytisch zu tauchen, ohne darüber den Blick für das organische Wachstum seelischer Erzeugnisse zu verlieren. So stellt sich dieser 500 Seiten starke Band würdig neben die Forschungen Dilthey's, Simmels, Gundolfs u. a. und hinterläßt nur den einen Wunsch: daß eine zweite Auflage mit Namen- und Sachregister ausgestattet werden möge.

## II. Literaturgeschichtliches.

Schaeffers Buch enthält manchen Hinweis auf die Entstehung der religiösen Hymne (S. 436) und auf den Rhythmus der klassischen Ode (S. 419). Eine Geschichte dieser Dichtgattung gibt Karl Diötor<sup>10)</sup> in dem ersten Band der von ihm herausgegebenen Geschichte der deutschen Literatur nach Gattungen. In diesem Sammelwerke sollen nicht, wie üblich, die literarischen Erscheinungen nach Persönlichkeiten und Schulen geordnet werden, sondern, wie der Titel sagt, nach Gattungen. Versuche ähnlicher Art sind wohl schon früher gemacht worden. Es ergibt sich bei solcher Art der Einstellung, daß die Wahl einer poetischen Form durch den Dichter ebenso wenig willkürlich ist wie die Wahl des Materials durch den bildenden Künstler; daß vielmehr eine immanente Gesetzmäßigkeit der Gattung vorliegt, und daß jede Dichtgattung in ihrem geschichtlichen Ablauf an typische Grundformen gebunden ist: Aufnahme aus oft dunkeln Quellen, Aufstieg, Blüte, lange Übung, Altern, Vergessenheit, neue Aufnahme und neue Blüte. Diese Entwicklungsreihe wird nun in dem vorliegenden Bande an dem Beispiele der Ode aufgezeigt. Auf die an das Altertum anknüpfende Ode des Mittelalters mit ihren christlichen Elementen folgt die humanistische Ode in ihren verschiedenen neulateinischen Formen bis zu den Jesuitendichtern (Balde). Mit dem Aufleben des Nationalempfindens im 17. Jahrhundert ändert auch diese Art der Kunstdichtung nicht nur ihre Sprache, sondern auch ihren Charakter. Die Barock-Ode wird gesellige Ode (Wedherlin, Opitz u. a.) oder nimmt pindarischen Schwung an (vor allen bei A. Gryphius). An sie schließt sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts die heroische Ode (Günther, Gottsched u. a.), die moralische Ode (Haller, Hagedorn u. a.), sodann ein Neuaufleben Horazens (Pitra, Lange, Uz, Ramler usw.); um die Mitte des 18. Jahrhunderts setzt die höchste Blüte ein: die enthusiastische Ode (Klopstock und die Göttinger), trotz der verstandesmäßigen Odentheorie der Aufklärung nicht verflacht, sondern nach der elegischen Ode der Hölty, Mathisson u. a. zur erhabensten Entfaltung gesteigert in Hölderlin. Was nach ihm kommt (die Spätromantiker, Platen, Mörike, Lenau usw.) bis zu den Modernen Werfel, Schröder u. a.) ist Epigonentum und Ausklang. Das

10) K. Diötor, *Gesch. d. deutschen Ode. (Gesch. d. d. Lit. nach Gattungen. Mit H. Naumann u. Fr. Schulz herausg. v. K. Diötor. Bd. 1.)* München 1923, Drei Masken-Verlag.

Schlusskapitel des nicht nur gelehrten, sondern sehr gehaltvollen Buches enthält eine allgemeine Charakteristik der Odendichtung. Reichliche Anmerkungen und Register erhöhen den wissenschaftlichen Wert des Werkes.

### III. Biographisches (Briefwechsel).

Die Hebbel-Literatur ist durch ein Werk bereichert worden, das zu den hervorragendsten Leistungen der letzten Jahre gehört. Wilhelm Ruz<sup>11)</sup> hat mit lückenloser Beherrschung des noch vorhandenen Urkundenmaterials das Verhältnis des Dichters zu Elise Lensing dargestellt und so ein Bild dieser vielumstrittenen Frau entworfen, das uns als endgültige und abschließende Gestaltung ihres Wesens, soweit es überhaupt noch erkennbar ist, gelten darf. Mit feinsten Seelendeutungskunst geht R. allen Spuren ihres äußeren und ihres Innenlebens nach und entrollt uns so die erschütternde Tragödie dieses durch die Berührung mit dem Genius nicht gesegneten, sondern furchtbarstem Weh überantworteten Daseins. Daß dabei Hebbel nicht immer fledenlos erscheint, das liegt an dem schwankenden Charakter des Dichters, der erst in der Ehe mit Christine Enghaus die versöhnende Ausgeglichenheit seines bis dahin rissigen Wesens erlebte. Diese drei Persönlichkeiten, Elise, Hebbel und Christine, erfahren in dem Buche von R. eine von wissenschaftlichem Ernst, unbestechlicher Sachlichkeit, warmerherziger Menschlichkeit getragene und in fesselndem Stile vorgetragene Würdigung. Selbstverständlich fallen auch viele aufhellende Lichter auf die während dieser kämpferischen Jahre entstandenen Werke des Dichters: Judith, Genoveva, Maria Magdalena, Julia und die Enri, die gerade bei Hebbel in besonderem Maße ein Spiegel seines Erlebens sind. Von der gewissenhaften Forscherarbeit des Verfassers zeugt die Fülle der (an den Schluß verwiesenen) Anmerkungen.

Das Freundespaar Geibel-Hense tritt uns in seiner all- und festtäglichen Lebendigkeit aus seinem umfangreichen Briefwechsel entgegen, den der Hense-Forscher Erich Peget<sup>12)</sup> mit der an ihm gewohnten Sorgfalt und mit den notwendigen Erklärungen und Registern herausgegeben hat. Vor allem werden durch diese intime, ungeschminkte Aussprache die beiden Briefschreiber selbst in manchen Wesenszügen und Lebensäußerungen beleuchtet, die man bisher nicht oder nicht so deutlich kannte. Aber auch auf viele Persönlichkeiten aus dem weiten Lebenskreise der beiden fallen erwünschte Streiflichter. Daß auch die literarischen und überhaupt geistesgeschichtlichen Erscheinungen jener bewegten Jahrzehnte von März 1848 bis April 1884 (Geibels Tod) in diesen Briefen einen Widerhall finden würden, war zu erwarten. Man liest hier manches interessante, wenn auch oft recht subjektive Urteil über Hebbel, Auerbach, Grosse, Birch-Pfeiffer und viele andere; und selbstverständlich nimmt das eigene dichterische Schaffen der beiden in ihren gegenseitigen Belehrungen, Mahnungen, Anregungen einen breiten Raum ein. Das politische Leben der Zeit tritt daneben, trotz der jugendlichen 48er-Schwärmerei Henses, deutlich zurück. Im übrigen dürften die Ergüsse über das körperliche Befinden noch mehr zusammengestrichen sein, wie ja der Herausgeber mit Recht auch andere persönliche Bemerkungen weniger wichtigen Inhaltes weggelassen hat. Ich muß gestehen, daß mir im ganzen der von Plotke veröffentlichte Briefwechsel Hense-Storm (vgl. m. Ber. v. J. 1917 und 1918) menschlich gehaltvoller erscheint.

Von dem Leben und Schaffen des deutsch-österreichischen Dichters Jakob Julius David, der, aus deutsch-mährischem Bauern- und Judentum stammend, erst 47 Jahre alt 1906 nach schwerem Ringen um die Kunst starb, entrollt Ella Spiero<sup>13)</sup> ein liebevoll, man möchte sagen: mütterlich liebevoll gezeichnetes Bild. Ihre Darstellung, der sie dankenswerte Analysen aller wichtigen Werke des fruchtbaren Erzählers einge-

11) W. Ruz, St. Hebbel u. Elise Lensing. Ein Kampf um Leben u. Liebe. München 1922, C. F. Beck. 9.— M.; geb. 12.— M.

12) E. Peget, Der Briefwechsel von E. Geibel u. P. Hense. München 1922, J. S. Lehmann. 8.— M.; geb. 9.— M.

13) E. Spiero, J. J. David. Leipzig 1923, H. F. Sina.

flochten hat, lieft sich selbst wie ein fesselnder Roman. Es ergibt sich daraus, daß zwischen dem Erleben und dem dichterischen Abglang bei David ein ganz unmittelbares Verhältnis besteht, wie selten bei einem Dichter. Das Büchlein ist geeignet, dem vielfach verkannten und unterschätzten Vertreter deutsch-österreichischen Schrifttums neue Freunde zu werben und gerechte Beurteilung zu erwirken.

Mit noch inniger liebendem Verstehen wird das Leben und Schaffen des Schweizer Dichters und Literaturhistorikers Adolf Sren von seiner Gattin Lina Sren,<sup>14)</sup> der treuen Genossin seines Lebens und Schaffens, in ausführlicher Darstellung geschildert. Der erste der geplanten zwei Bände, der bis jetzt vorliegt, führt von der Geburt (1855) des 1920 verstorbenen Gelehrten und Dichters bis zu seiner Berufung an die Züricher Hochschule 1897 als Nachfolger Jakob Bächtolds. Gestützt auf eine Quellenkenntnis, wie sie kaum jemals sonst bei der Abfassung einer Biographie zur Verfügung stand, geht die Verfasserin dem kämpfereichen Leben des bedeutenden Menschen und Künstlers nach und liefert so ein Werk, in dem wir gefesselt dem Entstehen und Wachstum seiner dichterischen und wissenschaftlichen Schöpfungen beiwohnen. Der Höhepunkt seines Lebens war die Vollendung der C. F. Meyer-Biographie (nachdem er vorher durch seine Keller-Erinnerungen und durch die Biographie seines Vaters, des namhaften Erzählers Jakob Sren, seine Berufung zu solcher Arbeit erwiesen hatte); und bei der Schilderung der Mühen und Hemmungen, die A. Sren für sein Meyerbuch, das wissenschaftliche Leistung und Kunstwerk in einem ist, überwinden mußte, erhebt sich auch die Darstellungskunst der Verfasserin zu beträchtlicher Höhe. Da A. Sren zu den führenden und vielfach anregenden Vertretern des schweizerischen Schrifttums der vorletzten Generation gehört (vgl. sein Büchlein „Schweizer Dichter“, das ich in mein. Ber. v. J. 1914 angezeigt habe), so liefert die Darstellerin seines Wesens und Wirkens einen wertvollen Beitrag zur Geschichte dieses Zweiges der deutschen Dichtung und Forschung.

#### IV. Gesammelte Aufsätze.

In einem schmucken Bändchen hat der österreichische Publizist Eduard Hoffer<sup>15)</sup> einige Glossen und Essays vereinigt, von denen sich zwei auf literarische Fragen beziehen: eine kurze Bemerkung über Hamlet, dessen Tragik auf seine allzu große Jugend zurückgeführt wird, und eine phantastisch-geistvolle „Sage von Goethe“, die, von Spenglers Untergangphantasie angeregt, mit Benützung Gundolfscher und Simmelischer Gedanken den Kern, das „Menschliche“ der Goetheschen Persönlichkeit zu erfassen sucht. —

Die von Panzer und Petersen herausgegebenen „Deutschen Forschungen“ sind um ein wertvolles Heft bereichert. Rudolf Unger,<sup>16)</sup> der sich mit seinen Studien über philosophische Probleme in der neueren Literaturwissenschaft (1908), zur Geschichte des deutschen Ideendramas (von Nathan zu Faust, vgl. m. Ber. v. J. 1916), seine Abhandlung über Weltanschauung und Dichtung (vgl. m. Ber. v. J. 1917) in die deutsche Literaturforschung als Dilthey-Jünger einführte und sich durch seine beiden Hamannbücher als hervorragenden Kenner der Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts erwies, hat in dem vorliegenden Bande eine Anzahl seiner Einzelstudien vereinigt, die teils als Vorträge, teils in Zeitschriften schon früher in die Öffentlichkeit getreten sind. Sie knüpfen alle an die Persönlichkeiten Herders, Novalis' und Kleists an, in deren Denken und Fühlen das Problem von Tod und Unsterblichkeit eine zentrale Stellung einnimmt, und liefern so aufhellende Beiträge zur Geistesgeschichte jener tief bewegten Epoche, die von dem sog. Sturm und Drang in hier erst klar aufgedeckten Tiefenströmungen zur Romantik hinführt. Die von U. schon früh geübte Methode der Vereinigung psychologischer und geistesgeschichtlicher Betrachtungsweise bewährt sich in diesen Auf-

14) L. Sren, Adolf Sren, Sein Leben u. Schaffen, erz. v. L. S. I. Leipzig 1923, H. Haessel. 9.— III.

15) E. Hoffer, Essays. Graz, Wien, Leipzig 1922. U. Moser (J. Meyerhoff). 6.— III.

16) R. Unger, Herder, Novalis u. Kleist (Dtische. Forschgn. H. 9). Frankfurt am Main 1922, M. Diesterweg.

sagen als sehr fruchtbar. Es zeigt sich, daß die Idee der Palingenese, der Wiedergeburt, des „Selbstwerdens“ die Grundlage des „Lebensgeföhls“ oder, wie es Ermatinger („Das dichterische Kunstwerk“, vgl. m. Ber. v. J. 1921) nennt, der „seelischen Atmosphäre“ jener tief aufgewühlten Zeit deutschen Geisteslebens war, bei Herder erst mehr geahnt als bewußt, bei Novalis befruchtender Mittelpunkt alles wahrhaften Lebens, bei Kleist in Leben und Dichtung geradezu zu trohiger Sinnfälligkeit verdichtet. Der Raum verbietet es mir, auf die feinsinnigen und tiefgründigen Forschungen und ihre überzeugenden Ergebnisse näher einzugehen. Es sei nur noch auf einen interessanten Anhang hingewiesen: den Entwurf eines Briefes von Herder an Mendelssohn aus dem Jahre 1769, der hier zum erstenmal vollständig gedruckt ist.

#### Anhang.

Nach Abschluß des Berichts ging der Schriftleitung ein Büchlein zu,<sup>17)</sup> das allen, die in O I einen Überblick über die neueste Zeit geben wollen, gute Dienste leisten wird. Es versucht, die Menge der Erscheinungen zu gruppieren: Herrschaft der Materie, Kampf zwischen Materie und Form, Triumph der Form, Ringen um Form und Geist, um Materie und Geist, Problematik des Geistes. Natürlich geht es nicht ohne Überschneidungen ab, aber eins tritt klar hervor: das Ringen. Es zeigt sich deutlich, daß man mit allen -ismen nicht an die Dinge des Lebens herankommt. Das ist das eine Verdienst des Buches, das andere, daß es bis zur allerjüngsten Zeit führt.

## Wägen und Wirken.

### Ein deutsches Lese- und Lebensbuch für Mecklenburg und Pommern.

Bearbeitet von Dahms, Deder, Zander.

Aus Kinderland und Jugendheimat, aus landschaftlicher, stammeseigener und mundartlicher Gebundenheit wächst der werdende Mensch in die große Volksgemeinschaft; durch sie in die Menschenbrüderschaft und in den kosmischen Reigen der gottbeseelten Weltenwesen. Diesen Aufstieg leitend und deutend zu begleiten — welche unvergleichliche Aufgabe! Und welche eine tiefgründige, dem Pädagogen immer aufs neue sich offenbarende Weisheit, daß dieser Erkenntnis- und Erlebnisstufen keine ungestraft darf übersprungen werden!

So ist's denn also doch unerlässlich, daß jede Provinz, daß jedes Ländle sein eigen Lesebuch habe, auf daß dem ersten Wellenkreis sein Recht geschehe? — Ja und nein. Ihn übergehen hieße der Entfaltungskraft die besten Wurzeln abgraben, hieße der Erstmaligkeit des Sichselbsterlebens den Wert und die vorbestimmende Bedeutung weigern. In ihm verharren hieße der Zersplitterung und Eigenbrötelei Dorfschub leisten.

Vorbildlich, folgerichtig im Ja und Nein löst das oben genannte Lese- und Lebensbuch seine Aufgabe. Es ist wie mit dem Ei des Kolumbus. So klar, so selbstverständlich dünkt den Leser die Lösung, daß er kaum begreift, wie je andere Wege gegangen werden konnten. Ein gemeinsamer, für alle Schulen des Reiches verwertbarer Grundstoß von Lesebüchern und Gedichten, gruppiert um die Themen: Deutsches Vaterland; Menschenleben, Menschenschicksal; Natur, Seele, Gott — läßt einem jeweils wechselnden stammesartigen Abschnitt Raum, der in Sagen und Märchen, Kulturbildern und geschichtlichen Erzählungen das Heimatgefühl und die Liebe zur Scholle pflegt. Das hätten wir auch gekonnt, nicht wahr? —

Mir liegt die ergänzende Bearbeitung für Mecklenburg und Pommern vor. Den erwähnten alldeutschen Grundstoß zu besprechen bleibe Berufneren vorbehalten. Nur das niederdeutsche Heimatbuch möchte ich mit ein paar Worten aus der Taufe heben.

Von den meist autochthonen Gewährsmännern, die zu Worte kommen, seien einige

17) Stammer, Wolfgang. Deutsche Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart. (Jedermanns Bücherei) Breslau, Ferdinand Hirt; geb. 2.50 M.

wenige genannt: Nettelbed, Arndt, Bismarck, Löwe, Reuter, John Brindmann, Hans Hoffmann, K. H. Strobl. Genügen die Namen?! —

Zunächst darf ich die Herausgeber zu dem glücklichen Griff beglückwünschen, daß sie diese beiden Provinzen vereinigt haben. Das niederdeutsche Volkstum an der Ostsee zwischen Trave und Weichsel weist trotz feststellbarer Unterschiede als Ganzes betrachtet so viel Übereinstimmungen auf, daß der Sieg des allgemeinen landsmännlichen Zusammengehörigkeitsgefühls über örtliche und kleinstaatliche Grenzen nur zur Vertiefung dessen dienen konnte, was es herauszuarbeiten galt: norddeutschen Wesens und norddeutscher Stammesart. Und was die drei Sammler da zusammengetragen, geprüft und gewogen, was sie im Fegefeuer immer erneuter Richtung und Sichtung schließlich der Aufnahme gewürdigt haben, das ist in meisterlicher Beschränkung im wahrsten Sinne erlebtes Material und wohlgeeignet, die beiden königlichen Verleumder Niederdeutschlands Lügen zu strafen. Wollte doch Friedrich der Große beim Untergang der Welt nach Pommern flüchten, da sie dort erst etliche Jahre später unterginge; und Goethe urteilt, „daß sich in Deutschland nirgends zwischen dem Thüringer Wald und Mecklenburgs Sandwüsten ein fruchtbares Feld für den Romanschreiber findet!“ — —

Was gibt der Germania des Tacitus den unvergänglichen Wahrheitswert? Ist's nicht dies, daß der Autor nicht lobrednerisch idealisiert, sondern auch die Sünden und Laster unserer Vorfahren enthüllt, durchaus nicht gewillt, in ihnen nur die Kehrseiten von Tugenden zu sehen? — Eine gleiche Wahrheitsliebe hat über der Stoffsammlung zu diesem Heimatbuch gewaltet. Man könnte schier ein paar Sätze aus Thomas Kanxows Chronik darüber setzen: „Das Föld hat beide von den Wenden und vom gestrengen Himmel, da sie unter wohnen, noch viele Grobheit an ime. Dan es heft wenig oder nichts von den Studiis und freyen Kunsten. Darum hats auch nicht viele geleterter Lewte, wiewol es sehr feine Ingenia hat, wie man an Dielen spuret; wan sie nur darzu gehalten wurden. Sunst aber ist ein auffgericht, trewe, verschwigen Föld, das die Lugen und Schmeichelwort hasset; pittet sich untereinander gern zu Gaste und gehet widderum zu Gaste und thut eim nach seiner Art und Vermögen gern gutlich.“

Unverrückbar in Prägung und Eigenart und doch strotzend von Entwicklungspotenzen lebt dieser Menschenschlag von Jahrhundert zu Jahrhundert in den Bildern und Gestalten dieses Wertes. Bauernschlauheit und Bauernstarrsinn, eh- und trinkfrohe Leiblichkeit und seelische Verschwisterung mit den Geistern und Gewalten der Natur, derber Wig und aus Herzenstiefen quellender Humor, Gutmütigkeit und hartfällige Wehrbereitschaft, Fron ums Brot und ungebändigte Festesfreude, Treue zum Alten und strömende Sehnsucht nach Lebenserweiterung, Phlegma und Tatkraft, Heimweh und Fernweh haben einen Typ geschaffen, der ungeachtet der fremden Einflüsse und außenpolitischen Schicksale, die an ihm gemodelt haben, mit allen Säften und Kräften ein Kind der Landschaft blieb, daraus er erwuchs.

Und wie blüht und ödet, fruchtet und fargt, gewittert und psalmodiert diese Landschaft in den wenigen Buchseiten! Allerweltssehenswürdigkeiten wie Bergterrassen, aufziehbare Wasserfälle und stilschlecht restaurierte — d. h. zu Restaurants frisierte — Burgruinen hat sie nicht aufzuweisen; doch wer überhaupt eines unverkünstelten Naturempfindens fähig ist, der spürt in erschütternder Ergriffenheit den Schauer einer herben Schönheit, um die man ein wenig werben muß, ehe sie einen segnet.

Und wie pulst durch die Lieder der Hergschlag des Meeres, das dem Lande den Wolkenhimmel wie die kühle Klarheit uferloser Horizonte gibt, das sein liches Blau und sein verstürmtes Grau in den Augen widerspiegelt, und dessen ewige Windfeuchte der Luft die starken Farben, den Kupfertürmen die tiefe Patina und den Gleden die grollende Heiserkeit verleiht!

Alles in allem: ein Heimatbuch! Jedes Stück aus eigenem Lichte leuchtend und der ganze Kranz durchglüht von der Liebe derer, die ihn flochten. Möchte das Wert ein Schatzbehälter werden all den Kindern und Jünglingen, die aus diesem Teil des deutschen Vaterlandes ihren Weg ins Leben gehen, und sie stark machen in dem treuen

Willen, wo und wann auch immer im kulturellen und künstlerischen Vortanz unserer Tage der Krampf nach Sensationen Orgien feiert, eine Lanze zu brechen für die Gedanken- und Gefühlswelt, für die Geisteswerke und Kunstschöpfungen, durch die das Ewigkeitsrauschen norddeutscher Eichenwälder und Meereswogen zieht.

Otto Vog, Stettin.

## Die Heimatausgabe für Schlesien des deutschen Lese- und Lebensbuches „Wägen und Wirken.“

Im Verlage von B. G. Teubner, Leipzig, ist von Hoffstaetter, Berthold, Nicolai ein deutsches Lese- und Lebensbuch unter dem Titel „Wägen und Wirken“ herausgegeben worden, dessen Heimatausgabe für Schlesien Oberstudienrat Dr. Foz, Breslau, bearbeitet hat.

Es ist dem Verfasser gelungen, aus dem schier unübersehbaren schlesisch-heimatlichen Stoffe eine Auswahl zu treffen, die nach Umfang, Inhalt, Wert und methodischer Anordnung die Wünsche zu befriedigen sucht, die wir Schlesier für unsere Heimatausgabe gehegt haben.

Schon im ersten Teile (Segta) grüßt den Schüler im Bilde die bekannte Gestalt Rubezahl's, der mit seinem langen wallenden Barte und der gewaltigen Keule dasteht und einen prüfenden Blick über sein Bergreich schickt. Eine Reihe von Sagen gibt von seiner helfenden und strafenden Tätigkeit Kunde, und man fühlt den ehrfürchtvollen Schauer, der aus dem Volksmunde klingt:

„Ei dan Gruba  
durte druba,  
ei dan aala  
vuulgeschneita,  
durte leit a.“

An die Geschichten von „Rubezahl“ reihen sich andere schlesische Sagen, wie die von der Kunigunde vom Kynast, vom Fräulein vom Zangenberge bei Marklissa, vom Wassermann, von den Quergen u. a., bis zu den Erzählungen, die der Volksglaube mit einzelnen Denkmälern und Orten verknüpft hat.

In methodisch geschickter Anordnung ist der Weg von der Sage über Erzählungen, in denen sich Sage und Geschichte verweben, zur Geschichte gefunden. Soweit der Raum es gestattete, ist der Stoff herangezogen, der die geschichtlichen Ereignisse, die sich auf dem Boden Schlesiens abspielen, behandelt und so von den Geschichten der engeren Heimat zu der Geschichte des Vaterlandes und Europas führt. Schlesien ist reich an geschichtlichen Erinnerungen, und so bringt denn das Lesebuch u. a. solche aus der Slawenzeit, dem Mongoleneinfall, den Hussitenkriegen und besonders aus der Zeit Friedrichs des Großen, dessen Persönlichkeit in den Lesebüchern „Friedrich der Große und Abt Stufsch“ sowie „Des Alten Frihen Leutseligkeit“ schon für Quintaner anschaulich hervortritt.

Der harmonischen Ausbildung von Verstand, Wille und Gemüt sowie der Erziehung zum Gemeinschaftsinn dienen in besonderer Weise die Stoffe, die im engeren Sinne Land und Leuten Schlesiens gewidmet sind. Es möge dem Bearbeiter hier gedankt sein, daß er auch Oberschlesiens eingehend gedacht und so Gelegenheit geboten hat, die Gefühle, die uns während des Abstimmungskampfes beseelt haben, wach zu halten. Was von Schlesiens Land und Leuten in kurzem gesagt werden kann, faßt trefflich das Schlesierlied von Philo vom Walde zusammen, das den heimatkundlichen Abschnitt im dritten Teil des Lesebuches einleitet und in der Komposition von Paul Mittmann weit über Schlesiens Gaue bekannt geworden ist. In zahlreichen Lesebüchern und Gedichten tritt uns das Schlesierland mit seinen Bewohnern entgegen. Das alte Wahrzeichen unserer Provinz, der Zobten, hat seinen Sänger in Karl v. Holtei gefunden.

Der schlesische Quartaner, der diesen Berg oft schon aus eigener Anschauung kennt, wird sich Holteis Wort zu eigen machen:

„Ach, Zutabärg! Du schiener, blooer Hübel,  
Du bist urnär a Wächter uf em Turm.“

Ein Schlesiervind, der bekannte Geographieprofessor J. Partsch, führt uns durch das Bartschgelände oberhalb Trachenberg und erzählt, wie Schlesien wieder deutsch wurde; der um Oberschlesiens geographische Verhältnisse verdiente und bis vor kurzem in Breslau lehrende Professor Volz gibt uns auf einer interessanten Fahrt eine anschauliche Schilderung von Oberschlesien und seiner Entwicklung, woran sich Urbaneks „letzte Schicht“ mit einer ergreifenden Schilderung von Beruf und Schicksal schließt. Schlesische Siedlungen, Dörfer und Städte, mit geschichtlich und künstlerisch wertvollen Bauten erweitern den Blick und ziehen ihn auf die Bedeutung menschlicher Gemeinschaftsarbeit.

Trefflicher ist auch die Auswahl solcher Lebensäußerungen, die den jungen Schlesier mit dem Denken und Trachten seiner Landsleute bekannt machen. Aus den Weihnachtsfestspielen, wie sie Fr. Vogt als schätzenswerte Bestandteile der deutschen Literatur gerade auf schlesischem Boden gesammelt hat, liegen Proben vor, alte Sitten und Gebräuche werden dem kindlichen Gemüte in ihrer Ehrwürdigkeit bewußt, wenn das Kind z. B. heute noch die Scharen mit den buntbewipfelten Stäben einherziehen sieht und den Sommer mit Versen einsingen hört, die durch ihren Platz im Lesebuche gewissermaßen ihre Daseinsberechtigung beglaubigt erhalten. Der „aale Jusuff“, der „Nidelobend“, die „Sunnawende“ u. ä. sind geeignet, das kindliche Gemüt zu erwärmen. Das innige Naturgefühl ist in dem kurzen und einfachen Gedichtchen „Schnieglödel“ meisterhaft gekennzeichnet. Eine größere Zahl von Beispielen zeigt, wie der Volksmund nicht nur aus den Beziehungen zur Natur, sondern auch zur Tätigkeit Glück und Unglück zu deuten, Frohsinn und Heiterkeit in sie hineinzulegen versteht. Was aber das Wesentliche ist: Wie die verschiedenen Berufe mit ihren Freuden und Sorgen friedlich nebeneinander austauschen, so wechseln Schrifthochdeutsch und Mundart zwanglos ab und eröffnen dem jungen Verstande die Einsicht in die Berechtigung und den Wert der Mundart, deren sich die jüngere Schwester nicht nur nicht zu schämen braucht, sondern neben deren Lebenskraft und Gesundheitsfülle ihr bleichsüchtiges Aussehen mitunter deutlich auffällt. Es braucht nicht hervorgehoben zu werden, welche ethischen Wirkungen ein solcher Vergleich haben muß.

Daß die Auswahl des Stoffes in der vorliegenden Heimatausgabe schließlich auch so getroffen ist, daß zahlreiche Männer, auf die der Schlesier wegen ihrer Bedeutung für das ganze deutsche Vaterland stolz sein kann, zu Worte kommen, soll nur nebenbei berührt werden.

Alles in allem gereicht unseres Erachtens die schlesische Bearbeitung dem Gesamtwert zur Zierde und wird sich ebenbürtig an die Seite ihrer Schwestern stellen können. Wie aber der Weg zur Vaterlandsliebe nur über die Heimatliebe führen kann, so wird in den Zeiten der Not und Bedrängnis die Vaterlandsliebe ihre stärkste Kraft aus der Heimat ziehen, was Holtei im tiefsten Sinne mit den Worten meint:

„Suste nisch, ad heem.“

Dr. Schönfeld-Breslau.



## Bücherchau.

Von Walther Hoffaetter.

## Geschichte und Sprache.

Hettner, Alfred: Der Gang der Kultur über die Erde. Leipzig, B. G. Teubner. (63 S.) 1.40. Es ist überaus reizvoll zu sehen, wie der Geograph die Ergebnisse der Geschichte und der Völkerkunde mit denen seiner eigenen Wissenschaft zu einem Gesamtbild der Entwicklung zusammenfügt. Auf die Vorzeit unseres eigenen Volkes fallen dabei wertvolle Streiflichter. Wir sehen sie in dem größeren Rahmen der allgemeinen Kulturentwicklung. Daneben ist das Buch nach seiner sprachlichen Seite vorbildlich.

Bühler, Johannes: Das Frankenreich. (Nach zeitgenössischen Quellen.) (Deutsche Vergangenheit.) Leipzig, Inselverlag. Wie in seinen beiden Bänden über die Germanen der Völkerwanderungszeit und über die Klöster des Mittelalters, so gibt Bühler auch hier abwechselnd Darstellung und Quellen. Dies Verfahren läßt auch Teile der Geschichte lebendig werden, die sonst als trocken gemieden werden. So erwacht hier auch die fränkische Geschichte zu neuem Leben, und aus unendlich viel Mosaiksteinchen ergibt sich ein überraschendes Gesamtbild. Ebenso wertvoll aber wie die Darstellung sind die Texte, die vier Fünftel des Gesamtwerkes umfassen. Hier sind in ansprechender Verbindung alle wesentlichen Quellen zusammengefaßt. 16 Bildertafeln und eine Karte runden das Werk ab, das wir den Freunden deutscher Frühzeit angelegentlichst empfehlen.

Classen, Walther: Das Werden des deutschen Volkes. 2. Bd. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. Gebunden 8,—. Wir haben schon nachdrücklich auf den 1. Bd. dieses Werkes hingewiesen, das sich an breiteste Kreise wendet. In geschicktem Wechsel von Darstellung und Betrachtung weiß Classen die Vergangenheit nahe zu bringen. Dazwischen stehen geschlossene Bilder, die uns unmittelbar in ein Erleben hinein versetzen. Es ist ein Buch, das zum Vorlesen in der Familie oder in kleinem, interessiertem Kreise reizt. Der 2. Bd. umfaßt das bürgerliche Mittelalter, die Zeit der Reformation (Deutschland das Herz Europas) und die Zeit von den Glaubenskämpfen bis zum Ende des Siebenjährigen Krieges. (Deutschland auf schwerem Wege.)

Seiler, Friedrich, Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. III. Bd. Das Lehnwort der neueren Zeit. 1. 2. verm. u. verb. Aufl. Halle, Waisenhäus. 8 M. VIII. Bd. Das deutsche Lehnwort. 4. Teil: Das deutsche Sagwort und anderes; ebenda, 4 M. Die neue Auflage des 3. Bandes gab dem unermüdblichen Verfasser erwünschte Gelegenheit, alles einzuarbeiten, was er in 13 Jahren hinzugefunden hat. So ist das Buch allenthalben erweitert und darf auch weiterhin den Anspruch erheben, das führende Werk über Lehnwörter zu sein. Der 8. (Abschluß-) Band behandelt zunächst

das Sagwort (Nur nicht ängstlich, sagte der Hahn, da fraß er den Regenwurm) als eine besondere Art des Lehnworts. Die erste Geschichte und Zusammenfassung der Art; dann schildert er die deutsche Vergangenheit im Spiegel des deutschen Sprichworts und gibt endlich ein alphabetisches Verzeichnis der in den vorreformatorischen Sammlungen enthaltenen Sprichwörter. Damit erreicht das große Werk über das Lehnwort und das Lehnwort seinen Abschluß — nach Inhalt wie Durchführung eine echt deutsche Arbeit.

Weise, Oskar: Die deutsche Sprache als Spiegel deutscher Kultur. Jena, Frommann. 3.50. Zwar hat Weise in seinem Bericht schon auf dies Buch hingewiesen, wir möchten aber doch noch einmal betonen, daß es wohl kaum ein Gebiet des Kulturlebens gibt, das in diesen 24 Kapiteln nicht gestreift würde. Kein Wunder, denn es ist ein gewaltiger Schatz von Kenntnissen, aus dem der altverdiente Verfasser schöpfen kann.

Wasserzieher, Ernst: Leben und Werden der Sprache. 4. Aufl. Berlin, S. Dümmler. Diese kleinen Aufsätze über allerlei Erscheinungen des Sprachlebens haben längst so viele Freunde erworben, daß hier der Hinweis auf eine neue Auflage genügen muß.

Bergmann, Karl: Deutsches Wörterbuch; mit besonderer Berücksichtigung der Mundarten und Fremdwörter und des kulturgeschichtlichen Inhaltes des Sprachschages. Leipzig, Brandstetter. 9,—, gebunden 10,—. Dem kurzen Hinweis im vorigen Heft sei noch hinzugefügt, daß es sich hier zugleich um die 3. Auflage des etymologischen Wörterbuchs von P. S. Fuchs handelt, und daß Bergmann am Ende eine Reihe sprachgeschichtlich sehr wertvoller Zusammenstellungen angefügt hat. (Kulturgeschichtliches, Erdkundliches, Sondersprachen, Lautmalende Wörter, Bildersprache u. a., darunter auch die wichtigsten fremdsprachlichen Wörter, die für das Verständnis der Fremdwörter notwendig sind.)

Weise, Oskar, Deutsche Sprach- und Stillehre, 5. verb. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 2.50 M.

Weise, Oskar, Ästhetik der deutschen Sprache. 5. verb. Aufl.; ebd., 4 M.

Das eine Werk führt ins Sprachleben ein, das andere ist der Schönheit der Sprache gewidmet. Beide gehören zum festen Bestand jeder Bücherei eines Deutschlehrers, eignen sich aber auch für die Hand des Laien.

## Sammlungen.

Wissenschaft und Bildung. 158: Henke, Ludwig, Abriß der Sozialpolitik. 3. u. 4. Aufl. 189: Schulze, Anleitung zur Menschenkenntnis. 191: Lenjau, Th., Die deutschen Stämme und ihr Anteil am Leben der Nation. 192: Hildebrandt, P., Einführung

in die Begriffe der Landwirtschaft. Leipzig, Quelle & Meyer, je 1,25. — Schulges Buch begrüße ich außerordentlich; unsere Jugend schreitet geradezu nach einer solchen Anleitung, nach Kurzen in Psychologie: hier zeigt sich ein Weg, wie man in die Tiefe dringen kann, ohne doch über allerlei Vorbereitungen und Voraussetzungen das Ziel zu verfehlen. — Lenschäus Buch ist ein Versuch, und ein gelungener, in großen Zügen die Charaktere der einzelnen deutschen Stämme aus Boden und Geschichte zu entwickeln und ihren besonderen Anteil am Leben des Gesamtvolkes herauszuarbeiten. Die Einzelbegriffe faßt er dann in einem Kapitel deutsche Wesensart zusammen: sie besteht ihm in einer besonderen Art des Individualismus, daß der Deutsche immer und unter allen Umständen das, was seine innere Welt ausmacht, höher stellt als die ihn umgebende Außenwelt.

Reclams Universalbibliothek. Neue Erscheinungen 6411/12: J. Haarhaus, Blattkäse; ziemlich wahre Jagdgeschichten. 6413: W. Heise, Gerhart Hauptmann (Weber, Fuhrmann Henschel, Rose Bernd). 6414: Turgenjef, Klara Militsch; Novelle. 6415: Hand, Die Schöpfung. 6416—18: Brehm, Die Raubtiere, 2. Teil. 6419: J. v. Eichendorffs Lustspiel, Die Freier (in Hamburg begünstigt aufgenommen). 6420: O. Stoeffl, Johannes Freudenprung, Novellen.

Hofer-Bücher. Gebr. Hofer, Saarbrücken und Leipzig. Heft 20: Der Bauer (Auswahl von S. Kloeveborn). 21: Was da frucht und fleugt (Th. Schmidt). 22: Das Handwerk (W. Maack). 26: Ihr Blümlein alle heraus, heraus! (Th. Schmidt). 30: Maria in der deutschen Kunst (S. Rüttgers). 31: Der Bauerturm (S. Kloeveborn). Die Hofer-Bücher sind schon mehrmals gewürdigt worden. Sie beabsichtigen in ihrer Gesamtheit ein Lesebuch darzustellen. Wenn manche Beurteiler meinen, sie stellten einen vollen Ersatz und einen besseren für das Lesebuch dar, so kann ich dem nicht beitreten. Das neue Lesebuch kennt ja „das bunte Allerlei“ nicht mehr, „das der Zerstreuung, nicht der Sammlung entgegentritt“. Aber gerade wenn es zur Sammlung führt, wird man diese Hofer-Bücher als wertvolle Ergänzung betrachten müssen; in doppeltem Sinne: einmal lassen sie das weiterklingen, was das Lesebuch ange schlagen hat (so Bd. 21, 26, 3. T. 20) oder ergänzen es nach der Seite der Kunst (30), zum andern erweitern die mehr sachlich eingestellten Bände (20, 31, 22) das Lesebuch nach der Seite der sogenannten Realien, die freilich nicht im alten Sinne, sondern deutschkundlich gesehen sind. Hier muß das Lesebuch 3. T. bewußt verzichten. Also eine wertvolle Ergänzung und Erweiterung des Lesebuchs, geeignet für Arbeitsunterricht.

#### Aus alten Kulturen.

Heinemann, K.: Dichtung der Griechen; derselbe: Lebensweisheit der Griechen. — Seneca: Glückseliges Leben. Herausg. von H. Schmidt-Jena. Kröners Taschenausgabe. Leipzig, Alfred Kröner. Heinemanns Dichtung zählt das 21.—27. Tausend, die Senecausgabe das 19.—25. Tausend. So geht denn auch die

„Lebensweisheit“ gleich in zehntausend Stück hinaus, es ist eine Auswahl von den Vorsokratikern bis zu Epiktet, Marc Aurel und Plotin, von Homer bis Lukretius; die Prosa vom Herausgeber selbst übersetzt, die Dichtung aus guten Übersetzungen zusammengestellt, das Ganze eine gute Übersicht und Einführung.

Goldene Phorming. Lieder, Elegien und Epigramme der griech. u. röm. Dichter in ausgewählten Übersetzungen. Herausg. von Frieda Port. München, Beck. — In ausgewählter Zeit will die Herausgeberin antiken Geist zu Hilfe rufen für das deutsche Volk. So wählt sie aus den besten deutschen Übersetzungen aus, stellenweise die Übersetzungen verschiedener Dichter aneinanderfügend. Sie selbst steuerte besonders Sappho bei. Das Buch ist also nicht nur ein Denkmal antiker Kunst, sondern zeugt ebenso von dem nimmermüden Ringen deutscher Dichter und Denker um antiken Geist und antike Formschönheit. So ist's doch ein deutsches Buch.

Mythische Epik aus dem indischen Mittelalter in Nachdichtungen v. P. Althaus. München, O. C. Recht. Zunächst glaubte ich, das Buch sei fehlgegangen und habe dem Deutschkundler nichts zu sagen. Nun aber freue ich mich seines Besitzes und wünsche es auch vielen Freunden der deutschen Mythik, denn es ist erstaunlich zu sehen, wie im indischen Mittelalter gleiche Stimmen ertönen wie bei uns, wie dieselben Fragen denselben Ausdruck finden, dasselbe Sehnen sich offenbart. Wenn wir das lesen, drängen sich immer neue Fragen auf, uralte Verwandtschaft scheint sich kundzutun. Das Buch läßt nicht los, es ist eins von denen, die man sich nahe stellt für Stunden sinnender Ruhe.

#### Neue Dichtung.

Bohrt, Jakob. Neben der Heerstraße. Erzählungen. Leipzig, Grethlein u. Co. 4.50 Mark. — Wir haben den jüngst verstorbenen Schweizer Dichter erst vor kurzem in einem besonderen Aufsatz gewürdigt. Diese neueste Gabe zeigt ihn wieder als unendlich seinen Psychologen, an Geschehen ist in seinen Erzählungen nicht viel, aber reich sind sie an innerer Entwicklung. Am liebsten lebt er sich in die Bauern ein, „einfache“ Bauern, wie man so oft sagt, und es ist erstaunlich, wie er in ihrer Seele vielverschlungenen Wegen nachzugehen weiß. Und immer handelt es sich bei ihm um tiefe, sittliche Probleme, 3. T. solche unserer Zeit. Es geht eine Kraft aus von diesem schlichten Darsteller.

Renker, Gustav. Der Herold des Todes. Leipzig, Grethlein u. Co. — Ein phantastischer Roman, so heißt der Untertitel, er trifft auch zu, und doch lenkt er auf falsche Fährte. Denn nicht das Phantastische ist die Hauptsache, sondern das Innerliche. Tief ergreifend das Leben eines Menschen, der geweiht ist, anderen durch Mitleid den Tod zu erleichtern, dem der Tod aber all seine Liebe vernichtet, bis er ihn selbst, als seine Mitleidskraft erschöpft ist, mit seiner ersten und letzten Liebe davonnimmt. Ein Buch, das nicht wieder losläßt, weil es Tiefmenschenliches

darstellt, heilendes Mitleid und siegenden Lebenswillen.

Schnaakenberg, Ernst. Absetts. Niederdeutsche Novellen. Braunschweig, G. Westermann. 3 M. — Lehrreich der Vergleich mit Boffhart. Auch dort Dästeres, Hartes — aber der Norddeutsche ist doch noch herber und härter. Zwei Geschichten (die eine plattdeutsch), die tief hineinführen in die sittlichen Anschauungen des Bauerntums vor 100 Jahren, die sprechen von dem Rechte des Menschen und dem Rechte der Sitte und von dem uralten Hängen am Boden. Schuld steht in ihnen auf und daneben reines Menschen-tum, Schicksal und überwindende Liebe.

Weismantel, Leo. Musikanten und Wallfahrer. Freiburg i. B., Herder. M. 1,20. — Einer eigenartigen Betrachtung des eigenen Lebens läßt Weismantel zwei Geschichten folgen, die weite Verbreitung verdienen, vom Fürstbischof Herrmann, der in die Rhön stieg, die Armut zu suchen, und die von den „Brotgeigern“, ein entzündendes Märchen.

### Kunst.

Scheffer, Th.: Einführung in die Baugeschichte. 1. Bd.: Kirchl. Bauwerke. Berka bei Weimar „Deutsche Gemeinschaft“. Dieser Band ist die erste Veröffentlichung der Heimatschule, die, von der Heimat ausgehend, das Volk als Ganzes erfassen lassen will; er ist also ausgesprochen deutschkundlich eingestellt. Rein für den Lernenden geschrieben, gibt das Buch zunächst die Entwicklung der Bauweise und der einzelnen Formen, dann aber die innere Begründung dieser Entwicklung aus dem Wandel in der inneren Anschauung. Weitere Frage: was ist Stil? und ein Schlußkapitel: Bauformen und Landschaft. Ich empfehle das ausführlichste, klare Büchlein.

Die deutsche Stadt. Farbige Meisterbilder. Einführung: A. Grisebach. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 6.—. Aus seinem reichen Schatz an Bildern hat der Verlag hier 32 zu-

sammenstellen lassen, die Groß- wie Kleinstadt umfassen, Architektonisches wie Leben der Stadt. Gleich ausschlufreich für den Gegenstand wie für die verschiedene Malweise. Ein schönes und dabei lehrreiches Geschenkwerk.

Bauer, Karl: Schiller. Sein Leben und Wirken, in 16 Bildern. Mainz, Joh. Scholz. Von der Karlsruhschule bis zum Tode begleiten diese 16 Bilder des Meisters der Charakteristik das Leben Schillers, eindringlich Schillers Größe predigend.

Lichtwart, Alfred: Reisebriefe. (Briefe an die Kommission für die Verwaltung der Kunsthalle. In Auswahl.) Hrsg. v. Gustav Pauli. 2 Bde. Hamburg, Georg Westermann 6.—. Das ist ein außerordentliches Geschenk für jeden Kunstfreund. Paulis liebevolle Einleitung überblickt das ganze Leben, Schaffen und Sein dieses gottbegnadeten Kunstbeträhters, und dann wandern wir mit Lichtwart durch die großen Kunststädte des Auslands, besonders aber durch Deutschland. Den einen werden die unmittelbar der Kunst dienenden Äußerungen am meisten fesseln, den andern die Begegnungen mit Menschen, den dritten die glänzenden Städtebilderungen — jeder aber wird immer wieder von der besonderen Art dieses feinen Menschen gepackt werden, dieses Volkserzählers in edelstem Sinne.

Schleswig-Holsteinisches Jahrbuch. Herausg. v. Ernst Sauer mann. Hamburg, Paul Hartung. Weit über die Grenzen Schleswig-Holsteins hinaus verdient dieses Jahrbuch Beachtung und findet sie Jahr für Jahr mehr. Vorgeschichte, Geschichte, Kunst und Literatur werden hier behandelt unter Hilfe zahlreicher Abbildungen. Den Beschluß bilden 20 Tafeln: „Denkmäler aus dem alten Schleswig“, Schönstes an Funden, Architektur, bildender Kunst und Kunsthandwerk. Daß Schleswig-Holstein die Kraft hat, immer wieder dieses geradezu prächtige Jahrbuch zu fördern, ist bewundernswert und sollte eine Mahnung für alle anderen deutschen Stämme sein, es ihm gleichzutun.

## Ausgaben.

### Hermann Löns: Sämtliche Werke.

In allerlei Verlagen zerstreut war des Dichters Schaffen bisher. Nun hat sie Friedrich Castelle in acht Bänden vereinigt. Zuerst Lieder, Sagen und Märchen, dann die verschiedenen Sammlungen von Naturbildern und Tiernovellen, die Jagdgeschichten, die Schnurren und Stizzen, kleine Erzählungen und endlich die Romane. Ich las neulich eine Bemerkung: die Jugend liebe immer statt der Ersten von heute die Zweiten von gestern, daher selbst die schrecklichen Romane von Löns. Zweifellos sind die Romane ungleichmäßig, aber den Wehrwolf und den Hansbur soll man stehen lassen und auch das „Zweite Gesicht“ hat uns etwas zu sagen, vielleicht weil es ein Spiegelbild unserer zerrissenen Zeit ist. Sollte es dadurch nicht gerade vorwärts helfen können? Der eigentliche Löns aber ist der Freund des Tieres und der Jagd, der Heide und des Volksliedes. Das wird sein bleibendes Verdienst sein, daß er unzähligen von uns das Leben in der Natur wieder nahe gebracht hat, und wir können nur wünschen, daß diese Bände in recht vielen Häusern Hausbücher werden. Nicht Jugend-, sondern Hausbücher. Denn

das ist das Schöne, daß um das Wertvollste in diesen Bänden jung und alt sich scharen können zu gemeinsamem Genuß.

Allerlei Bücher um Löss haben jetzt die Aufmerksamkeit der deutschen Leserschaft in Anspruch genommen — ob sie wirklich zu ihm führen oder nicht viel mehr vom Dichter weg allzu sehr zum Menschen? Diese Bände sind (abgesehen von einem taffvollen Lebensbild) nur Löss, sie sind kein bestes Denkmal.

### Goethes und Schillers Werte.

In je einem stattlichen Band legt Otto Meißners Verlag in Hamburg eine Vollausgabe von Goethe und Schiller vor (geb. M. 8,—). In zeitlicher Abfolge sind Gedichte, Schauspiele und Schriften gemischt. Von Goethe finden wir außer Gedichten *Edg., Iphigenie, Egmont, Tasso, Faust I u. II, Dichtung und Wahrheit* und die „*Novelle*“. Von Schiller Gedichte, sämtliche großen Schauspiele und die *Huldigung der Künste* sowie das *Demetriusfragment*, dann *„Herzog Alba in Rudolstadt“*, *Was heißt Universalgeschichte?* Über naive und sentimentalische Dichtung. Die geschichtliche Anordnung ist zu begrüßen, wenn auch manches kleine lyrische Gedicht zwischen zwei Dramen erdrückt wird. Erfreulich die ausführlichen Angaben über Vertonung. Eine kurze Zeittafel über Leben und Werte gibt eine gute Übersicht. Die Ausstattung ist sehr gut. Hoffstaetter.

### Zeitschriftenchau.

Das Inseleischiß. Leipzig, Inselverlag. V, 1. u. a.: Bogumil Golz, Das deutsche Volkslied. Th. Daubler, Wie nahe sind uns Dinge. Stefan Zweig, Der Bildner (Gedicht). Goethe, Redensarten.

Die schöne Literatur. Leipzig, Avenarius. XXV, 1. W. Desper, Strahlenenergie in der Kunst. — W. Kunze, Otto Rennefeld. — Neue Bücher. Jahresernte 1: aus Hermann Hesse, Sinclairs Notizbuch. Bernd Isermann, Gedichte. XXV, 2. G. R. Brand, Der Mythos vom inneren Menschen (zu Hermann Stehrs 60. Geburtstag). — A. Potthoff, Ruhrland. Jahresernte 2: Hermann Stehr, Die Geschichte vom Rauschen — Gedichte. Tagebuch.

Die deutsche Schule. Leipzig 1923/11. 12, Klinckschardt; u. a. K. Muthesius, Neue Quellen zu Goethes Pädagog. Provinz.

Neue Jahrbücher. Leipzig, Teubner. LIII, 1. H. Hommel, A. W. Schlegels Dramaturgie. B. Busch, Der Mummenschanz in Faust II. LIX, 1. G. Wolff, Tacitus' Germania und deutsche Frühgeschichte. J. Ziehen, Grundfragen der Literaturpädagogik. G. Noack, Neue Hilfsmittel für den deutschen und geschichtlichen Unterricht.

Zeitschrift des deutschen Sprachvereins. 38/10—12. W. Gensel, Gelehrtendeutsch.

Deutsche Bildung. Frankfurt, Diesterweg. 5. 1. E. Rothacker, Philosophische Voraussetzungen der Deutschkunde. Sprengel, Die Gesellschaft für deutsche Bildung 1920—23.

Monatschrift für höhere Schulen. Berlin, Weidmann. XXII, 10—12: Fr. Bod, Die bildkünstlerische Erziehung der deutschen Jugend.

Monatshefte für deutsche Erziehung. Wien. I, 11—12: O. Tumlirz, Die Stufen der geistigen Entwicklung. — R. Standenat, Zur Methodik des neuen Deutschunterrichts. II, 1—2: Lotte Müller, Neue geistige Tätigkeit. Ein Beispiel aus dem Deutschunterricht.

der Gegenwart“. Hierin wurde den Hörern neben einer literatur- und geistesgeschichtlichen Interpretation auch eine künstlerische durch das lebende Wort geboten. Gerade für den Lehrer des Deutschunterrichts ist eine solche Einführung von höchster Bedeutung, da er ja den Schülern Dichtungen literarisch und künstlerisch (durch nachschaffendes Sprechen) nahebringen hat.

### Kleine Mitteilungen.

Eine beachtenswerte Zusammenarbeit zwischen Universitätsprofessor und Universitätslektor war im Wintersemester an der Universität Halle zu beobachten. — Es hielten hier der Professor für neuere Literaturgeschichte Dr. Ferdinand Joseph Schneider und der Universitätslektor für Sprechstunde und Vortragskunst Dr. Richard Wittjaß gemeinsam ein Kolleg „Die Lyrik

der Gegenwart“. Hierin wurde den Hörern neben einer literatur- und geistesgeschichtlichen Interpretation auch eine künstlerische durch das lebende Wort geboten. Gerade für den Lehrer des Deutschunterrichts ist eine solche Einführung von höchster Bedeutung, da er ja den Schülern Dichtungen literarisch und künstlerisch (durch nachschaffendes Sprechen) nahebringen hat.

PERIODICAL  
GENERAL LIBRARY  
UNIV. OF MICH.

# Zeitschrift für Deutschkunde

1924 Jahrgang 38

der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Herausgegeben von

Walther Hoffstaetter und Friedrich Panzer

## Inhalt:

	Seite
Zu Lessings „Theatralischer Bibliothek“. Von Univ.-Prof. Max Freiberr von Waldberg in Heidelberg . . . . .	163
Laokoontische Betrachtungen. Von Studentrat Dr. Karl Schulze in Götting . . . . .	169
Kloppstock und wir. Von Dr. Walther Kenwanz in Potsdam . . . . .	174
Sichtes Einfluss auf Goethes Faust. Von Dr. Fr. Börsler in Bremen . . . . .	177
Punkt oder Fragezeichen in Goethes „Faust“ I. Vers 1685? Von Studentrat R. Séaux de Lacroix in Arnberg . . . . .	181
Ist in Scheffels Ekkehard das Waltharilied das Ziel des ganzen Romans? Von Hans Siemonsen in Niebüll (Schleswig) . . . . .	183
Hans Franck und die deutsche Erzählkunst. Von Robert Petsch in Hamburg . . . . .	185
Atemgebrauch beim Vortrag von Gedichten und Prosa. Von Dr. Rudolf Blümel in München . . . . .	189
Strophe und Bündel, verwickelter und einfacher Absatz. Von Dr. Rudolf Blümel in München . . . . .	201
Der Wandel der Wortbedeutung als Angleichung (Assoziation). Von Christian Rogge in Neustettin . . . . .	201
Volkskunde im Aufsatz der höheren Schule. Von Oberstudientrat Prof. Dr. Oskar Philipp in Meerane . . . . .	211
Eigentätige Auswertung der Lese Stoffe durch die Schüler. Von Studentrat Martin Leistner in Schneeberg . . . . .	215
Literaturgeschichte und Unterricht. Von Walther Hoffstaetter . . . . .	216
Die Werke unserer Lieddichter in der Schule. Von Fritz Müller in Chemnitz . . . . .	219
Deutsche Erziehung und preussische Neuordnung. Von Oberstudiendirektor Dr. Klaudius Bofunga in Frankfurt a. M. . . . .	224

(Fortsetzung des Inhaltes auf S. 2)

Verlag B. G. Teubner · Leipzig · Berlin

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

# Zeitschrift für Deutschkunde

herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Der laufende Jahrgang erscheint in 4 Hefen. Preis für jedes Heft bei laufendem Bezuge freibleibend G.M. 1.20; Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Bildung (Deutscher Germanisten-Verband) erhalten bei unmittelbarem Bezuge durch den Verlag 25% Ermäßigung. Einzelheft G.M. 2.—. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an, gegebenenfalls auch der Verlag. Der Postbezug mußte aus technischen Gründen aufgehoben werden.

Die „Zeitschrift für Deutschkunde“ bezieht alle Zweige der Deutschkunde in ihren Kreis ein, um den Deutschlehrer für seine neue, größere Aufgabe auszurüsten: den Schüler das deutsche Wesen in seiner Gesamtheit erkennen und erfassen zu lehren. Dadurch wird die Zeitschrift zugleich eine Vorkämpferin für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichts in der neuen deutschen Schule. Im einzelnen bringt sie: 1. Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze in Form von zusammenfassenden Überblicken über größere Wissenschaftsgebiete, wodurch sie zwischen Forschung und Schulpraxis vermittelt. 2. Einzelwissenschaftliche Aufsätze aus den Kreisen der Deutschlehrer. 3. Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige (Literatur, Volkskunde, Sprachunterricht, Lektüreunterricht, Anfangsunterricht und Anfänge der Sprechlehre, Aufsatzunterricht, Vorträge und Ausspracheübungen, Philosophie, bildende Kunst, Musik, Frühgeschichte, deutsche Altertümer). 4. Literaturberichte. 5. Sprechzimmer. 6. Kleine Mitteilungen. 7. Bücherchau. 8. Zeitschriftenchau.

Die Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen und Literaturberichten 20, von kleineren Beiträgen 5 Sonderabdrücke. Anfragen, Mitteilungen und Beiträge (letzte nur nach vorheriger Anfrage) sind zu richten für die Abteilung 1: Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze und die Abteilung 2: Einzelwissenschaftliche Aufsätze an Prof. Dr. Panzer, Heidelberg, Neuenheimer Landstr. 12; für die übrigen Abteilungen an Studienrat Dr. Walther Hofstaetter, Dresden-A. 21, Elbstr. 1. Unverlangt eingesandte Arbeiten werden nur zurückgeschickt, wenn ausreichendes Rückpostgeld beigefügt ist. Besprechungstitel werden ausschließlich an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3, erbeten. Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingesandter Bücher wird nicht übernommen.

Anzeigenpreise: Die zweigespaltene Millimeterzeile Goldmark —.32,  $\frac{1}{2}$  Seite Goldmark 90.—,  $\frac{1}{4}$  Seite Goldmark 48.—,  $\frac{1}{8}$  Seite Goldmark 26.—. Anzeigenannahme durch B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3.

## (Fortsetzung des Inhaltes von S. 1)

	Seite
Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Von Walther Hofstaetter . . . . .	228
Literaturbericht 1929. Sprache und Sprachwissenschaft. Von Geheimrat Prof. Dr. Oskar Weise in Eisenberg (Thür.) . . . . .	229
Literaturbericht. Pädagogik. Von Walther Hofstaetter. . . . .	237
Bücherchau . . . . . 240 Zeitschriftenchau . . . . . 241 Mitteilungen . . . . .	242

Von großer wissenschaftlicher und pädagogischer

# VERLAGSBUCHHANDLUNG

akad. gebild. jüng. **MITARBEITER** gesucht insbes. für

**PHILOSOPHIE, GESCHICHTE, VOLKSWIRTSCHAFT  
UND HANDELSWISSENSCHAFTEN**

Praktische Erfahrung im Schulwesen notwendig. Interesse für Leibesübungen und Sport erwünscht. Erforderlich gute Fach- und Allgemeinbildung, unbedingte Zuverlässigkeit, große Arbeitskraft, rasche Auffassungsgabe, praktische Veranlagung, kaufmännischer Sinn und technisches Verständnis, Gewandtheit im schriftlichen und persönlichen Verkehr sowie Fähigkeit zu disponieren. Bei Erfüllung dieser Voraussetzung ist Aussicht auf bevorzugte Lebensstellung im großem guttundiertem Wirkungskreis geboten. Ausführliche Mitteilungen mit Bildnis erbeten unter Phil. 8 an die Expedition dieser Zeitschrift.

## Zu Lessings „Theatralischer Bibliothek“.

Von Univ.-Prof. Max Freiherr von Waldberg in Heidelberg.

Lessing hat in der Vorrede zu seinen Fabeln die Bemerkung gemacht, daß er seine Schriften als „fremde Geburten“ betrachte. Vielleicht erklärt sich daraus die geringe Sorgfalt, mit der er seinen geistigen Besitzstand wahrte. Schon bald nach seinem Tode ist es beklagt worden daß er selbst nie der Herold seines Ruhmes gewesen sei, und die Unbekümmertheit bei der Feststellung seines Lebenswertes hat die späteren Herausgeber Lessings vor die schwierigsten Aufgaben gestellt, bei deren Lösung oft alle philologischen und stilkritischen Methoden versagten, und nur mit „inneren Gründen“, Wahrscheinlichkeitsbeweisen oder unkontrollierbaren persönlichen Eindrücken operiert werden mußte, die dem Zuweisen oder Absprechen der einzelnen Beiträge den weitesten Spielraum ließen. Um eine Vorstellung von den dissentierenden Meinungen der Lessingforscher und -herausgeber in solchen Fragen zu gewinnen, genügt es, einen Blick auf die tabellarische Übersicht zu werfen, die Robert Pilger in seiner Einleitung zum Abdruck der „Kleinen Schriften zur dramatischen Poesie“ in der Hempelschen Ausgabe (Bd. XI, 1 S. XI f.) mitteilt. Pilger hat das Verhalten der einzelnen Lessingausgaben, der von K. G. Lessing, Schink, Lachmann und Lachmann-Malzahn zu der Frage nach der Urheberschaft der Aufsätze in den von Lessing und Moliere herausgegebenen „Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters“ (1750) und der von Lessing nach der Trennung von seinem Jugendfreunde allein edierten „Theatralischen Bibliothek“ (1754) in anschaulicher Weise aufgezeigt. Diese Vielheit der Meinungen steigert sich noch, wenn man die seither erschienenen Gesamtausgaben Lessings heranzieht. Immerhin darf die „Theatralische Bibliothek“ als dasjenige Werk angesehen werden, bei dem weniger philologische Fehldiagnosen zu erwarten sind als etwa bei den Rezensionen aus der „Vossischen Zeitung“. Lessing hat mit diesem Unternehmen, wie er es in der „Vorrede“ ausspricht, im Gegensatz zum „theatralischen Mischmasch“ der „Beiträge“ ein einheitliches Werk geplant, das in einer Anzahl mäßiger Bände die Mittel an die Hand gibt, „die Schicksale der dramatischen Dichtkunst auf einmal zu übersehen“.

Der Ton, in dem dieses programmatische Vorwort gehalten ist, das immer wiederkehrende „Ich“, lassen schließen daß es sich hier um ein literarisches Unternehmen handelt, an dem der Herausgeber auch der Hauptmitarbeiter, Verfasser oder Übersetzer der meisten Artikel sei, eine Auffassung, die auch die zeitgenössischen Beurteiler bekräftigen, wenn sie von der „Th. B.“ als dem „Werk“ des „Verfassers“ sprechen, und Lachmann hat auch von diesem Gesichtspunkt geleitet sämtliche Aufsätze als Lessingisch anerkannt und in seine Ausgabe aufgenommen, allerdings mit der Einschränkung, daß er die Übersetzungen

— dem Plane seiner Edition entsprechend — vom Abdruck ausschloß. Malzahn, der mit Sachmann grundsätzlich übereinstimmt, ist beim Ausschluß der Übersetzungen nicht ganz konsequent, während Pilger — und später in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur“ Robert Bogberger — die „Theatr. Bibl.“ mit allen Übertragungen vollständig abdrucken. Munder endlich schließt sich in seiner mustergültigen Ausgabe Sachmanns Vorgehen an, bringt aber mit peinlichster Gewissenhaftigkeit alle Zusätze der Übertragung, d. i. das Vorwort und die Anmerkungen des Übersetzers. Pilger, der als Erster die „Theatr. Bibl.“ vollständig veröffentlicht, rechtfertigt sein Vorgehen mit der Begründung, „daß wir ebensowenig eine nach subjektiver Anschauung getroffene Auswahl für erlaubt halten als eine gänzliche Weglassung, wo es sich um Arbeiten handelt, die mit der geistigen Entwicklung Lessings aufs engste verbunden sind und in denen sich dessen sprachlicher und ästhetischer Bildungsgang aufs Getreueste abspiegelt“. (Bd. XI. 1, S. XVIII.)

Von diesem Gesichtspunkte scheint ihm vor allem die Übersetzung von Riccobonis *Histoire du Theatre Italien* von ganz besonderer Bedeutung, da sie in geradezu typischer Weise nicht nur Lessings Fortschritte in der Kunst der Übersetzung gegenüber den älteren Versuchen, z. B. in den „Beiträgen“ dokumentiert, sondern Lessings sprachliche Meisterschaft in anschaulichster Weise vergegenwärtigt. „Namentlich bewundert man die klare Wiedergabe des Sinnes des Originals durch Anwendung stilistischer Mittel“ (sie werden im einzelnen aufgezählt), „es herrscht eine Abrundung der Phrase, welche uns die Übertragungen noch heute als Leistungen erkennen läßt.“ Und gerade auf den Riccoboniarartikel wird das Hauptgewicht gelegt. „Die leichtflüssige lebendige Vortragsart des französisch schreibenden Italieners erinnere ganz an Lessing, der sich dadurch besonders von ihm angezogen gefühlt haben mochte. Dadurch erkläre sich vielleicht auch die sprachliche Abhängigkeit von der französischen Diktion. Das Deutsche Lessings werde oft erst durch Vergleichung mit dem französischen Original klar. Was von Riccoboni bemerkt worden sei, gelte auch von den anderen Übersetzungen, wir werden durch sie in die reichen Vorratskammern, ja in den Herd der Ideen und Vorstellungen geführt die der junge Lessing sich zu eigen machte — — — sie sind die Vorläufer und Bausteine jenes späteren Stils, der Lessing zum größten Prosaischen des deutschen Volkes gemacht hat; sie repräsentieren eine sprachliche Entwicklungsstufe und sind schon voll von Genialität.“ (A. a. O. S. XXI ff.)

Der Weg, den die deutsche Literatur in der ersten Hälfte und Mitte des 18. Jahrh. gegangen ist, war ja mit Übersetzungen gepflastert. Man kann nach Analogie der „produktiven Kritik“, von der Friedrich Schlegel spricht, auch von „produktiven Übersetzungen“ reden. Aber ein Blick auf die aus fremden Sprachen übertragenen Literaturprodukte jenes Zeitalters lehrt, wie viele Unberufene sich an dieses verantwortungsvolle Amt gewagt haben, „gelehrte Tagelöhner“ wie sie Lessing unmutig nennt, „die, um die fremde Sprache zu verstehen, sich im Übersetzen üben“. Man kann daher wenn man das, trotz mancher Gallicismen, saubere gar nicht handwerksmäßige Deutsch in der Übersetzung des Riccoboni liest, Pilgers Enthusiasmus begreifen, und es müßte fast wie ein herostratisches



Unternehmen anmuten, dieses auf einer so hohen Stufe künstlerischer Ausdrucksform stehende Werk, Lessing abzusprechen. Welchem deutschen Dolmetsch könnte auch in jenem Zeitalter erbärmllicher Übersetzungen, die niemand so scharf verurteilte als Lessing, eine solche stilistische Meisterleistung zugetraut werden? Und dennoch hat es einen solchen gegeben, und dieser bis jetzt Unbekannte ist es, der dem Werke Riccobonis sein deutsches Gewand angelegt hat! —

Im ersten Bande der Zeitschrift „Der Sammler zum Zeitvertreib und Nutzen der TEUTSCHEN auf das Jahr 1765. Erlangen“, ist ein durch zwei Hefte dieser Monatschrift laufender Beitrag abgedruckt: „Nachricht vom Carneval, insonderheit dem Venetianischen.“ Der Verfasser hat bei seiner Schilderung, wie er selbst eingesteht, vornehmlich eine englische Reisebeschreibung „Travels through Holland, Germany, Switzerland and other parts of Europe but especially Italy“ von Blainville (London o. J.) und die „berühmten“ Köhlerischen Reisen zu Rate gezogen. In einer für jene Zeit sehr gewandten flüssigen Sprache, werden der Ursprung des Carnevals, die Lustbarkeiten, die farbenfrohen Feste und das bunte Treiben der Marktschreier, Puppenspieler und allerlei fahrenden Volkes geschildert, dann aber als die größte Carnevalsbelustigung die Schau- und Singspiele und ihre lebendige Darstellung angeführt. Nach einigen abfälligen Bemerkungen über die „abscheuliche Gottlosigkeit“ einiger der gewöhnlichen Singspiele; fügt er (S. 28) hinzu: „Jedoch muß ich der Wahrheit zu Steuer hiebei anführen, daß Italien heut zu Tage in dem berühmtesten Goldoni einen Verfasser von Singspielen hat, der ihm Ehre bringet, und doch, wenn man sich von der Welschen Schaubühne, die von der unsrigen gänzlich unterschieden ist, einen vollständigeren Begriff machen will als ich hier geben kann, man des Ludwig Riccoboni *Histoire du Theatre Italien 1727 und 1731. II. T.* und eben desselben *Reflexions historiques et critiques sur les Theatres de l'Europe, Paris 1738*, wovon ich das erstere zum Theil in das Deutsche übersetzt und in Lessings *Theatral. Bibliothek II. u. VIII. S. 135* steht, lesen muß.“

Unterzeichnet ist dieser Artikel, der eine weitreichende Belesenheit und Literaturkenntnis verrät, und auch über die italienische Oper — wo wieder auf Riccobonis „*Reflexions*“ hingewiesen wird — sachkundig handelt, von J. C. Köhler.

Es ist nach dieser ebenso deutlichen als anspruchslosen Erklärung kein Zweifel, daß wir in Köhler den Autor der bisher Lessing zugeschriebenen Übersetzung von Riccobonis „*Histoire*“ zu erkennen haben, und es ist zugleich eine Pflicht der Literaturgeschichte, ihm zu seinem Rechte zu verhelfen.

Bei der leider beschämend geringen Treffsicherheit unserer stilkritischen Methoden muß ich es mir versagen, Köhlers Anspruch durch stilistische Analogien aus der Sprache des Carnevalartikels auch noch philologisch zu stützen, obgleich Sprachform und Wortschatz manche Übereinstimmung mit denen des Beitrags in der „*Th. B.*“ aufweisen. Daß ihm eine an Lessing gemahnende epigrammatische Schlagfertigkeit nicht fehlt, beweist er durch die „freie Übersetzung“ eines lateinischen Sinngedichtes von Thomas Morus auf einen Sterndeuter (a. a. O. I. S. 96):

„Du Weiser, siehst zwar in des Gestirnes Fernen  
Was uns das Schicksal zugebracht,  
Warum zeigt keiner doch von den allweisen Sternen  
Die Hörner, die dein Weib dir macht?“

Dieses Epigramm hat Köhler an einer anderen Stelle viel gedrängter und pointierter in zwei verschiedenen Fassungen gebracht. Aber ich glaube bei einer so untrüglichen klaren Zeugenschaft wie sie die oben zitierte Stelle ablegt von einer weiteren Beweislast mittels Indizien befreit zu sein. Über einen persönlichen Verkehr oder sonstige literarische Beziehungen zwischen Lessing und Köhler findet sich allerdings weder in Lessings Werken noch in seinem Briefwechsel eine Spur. Ein einziges Mal wird in den „Collectaneen“ auf die von Köhler stammende deutsche Übersetzung von Wrights Reisen verwiesen, aber ohne den Autor der Übertragung zu nennen. Unser Dichter erwähnt öfter den Namen Köhler, so in seiner im Nachlaß enthaltenen Abhandlung „Über das Heldenbuch“ (Sachmann-Munder, Bd. XIV, S. 205 ff.), ebenso wie er Auszüge aus Köhlers Abhandlung über den Theuerdank (ebd. S. 17) sich gemacht hat, aber hier handelt es sich um den berühmten, von seinen Zeitgenossen sogar als „unsterblich“ gepriesenen wissenschaftlich außerordentlich fruchtbaren Göttinger Professor, den Historiker Johann David Köhler, während der Übersetzer des Riccoboni, sein 1720 zu Altdorf geborener, 1768 verstorbener Sohn Johann Tobias ist, der nach seines Vaters Tode gleichfalls in Göttingen, als Professor extraordinarius, lebte, und namentlich in den historischen Hilfswissenschaften eine reiche literarische Tätigkeit entfaltete, indem er unter anderen auch das groß angelegte numismatische Werk seines Vaters die „Historische Münzbelustigung“ vom 27.—52. Teile zu Ende führte. Im Lebenslauf des Vaters heißt es vom Sohne „qui patrum suum debet et jam reddere felicibus auspiciis incipit“ (Will, Nürnbergisches Gelehrten-Lexikon, Bd. II, S. 315). Aber wir dürfen bei dem jungen Köhler nicht an einen im engen Sachwissen aufgehenden Gelehrten denken der sein Leben darin erschöpfte die wissenschaftlichen Trödelbuden zu füllen, er hat vielmehr weltläufige Interessen und scheint früh künstlerische und literarische Neigungen gepflegt zu haben. Seine erste Veröffentlichung ist nach Meusel (Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen Deutschen Schriftsteller, Bd. VII, S. 193), der mir leider nicht zugängliche „Musikalische Zeitvertreiber“, von dem er Nürnberg 1746 den zweiten Teil herausgab. Er soll ganz von ihm sein, während er für den dritten (1751) nur acht Oden lieferte. Wenn ich die Notiz in Citners „Quellen-Lexikon“ richtig verstanden habe, so dürfte es sich hier um Liedertexte handeln, die von Köhler stammen. Aber auch sein Eingreifen in eine damals das Tagesgespräch bildende literarische Fehde spricht für seine schöngeistigen Neigungen. Gottsched hatte in seinen „Neuen Gedichten auf verschiedene Vorfälle“ (Regensburg 1749), ein, auch als Sonderdruck (1750) erschienenenes haßerfülltes Pamphlet gegen Land und Leute der Oberpfalz veröffentlicht, und damit einen Sturm der Entrüstung bei den Betroffenen hervorgerufen. In die literarischen Kämpfe die sich an diese Affäre anschließen, greift nun auch J. T. Köhler ein, der als geborener Altdorfer sich in seinem Heimatgefühl empfindlich verletzt fühlte. „Johann Tobias Köhlers aus Altdorf Ver-

theidigung der Ober-Pfalz gegen die Verunglimpfungen des Herrn Professors Gottsched, in dessen neuesten Gedichten auf verschiedene Vorfälle. Göttingen 1750“ scheint in Leipzig argen Anstoß erregt zu haben. Gottsched erwidert dem „Kohlenbrenner“ im „Neuen Büchersaal“, Bd. X, S. 192, durch ein Sinngedicht (Eugen Wolff, Gottscheds Stellung im deutschen Geistesleben, Leipzig und Kiel 1895, Bd. I, S. 28), und einer der Getreuen aus Gottscheds Kreis, der Göttinger Wedekind, will wohl seinem Gönner eine besondere Freude bereiten, wenn er ihm von dort aus berichtet: „Der oberpfälzische Kohlenbrenner spielt hier eine erbärmliche Figur. Sein Vater muß mit dem pecus arcadicum genug ausstehen.“ (G. Wanniedt, Gottsched und die deutsche Literatur seiner Zeit, Leipzig 1897, S. 380.)

Lessing hatte 1749 in der Vossischen Zeitung Gottscheds „Neueste Gedichte“ recht abfällig und ironisch beurteilt (Lachmann-Munder, Bd. IV, S. 32 ff.), und dabei auch von dem „traurigen und würdigen Schicksale“ gesprochen, das dessen Gedicht „Die Oberpfalz“ erlitten; es liegt nahe zu schließen, daß sich vielleicht von da aus Fäden zwischen dem Berliner Literaten und dem Göttinger Magister gesponnen haben. Vor allem hat sich aber J. T. Köhler als Übersetzer betätigt und anscheinend einen guten Ruf als solcher erworben. Seine vierbändige Übertragung der im Karnevalsartikel erwähnten und benutzten „Travels“ von Blainville aus dem Englischen (die von Turnhull und Guthrie aus dem französischen Originalmanuskript übersetzt wurden), ist, wenn ich nach mehrfachen Stichproben urteilen darf, an Ungezwungenheit des Ausdrucks dem Original überlegen, und die metrische freie Bearbeitung einzelner epigrammatischer Einlagen, z. B. der schon erwähnten lateinischen Verse von Thomas Morus, oder die Verdeutschung einer italienischen Grabinschrift auf Pietro Aretino, zeigt eine solche Formgewandtheit und Beherrschung des sprachlichen Materials, daß er schon dadurch in die Nähe der Lessingschen Jugendschriften rückt. Auch die Freiheit, die er sich dem übersetzten Original gegenüber wahrte, gelegentlich in Anmerkungen durch sein eigenes Wissen ergänzt oder seine kritischen Einwände mitteilt, erinnern an die Art und Methode Lessingscher Darstellung. Er verteidigt sich geschickt gegen „allzustrenge Deutschmeister“ wenn er manchmal ein Fremdwort statt eines deutschen gebraucht, weil sich dieses nicht allemal schicken will, oder tritt selbstbewußt in Wettbewerb mit dem Original, wenn er z. B. ein lateinisches Epigramm auf die römische Lukretia ins Deutsche überträgt und dabei auch die englische Übersetzung mitteilt, „um einiger Leser willen, die Englisch verstehen, will ich auch die Englische Übersetzung beifügen und Kennern das Urteil überlassen, ob die Deutsche oder Englische besser getroffen“ (Bd. I, S. 516). Und in gleicher Weise hat er Clarks „Briefe von dem gegenwärtigen Zustande des Königreichs Spanien“ (Göttingen 1765) und Grieses Auszug der damals öfter gedruckten und viel gelesenen „Beschreibung des Landes Kamtschatka“ (ebd. 1766) verdeutscht, und man muß an den Abbé Prevost denken, der fast um die gleiche Zeit seine stilistische Meisterschaft und Übersetzungskunst an der monumentalen „Histoire générale des Voyages“ bewährte, wenn wir Köhler ein allerdings nicht zu Ende geführtes gleichartiges Unternehmen beginnen sehen, seine „Sammlung neuer Reisebeschreibungen aus fremden Sprachen, besonders aus dem Englischen“ (Göttingen und Gotha 1767—1769). — Man gewinnt aus dieser rei-

chen und mannigfaltigen Produktion, an die sich seine vielseitige Lehrtätigkeit, wissenschaftliche Arbeit und Beteiligung an Zeitschriften anschließt, den Eindruck einer sprachkundigen, geistig regsamen, und schriftstellerisch gewandten Persönlichkeit, der man wohl zutrauen darf, die als Lessingsche Leistung angesehene Übersetzung der „Histoire“ des Riccoboni für die „Theatr. Bibl.“ geliefert zu haben.

Ist dies aber der Fall — und darüber dürfte nun wohl kein Zweifel herrschen — dann fällt nicht nur die Übersetzung, sondern auch die dieser vordruckte, bis jetzt von allen Herausgebern ausnahmslos Lessing zugeschriebene „Nachricht von dem Verfasser“ Köhler als Autor zu. Denn die „Anmerkung des Übersetzers“ (Lachmann-Munder, Bd. VI, S. 245, in der Originalausgabe S. 199): „Hier wird eben der rechte Ort seyn, einen Fehler gut zu machen, den ich oben auf der 135. Seite (d. i. in der Nachricht von dem Verfasser) in meiner Handschrift zu verbessern vergessen hatte;“ — es handelt sich um die Richtigstellung des dort gebrachten falschen Geburtsdatums Riccobonis — diese Anmerkung zeigt deutlich und jeden Zweifel ausschließend, daß der Verfasser der Übersetzung auch der der „Nachricht“ sei.

Gewichtige Momente sprechen aber dafür, daß auch die folgenden Artikel: „Auszug aus der Sophonisba des Trissino und der Rosmunda des Ruccelai“, sowie der sich anschließende „Auszug aus der Calandra des Kardinal Bernardo di Bibiena“ samt den dazu gehörigen einleitenden Bemerkungen auf Köhlers Namen zu buchen sind. Denn abgesehen davon, daß gar kein triftiger Grund vorhanden ist, weshalb Köhler nur Teile des ersten, nicht aber auch solche des zweiten Bandes von Riccobonis „Histoire“ übersetzt haben sollte, werden in der als Vorwort dienenden „Nachricht von dem Verfasser“ vom Autor dieser Nachricht, d. i. Köhler, direkt noch weitere Übersetzungen in Aussicht gestellt. „Ich verspare es“ heißt es hier in der Schlussbemerkung, nachdem alle Werke Riccobonis aufgezählt wurden, „auf ein andermal, von diesem oder jenem genannten Aufsatz nähere Nachricht zu geben, wie man denn auch seiner Frau und seines Sohnes, welche beide noch leben, bei einer andern Gelegenheit soll gedacht finden.“ Hier werden ja also noch mehr Arbeiten angekündigt als gedruckt wurden!

Und so ist denn als Ergebnis dieser Ausführungen die Forderung zu stellen, daß von allen künftig erscheinenden Lessingausgaben die Übersetzung von Riccobonis „Geschichte der italienischen Schaubühne“, die Auszüge aus der Sophonisbe, Rosmunda und der Calandra mit allen Vorbemerkungen und Anmerkungen ausgeschieden werden sollen, als ein fremdes Gut, mit dem Lessing nur als Herausgeber der „Theatralischen Bibliothek“ in Beziehung zu bringen ist. —

Johann Tobias Köhler ist ohne sein Wissen und Zutun, an Lessings Rockschößen hängend, in die Unsterblichkeit gezerrt worden. Weisen wir ihm nun einen bescheidenen Platz in der Geschichte der deutschen Literatur an, wodurch er für seine literarischen Leistungen reichlich belohnt wird!

Der Fund aber, den ich auf der Suche nach Wertvollerem, auf dem Wege aufgelesen habe, bestärkt mich in der Überzeugung, daß eine weitere, systema-

tische Durchforschung der zeitgenössischen Zeitschriften — der sich ja schon Munder hingebungsvoll gewidmet hat — und eine gründliche Durchsicht der damaligen ephemeren Literatur, noch manches Dunkel, das über Lessings Schaffen schwebt, lichten würde<sup>1)</sup>, man muß nur nach dem Recepte unseres Dichters, „das Beste aus schlechten Büchern“ zu holen suchen!

## Laokoontische Betrachtungen.

Von Studienrat Dr. Karl Schulze in Görlitz.

### II.

### III. Die Einheit im „Laokoon“.

Schon aus den vorangegangenen Darlegungen ergibt sich zur Genüge, daß Lessing völlig recht hat, wenn er D. 13 erklärt: „Die Aufsätze sind zufälligerweise entstanden und mehr nach der Folge meiner Lektüre als durch die Entwicklung allgemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind also mehr unordentliche Kollektaneen zu einem Buche als ein Buch.“ Das wird ganz deutlich, wenn man den Nachlaß mit in die Betrachtung einbezieht. Und dies Ganze an Erwägungen ist es, was Lessing vor Augen steht, wenn er schreibt. Als er daran ging, den „Laokoon“ zu schreiben, beherrschte er die gesamte Materie noch keineswegs, so daß er, was die Materie selbst angeht, auch jetzt nur noch erst Kollektaneen hätte anlegen können und eingehende Erwägungen anstellen müssen. Der kollektaneenhafte Charakter des „Laokoon“ wird dadurch abgeschwächt, daß Lessing seine Erwägungen nicht nach der Folge der Lektüre anstellt, sondern sie nach zufälligen, durch die jeweils besprochene Materie gegebenen Gesichtspunkten verknüpft. Wie könnten sonst die verschiedenen, in ihren Einzelheiten gar nicht miteinander in Einklang zu bringenden Kapitel so nebeneinander stehen! Es kann ja von einer durchgebildeten und ausreichend begründeten Theorie im „Laokoon“ überhaupt keine Rede sein, rein logisch und psychologisch beruht sein Wert im Zusammenhang mit den Nachlaßkollektaneen darauf, daß hier ein ausführliches Beispiel für die Art des Durchdenkens, Hin- und Herwägens eines Problems gegeben ist, wie sie für die Vorarbeit charakteristisch ist. Die Unsystematik ist also eine aus der Not geborene Scheintugend. Denn so unsystematisch auch immer der Gang einer Abhandlung sein mag, System des Denkens und der dargestellten Materie selbst muß doch da sein.

Derartige muß nun aber auch bei Lessing vorausgesetzt werden, nur darf man die Einheit nicht auf Seiten der Theorie suchen, sondern lediglich im Ge-

1) Oder auch vor neue Fragen stellen! So ist z. B. im „Sammler“, Jahrgang 1765, eine als „ungedruckt“ angeführte „Nachahmung der Gespenster in Lessings Kleinigkeiten“ „Die Hexen“ betitelt, veröffentlicht die mit der Chiffre „L\*\*“ unterzeichnet ist. Daß dieses Zeichen für Lessings Namen verwendet wurde, bezeugt das in Zeitschrift „Der Liebhaber der schönen Wissenschaften“ (1774—78), Bd. II, S. 277f., abgedruckte Gedicht „Aufmunterung an Herrn L\*\*“ (vgl. Lachmann-Munder, Bd. I, S. 12). Ich möchte aber die „Hexen“ Lessing doch nicht zuschreiben, da ich eine Selbstparodierung für unwahrscheinlich halte. Eine zweite Parodie „Das Schattenbild nach den (!) Herrn Lessing“ in der gleichen Zeitschrift ist mit „S“ signiert.

schmack Lessings. Und dieser Geschmack muß um so mehr das entscheidend Einheitliche sein, weil es sonst unverständlich bliebe, daß er so disparate Dinge nebeneinanderstellen und für vereinbar halten konnte. Die Theorie ist absolut das Sekundäre. Ich habe oben schon auf die Stelle über das Genie IV 6 verwiesen, die alle laokoontische Theorie umwirft. Sie und eine weitere Stelle („Sophokles“ 1. Buch, gleich am Anfang 5. Absatz) geben einen Schlüssel, der für die Verlebendigung Lessings und die erziehlische Wirkung seines Wesens weitaus wichtiger ist als alle Theorie. Sie lautet: „Man gewinne aber einen alten Schriftsteller nur erst lieb, und die geringste Kleinigkeit, die ihn betrifft, die einige Beziehung auf ihn haben kann, hört auf, uns gleichgültig zu sein. Seitdem ich bedauere, die Dichtkunst des Aristoteles eher studiert zu haben als die Muster, aus denen er abstrahierte, werde ich bei dem Namen Sophokles, ich mag ihn finden, wo ich will, aufmerksamer als bei meinem eigenen. Und wie vielfältig habe ich ihn mit Vorsetz gesucht! Wieviel Unnützes habe ich seinetwegen gelesen!“ IV 6 (auch D. 1) stellt er das subjektivste aller Kriterien auf: die unmittelbare Wirkung auf den Beschauer, hier wird das subjektivste aller Verhältnisse (s. auch II 1 und XXI 3) auf die Stellung zum Dichter übertragen: man gewinne ihn lieb!

Lessings Arbeit verlief, ohne kunstwissenschaftliche oder kunsthistorische Gesichtspunkte, so (vgl. D. 1—5): er verspürte von einem Werke eine besondere Wirkung, es war „schön“. Damit konnte er sich nicht unbefangen begnügen, sondern als philologisch erzogener Mann, als Kritiker und Rationalist brauchte er allgemeingültige Maßstäbe für die Praxis und machte von vornherein die Voraussetzung, daß, wenn auf ihn etwas als schön wirke, dies daran liege, daß es nach objektiven Gesetzen schön sei. Diese Grundlage suchte er, nicht die unmittelbare Wirkung mit ihrer persönlichen Grundlage blieb das Entscheidende, nicht die in ihm liegenden Gründe für sein Gefallen hatten ein Interesse für ihn. Aber zu sehen ist am „Laokoon“ noch überall, wie stark er vom persönlichen Geschmacksurteil ausging, denn es ist geradezu erstaunlich, wie sehr Lessing immer am Einzelbeispiel hängt, dies nach dem augenblicklichen Bedürfnis betrachtet, man darf kaum sagen: analysiert und das Ergebnis verallgemeinert. Man zeige eine einzige, ganz konsequent durchgeführte Induktion im ganzen „Laokoon“! Man sehe sich die ausführlicheren Beispiele an und beachte, daß jedes Beispiel individuell gefaßt wird, aber nicht vom Dichter, sondern von der Wirkung auf Lessing selbst aus! Das ist die für den rationalistischen Kritiker charakteristische Einstellung.

Die eigentliche Aufgabe bestünde jetzt darin, den Geschmack Lessings zu umschreiben und seine ästhetische Persönlichkeit zu charakterisieren, eine Aufgabe, die ich zumal auf engem Raume noch nicht lösen kann, und zu der auch mehr gehört als eine Laokoonanalyse. Ich möchte mit den folgenden Bemerkungen nur einige Punkte kennzeichnen, die für die Behandlung Lessings im Unterricht wichtig sind.

Lessings „Laokoon“ und „Dramaturgie“ sind Symptome des sich vollziehenden Geschmackswandels vom Barock (Klopstock) über das Rokoko, in dessen deutsch-preussischer Art er steht, zu dem sich später anbahnenden Geschmack, für den die

Antike zwar ein stark bestimmendes Ingrediens bildet, der aber mit dem Worte Klassizismus nicht ausreichend umschrieben werden kann. Davon hat Lessing noch nichts, er sah auch ohne Zweifel die Antike, sofern er sie überhaupt ausreichend in bildender Kunst zu Gesicht bekam, noch völlig anders als Windelmann und der spätere Goethe. Die absolut barocke Laokoongruppe in ihrer lebendigen Bewegtheit ist sein Paradigma! Was führt er denn sonst an Plastiken an? Was hat er selbst überhaupt gesehen? Dies lebendig Bewegte ist ja ein Charakteristikum der Lessingschen Art in seiner eigenen Kunstübung. Man vergleiche doch nur seinen Blantvers im „Nathan“, den Dialog in dem einen antiken Stoff behandelnden „Philotas“ mit dem Blantvers Goethes oder Schillers. Bezeichnend ist die Ablehnung der „edlen Einfalt und stillen Größe“ als Grundes der Darstellung, des stoischen Heroismus der Barbaren u. dgl. m.

Das Rokoko ist Lessings Ausgangspunkt gewesen und bestimmende Art geblieben. Das Barock ist bewegt und breitwüchsig ausladend, in Malerei und Plastik hat es bewegte Figuren mit starker Affektäußerung, diese herrscht auch im Bühnenspiel als breite, gemessene, würdevolle, auch leidenschaftliche Geste, so auch vielfach in der Dichtung mit breiter Zustandschilderung. Nun kommt das Rokoko, dessen Gestalten zierlicher, dessen Gefühlskreis froher und lachender, dessen Bewegungen spielender und tanzender werden. Damit verbinden sich bei Lessing sehr starke englische Einflüsse, dazu antike, aber diese letzteren wahrlich nicht in irgendeinem klassizistischen Sinne. Das ist unbedingt fernzuhalten. Das Schlagwort ward jetzt Natur. Die landesherrlich-höfische Kultur galt den Neueren als Kultur schlechtthin, der sie ihre Natur entgegenstellten, die man eben überall anderswo suchte als an den Höfen. Das ist der politische Einschlag des neuen Bürgertums, den man nun überall verfolgen kann. Man fand Natur beim Bauern auf dem Lande, überhaupt in den niederen Schichten, also dort, wo für die oberen Kreise das „Volk“ lebte, beim Wilden, im englischen Park, der als Protest des freien Wachstums gegen verengende und verschönernde Gartenarchitektonik galt, bei Shakespeare, im „Volkslied“, d. h. der älteren Lyrik bürgerlicher Kultur, soweit es sich um Deutschland handelt, bei Hans Sachs und zugleich auch bei den „Alten“, die man bei der Aufdeckung von Herculaneum und Pompeji geradezu auferstehen sah. So kommt es zu der Verschmelzung antiker und mittelalterlicher Elemente. Das ist die Strömung, an deren Anfang Lessing, von der gleichartigen französischen Strömung sehr stark beeinflusst, als mitbestimmende Persönlichkeit steht. Nicht alle Elemente, die hier genannt sind, finden sich schon bei ihm in gleicher Stärke, im jungen Klopstock, Herder, Goethe, Schiller sind sie anders gemischt, aber mit der Berufung auf das Natürliche und das Mitleid, mit der Forderung der Affektäußerung (anders freilich als das Barock), der Ablehnung des Stoischen führt er, so seltsam das für Lessing klingt, geradeswegs in den Erlebniskreis der Empfindsamkeit hinein. Ein höchst bedeutsames Symptom ist sein bürgerliches Trauerspiel. Sein Interesse für litauische Volkslieder, für „Huldreich Ellposkleros“ u. dgl. ist ja zum großen Teil antiquarisches Interesse, aber sein Faustentwurf geht weit darüber hinaus.

Es ist ja deswegen so begreiflich, daß der wesentliche Punkt seiner ästhetischen

Theorie „Handlung“ wurde. Ursprünglich mag er ohne Anlehnung an Aristoteles ganz selbständig vorgegangen sein, weil er zunächst den Gegensatz Ruhe und Bewegung vor Augen hatte. (Vgl. dazu Nachsatz A 2 III und Mendelssohns Anmerkungen, dazu XV 5, ferner den Rest dieser Anschauung: Reiz ist Schönheit in Bewegung (nicht Handlung), dann Nachsatz A 5 XLIV, zu dieser Stelle auch XVI 6, wo „Handlung“ steht, dann noch A 1 a.) Nun hatte Lessing bereits 1759 in der Abhandlung über die Fabel den Begriff der Handlung in den Mittelpunkt gerückt, und ebenso wurde ihm „Handlung“ der Kernpunkt seines Begriffs der Tragödie im Anschluß an Aristoteles.

„Fabel“: „Eine Handlung nenne ich eine Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Diese Einheit des Ganzen beruht auf der Übereinstimmung der Teile zu einem Endzweck.“ „Dramaturgie“ 38. Stück: „Die Fabel ist . . . eine Verknüpfung von Begebenheiten . . . die Handlung ist das Ganze, die Begebenheiten sind die Teile dieses Ganzen; und so wie die Güte eines jeden Ganzen auf der Güte seiner einzelnen Teile und deren Verbindung beruht, so ist auch die tragische Handlung mehr oder weniger vollkommen, nachdem die Begebenheiten, aus welchen sie besteht, jede für sich und alle zusammen den Absichten der Tragödie mehr oder weniger entsprechen.“ Im „Laokoon“ dominiert schließlich auch der Begriff „Handlung“, eine ganz besondere Rolle spielen das Ganze und seine Teile, besonders in XVII, das im Anschluß an XVI den eigentlichen Hauptbeweis bringen zu wollen scheint (Illusion, bequem, Absicht der Poesie), Absicht und Endzweck der Poesie, der einzelne Zug und die Verbindung mehrerer Züge, die Vollkommenheit eines Ganzen. Damit sind die Elemente gegeben, aus denen sich eine einheitliche Definition, wie sie Lessing für das gesamte Gebiet der Dichtung (Fabel, Epos, Drama; Lyrik?) vorschweben möchte, annähernd konstruieren ließe. Ohne seine Vorarbeiten wirklich ausreichend abzuschließen, schrieb er dann den „Laokoon“, dessen „Theorie“ zum Teil erst beim Schreiben entstanden sein kann. Durch die Einzelbeispiele erhalten wir ein annäherndes Bild seines literarischen Geschmacks, nicht aber von seinem Geschmaç in Sachen der Malerei, deren Gebiet theoretisch viel zu sehr unter den Gegensatz Körper—Handlung gestellt wurde, als ihm nach Ausweis der Laokoongruppe selber entsprach.

Für die Poesie ist nun sehr kennzeichnend seine eigene Praxis. Sein Drama will die Illusion von Gegenständen durch Handlung geben; Handlung aber in doppeltem Sinne genommen: einmal in dem in „Fabel“ und „Dramaturgie“ präzisierten, dann aber auch in dem Sinne lebendigen Geschehens. Lessings Drama ist in diesem doppelten Sinne zumeist ein lebhaftes, auf einen Punkt bezogenes Auseinanderbreiten eines Charakters oder Begriffs, nicht eine Entwicklung: der junge Gelehrte, der Freigeist, der Misogyn, „Ehre“ in „Minna von Barnhelm“, „Religion“ im „Nathan“, „Absolutismus“ in „Emilia Galotti“, womit nicht behauptet werden soll, daß die Dramen damit etwa erschöpfend charakterisiert seien.

Man muß also den Weg einschlagen, daß man Lessings Theorie aus seinem Charakter und Wert begreiflich macht und seinen logischen Unbegreiflichkeiten



von hier aus beizukommen sucht, denn seine theoretischen Erörterungen bekommen erst dadurch ihre eigentliche Färbung. Es ist auch nicht die Theorie gewesen, die in seiner Zeit wirkte, sondern die ganze durch Beispiel und eigene Praxis gegebene Richtung. Was sagt denn Goethe im 8. Buch von „Dichtung und Wahrheit“? Was wirkte? Der „herrliche Gedanke“, d. h. die Antithese Körper — Handlung. Die schlug ein, weil man eben den barocken Geschmack satt hatte. Auch Goethe beginnt im Rotoko. Handlung! alle sich daran mit einem Schlage knüpfenden Erlebnisse in jedem Sinne wurden wachgerufen bei den jungen Stürmern und Drängern, die mit Gottsched und Breitinger nichts anzufangen wußten, sich „an Beispiele“ hielten, aber auch da „nicht besser“ daran waren. Die Forderung: Handlung! mit der Berufung auf das Natürliche wirkte, welches beides dann aber in einem Sinne auf die Bühne kam, wie es Lessing doch nicht vorgeschwebt hatte.

Ich möchte glauben, daß Lessings Behandlung in der Schule viel zu sehr unter der Behandlung seiner Theorie gelitten hat. Er ist doch beileibe nicht dieser verknocherte Katechismusmensch, als der er ästhetisch so leicht erscheint, sondern der lebendigst empfindende Mann, der in den Dingen lebt, dem der „Laotoon“ nur Stadium einer Arbeit ist, aber kein Abschluß. Die Schule aber ist immer an der Klippe gescheitert, daß sie aus ihm einen engen Gottsched oder Breitinger machte, der nun endlich einmal „unwiderleglich nachwies“, daß usw.

Was sollen wir also von dem hier gegebenen Standpunkt mit dem „Laotoon“ machen? Ich rate, bei drei oder vier Stunden Deutschunterricht gar nichts. Höchstens könnte man „Laotoon“ XVI 2—6 als Musterbeispiel dafür geben, daß der Beweis nichts taugt und Lessing selbst nicht danach verfahren ist, sondern daß er selber von dem unmittelbaren Eindruck eines Wertes ausging. Meister-Lessing-Klüglinge, die beweisen wollen, daß „die“ Kunst dies und das tun müsse, üben überall noch ihre verheerende Tätigkeit aus, daß es gar nicht so übel wäre, Lessing selber gegen sie ins Feld zu führen.

Unbegreiflich ist mir, wie „Laotoon“ als Musterbeispiel zwingender Logik, zumal in XVI, hat gelten können, obwohl einem schon Herder die Augen hätte öffnen sollen, wie Scherer von „solidester Gelehrsamkeit“ sprechen und Wundt hier ein „Musterbeispiel wissenschaftlich genauer Induktion“ sehen konnte; es wird das nur verständlich unter Berücksichtigung der historischen Zusammenhänge und der traditionellen Einstellung, und allerdings unter der Annahme, daß sowohl Scherer wie der Logiker Wundt sich den „Laotoon“ nie mit wirklich genauer Analyse angesehen haben. Für den Deutschunterricht ist es aber eine geradezu beschämende Tatsache, daß „Laotoon“ jahraus, jahrein den Schülern „Klargemacht“ worden ist und „Klargemacht“ werden mußte. Diese beschämende Tatsache spricht geradezu Handgranaten gegen das Zwangspensum. Denn ohne den Zwang durch das Pensum wäre „Laotoon“ längst unter den Tisch gefallen, wie es jetzt allmählich wohl endlich geschieht.

## Klopstock und wir.

Zur 200. Wiederkehr des Geburtstages des Dichters.<sup>1)</sup>

Von Dr. Walther Kenzang in Potsdam.

„Wer wird nicht einen Klopstock loben? Doch wird ihn jeder lesen? — Nein.“ Wie oft wird dieses Wort Lessings zitiert und damit ein ungünstiges Vorurteil über Klopstock vermittelt! Besteht der Ausspruch zu Recht? Wenn er sich bewahrheitet, dann trägt Klopstock nur das Schicksal, das so vielen Dichtern auferlegt war, die von den Zeitgenossen und von der Nachwelt verkannt wurden, bis eine ihnen würdige Zeit anbrach.

Klopstock ist bis zu seinem Tode verehrt und seine Werke sind mit großer Begeisterung aufgenommen worden. Nur wenige standen abseits, wie der Aufklärer Lessing, der über ihn urteilte, daß er „so voller Empfindung sei, daß man oft gar nichts dabei empfindet“. Von den zahlreichen Zeugnissen jedoch, welche die Liebe zu Klopstock bekunden, seien nur einige angeführt. Die Anhänger des Göttinger Hains sahen in ihm den poetischen Messias und schrieben seinen Namen auf ihr Banner. Goethe erkannte im Anfang des 10. Buches von „Dichtung und Wahrheit“ an, daß Klopstock, „von der sinnlichen wie von der sittlichen Seite betrachtet, ein reiner Jüngling“ war; durch strenge Erziehung und Selbsterziehung wendete er sich im Vorgefühl der ganzen Kraft seines Inneren gegen den höchsten denkbaren Gegenstand“. Im 12. Buche desselben Werkes heißt es über ihn: „Lieb und wert war alles, was von ihm ausging; sorgfältig schrieben wir die Oden ab und die Elegien, wie ihrer ein jeder habhaft werden konnte.“ Wie glücklich schätzten er und sein Kreis sich, als die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt eine Sammlung der Oden veranstaltete, und eins von den wenigen Exemplaren in ihre Hände kam! Später urteilte Goethe allerdings zu Eckermann: „Klopstock war kein epischer und kein dramatischer Dichter, ja überhaupt kein Dichter,“ und meinte damit, daß ihm die eigentliche dichterische Gestaltungskraft fehlte. Am höchsten von allen Urteilen steht das eine Wort „Klopstock!“, das Lotte (16. Juni) beim Anblick der Natur nach dem Gewitter Werther zuruft: In ihm ruhen alle Empfindungen für den Großmeister.

In den mehr als 120 Jahren, die seit seinem Tode verfloßen sind, hat sich ein Umschwung in der Beurteilung seiner Schöpfungen vollzogen. Machen wir über das 19. Jahrhundert, dessen zweite Hälfte so verstandesmäßig gerichtet war, daß es die große Kunst Klopstocks nicht erfassen konnte, sogleich den gewaltigen Sprung bis in die heutige Zeit, und fragen wir uns, wie wir zu ihr stehen. Der Kreis der Verehrer ist klein geworden. Klopstock scheint vergessen zu sein. Zur Erklärung dieser Erscheinung können mehrere Gründe angegeben werden.

Vielen — gottlob nicht allen — der heute lebenden älteren Generation, die im Zeitgeist des Naturalismus aufgewachsen sind, kann Klopstock durch seine andere Einstellung nichts bieten; sie können ihm keine Liebe, auch kein Verständ-

1) Wir verweisen auf den Aufsatz von Horst Engert, Klopstocks Dichtung und unsere Zeit. Jhg. 1921, Heft 7, S. 433—454, in dem alles Grundsätzliche gesagt ist.

nis entgegenbringen, da sie ihn nicht zu erleben vermögen. Können sie nun, soweit sie Schulmänner sind, der heranwachsenden Jugend die Kunst dieses Dichters nahebringen? Wenn sie durch die Lehrpläne und -bücher gehalten sind, Klopstocks Werke zu vermitteln, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn es ihnen mißlingt, wenn sie Klopstock unserer Jugend verleiden. Ohne daß es ihm selbst von Herzen kommt, kann der Lehrer nicht zu den Herzen der Jugend sprechen. Dann wäre es schon besser, Klopstock überhaupt nicht auf der Schule zu lesen, weil so die leise Hoffnung gehegt werden könnte, daß der eine oder andere Schüler im späteren Leben einige Zeilen von Klopstock liest und sich an ihnen erbaut. Wenn ihm aber der Dichter verleidet worden ist, geht er später an ihm vorbei, ohne seine Werke noch einmal aufzuschlagen. Wie oft ist mir von Gleichaltrigen und nur wenig Jüngeren gesagt worden, daß Klopstock ihnen auf der Schule durch die Art der Behandlung verleidet worden sei! Ferner ist es ein bedenklicher Uebelstand, daß er zu früh besprochen wird. „Die Frühlingsfeier“ in einem Lesebuch der Obertertia ist schlechtthin ein Unding! Klopstock darf erst in der Oberstufe behandelt werden, denn die reife Kunst einer vollendeten Persönlichkeit kann nur den reifsten Schülern geboten werden.

Welche Aufgaben hat nun der Deutschlehrer in seinem Unterricht hinsichtlich Klopstock zu erfüllen? Was soll und was darf nur von diesem Dichter auf der Schule gelesen werden? Auf die Dramen mit ihren Stoffen aus der Bibel und der altgermanischen Zeit darf nur literarhistorisch hingewiesen werden. Bei der Durchnahme von Kleists „Hermannschlacht“ ist eine günstige Gelegenheit, die ähnlichen „Dramen“ Klopstocks zu erwähnen. Ebenso wenig wie ein Dramatiker ist Klopstock ein Epiker. Wir wissen, welchen außerordentlichen Eindruck der „Messias“ auf das deutsche Volk gemacht, welchen Einfluß er auf die Entwicklung des deutschen Geisteslebens ausgeübt hat, wir wissen aber auch aus dem 2. Buch von Goethes „Dichtung und Wahrheit“, welche Gegensätze sich schon damals in der Beurteilung geltend machten (Gegensatz zwischen Johann Kaspar Goethe und seiner Familie, Szene beim Rasieren). So begeistert man sonst für Klopstock in die Schranken treten mag, darf man heute unserer Jugend, die so viel Gutes und Edles zu lesen hat, aus dem „Messias“ doch nur einige charakteristische Proben zumuten. Sie werden zeigen, daß wir es nicht mit einem Epos, sondern mit dem Werk eines Lyrikers zu tun haben. Im allgemeinen wird der Hinweis auf die große Entwicklungslinie „Heliand“ — Otfried — Milton — Klopstock genügen.

Die Bedeutung unseres Dichters liegt in den Oden. Sie verdienen gelesen zu werden, wenn sie — wie jede echte Lyrik — auch kein leichter Lesestoff sind, zumal da ihnen bei ungewöhnlichen Wendungen bisweilen die rechte Anschaulichkeit fehlt. Ihr Erscheinen bedeutet einen Markstein in der Geschichte unserer Literatur und unseres gesamten Geisteslebens. Sie befreien uns durch den tiefen Gehalt in der edlen Form von der Unpoesie, die hohl, unecht, konventionell, nur die flache „Kunst“ geistesgeformter Gedanken war. Es herrscht in ihnen nicht mehr der trockene Verstand, der in der rationalistischen Dichtung waltet, sondern es gebietet das Gefühl, die Phantasie, die Dichter und Dichtwerk als eins erscheinen lassen. Die hohe Kunst unseres geistig und sittlich vollkommenen Dichters wur-

zelt im persönlichen Erlebnis. Er bekennt in der Dichtung, was seine Seele erfüllt, und was die Seele unseres Volkes von jeher bewegte: sich dem Freunde hingeben, dem Vaterlande ergeben, zu Gott erheben. Klopstock bejingt dieses Große nicht um der tönenden Worte willen, sondern aus innerem Bedürfnis heraus. Mit seinen gewaltigen Gefängen wedte er die schlummernden Kräfte der Zeit. Die Macht der Persönlichkeit, die immer entscheidend ist, gibt den neuen Ton an und verleiht um die Mitte des 18. Jahrhunderts der seelischen Struktur des gesamten Lebens ein neues Gepräge.

Klopstock erlebt die großen Gedanken der Menschheit, des Kosmos. Wir ahnen Goethe, den einzigen, der in der Ode höher als Klopstock steht. Aus den großen Gegenständen Freundschaft, Liebe, Kunst, Vaterland, Natur, Gott (die höchsten Ideale, für welche deutsche Jugend sich begeistert) kann jeder Lehrer den Kreis wählen, der ihm genehm ist. Es kommt nicht auf das Viele an, sondern auf die liebevolle Art der Behandlung. Es wäre aber gut, wenn jeder einzelne Stoffkreis durch einen Rückblick und einen Blick in die folgende Zeit in einen größeren geschichtlichen Zusammenhang gestellt würde. So müßte der Lehrer bei dem Motiv „Vaterland“ auf den Hermannskult und die Bardenpoesie, auf Klopstocks Stellung zu Friedrich II., den er als Selbherrn schätzte, als Verächter deutscher Poesie aber verschmähte, schließlich auf den Kampf gegen das Fremde eingehen. Bei richtiger Erfassung können die Oden dazu beitragen, echte Vaterlandsiebe neu zu beleben.

Besondere Schwierigkeiten bietet die Form. Klopstock fand großen Gefallen an archaisierenden Ausdrücken und entriß sie der Vergessenheit; er prägte außerdem eine Reihe von Neubildungen, die vornehmlich Stimmungen und Gefühle kennzeichnen, Wendungen, die zuerst kühn, vielleicht auch gesucht und gekünstelt erschienen, im Laufe der Zeit aber Gemeingut aller geworden sind. So steht er in der Geschichte der deutschen Sprache als schöpferischer Meister vor uns. Es wird bei der Besprechung dieser Erscheinungen geboten sein, auf die ähnliche Wandlung, die wir augenblicklich selbst erleben oder erlebt haben, aufmerksam zu machen. Diese Parallele zwischen dem Umschwung in der Mitte des 18. Jahrhunderts und dem vom Naturalismus und Impressionismus zum Expressionismus unserer Zeit läßt sich bei Wahrung der Besonderheiten jeder einzelnen Erscheinung auch auf die Wahl und Behandlung der großen Themen und auf die äußere Form ausdehnen. So wird das Verständnis für die Kunst von damals und von heute gegenseitig erleichtert werden. In der Besprechung der Form muß Klopstock den Schülern als der Schöpfer der modernen Hymne gezeigt werden, der auf Goethe hinweist.

„Werden wir einen Klopstock lesen?“ fragen wir uns jetzt mit dem Ausdruck, welcher der Ausgangspunkt unserer Betrachtung war. Ja! Wir müssen ihn lesen, wir, die wir mit der deutschen Jugend im Alter von 15 bis 18 Jahren zu tun haben. Wir dürfen den Bogen aber nicht überspannen und fordern, daß „jeder“ unseres Volkes ihn lesen soll. Wie wir durchaus nicht eine Goethereise des ganzen Volkes erstreben, wollen wir auch nicht eine Klopstockreise als Ziel aufstellen! Solche Meister würdig zu erfassen, setzt doch zuviel anderes voraus! Klopstocks Oden dürfen aber der Jugend unserer höheren Schulen nicht vorenthalten

werden. Einen Dichter, der solch einen Einfluß auf unser Geistesleben ausgeübt hat, dürfen wir nicht der Vergessenheit anheimfallen lassen. Hier muß Unvergängliches, denn das sind seine Oden, gerettet und der Nachwelt wieder zum Erlebnis gebracht werden. Es heißt aber, bei der Auswahl nur das Beste zu berücksichtigen. „An des Dichters Freunde“ („Wingolf“) werden wir höchstens aus literarhistorischen Gründen lesen. Wegen der ästhetischen und der inhaltlichen Bedeutung werden wir die Kunstwerke „Die Frühlingsfeier“, an die Werther und Lotte denken, „Die frühen Gräber“, dann „Die Sommernacht“, den „Zürcher See“, den „Eislauf“, „Die beiden Musen“ und das „Vaterlandslied“ („Ich bin ein deutsches Mädchen“) zu erfassen versuchen. Diese Auswahl, die je nach der Einstellung der Klasse durch Oden mit anderen Motiven erweitert werden kann, wird dem Schüler das Beste unseres großen Dichters (nicht „größten“, wie es in seiner Grabinschrift in Ottenfen heißt) vermitteln.

Die hohe Kunst kann bei liebevoller Behandlung dazu beitragen, in einer Zeit, die der materialistischen Zerfegung schon überdrüssig ist, das deutsche Gemüt wieder zu erwecken und den Weg zu einem neuen Idealismus zu weisen. Möge das heranwachsende Geschlecht unserem Klopstock wieder näherkommen und in ihm einen geistigen Führer und Befreier aus seelischer Not sehen!

## Sichtes Einfluß auf Goethes Faust.

Von Dr. Fr. Börjler in Bremen.

Wenn Goethes Faust auch allgemein und mit Recht als Deutschlands tiefste philosophische Dichtung gilt, so bedeutet das doch nicht, daß sie eine eigene Philosophie darstellt. Alle Versuche, eine solche aufzustellen, sind von vornherein zum Scheitern verurteilt und führen gewöhnlich entweder zu einer Trivialität oder zu einer mystischen Behauptung einer unergründlichen Tiefe. Nicht aus einer Philosophie heraus gewinnt man die Deutung des Faust, sondern aus dem Verständnis für Goethes Wesen und Erleben. Aber kraft seiner ungewöhnlichen Fähigkeit, sich in fremdes Wesen einzufühlen, hat Goethe in seinem Hauptwerke auch die mannigfachen Anregungen seines philosophisch höchst fruchtbaren Zeitalters in seiner Seele aufgenommen und, sein eigenes Sein erweiternd, es gern in ihrem Lichte leuchten lassen. Und dazu kommt noch ein zweites: Er hat bei der Neugestaltung seines Urfaust, das ist etwa in der Mitte seines Lebens, in einer Zentralidee eines bestimmten philosophischen Systems nicht bloß einen äußerlichen Rahmen gefunden, in den er den ganzen Faustplan einspannen konnte, sondern er fand in ihm zugleich eine Einheit, eine Rechtfertigung und eine Erklärung für die widerspruchsvollen Empfindungen und Formen seines eigenen Seins, eine einheitliche Formel für die Mannigfaltigkeit seines Erlebens.

Es war die damals gerade allermodernste Philosophie, die Philosophie Sichtes und speziell seine Lehre vom Ich und Nicht-Ich mit seiner Gleichsetzung von Sittlichkeit-Tätigkeit um der Tätigkeit willen. Das wurde die entscheidende Anregung für den neuen, den eigentlich philosophischen „Faust“.

Die Rolle, die ich Sichte hier zuschreibe, wird zunächst überraschen, weil

sie in der bisherigen Literatur wenig hervortrat. Das hat seine guten Gründe. Der innere Abstand der Persönlichkeiten Goethes und Sichtes scheint zu groß, als daß man an die Möglichkeit einer inneren Beeinflussung glauben möchte. Wir wissen zwar, daß Goethe auf den jungen Philosophen schon vor dessen Jenaer Zeit aufmerksam gemacht hatte. „Auf Magister Sichte haben Sie mir ja ein Auge!“ schrieb er schon 1793 an den Geheimrat Voigt. Wir haben Goethes Handexemplare von Sichtes ersten Schriften mit Ausrufezeichen, Randbemerkungen usw. Wir wissen auch von persönlichen Beziehungen Schillers, Goethes und Humboldts mit dem neuen Mann in Jena. Aber andererseits ist auch nicht unbekannt, daß Sichte sowohl als Mensch wie als Denker ein Widerspruch zu Goethe war. Gerade das in Goethes Briefwechsel mit Humboldt und Schiller häufig begegnende Spiel mit dem Ich und Nicht-Ich ist meist nicht frei von leichtem Spott. Und wenn schließlich der einflussreichste Weimarer Geheimrat es nicht verhinderte, daß der des Atheismus und der Demokratie von orthodoxen Kreisen verdächtige Professor auf Drängen der an der Unterhaltung der Jenaer Universität mitbeteiligten Regierungen einen Verweis erhielt, der schließlich dessen Abgang zur Folge hatte, so sieht das nicht aus wie das Verhalten eines Mannes, der sich tiefgehender Förderung durch den so Behandelten bewußt ist.

Man darf sich aber trotzdem durch Goethes Kühle nicht hinwegtäuschen lassen über die tiefe innere Beeinflussung, die gerade von dieser damals neuesten Philosophie wie ein frischer Hauch auf des Dichters poetische Kraft ausging. Sie ist ein neuer Beweis für die Stärke von Goethes Rezeptivität, die selbst da aufnahm, wo sie noch mehr als seinerzeit bei Herder abstoßende Impulse überwinden mußte.

Man überdenke zunächst einmal die zeitlichen Zusammenhänge. Im Jahre 1794 kommt Johann Gottlieb Sichte als Professor nach Jena, wie gesagt, durch Goethes Einfluß. Hier lehrt der junge Philosoph unter gewaltiger Anteilnahme der Studentenschaft und trägt begeistert und begeisternd seine Philosophie des Ichs und der Tat vor, auch von seinen Kollegen, worunter Schiller, lebhaft beachtet. Und die kurzen Jahre von Sichtes Jenaer Wirksamkeit — sie dauerte nur bis 1797 — sind nun zugleich die Zeit, wo im nahen Weimar Goethe seinen über 20 Jahre liegengebliebenen „Faust“ plötzlich wieder vornimmt und nach einem brieflichen Gedankenaustausch mit Schiller ihm durch eine „Vernunftidee“ einen neuen poetischen Reifen gibt. Und wenn nun diese Vernunftidee eine so verblüffende Ähnlichkeit mit Kerngedanken Sichtes hat, so dürfte kein Zweifel mehr sein, woher sie stammt.

Vergleichen wir den „Urfaut“ von 1775 mit dem neuen Plan, als dessen Geburtsjahr Wittkowski mit Recht das Jahr 1797 bezeichnet, so war dort der „Faust“ seiner Herkunft gemäß noch der Renaissance-mensch mit der eigentümlichen Disharmonie zwischen dem tiefgründigen Gelehrten und dem Helden einer erschütternden Lebens- und Liebestragödie. Und die Lösung noch ganz im Sinne der Reformationszeit: Der Teufel hatte bei beiden Erlebnissen seine Hand im Spiele und führte den Helden ins Verderben. Das waren die poetischen Vorstellungen, in die sich Goethe als junger Student, aus eigenem Erleben heraus,

eingefühlt hatte. Und wenn auch dieser Renaissancefaust von vornherein so viel Edles mitbekommen hatte, daß der gefundene Abschluß „Mir graut vor dir“ nicht endgültig sein konnte, so war doch 20 Jahre lang eine Lösung nicht gefunden worden. Nun plötzlich ist sie da. Nicht in dem rationalistischen Sinne Lessings, daß der Wahrheitsbetrieb unbedingt gut ist, sondern im Sinne der neuen Lebensphilosophie Sichtes, daß das Nicht-Ich notwendig ist zur Entwicklung des Ichs.

Die Einkleidung der neuen Auffassung ist eine Wette zwischen Gott und dem Teufel, und Träger sind der Prolog im Himmel, die Osterszenen, und bezeichnenderweise gleich der Schluß des zweiten Teiles. Wenn O. Pniower in einem Aufsatz der N. J. (1923, 3. Heft) auf gewisse Parallelen mit der Hiobsgeschichte hinweist, so mögen auch derartige Gedanken in Goethes Kopf dabei mitgesummt haben, und für die äußerliche Anlage der Wette mag der Nachweis zutreffen, aber die Tiefe der neuen Auffassung kam nicht vom Hiob. Alles weist vielmehr, sogar einzelne Worte, auf Sichte. Den äußerlich deutlichsten Anklang enthält die Szene, wo Faust nach dem Osterspaziergang sich an die Übersetzung des Johannesevangeliums macht. Er sinnt lange vergeblich über den aus der neuplatonischen Philosophie stammenden vieldeutigen Begriff des Logos und schreibt schließlich, nachdem er verschiedene andere Lösungen wie Wort, Sinn, Kraft als unzulänglich abgewiesen hat, so ganz ungrüßlich, aber so ganz damals modern getroffen: „Im Anfang war die Tat.“

Auch hier will es nicht viel heißen, wenn Fr. Jacoby (Herder als Faust) an dieser Stelle eine Abhängigkeit Goethes von Herder nachweisen zu können meint. Denn es ist doch etwas anderes, ob, wie bei Herder, unter einer Menge von Begriffen, „Logos, Bild Gottes in der menschlichen Seele, Gedanke, Wort, Wille, Tat, Liebe“, die alle gleichwertig scheinen, auch der der Tat mittlingt, oder ob, wie hier bei Goethe, „die Tat“ mit klarer Eindeutigkeit das scharf abgegrenzte Endergebnis darstellt.

Und dieses Bekenntnis zur Tätigkeit als einem Ursprünglichen ist auch kein bloß eingestreuter Einfall, sondern der Grundton der ganzen Neugestaltung. Konzentriert findet sich die Neuauffassung in der Wettszene. Sie darf und sollte von nun an nie anders aufgefaßt werden denn als eine Scheinwette. Sie erklärt sich aus Sichtes Ideen: Wenn nach diesem Sittlichkeit Tätigkeit um der Tätigkeit willen ist und das radikal Böse allein die Trägheit, so kann auch Faust nicht verloren gehen, weil er das neue Sittlichkeitsprinzip jetzt in sich verkörpert. Dieser Charakter der Scheinwette drückt sich schon darin aus, daß Faust selbst den Pakt mit einer gewissen überlegenen Sicherheit schließt, fast herausfordernd, und daß er in dieser instinktiven Sicherheit in den Vertrag gerade die entscheidenden Gedanken der Sichteschen Sittlichkeitsphilosophie als Bedingungen aufnimmt: „Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen, so sei es gleich um mich getan“, und etwas variiert gleich darauf: „Werd' ich zum Augenblicke sagen, verweile doch, du bist so schön, dann magst du mich in Fesseln schlagen.“ Und im zweiten Teil klingt die Bedingung wieder in seinem Ohr, rettungsverheißend: „Wie ich beharre, bin ich Knecht, ob dein, was frag ich, oder wessen.“ Das sind keine alttestamentlichen Hiobsgedanken, und

es ist auch nicht die Weisheit des Pfizerschen Faustbuchs, es ist aber ebenjowenig das Resultat einer eigenen Philosophie Goethes, sondern es ist das in jenen Jahren allermodernste Evangelium Sichtes. Nach ihm war Faust mit solchen Bedingungen von vornherein gerettet.

Daraus erklärt sich denn auch die ruhige Sicherheit, fast Befriedigung, mit der Gott seinem Schützling den gefährlichen Gesellen beigibt. Da ist selbst kein Gedanke an eine Prüfung mehr vorhanden. „Des Menschen Kraft kann allzu leicht erschlaffen, er liebt sich bald die unbedingte Ruh, drum geb' ich gern ihm den Gesellen zu, der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen.“ Hier bekennet sich der liebe Gott selbst zu Sichtes Philosophie: Das Böse ist keine Gefahr, keine Prüfung, keine Läuterung, sondern das notwendige Negative, das Nicht-Ich, ohne daß die Sittlichkeit nicht Sittlichkeit wäre.

Und stark klingt dieselbe Auffassung im Schluß des Ganzen wider. „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen.“ „Das ist der Weisheit letzter Schluß, nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß.“ Wir hören aus Goethes, des ganz aufs Schauen gestellten Menschen, Munde die Sichtesche Forderung einer rastlosen Aktivität. Goethe scheint hier am Schlusse fast sich selbst zu verleugnen. Und wieviel Streit unter den Gelehrten über den Sinn dieser Lösung! Denn daß der ursprüngliche Wahrheitsucher Faust schließlich in einer rein praktischen Tätigkeit als Kolonistator das höchste Glück finden soll, ist an sich unwahrscheinlich und ungoethisch. Sinn hat die Lösung nur symbolisch aufgefaßt. Der Kampf mit dem Meere ist nochmals eine Form, in der sich die das Chaos, das Nicht-Ich, überwindende Kraft sinngestaltend darstellt. Und wenn der vielgestaltige Goethe auch wieder, unter Anlehnung an den christlichen Marienkult, bei der Rettung Fausts „die Liebe von oben“ teilnehmen läßt, so hat Faust in letzter Linie doch sich selbst gerettet, durch seine nie zur Ruhe gekommene Entwicklung seines positiven Ichs aus dem Negativen.

Eindeutig und leicht erklärt sich jetzt auch die Bedeutung Mephistos. Ganz abgetan ist die populäre Teufelsauffassung der Reformationszeit. An ihre Stelle ist getreten eine neue Philosophie des Bösen. Es hat den Charakter einer von Haus aus unmoralischen Macht so ganz verloren, daß es vielmehr zum sittlich wertvollen Prinzip des Widerstandes und Anreizes wird, indem aller Nachdruck auf dem aktiven Ich liegt, wogegen der Mephisto des Urfaust, gleichgültig, ob man in ihm einen echten und rechten Teufel oder nur den Abgesandten des „moralisch indifferenten“ Erdgeistes sieht, auf jeden Fall der Verführer ist. Im neuen Mephisto dagegen hat der Böse und das Böse ein sehr viel harmloseres Verhältnis zur moralischen Macht. Es wäre ein leichtes, ihn in Sichtes Philosophie zu übersetzen. Er wäre der Widerstand, ohne den das Gute nicht möglich wird. Er wäre das Nicht-Ich, die Materie, der Naturtrieb, der Genuß, die Trägheit. Er wäre die Sinnenwelt, die das Ich sich setzt, nur an ihr die Weltvernunft zu verwirklichen. Er wäre das, als was Faust im 1. Akt des 2. Teils ihn klar bezeichnet: „In deinem Nichts hoff' ich das All zu finden.“

Nicht irre machen darf uns, wenn entgegen dieser Auffassung, wonach



das Böse kein Ursprüngliches ist, Mephisto selbst in der einen Studierzimmerszene sich etwas anders definiert: „Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war, ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar“ und etwas später als „des Chaos wunderlichen Sohn.“ Hier scheint — und das wäre ganz gegen die Meinung Sichtes — das Nichts, das Chaos, das Erste und Ursprüngliche, und das Etwas, höhnisch auch „die plumpe Welt“ genannt, das entstandene Produkt, nur „wert, daß es zugrunde geht“. Es ist aber leicht einzusehen, daß diese negative Auffassung die einfache Umkehrung des wahren Verhältnisses darstellt, die Sichtesche Aufstellung einfach mit umgekehrten Vorzeichen. Es ist das, was Mephisto selbst fälschlich aus sich machen will, von Goethe unter Anlehnung an die antike Mythologie vom Chaos hingestellt.

Wie lange hat der Streit um den Mephisto Goethes die Erklärer beschäftigt. Scheiden wir den Teufel oder den Bösen des Urfaust scharf von dem Mephisto der Neugestaltung, zerreißen wir den Glauben, daß jene Gestalt aus einer Zeit, wo in allem Dichten Goethes ein phantastisch gesteigertes Schuldgefühl eine ungeheure Rolle spielt, noch annähernd dieselbe sein müsse wie die gleichnamige einer harmonisch ausgeglichenen Schaffensperiode, und denken wir an die Einflüsse, unter denen die Gestalten entstanden sind, so wird von den vielen scheinbaren Rätseln ein großer Teil verschwinden.

Ich habe zu zeigen versucht, wie stark der neue Faustplan von 1797 von Sichte beeinflusst ist. Man wird dabei die Frage nicht unterdrücken können: Wie war es möglich, daß Goethe in der Philosophie dieses Mannes sich selbst fand? Und wie konnte er vor allem Gedanken, die aus dieser Philosophie stammten, zu dauernden Trägern seines eigenen Wesens machen? Wie konnte Goethes rein ästhetische, künstlerische Lebenshaltung sich ausgesprochen fühlen in einer Philosophie, die auf einen weit über Kant hinausgehenden Sittlichkeits- und Pflichtfanatismus hinausläuft? Die Antwort ist, daß er sie eben umformte nach seinem eigenen Wesen, indem er sich selbst in sie hineinsah und die Tätigkeit um der Tätigkeit willen ihm zum künstlerischen rastlosen Gestaltungsdrang wurde. Das ist nun sein Faust: Der Dichter, der, der Gottheit verwandt, dem chaotisch aussehenden Leben täglich Sinn und Gestalt gibt, der „die fließend immer gleiche Reihe“ belebend teilt, daß sie sich rhythmisch regt, der das einzelne zur allgemeinen Weihe ruft, wo es in herrlichen Akkorden schlägt, der den Sturm zu Leidenschaften wüten und das Abendrot im ernstesten Sinne glühen läßt. Kurz, was er damals um 1800 aus Sichtes neuer Philosophie für sich herausholte, war das Gefühl für „des Menschen Kraft, im Dichter offenbart.“

## Punkt oder Fragezeichen in Goethes „Faust“ I. Vers 1685?

Von Studienrat K. Séaur de Lacroix in Arnberg.

Es ist der oberste Grundsatz guter philologischer Methode, daß man von der Schreibung der Lesart der Urhandschrift ohne zwingende Gründe nicht abgeht. Es mag sogar sein, daß man mit einer vielleicht geringen Änderung eine Stelle verständlicher macht oder ihren Sinn bessert: trotzdem wird für den strengen Methodiker die Urhandschrift maßgebend bleiben. Zum wenigsten aber wird er, wenn er ändert, die

Lesart der Urhandschrift anmerken. Bei Büchern tritt an die Stelle der Urhandschrift die vom Verfasser selbst besorgte letzte Ausgabe. Das ist für Goethe die erste Kottausgabe vom Jahre 1826. So selbstverständlich das Gesagte ist, so haben doch die Herausgeber und Erklärer des Faust sich nicht immer danach gerichtet. Man hat die wichtige, vielumstrittene Stelle im ersten Teil, wo Faust den Teufel fragt, was er zu geben habe,<sup>1)</sup> erklärt, ohne zuvor festzustellen, ob die Stelle „Doch hast du Speise, die nicht sättigt“ usw. vom Dichter als Aussage- oder als Frage Satz geschrieben ist. Man hat es bald so, bald so versucht, ohne diese wichtige Vorfrage zu erledigen. Und die Weimarer Ausgabe, die doch nur die zuverlässigsten Lesarten bieten will, hat ein Fragezeichen dort gesetzt, wo Goethe einen Punkt gesetzt hat, ohne auch nur anzudeuten, daß diese Interpunktion eine Abweichung von der ersten Ausgabe sei! So kann man in einer übrigens sicher geistvollen und scharfsinnigen Abhandlung,<sup>2)</sup> welche sich für das Fragezeichen entscheidet, lesen, der Punkt sei erst durch die Hempel-Ausgabe aufgekommen, und zwar sei er gesetzt, um der Schwierigkeit der Stelle auszuweichen! Diese Bemerkung ist recht bezeichnend, denn darin liegt das Eingeständnis, daß der Punkt die Erklärung der Stelle doch sicherlich nicht unmöglich macht.

Und darauf kommt es zunächst allein an: gibt die Stelle einen passenden Sinn, wenn man den von Goethe selbst gesetzten Punkt stehen läßt? Die Antwort kann nur ja! lauten. Die Gewüsse, die der Teufel zu bieten hat, sind flüchtig, vergänglich, trügerisch, und deshalb wertlos ist der Sinn der Stelle. Nun nimmt man Anstoß an der Inversion: „Doch hast du . . ., hast du . . .“ Diese verlange geradezu ein Fragezeichen, behauptet man; wenigstens hätte es bei der Wiederholung „Du hast“ heißen müssen. Gewiß würde uns eine solche Stellung geläufiger sein, aber Goethe wendet auch an vielen anderen Stellen bei „Doch“ die Inversion an; man lese nur einige Seiten im Faust. Man kann also aus diesem Widerspruch zu unserem Sprachempfinden (wenn man die Sache so scharf beurteilen will) keinen Anlaß herleiten, um eine Änderung der vom Dichter gesetzten Interpunktion zu begründen. Und der Grund müßte doch sogar ein zwingender sein. Auch der Einwand, daß Goethe nachlässig in den Satzzeichen gewesen sei, könnte nur etwas bedeuten, wenn die Stelle mit Punkt keinen Sinn gäbe. Und das ist eben nicht der Fall. Wem es Vergnügen macht, versuche es mit einer Gegenprobe; mich hat keine der versuchten Erklärungen mit Fragezeichen überzeugt. Ich finde, daß nur die ersten Verse als Frage einen Sinn geben; bei den letzten kann ich mich nicht zu etwas Klarem durchfinden. Und selbst wenn das Fragezeichen eine Erleichterung des Verständnisses bedeutete, müßte es gegen den Punkt zunächst zurücktreten. Aber es ist weit davon entfernt.

Es scheint nun aber, daß man an dem Punkt überhaupt nicht gerührt haben würde, wenn man nicht geglaubt hätte, durch das Fragezeichen leichter einen Zusammenhang mit dem Folgenden herzustellen. Es ist für mich überflüssig, darauf näher einzugehen, vielmehr ist zu prüfen, ob denn kein Zusammenhang zu finden ist, wenn der Punkt bleibt. Die Stelle gehört vielleicht zu den schwierigsten und dunkelsten im Faust. Faust fährt fort:

„Zeig mir die Frucht, die fault, eh' man sie bricht,  
Und Bäume, die sich täglich neu begrünen!“

1) Was willst du armer Teufel geben?  
Ward eines Menschen Geist in seinem hohen Streben  
Von deinesgleichen je erfahrt?  
Doch hast du Speise, die nicht sättigt, hast  
Du rotes Gold, das ohne Raß,  
Quecksilber gleich, dir in der Hand zerrinnt,  
Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt,  
Ein Mädchen, das an meiner Brust  
Mit Augen schon dem Nachbar sich verbindet,  
Der Ehre schöne Götterlust,

1685 Die, wie ein Meteor, verschwindet.

2) Zeitschrift f. Deutschkunde, Jg. 37, S. 188 ff.

Gewiß hat Goethe sich da sehr unklar ausgedrückt; mit dieser Unklarheit muß man rechnen, und man darf eine gebotene Erklärung nicht mit der Begründung abweisen, daß der Dichter sich „dann“ unklar ausgedrückt hätte. Es liegt unzweifelhaft am nächsten, das Wort „fault“ zu betonen und dadurch zum logischen Prädikatsobjekt zu erheben. „Zeige mir eine Frucht, die schon fault, ehe man sie bricht, also am Stamme fault“, gibt aber keinen befriedigenden Sinn. Anders, wenn man mit Schwemann („Dunkle Stellen in Goethes Faust“, Münster, Koppentrath) erklärt: „Zeige mir die jetzt faulende Frucht in dem Zustande, ehe man sie bricht.“ Bei dieser Erklärung bekommt „fault“ als Attribut nur einen Unterton, „bricht“ bekommt den Hauptton als logisches Prädikatsobjekt. Diese Auffassung gibt einen guten Sinn. Bewirke ein Wunder, ruft Faust, stelle die faulende Frucht in den Zustand wieder her, da sie den Baum schmückte. Dazu paßt ganz vorzüglich der mit „und“ angeknüpfte folgende Vers: „Und Bäume, die sich täglich neu begrünen.“ Wie Schwemann nachweist, fügen sich die so aufgefaßten Verse auch vorzüglich in den größeren Zusammenhang. Was nun die nicht zu leugnende große sprachliche Kühnheit angeht, so mag es schwer halten, eine ähnliche Brachylogie bei Goethe nachzuweisen. Immerhin spricht er vor Härten, wie sie derartige Kürzungen ergeben, nicht ganz zurüd, wie in den bekannten Versen:

— was ein guter Mann erreichen kann,  
Ist nicht im engen Raum des Lebens zu erreichen.  
Drum lebt er auch nach seinem Tode fort  
Und ist so wirksam, als er lebte.

Hier weiß man nicht, ob der Sprache mehr Gewalt angetan ist, wenn man als = „als ob“, „als wenn“ auffaßt, oder, was mir weniger gewaltsam, wenn auch umständlicher, erscheint, = „wie zu der Zeit als“. Namentlich im letzteren Falle hätten wir eine doch wenigstens in etwa ähnliche Brachylogie.

## Ist in Scheffels Ekkehard das Waltharilied das Ziel des ganzen Romans?

Von Hans Siemonfen in Niebüll (Schleswig).

Zu dieser Fragestellung veranlaßt mich der Aufsatz von A. Bill „Scheffels Ekkehard in der 1. Realklasse“ im 4. Heft des Jahrgangs 1923 dieser Zeitschrift. Bills Ausführungen über die Behandlung des Ekkehard kann man unterstreichen, nur in der Beantwortung obiger Frage bin ich anderer Ansicht. Es heißt in dem Aufsatz S. 296: „Das Waltharilied und sein Werden unter den damaligen Zeitverhältnissen ist das Ziel des ganzen Scheffelschen Wertes. Wir haben also in ihm geradezu ein Musterbeispiel dessen, was wir im deutschen Unterricht erstrebten, die Erklärung des Dichtwerkes aus dem Gesamtleben seiner Zeit.“

Scheffels Ansicht, daß der Mönch Ekkehard dies Gedicht geschrieben habe, um sein Herzeleid über den Bruch mit der Herzogin Hadwig zu überwinden, ist ja bekanntlich falsch; man könnte vielmehr das Waltharilied einen lateinischen Primaner-aufsatz der St. Gallener Klosterschule nennen, vom Lehrer aufgegeben und durchkorrigiert. Auch scheint mir die Welt der Leute von St. Gallen und des Hohentwiel doch weiten Abstand zu haben von der des Waltharius manu fortis. Wie freundlich leuchtet die Sonne über dem stattlichen Kloster, in dem die Mönche in stiller Gelehrsamkeit sich ihres nicht unbehaglichen Lebens freuen; und auf dem Hohentwiel macht nur Herr Spazzo eine kriegerische Figur, aber seinem kriegerischen Gehabe schauen nicht nur die Burgleute und Pragedis, sondern auch der St. Gallener Abt mit verständnisvollem Lächeln zu. Wohl rafft man sich auf zum Kampf mit den Hunnen, aber die Mönche im Panzerhemd kämpfen um Heimkehr in ihr schönes Kloster und die Heerbannleute um ruhige Saat und Ernte.

Wie anders in der fernen Zeit des Walthariliedes, wo noch der Kampf das

Lebenselement der Helden war, wo man Wunden und Blut nicht fürchtete und der Sinn der Männer eisenhart war. Das Hauptinteresse des Dichters und Sängers ruht auf den verschiedenen Kampfarten in allen Einzelphasen, und er schildert sie Zuhörern, die mit Sachkunde die Kampfhandlungen mit durchleben, wie etwa heute ein begeisterter Sportfreund den Bericht über ein großes Wettspiel entgegennimmt.

Das Waltharilied in Scheffels Roman ist die Erzählung Ekkehards aus deutscher Heldensage, die er in dem Kreis im Burggarten auf dem Hohentwiel schuldig blieb. Scheffel läßt die deutsche Heldensage in „Wieland“, „König Rother“ und „Waltharius“ vor uns in einer Romanerzählung erstehen. Das Wesen eines Rahmens muß doch wohl in der inneren Übereinstimmung mit dem Bilde gefunden werden. Sehen wir uns etwa den Rahmen in Storms Schimmelreiter an. In einer Wirtschaft hinter dem Deich wird die Geschichte erzählt von einem alten Schulmeister, der viele Jahre dort ansässig ist. Die Zuhörer sind die Deichsgevollmächtigten, die sich hier zusammengefunden haben, um bei dem schweren Wetter, das draußen tobt, hier Wache zu halten. Einer glaubt, bereits das Gespenst des Schimmelreiters gesehen zu haben. Wie der Schimmelreiter einst, so stehen sie jetzt hier mit demselben trotzigem Sinn, um der Gewalt der Flut zu wehren.

Oder ein anderer Rahmen, der eher als Scheffels für den Waltharius paßt: In den Fragmenta hist. Graecorum von Priscus, ed. C. Müller IV, heißt es: „Als es Abend wurde, zündete man Fackeln an, und zwei Barbaren, welche dem Attila gegenübertraten, sagten selbstverfaßte Lieder her, worin sie seine Kriegstugenden und Siege besangen. Auf die Sänger schauten die Gäste, die einen freuten sich über die Gedächte, die andern dachten an ihre Kämpfe und wurden begeistert, manche aber weinten, denen durch die Zeit der Leib kraftlos geworden war und der wilde Mut zur Ruhe gezwungen.“ Aus dem Geist solcher Sänger und Zuhörer ist das Waltharilied entstanden.

Schauen wir auf die Rahmenerzählung bei Scheffel: An einem lauen Sommerabend versammeln sich im kleinen Burggarten des Hohentwiel die Herzogin, Praxedis, Herr Spazzo, Ekkehard und der Klosterschüler Burtard. Ekkehard muß geholt werden, und auch die andern harren mit großem Unbehagen der Dinge, die da kommen sollen und sind nur auf Befehl der Herrin hier. Als Herr Spazzo hört, er solle eine Geschichte aus deutscher Heldensage erzählen, ruft er: „Gott sei meiner Seele gnädig, wenn unter einer Frauen Herrschaftsführung nicht alles wunderbar herginge, so möchte man sich noch verwundern. Gibt's keine fahrenden Sänger und Saitenspieler mehr, die sich um einen Helm voll Weines und eine Hirscheule die Kehle heiser singen von derlei Mären? Da steigen wir hoch im Werte! Landflüchtige Possenreißer, Barden und derlei müßige Gesellschaft soll man mit Ruten aushauen, und wenn sie drum klagen, sei ihnen der Schatten an der Wand verabreicht als Entgelt.“ Die letzten Worte zitiert Scheffel nach dem Landrecht des Schwabenspiegels und beweist damit, wie weit nicht nur die Personen seines Romans absteigen von der deutschen Heldenzeit, sondern daß auch die allgemeine Volks- und Rechtsmeinung im 10. Jahrhundert den Erzählern alter Heldensagen sehr wenig Verständnis entgegenbrachte.

Scheffel bringt als sorgfältiger Verwerter der Quellen den nicht zu umgehenden Nachweis, den er selber nicht bringen wollte, daß zur Zeit seines gelehrten Ekkehard ein Tiefpunkt deutscher Literatur war, und daß der Waltharius zu dieser Zeit keine innere Verknüpfung zur Umwelt mehr finden kann.

## Hans Frand und die deutsche Erzählkunst.

Von Robert Petsch in Hamburg.

### II.

Weltanschauungsdichtung hatte Frand gefordert: eine Dichtung, die zeigt, wie sich aus dem Veralteten, Verfallenden immer neue Lebensformen entwickeln haben, wie sich das Kraftvollere und Geistigere gegenüber dem Konventionellen durchsetzen muß.

Hat Frand diese Aufgaben, auf die er als Theoretiker sehr nachdrücklich hinweist, als Dichter gelöst oder zu lösen unternommen? Jedenfalls nicht innerhalb eines eigentlich politischen Milieus; im Drama freilich hat er (von seinem „Kriegsbuch“ abgesehen) dem Weltringen das schwierige Problem der „Freien Knechte“ abgewonnen. Im übrigen aber bewegt er sich mit Vorliebe auf anderen Lebensgebieten, zumal als Erzähler. Und doch hängt seine Kunst mit jenen letzten Forderungen sehr eng zusammen. Was wir auf politischem und sozialem Boden jetzt vielleicht zu allererst zu bewältigen haben, sind ja nicht jene äußeren Schwierigkeiten, die nur Urteilsklarheit, Mut, Tatkraft und Ausdauer erfordern, um überwunden zu werden. Es sind gärende Widersprüche in unserm Innersten, es ist die ganze Problematik unserer deutschen Natur, die da hervorbricht und die nur gerade in diesem Augenblick unsere ganze Existenz als Volk, als politische und selbst als Kulturgemeinschaft auf das schwerste bedroht. Diese Problematik aber ist uns sozusagen von Schicksals wegen in die Wiege gelegt, und wir müssen sehen, wie wir damit fertig werden. Ihr verdanken wir das Herrlichste, was deutscher Geist hervorgebracht hat; ihr verdanken wir die Rolle, die wir in dem dramatischen Gesamtgefüge der sich in Gegensätzlichkeiten entwickelnden Menschheit zu spielen haben; ihr verdanken wir aber auch die schwersten Konflikte, mit denen der einzelne, mit denen jede Gemeinschaft, jeder Verein, jede Partei, jede Standes- und Berufsgruppe, mit denen unser ganzes Volk andauernd zu ringen hat. Alles wahre Leben, wir betonten es oben in anderem Zusammenhange, spielt sich zwischen Polen ab, deren gegenseitige Bezogenheit uns das positive und das negative Ende des Magneten mit der stetig zwischen ihnen fluktuierenden Kraft verdeutlichen kann; aber die deutsche Lebensspannung ist dynamisch so ungeheuer von derjenigen anderer Völker verschieden, daß an unsere geistig-sittlichen Kräfte tatsächlich die stärksten Anforderungen gestellt werden. Auf der einen Seite strebt unser Wille danach, die Welt in ihrer ganzen Fülle zu erfassen. Die Natur umfassen wir mit den Armen inbrünstiger Liebe und die „schöne wilde Welt“ des Menschenlebens packt uns mit dämonischer Gewalt; unser Wissenstrieb dringt in die letzten Tiefen vor, unser religiöses Sehnen streckt die Arme weit geöffnet ins Grenzenlose, und unser Gefühl treibt auf den Wogen eines unermesslichen Ozeans — so drohen wir uns selbst zu verlieren und uns aufzulösen ins All, sei es mit dem himmeltürmenden Troze eines Prometheus, sei es mit der liebenden Gebärde des Ganymed. Nun aber setzt die Gegenströmung ein und schreitet nach der „Fassung“ des Enteilenden, nach der Formung des Zerfließenden, nach der Bändigung des alle Grenzen überspringenden Sehnsens. Wohl schwingt in jedem starken Gefühlserlebnis, in jeder visionären Ekstase schon etwas von formenden Antrieben mit: indem wir uns nur des Erlebnisses bewußt werden, beginnen wir es ja geistig zu verarbeiten, das Bedeutsame zu unterstreichen, das dauernd Wertvolle zu erfassen und das Zufällig-Gleichgültige auszuscheiden; ja, diese erste, echte, diese „offene“ Form

kann das Erlebnis nur klären und in seiner Intensität steigern. Aber der wilde Gefühlsdrang streitet andauernd auch gegen diese innere Form, droht die Intensität durch Extensität und fessellose Dynamik zu vernichten und damit sich selbst aufzuheben; was zurückbleibt, ist jene tiefe Enttäuschung und Entmutigung, mit der Faust, der germanische Mensch in reinsten Form, alle Morgen den neuen Tag begrüßt, der ihm „in seinem Lauf nicht einen Wunsch erfüllen wird, nicht einen.“

Und noch schwerer ist es, für die innere Form, wenn sie wirklich miterlebt wird, den äußeren Ausdruck zu finden, der sie wenigstens ahnen läßt, worin sie sich doch einmal „ausleben“ kann. Es ist fürwahr kein Wunder, daß der deutsche Mensch so oft zu anderen, ärmeren und darum glücklicheren Völkern gegangen ist, um von ihnen seine Form zu borgen. Ja, wäre es dann jeweils bei der bloßen Erweckung eigener Form-Kraft geblieben, hätte er sich von der Antike oder etwa auch von neueren Lateinern nur zum grundsätzlichen Formgewissen erziehen lassen; hätte er so mit der ungeheuren Kraft, die sich in Expansionen und Explosionen gewaltigsten Ausmaßes zu verpuffen drohte, die eigene Fülle bändigen und gliedern lernen: wir würden die Mittellage Deutschlands und seine Schicksale segnen, die uns immer wieder zum Austausch mit der Fremde zwingen. Aber wie oft blieb es doch beim äußerlichen Nachahmen, wie schwanken gerade unsere Besten zerrissen und ratlos zwischen „Fülle“ und „Form“. Das gilt nicht bloß von der Kunst, nicht bloß vom geistigen Leben, es trifft auch unsere staatlichen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und selbst rein biologischen Lebensformen. Durch unsere ganze Kultur hindurch geht die tiefe, meist nur verdeckte und hinter Scheinzielen versteckte Sehnsucht nach jener tiefsten, letzten Einheit von Kraft und Form oder, was auf weiten Strecken damit zusammenfällt, von Sinn und Geist. Das Lebensproblem Schillers ist dasjenige unseres ganzen Volkes; es ist auch das eigentliche Problem der Kunst Hans Franks. Als Dramatiker wie als Erzähler ringt er immer wieder um dieses letzte Ziel, um die große Synthese, die allein zu beglücken vermag. Und auf zwei Lebensgebieten vor allem liebt er es, den ungeheuren „Kampf ums Ganze“ sich abspielen zu lassen: auf dem der Kunst und dem der Liebe.

Den Künstler, der die große Synthese will, hat er soeben in seinem „Glaubensbekenntnis“ dargestellt, betitelt „Das dritte Reich“. <sup>1)</sup> In den hingewühlten, lang dahinrollenden, oft überschweren Sätzen dieser stark symbolischen Selbstbiographie eines suchenden Künstlers erleben wir das tragische Ringen des deutschen Bildhauers Johannes Plessen mit, der nach Italien geht und ein Giovanni Plescenti wird, ohne sich als solcher glücklich zu fühlen. Die Form der Ich-erzählung erlaubt die äußerste Konzentration auf das Grundproblem: wie der Künstler durch das schöpferische Werk, durch die „Tat der Bannung, der Bändigung sich zu sich selbst erlösen“ will. Das menschliche Problem aber ist für den Künstler wie selbstverständlich gegeben mit dem darstellerischen: eine Lucretia soll entstehen, die „ihre Frauenehre retten wollte, als sie sich den Dolch in die Brust stieß und doch durch dieses Nur-sich-genugtun zum zeitüberflammenden Symbol reinheitwilliger Fraulichkeit wurde und nicht nur die Tausende ihres Geschlechts, die stumm die Schändungen der zuchtlosen Zeit durch Gedanken, Wünsche, Worte, Taten trugen, befreite, sondern zugleich durch die Flamme, die von ihr auf die Männer übersprang, der zuchtlosen Zeit den Tod gab und eine neue Zeit schaffen half“. So vereint sich künstlerisches und menschliches Sehnen, eins

1) Seiffert, Heilbronn.

durchs andere gedeutet zugleich und gesteigert; alles aber bleibt zunächst im Reiche des Gedankens und Planens, des Erwägens und Probierens, es fehlt noch der zündende Funke, der das Schaffen zur Notwendigkeit macht, bis der Deutsche in seiner Heimat, in Augsburg jene Barbara erblickt, jenes Urbild fraulicher Wesensfülle. Sie gewährt ihm alles, was er braucht als Mensch und als Künstler, um sein Werk zu vollenden. Und doch — bleibt er innerlich leer. Denn die ihm ihren Leib gab, gab ihm ihre Seele nicht. Ihrer Liebe fehlte jenes „Letzte“, was Frands dramatischer Held Leofrid von seiner „Godiva“ fordert. Lebendiger als sie selbst ist das Bildwerk seinem Meister geworden, und der übermächtigen Gewalt der Bildsäule unterliegt das um ihr Liebesleben betrogene Weib. „Leben, Weib, das ewige Eine, zu dem Meer waren sie mir bestimmt, in das ich mit allem, was ich war und wirkte, einmünden sollte. Ich aber hatte mich auf das Inselchen meines Bildformens vor seiner urewigen Gewalt gerettet“; dies die tragische Erkenntnis des Künstlers selber, der vom Leben nichts übrig behält, als das eine, einzige, vollendete Werk, in das hinein er sich entblutet hat. Ein ungeheures Sehnen aber treibt ihn über dies Werk hinaus: Die Sehnsucht des Mannes nach der letzten, schaffensmächtigen, zeugungsgewissen Vereinigung mit dem Weibe spiegelt uns die Sehnsucht des Künstlers nach der letzten Synthese des Dinge-Denkens und des Gedanken-Denkens — es ist Hans Frand nicht voll gelungen, sie am Schlusse seines Wertes zu völliger, angeschauter Verbindung und Deckung zu bringen; wir hören seinen Johannes mehr davon reden, als daß er beides ineinander lebte und uns durch Gestaltung zum Miterleben hinrisse. Noch hat sein Romanstil zuviel vom Wort-Sinn, zu wenig vom Wort-Leibe. Und dennoch ist es Frand gelungen, uns eine Ahnung von der tiefen innerlichen Verwandtschaft des höchsten erotischen Begehrens und des äußersten germanisch-künstlerischen Strebens zu vermitteln.<sup>1)</sup> Freilich, der Ausklang ist und bleibt tragisch. Daß Deutschland, das „Herzland einer Welt“ zu jenem „dritten Reich“ berufen sei, wo die Vereinigung der nordhaften und der südhaften Schönheit zustande kommen solle — wir möchten es glauben, aber wir können es nicht schauen; was wir sehen, das ist nur dieses „Noch nicht“, mit dem der Maler seine Bekenntnisse schließt, ehe er sein Werk zertrümmert und sich selbst zum ewigen Schlafe niederlegt, aus dem er doch ein Erwachen zur wirklichen Vollendung hofft.

Die Begnadeten, die großen Seher und Schöpfer, sie können auf dieser Erde ihr Glück nicht finden. Das ist der traurige Ton, der durch die wundervollen Märchen-erzählungen von Frands „Glockenbuch“<sup>2)</sup> hindurchklingt: dem Hellhörigen tönen alle Glocken in der Welt ihre beredte Sprache; aber niemand glaubt ihm und die geliebten Glocken läuten ihn endlich zu Tode. Ein anderer geht in die Ferne dem Himmel zu, um sich „Sterne zu pflücken“ und er findet dabei einen seligen Untergang. Wieder ein anderer, ein versonnener Tischlermeister zerbricht daran, daß seine Hoffnung auf den idealen Kaiser Friedrich vor der Macht einer türkischen Krankheit zuschanden wird. Sie alle lebten in einer anderen Welt, sie konnten ihr Glück nicht finden, wohl versteht sie das Auge eines liebenden Weibes oder eines begeisterten Kindes, aber miterleben können auch diese Getreuen das hohe Glück ihrer Einsamkeit nicht, das sie aus den irdischen Dasein hinausdrängt. Der Begnadete genießt seine Seligkeit im Augenblick des begeisterten

1) Wie trocken, wie konstruiert wirkt neben dieser blutvollen Lebensbeichte die Dramatisierung eines ähnlichen Erlebnisses in Ibsens „Epilog!“

2) Das Glockenbuch (Glockenfranzl, Hans Hwelmann, Machtnitz.) München, Delphin-Verlag.

Schauens, des Lauschens in unbekannte Fernen, des selig-weltentrückten Schaffens, aber wir fühlen, daß etwas leer in ihm bleibt: das Leben selbst vermag er nicht zu durchdringen, nicht umzugestalten und zu meistern. Und die es meistern, die können nicht schauen.

So wendet der Dichter in seinem wundervollen Fünffklang seiner erotischen Erzählungen<sup>1)</sup> das Problem der Liebe, ähnlich wie in seinen letzten Dramen, immer von neuem um: er führt uns durch die verschiedensten Schichten, Breiten und Zeiten der Erde und der Menschheit. Immer wieder entringt sich der Brust der Menschen jene tiefste Sehnsucht nach einer Liebe, die Sinne und Geist voll befriedigt, die den ganzen Menschen zu dem ganzen Menschen fügt, die zwei Leben bis in den letzten Grund aufwühlt, um sie dann für immer unlöslich ineinanderzuschlingen. Wer den Versuch machen will, das heilige Band im matten Dämmer der Sentimentalität oder im schreienden Licht des Alltags zu knüpfen, dem wird es sich unter den Händen wieder lösen. Kein Nachdenken und kein künstliches Zusammenschweißen kann ersetzen, was nur in der Schule des Leides erworben werden kann. Nur wer mit vollem Bewußtsein den Schmerz an seine Brust nimmt, dringt, wie Elsabe zu ihrem Rasmus Ehlert, zur höchsten Liebesbefeligung vor; nur wer, jenseits aller Konventionen, das Leben an der Wurzel zu packen sucht, wer im Augenblick der überwallenden Befeligung in Tränen ausbrechen kann über die eigene Unkraft, das „Allhafte“ zu empfinden oder doch es auszusagen — nur der kann jene heilige „Scham“ und jene gottgeweihte „Furcht“ empfinden, welche die beiden Ausnahmemenschen, Nyssae und Nell aus entgegengesetzten Welten zueinander führt. Es ist nicht zu verwundern, daß der Dichter seine Gestalten, die über alles menschliche Durchschnittsmaß hinaus leben und lieben, so gern aus den Schranken des Alltäglichen hinausführt, daß er sie gern vorübergehend in den Tropen ansiedelt oder in einem Märchenlande, in dessen Farben- und Formenwelt er nach Luft und Neigung fabulierend sich ergehen kann. Denn nie kommt es ihm auf irgendwelche realistische Daseinsgestaltung an — hier so wenig wie in seinem ganz märchenhaften „Glockenbuch“ und in seinen Dramen, die immer wieder in das Reich der reinen Phantasie hinüberspielen, mögen sie nun im mittelalterlichen England oder in Indien oder auch im Weltkriege angesiedelt sein. Ganz frei schaltet der Dichter mit dem Tatsächlich-Gegebenen; ihm ist es vor allem zu tun um das Intensiv-Gewaltige; nicht das Pitante, Einmalige, bloß Interessierende fesselt den Erzähler, sondern dasjenige, was letzte Abgründe aufwühlt, die in jedem Menschen verborgen liegen.

Das Leben, das aus letzten Tiefen des Menschlichen und aus verborgenen Abgründen übermenschlich-geistiger Zusammenhänge wunderbare Lichter empfängt, sucht Frand allenthalben zu erfassen. Und wie nach Goethes Darstellung das Dämonische den natürlichen Weg der Dinge fortwährend durchkreuzt und uns unbegreifliche Zusammenhänge offenbart, zu denen wir schließlich doch ja sagen müssen und die ein feinerbesaitetes Gemüt wohl auch vorausahnen kann, so werden wir immer wieder von Frand in das Gebiet des Wunderbaren geführt, ohne doch den Boden der Wirklichkeit je unter unseren Füßen zu verlieren. Mit prachtvoller Symbolik, wie der Titel sie andeutet, reißt er in einer neuen Erzählung „Die Südseeinsel“<sup>2)</sup> ungeheure Tiefen einer Frauenseele vor uns auf und

1) Das Pentagramm der Liebe. 5 Novellen (Selig — die nicht wissen! Welchen? Das Schwerste. Angela. Nyssae.) München, Delfin-Verlag.

2) Sie erschien in der neuen, hübsch ausgestatteten „Bücherei zeitgenössischen No-



offenbart unter engsten und beklemmendsten Verhältnissen eine ganz überwältigende Fülle des Opfermutes und der Hingabe: und es ist das Merkwürdige, daß Derartiges, als im Wesen der Frau liegend, von vornherein erwartet und leichtfertig gefordert wurde, daß aber seine Erfüllung, seine Überführung aus der Phrase in die Wirklichkeit uns wie vor einem Urphänomen staunend erschauern läßt. Das wahre Wunder, das Göttlich-Ergreifende und fast Niederschmetternde geschieht doch immer dann, wenn der Gedanke, wenn die Idee mitten im Leben Gestalt gewinnt; hier leuchtet sie auf in der tapfern Frau, die mit ihrem Gatten (dem von Friedrich dem Großen grausam bestrafte, verräterischen Festungsbaumeister) zwar nicht auf eine einsame Südseeinsel, aber in die furchtbare Hölle der Kerkerzelle einzieht, um jede Demütigung und jede Pein mit ihm zu teilen. *Introite jam, nam et hic Dei sunt* über manche andere Geschichte Hans Frands schreiben. Was seinen besten Novellen bei aller Schlichtheit der Form ihre ganz besondere Note, ja ihre Größe gibt, ist eben dieses Eintreten des Ungeheuren in das Alltägliche.

Wir vermiffen es auch nicht gänzlich bei den Erzeugnissen von Frands Kleinkunst, bei seinen Anekdoten. Nur wirkt das, was in der Ballung großer Lebenszusammenhänge zu novellistischer Kürze immer noch nach allen Seiten hin übersehbar, wenn auch in seinen Auswirkungen erschütternd vor uns hintritt, bei der ganz knappen Augenblidsbeleuchtung der Kurzgeschichte mehr überraschend, überwältigend mit fröhlicher Heiterkeit oder mit dumpfem Grauen. Frand ringt hier mit Meistern wie Heinrich von Kleist und Wilhelm Schäfer und schlägt doch sofort seine eigene Note an. Freilich haben wir bisher nur eine Kostprobe dieser Kunst von ihm erhalten. Wir versparen uns eine eingehendere Würdigung auf die hoffentlich nicht allzuferne Zeit, wo seine Sammlung „Der Regenbogen“ mit sieben mal sieben solcher Geschichten vor uns liegt.<sup>1)</sup>

Es ist dem Dichter gegeben, in seinen Erzählungen die rechte Mitte zu halten zwischen einer Breite, die alle Stimmungsnoten frei ausschwingen läßt und saftig getönte, gefühlschwere Bilder in uns aufweckt und einer Knappheit, die den Eindruck eines kräftig umrahmten Gemäldes hervorruft; er weiß Landschaften und Menschen vor uns wirklich lebendig zu machen, so daß wir die Sprache der Redenden wie durch einen Vorhang hindurch zu vernehmen glauben, und er behält doch die Fäden in der Hand: im Grunde genommen ist er es selbst, der immer erzählt, und so hat vor allem der Novellenerzähler Hans Frand die Forderungen des Ästhetikers der „Deutschen Erzählkunst“ so vollkommen eingelöst, daß wir uns darauf freuen, auch auf dem Gebiete des Romans und zumal des „Weltanschauungsromans“ Neues, Größeres von ihm zu gewinnen.

## Atemgebrauch beim Vortrag von Gedichten und Prosa.

Von Dr. Rudolf Blümel in München.

Bei allen hiehergehörigen Versuchen müssen die Sprachwerte richtig, d. h. im Sinne des Verfassers vorgetragen werden. Namentlich ist auf das richtige Zeitmaß zu achten: spricht man zu langsam, so wird der Atem zu früh ausgegeben, spricht man zu schnell, so staut er sich. Natürliche Einschnitte und Pausen dürfen nicht über-

vollen, welche die „Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart“ unter dem Gesamttitel „Der Falte“ neben veröffentlicht.

1) Als Probe erschienen zehn kurze und eine längere Geschichte gesammelt unter dem Titel: „Der Werwolfsgürtel“ im Verlage von Richard Hermes, Hamburg.

sehen werden. Zu tiefer und zu starker Vortrag verlangsamt, zu hoher und zu leiser beschleunigt.

Für das Atmen kommt es auf dreierlei an:

1. auf die Stellen im Text, wo eingeatmet wird, die Atemstellen, oder auf die Länge der Atemstrecke<sup>1)</sup> = der Menge Text, die mit einem Atem zu sprechen ist;
2. auf die jeweilige Menge des eingeatmeten Atems;
3. auf den Grad der Sparsamkeit im Ausatmen.

1. Was die Atemstellen betrifft, so ist hier gleich das Vorurteil zu zerstören, daß nur an Satzgrenzen geatmet werden dürfe. Das gilt nicht einmal für die ungebundene Rede. Vgl. den Beginn des Titan von J. Paul (die Atemstrecken sind abgesetzt):

An einem schönen Frühlingsabend  
Kam der junge spanische Graf von Cesara  
Mit seinen Begleitern Schoppe und Dian nach Sesto.

Man darf auch nicht glauben, daß vor jedem Satz neu geatmet werden müßte. Vgl. Goethe, Wahlverwandtschaften, 1. Teil, 15. Kapitel (schnell):

Raketen rauschten auf, Kanonenschläge donnerten, Leuchtkugeln stiegen,  
Schwärmer schlängelten und plagten, Räder gischten,  
Jedes erst einzeln, dann gepaart, dann alle zusammen,  
Und immer gewaltfamer hinter einander und zusammen.

Für die Dichtung vgl. unten, namentlich das erste Beispiel aus Storm.

In unserer Dichtung herrscht seit langer Zeit der Brauch, die Atemstrecken in eine Zeile zu schreiben.<sup>2)</sup> Jede andere Versabteilung ist hier ein Fehler. Die Atemstellen sind hier stets und nur vor Beginn einer Zeile, oder: Atemstrecke und Zeile fallen zusammen. Vgl. von Uhland Des Sängers Fluch (1 a) und den Mohn (1 b), Platens Grab im Busento (2 a) und Webers Dreizehnlinden (2 b):

Es stand in alten Zeiten ein Schloß, so hoch und hehr,  
Weit glänzt es über die Lande bis an das blaue Meer,  
Und rings von duft'gen Gärten ein blütenreicher Kranz,  
Drin sprangen frische Brunnen im Regenbogenglanz.

Wie dort, gewiegt von Westen,  
Des Mohnes Blüte glänzt!  
Die Blume, die am besten  
Des Traumgotts Schläfe kränzt;  
Bald purpurhell, als spiele  
Der Abendröte Schein,  
Bald weiß und bleich, als fiele  
Des Mondes Schimmer ein.

Nächtlich am Busento kispeln, bei Cosenza dumpfe Lieder,  
Aus den Wassern schallt es Antwort, und in Wirbeln klingt es wieder!

Sohn, ich las im Runenbuche  
Manches Blatt, ein Zeichendeuter;  
Viel zur Trauer, viel zum Troste,  
Wenn ich weiter las und weiter.

1) Bei Walter Klemm, Sagemelodische Untersuchungen zum althochdeutschen Isidor; Pauls und Braunes Beiträge 37, 1—79 ist S. 4 die Rede von prosaischen Satz- oder Atemabschnitten = Atemstrecken, wohl auf eine Anregung von Eduard Sievers hin.

2) In der griechischen und römischen eine oder zwei.

Die Atemstrecke umfaßt in den Beispielen 1 und 2a deutlich eine Doppelheit<sup>1)</sup>, die in den Beispielen 1 und 2b auf zwei Atemstrecken verteilt ist. Für diesen Unterschied gibt es innere Gründe. — Die Einheitlichkeit der Zeile in diesem Sinne geht soweit, daß der zweite und dritte Schauspieler, der in der Zeile einfällt, vor deren Anfang zu atmen hat, und ein Schauspieler, der in derselben Zeile unterbrochen wird und weiterfährt, für das spätere Stück der Zeile keinen neuen Atem schöpfen darf. Vgl. Nathan 1, 6 D(aja) und T(empelherr):

. . . . . D. Ihr seid doch wohl  
Nicht krank gewesen? T. Nein. D. Gesund doch? T. Ja.

Überhaupt ist es notwendig, daß Schauspieler, Sänger und Musiker auch an Pausenstellen nach den hier zu behandelnden Gesetzen atmen.

Nur eine scheinbare Ausnahme bildet die Brechung einer Zeile in Schrift und Druck, wenn eine Zeile auf mehrere Schauspieler verteilt ist oder in Fällen wie

Kennst du es wohl?

Dahin, dahin . . .

Wer an andern Stellen atmet oder Atemstellen überfieht, vergewaltigt seine Sprachwerkzeuge und den Sinn der Stelle. Man könnte entgegen, z. B. das Einatmen mitten im Satz, das Nichtatmen auf der Satzgrenze zerstöre das Gedankliche, so in Storms Abseits:

Die Kräuter blühen; der Heideduft  
Steigt in die blaue Sommerluft.

Das gilt aber nicht bei geschicktem Einatmen. Der Atemeinschnitt im Satz, das Zusammenfassen von Sätzen, und von Satz und Satzstück, vgl. die Beispiele, alles hat seinen Sinn. Man könnte die zwei Zeilen von Storm prosaisch so umschreiben: „Blühende Kräuter und Heideduft; der steigt in die blaue sommerliche Luft empor.“ Satzteile, die durch die Atemstelle getrennt sind, bekommen dadurch größeres Gewicht. Überhaupt hat bei dem wirklichen Dichter jede scheinbare Willkür ihren tieferen Grund.

2. Die Menge des Atems darf nicht etwa so verteilt werden, wie es zunächst erscheint, daß man jede Zeile als etwas für sich Bestehendes mit dem gleichen Teil Atem versieht. Dadurch würde alles auseinanderfallen. Vielmehr muß vor jedem Abschnitt (Strophe oder nichtstrophischer größerer Einheit) in Dichtung und Prosa mit soviel Atem eingesetzt werden, als ob von dieser Atemmenge die ganze folgende Einheit bestritten werden könnte. Alles übrige Atmen ist ein Nachfüllen. Vor Beginn jedes Teiles muß so geatmet werden, als sollte damit der ganze Teil und alle ihm etwa folgenden gleichwertigen bestritten werden. (Zwei- und dreiteilige Zeilen, s. o., sind dabei als Zweiheit (Dreiheit) zu behandeln). Z. B. die Klage der Ceres von Schiller hat eine zwölfzeilige Strophe:

Ist der holde Lenz erschienen, Hat die Erde sich verjüngt? Die besonnten Hügel grünen, Und des Eises Rinde springt. Aus der Ströme blauem Spiegel Lacht der unbewölkte Zeus,	Milder wehen Zephyrs Flügel, Augen treibt das junge Reis. In dem Hain erwachen Lieder, Und die Oreade spricht: Deine Blumen kehren wieder, Deine Tochter lehret nicht.
---	---

1) Selten eine Dreiheit, z. B. in den Hexametern von Goethes Alexis und Dora:  
Ach unaufhaltsam | strebet das Schiff | in jedem Momente . . .

Diese Strophe zerfällt in drei Hauptteile, jeder in zweimal zwei Teile, Goethes Gedicht Warum gabst du uns die tiefen Blicke in Bündel mit zwei, drei, zwei, vier, zweimal vier Zeilen, die Absätze in Uhlands Prolog zu dem Trauerspiel Ernst, Herzog von Schwaben umfassen fünf, dreizehn, sechzehn, acht, zehn Zeilen; vgl. den ersten:

Ein ernstes Spiel wird euch vorübergehn,  
Der Vorhang hebt sich über einer Welt,  
Die längst hinab ist in der Zeiten Strom,  
Und Kämpfe, längst schon ausgekämpfte, werden  
Vor euern Augen stürmisch sich erneun.

In den beiden ersten Gedichten ist zu atmen in jedem Abschnitt für Zeile 1—12 (1—8, 12, 16), 5—12 (5—8, 12, 16), 9—12 (16), sowie 13—16, für 3—4, 7—8, 11—12, sowie 15—16, für 2, 4, 6, 8, 10, 12, 14 und 16. Im ersten Absatz von Uhlands Prolog ist zu atmen für 1—5; 2, 3, 4—5 und für 5 und entsprechend in den übrigen.

Atmet man für ein Stück<sup>1)</sup>, so hat man zu achten:

1. auf seinen Wert (auf seine Funktion),
2. auf die Zahl der Teile und Unterteile, die ihm und den noch etwa folgenden ihm gleichwertigen Teilen oder Unterteilen angehören,
3. jedes Stück wird hierbei so behandelt, als wären die ihm gleichwertigen Teile und Unterteile, sowie seine und deren Teile und Unterteile an Umfang gleich, und zwar gleich dem umfanglichsten.

Für 2. und 3. gelten einfache Zeilen (s. vorher S. 190 unten im Mohn und Dreizehnlinden) als eine Einheit, Doppelheiten (Sängers Fluch und Grab im Busento) als zwei, Dreheiten (Hexameter in Alexis und Dora) als drei.

1. Beim Beginn eines ganzen Abschnittes muß man für dieses Ganze atmen, gleichviel, ob z. B. die Strophe 2 oder 20, der einfach gebaute Absatz 1 oder 200 Zeilen umfaßt; entsprechend sind die Teile erster, zweiter Ordnung usw. zu behandeln. Sie sind vom Ganzen und unter sich scharf zu scheiden. Sehr häufig ist der Fall, daß Strophenteile an Umfang ungleich sind, z. B. die Strophe in Storms Abseits zerfällt in zwei Teile mit vier und zwei Zeilen:

Es ist so still; die Heide liegt  
Im warmen Mittagssonnenstrahle,  
Ein rosenroter Schimmer fliegt  
Um ihre alten Gräbermale;  
Die Kräuter blühen; der Heideduft  
Steigt in die blaue Sommerluft.

Die Teile Zeile 1—4 und 5—6 sind erster Ordnung, Zeile 1—2 und 3—4, 5 und 6 zweiter, 1, 2, 3 und 4 dritter Ordnung. Für 5—6 ist also zu atmen als für den zweiten Hauptteil, für 6 als für den letzten Teil zweiter Ordnung wie für 3—4. Die eine oder vier Zeilen, womit das Terzinengedicht abgeschlossen ist, ist dem Atem nach den sonstigen drei wertgleich zu behandeln.

2. Z. B. in Uhlands genanntem Prolog muß am Anfang des Absatzes für 5, 13, 16, 8, 10 Zeilen geatmet werden, also für den Absatz mit 16 Zeilen mehr als

1) Stück = Abschnitt (Strophe oder nichtstrophischer Abschnitt) oder ein Teil beliebiger Ordnung davon.

für den mit 13 usw., für seine zweite Zeile wie für einen Absatz mit 15 Zeilen usw. Entsprechendes gilt, durchgehende Zweiteilung und lauter einfache Zeilen vorausgesetzt, für eine Strophe von 8 Zeilen gegenüber einer mit 4. Dagegen kommt es für die Atemmenge der einfachen Zeile nicht auf die Taktzahl an; der Rhythmus der zweitaktigen Zeile ist wichtiger als derjenige der dreitaktigen usw., Taktzahl und Wucht stehen im umgekehrten Verhältnis und gleichen sich für den Atem aus.

3. In der Strophe von Storms *Abseits* muß ich 5—6 mit Atem für soviel Zeilen ausstatten, als der gleichwertige Teil 1—4 hat, also für 4, entsprechend die ganze Strophe als achtzeilige.

Ein deutlicher Unterschied zeigt sich ferner z. B. in zwei Gedichten von Storm: *Ostern* und *Zur Nacht*:

Es war daheim auf unserm Meeresdeich;  
Ich ließ den Blick am Horizonte gleiten,  
Zu mir herüber scholl verheißungsreich  
Mit vollem Klang das Osterglockenläuten.

Dorbei der Tag! Nun laß uns unverstellt  
Genießen diese Stunde vollen Frieden!  
Nun sind wir unser; von der fremden Welt  
Hat endlich uns die heilige Nacht geschieden.

Das erste Gedicht braucht wesentlich mehr Atem als das zweite. Das erste ist nämlich für einen bedeutend größeren Raum geeignet als das zweite, jenes hat den Saalton, dieses den Zimmerton. Derselbe Unterschied ist in der Musik bekannt, man vergleiche eine Symphonie mit einem Trio. (Im Zeitmaß und in der Constärke sind die beiden Strophen gleich.)

3. Die größere und geringere Sparsamkeit im Ausgeben des Atems zeigt ein einfaches Beispiel, *Uhlands Rache*:

Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,  
Der Knecht wär selber ein Ritter gern.  
Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain  
Und den Leib versenket im tiefen Rhein.  
Hat angeleget die Rüstung blank,  
Auf des Herren Roß sich geschwungen frank.  
Und als er sprengen will auf die Brüd',  
Da stußet das Roß und bäumt sich zurüd.  
Und als er die güldenen Sporen ihm gab,  
Da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.  
Mit Arm, mit Fuß er rudert und ringt,  
Der schwere Panzer ihn niederzwingt.

Bei der ersten Zeile jeder Strophe wird der ausströmende Atem etwas zurückgehalten, bei der zweiten wird vollerer Atem verwendet. Mit dem Ein- und Ausatmen wechseln gewisse Muskelbewegungen im Rumpf, namentlich ist das beim Unterleib zu beobachten. Beim Einatmen werden gewisse Teile eingezogen, beim Ausatmen herausgeschwellt. Ist mit dem Ausatmen das Sprechen oder Singen verbunden, so wird keineswegs die ganze Muskelmasse herausgeschwellt: einige Muskelgruppen verharrten im Zustand des Einatmens, die andern führen die Ausatmungsbewegungen aus. Die

Einatmungsstellung jener Muskelgruppen bewirkt, daß der Atem beim Sprechen und Singen sparsamer ausgegeben wird als beim leeren Ausatmen — auf das Sprechen oder Singen kommt es dabei gar nicht an; man mache die Probe und lese ein Gedicht oder stelle sich ein Lied vor, mit geschlossenem Munde, stumm oder mit ertönen des Stimmtons, denke sich aber dazu den lauten Vortrag und stelle die größere und geringere Sparsamkeit in der Atemverwendung darauf ein: man kommt mit dem Atem genau so aus, als wenn man das Gedicht oder Lied laut vortrüge, während das leere Ausatmen viel kürzer ausgehalten werden kann. Nun wechselt Zeile um Zeile in der Dichtung (entsprechend in der Prosa und im Gesang) die Ausatmungsbewegung: in der einen (einfachen) Zeile sind gewisse Muskelgruppen im Ausatmungs- zustand A, in der folgenden im Einatmungs- zustand E oder umgekehrt. Zu diesem Wechsel der einfachen Zeilen tritt einer in allen umfassenderen Teilen, z. B. auch in den Zeilen, welche Doppel- oder Dreitheiten sind, innerhalb der Abschnitte, von Abschnitt zu Abschnitt, das gilt auch für Gefänge, Auftritte, „Bücher“ innerhalb eines Werkes und Aufzüge, entsprechend in Prosa und Gesang. Bei jedem neuen Wechsel sind wieder neue Muskelgruppen beteiligt, für den Wechsel von Strophe zu Strophe z. B. andere als für den ihrer Hauptteile. — In Uhlands Rache haben wir folgende Wechsel:

Zeilen EA

Strophen AE.

Gerade umgekehrt verhält es sich bei der Wirtin Töchterlein von Uhland:

Zeilen AE

Strophen EA.

Hier haben wir durchgehende Zweiteilung, bei Dreiteilung wechseln die Folgen ABA und EAE oder umgekehrt. Entsprechendes gilt für nichtstrophische Abschnitte mit ungerader Anzahl. — Ja, es wird sogar das ganze Gedicht, das in Abschnitte geteilt ist, die ganze Prosa, der ganze Gesang „durchkomponiert“, z. B. in Uhlands Rache steigert sich die Enge der Ausatmungsstellung von Strophe 1 über 3 zu 5, die Enge der Einatmungsstellung von Strophe 2 über 4 zu 6. Der Wirtin Töchterlein verhält sich auch hier umgekehrt.

Diese Unterschiede sind von Bedeutung für den Rhythmus: bei Einatmungs- stellung ist er vergleichsweise unfrei, bei Ausatmungsstellung vergleichsweise frei, die Unterschiede, die den Rhythmus überhaupt ausmachen, die Abstufung der Einschnitte, der Länge, der Tonhöhe und -stärke, sind dort gemindert, hier deutlich ausgeprägt. Die Menge des Atems spielt dabei auch mit. So ergeben sich mannigfache Abstufungen.

Von Strophe zu Strophe oder Strophenteil zu Strophenteil wechselt oft in sogenannten abgestumpften (katalektischen) Zeilen am Schluß eine Sentungspause, im dreiteiligen Takt unter Umständen eine doppelte, mit Ausfüllung des ganzen Taktes durch eine Silbe. Die fehlende Sentungszeit kann auch am Beginn der folgenden Zeile stehen, z. B. in jeder Strophe von Goethes Gedicht Der Gott und die Bajadere, Zeile 8 und 9. Jedesmal ist die Sentungspause und Abgabe der Sentungszeit an die folgende Zeile mit Einatmungs-, der volle Takt mit Ausatmungsstellung der betreffenden ganzen Strophe oder des betreffenden ganzen Teils verbunden. Vgl. für Strophen Uhlands Sonnenwende, für Strophenteile seinen Dichterfegen:

Nun die Sonne soll vollenden,  
Ihre längste, schönste Bahn,  
Wie sie zögert, sich zu wenden  
Nach dem stillen Ozean!  
Ihrer Göttin Jugendneige  
Fühlt die ahnende Natur,  
Und mir dünkt, bedeutfam schweige  
Rings die abendliche Flur.

} Viertelpunktirt, voller Takt, A

Nur die Wachtel, die sonst immer  
Fröhe schmälend weckt den Tag,  
Schlägt dem überwachten Schimmer  
Jetzt noch einen Wedeschlag,  
Und die Lerche steigt im Singen  
Hoch auf aus dem duftgen Tal,  
Einen Blick noch zu erschwingen  
Zu den schon verfunkenen Strahl.

} Viertel mit Achtelpause, E

Als ich ging die Flur entlang,  
Lauschend auf der Lerchen Sang,  
Ward ich einen Mann gewahr,  
Arbeitsam mit greisem Haar.

} Viertel mit Achtelpause, E

} Viertelpunktirt, voller Takt, A

Entsprechendes gilt für nichtstrophische Abschnitte. Vgl. in Hermann und Dorothea, 1. Gesang den 1. und 2. Absatz:

Hab ich den Markt und die Straßen doch nie so einsam gesehen!  
Ist doch die Stadt wie gelehrt! wie ausgestorben! Nicht funfzig  
Denkt mir, blieben zurück von allen unsern Bewohnern.

} Voller Takt<sup>1)</sup>, A

Und es versetzte darauf die kluge, verständige Hausfrau:  
Vater, nicht gerne verschenk ich die abgetragene Leinwand;  
Denn sie ist zu manchem Gebrauch und für Geld nicht zu haben,  
Wenn man ihrer bedarf.

} Eine Sentungspause, E

Der Reim darf in allen diesen Fällen nur rhythmisch Gleiches binden (wobei Sentungspause und Abgabe der Sentung als gleich, einfache und doppelte Sentungspause und Taktfüllung als verschieden gelten), sonst ist der Reim nicht zu hören. Vgl. die zwei letzten Beispiele von Uhland.

Die Mengenverteilung des Atems, auch die Sparsamkeit in der Ausatmung, ergibt ein genaues Bild der Gliederung des Abschnitts, (auch in Gesang und Prosa), und entscheidet über die Frage, ob am Schlusse einer gewissen Zeile auch Abschnitts-ende anzunehmen ist oder nicht. Man kann aus der Mengenverteilung des Atems erkennen, ob ein mindestens vierzeiliges Gebilde eine Strophe ist oder nicht; nichtstrophisch sind z. B. alle Hölderlinschen Hymnen ohne Reime, auch die mit gleicher Zeilenzahl der Abschnitte wie Germania mit lauter sechzehn-, Patmos mit lauter fünfzehnzeiligen Abschnitten. Die Länge dieser Gebilde würde nicht hindern, sie als Strophen zu bezeichnen; z. B. hat Kopfsch noch längere Strophen. Aber die Mengenverteilung ist so: 1, 2, 3 usw. bis 16; 1, 2—3 usw. bis 15. — Die Reimordnung kann mehrdeutig sein, sie kann der Abschnittsgliederung entsprechen, muß es aber in der Strophe nicht und tut es nicht im einfach gebauten Absatz. In der Stanze sind zwei Gliederungen möglich, die der Reimordnung entsprechen:

ab—ab—ab—cc, und aba—bab—cc,

1) Hebung und erste Sentungszeit durch je eine Silbe gefüllt.

und eine dritte, ihr widersprechende:

ab—ab—ab—cc,

die erste z. B. in den Geheimnissen von Goethe, die zweite (sehr seltene) in Friedrich Schlegels Heliadora, die dritte in Platens Prolog zu den Abtassiden:

Ein wunderbares Lied ist euch bereitet; Vernehmt es gern, und jeden ruft herbei! Durch Berg' und Täler ist der Weg geleitet; Hier ist der Blick beschränkt, dort ist er frei, Und wenn der Pfad auch in die Büsche gleitet, So denkt nicht, daß es ein Irrtum sei: Wir wollen doch, wenn wir genug gekommen, Zur rechten Zeit dem Ziele näher kommen.	Aus tiefem Herzen wollte Liebe dringen, Im Grün der Jugend flammte hoch der Mut, Durch lichte Kraft die Sterne zu erringen. Doch brannte bald der Geist in eigener Glut, Verachtend wandt' er sich von allen Dingen, Zum Raub gegeben seiner Sehnsucht Wut, Da klang der dunkeln Tugend Lichtgebot: Befrei dich, Freier, selbst durch heil'gen Tod.
--	--

Ich möchte wieder wie ein junger Schwärmer  
Auf meinem Pegasus ein bißchen reiten,  
Doch da die Zeit betrübter wird und ärmer,  
So möcht' ich flieh'n in fabelhafte Zeiten:  
Ich, der ich ehedem, an Jugend wärmer,  
Herunterstieg in spröde Wirklichkeiten  
Und mit dem Unverstand begann zu turnen,  
Der stelzenhaft gespreizt sich auf Kothurnen.

In Wielands Oberon habe ich 74 verschiedene Reimordnungen gezählt, doch haben wir nur eine Gliederung der Strophe (durchgehende Zweiteilung). Der Widerstreit von Strophengliederung und Reimordnung ist so wenig ein Kunstfehler wie der von Satz- und Zeilen- oder Strophenbau usw. — Nach der Mengenverteilung des Atems und allen andern mir bekannt gewordenen Kennzeichen, z. B. der Melodie, hat der Neue Amadis von Goethe nicht sechs fünfzeilige, sondern drei zehnzeilige Strophen, jede Halbstrophe so gegliedert 2 : (2 + 1).

Als ich noch ein Knabe war, Sperrte man mich ein, Und so sah ich manches Jahr Über mir allein Wie im Mutterleibe.	Doch du warst mein Zeitvertreib, Goldne Phantasie, Und ich ward ein warmer Held, Wie der Prinz Pipi, Und durchzog die Welt.
---	---

Baute manch kristallen Schloß

Eine Ausgabe von Hermann und Dorothea rückt bei Beginn des neuen Absatzes nicht ein, die zweite Textseite beginnt: Und es versetzte darauf die kluge verständige Hausfrau. Aus der Mengenverteilung des Atems ergibt sich die Länge des ersten Absatzes zu 21 Zeilen und neuer Absatzbeginn mit dieser Zeile. Rückerts Gedicht Zu Goethes Westköstlichem Diwan scheint nach dem kunstvollen Aufbau in Strophen abgefaßt zu sein:

Wollt ihr kosten Reinen Osten Müßt ihr gehn von hier zum selben Manne, Der vom Westen Auch den besten Wein von jeher schenkt' aus voller Kanne. Als der West war durchgekostet, Hat er nun den Ost entmostet; Seht, dort schwelgt er auf der Ottomane.	Abendröten Dienten Goethen Freudig als dem Stern des Abendlandes; Nun erhöhten Morgenröten Herrlich ihm zum Stern des Morgenlandes. Wo die beiden glühn zusammen, Muß der Himmel blühn in Flammen, Ein Diwan voll lichten Rosenbrandes.
--	---



Könn't ihr merken An den Stärken Dieses Arms, wie lang' er hat gefochten? Dem das Alter Nicht den Psalter Hat entwunden, sondern neu umflochten, Aus iran'schen Naphthadronnen Schöpft der Greis iht, was die Sonnen Einst Italiens ihm, dem Jüngling, kochten.	Jugendhadern In den Adern Zorn und Glut und Mild' und süßes Kosen; Alles Lieben Jung gelieben, Seiner Stirne stehen schön die Rosen, Wenn nicht etwa ew'ges Leben Ihm verlieh'n ist, sei gegeben Langes ihm von uns gewoggen Losen.
---	---

Ja von jenen  
Selbst, mit denen  
Du den neuen Jugendbund errichtet,  
Sei mit Brünsten  
Unter Künsten  
Aller Art, in der auch unterrichtet,  
Wie Saadi in jenem Orden  
Über hundert Jahr alt worden  
Und Dschami hat nah daran gedichtet.

Die Atemverteilung ist jedoch wie folgt: Atem für die 1.—4., dann 2.—4., 3.—4., 4. Scheinstrophe (der Anfang jedesmal durch Herausrücken angegeben), Atem für die letzte Scheinstrophe nach der freigelassenen Zeile). Wir haben also hier zwei verwickelte Absätze; strophische Dichtung würde vor jeder Strophe Atem nur für diese verlangen. Hier ist der seltene Fall, daß zwei Absätze vorliegen, solche Gedichte haben meist nur einen Absatz, z. B. Rückerts Septembermai oder der Monolog der Jungfrau von Orleans: Die Waffen ruhn.

Bei richtigem Vortrag wirkt die genaue Beobachtung der hier besprochenen Einzelheiten ausgezeichnet, indem sie neue, ungeahnte Schönheiten der Dichtung (auch der Prosa und des Gesangs) erschließt. Vgl. z. B. Herrn Winfreds Meerfahrt von Strachwitz:

Herr Winfred fuhr auf schwarzem Schiff, Er wollte fahren nach Islands Riff, Er wollte holen die Braut zur See, Das bracht' ihm gräßliches Todesweh; Hoch schlugen die Wogen am Borde.	}	E    A
---	---	--------------------

Ebenso ist die Strophe in des Knaben Berglied von Uhland gebaut: nach einem vierzeiligen Hauptteil ein einzeiliger, jener auf Einatmungs-, dieser auf Ausatmungsstellung, die Schlußzeile wirkt dadurch besonders wichtig, als Inbegriff des Ganzen. Die Strophe in Uhlands Glück von Edenhall ist ebenfalls fünfzeilig, doch dreiteilig mit der Gliederung 2 : 2 : 1 (AEA—EAE usw.). Die Schlußzeile wirkt hier lange nicht so stark und tritt bald hervor, bald zurück.

Der Vortragende darf jedoch nicht hoffen alle Einzelheiten des Atemgebrauchs von selbst zu finden; es muß vielmehr eine genaue Untersuchung und Durchprobung vorangehen.

Das gilt namentlich auch von der Prosa, deren Absätze immer wieder neue Fragen aufgeben. Ich bringe hier kurz eine Übersicht der Prosaform und des Atemgebrauchs in der Prosa.

Die untersten Einheiten, auf die es hier ankommt, sind die Reihen = Atemstrecken, die also beim Absetzen von Zeilen den Zeilen entsprechen. Über der Reihe steht das Gesach, über diesem in gewissen Prosaarten die Lade, über allem der

Absatz, äußerlich kenntlich durch Beginn einer neuen Zeile, oft auch durch Einrückten. Jede höhere Einheit kann durch eine beliebige niedere gebildet sein, z. B. der Absatz durch eine Reihe. Sind in einer höheren Einheit mehrere vereinigt, die verschieden viele niedere in sich bergen, z. B. in einem Absatz zwei Gefäße, von denen das erste elf, das zweite vier Reihen in sich birgt, so wird jede höhere Einheit entsprechend der Anzahl ihrer niederen mit Atem versehen, also wird jede höhere Einheit der Prosa wie ein einfacher Absatz in der Dichtung behandelt. Sonst ist die Atemkunst in der Prosa dieselbe wie in der Dichtung. Vgl. dazu zwei Absätze aus Hölderlins Hyperion, (Gesammelte Werke, herausgegeben von Wilhelm Böhm, 2. Auflage Jena 1911, 1, 35 f.); hier bedeutet || — die Grenze des Absatzes, || die der Lade, | — die des Gefäßes. Die Reihen sind abgesetzt. . . bedeutet eine Pause.

Ich habe meine Lust an der Zukunft, begann er endlich wieder,

Und sagte feurig meine beiden Hände. | —

Gott sei Dank! ||

Ich werde kein gemeines Ende nehmen.

Glücklich sein, heißt schläfrig sein im Munde der Knechte.

Glücklich sein! . .

Mir ist, als hätt' ich Brei und laues Wasser auf der Zunge,

Wenn ihr mir spricht von glücklich sein. | —

So albern und so heillos ist das alles,

Wofür ihr hingebt eure Lorbeerkrone,

Eure Unsterblichkeit. | —

o heiliges Licht, | —

Das ruhelos, in seinem ungeheuren Reiche wirksam,

Dort über uns wandelt, | —

Und seine Seele auch mir mitteilt,

In den Strahlen, die ich trinke, ||

Dein Glück sei meines! || —

Das bisher Gesagte gilt nur von einheitlichen Werten. Wird das Wort später vom Dichter selbst oder von einem andern verändert, läßt er weg, oder setzt er hinzu, oder ersetzt er Teile durch eine Neubearbeitung, so wird die Einheitlichkeit in der Atemführung zerstört, durch Änderung des Wortlauts in Atemstrecken mindestens gestört. Ich gebe ein Beispiel für eine Neubearbeitung. Im ursprünglichen, durch eine Abschrift von Herder erhaltenen Wortlaut der Zuneigung von Goethe (Suphan, Zeitschrift für deutsche Philologie 7, 225 ff.) lauten Strophe 9—11:

9. Verzeih mir, rief ich aus, ich meint' es gut,

Soll ich umsonst die Augen offen haben?

Der gute Wille lebt in meinem Blut,

Ich kenne ganz den Wert von deinen Gaben!

Für andre wächst in mir das edle Gut,

Ich kann, ich will das Pfund nicht mehr vergraben.

Warum suchst' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,

Wenn ich ihn nicht den andern zeigen soll?

10. Mit einem Blick voll Mitleid, wie ein Wesen

Von höherer Art uns, voll Nachsicht, die uns weist

Zurück in uns und unsre Schwäche lesen

Und wieder uns mit Mut zu streben heißt;

Sah sie mich an, und ich war schon genesen,

Es sank und stieg vom sanften Druck mein Geist;

Mir war's, ich könnt' mit geistigem Vertrauen  
 Mich zu ihr nah'n und ihre Nähe schauen.

11. Da rechte sie die Hand aus in die Streifen  
 Der leichten Wolken und des Dufts umher,  
 Wie sie ihn faßte, ließ er sich ergreifen,  
 Sie zog ihn und es war kein Nebel mehr.  
 Das Auge ließ ich nach dem Tale schweifen,  
 Den Himmel blid't' ich, er war hell und hehr.  
 Nun sah ich sie den reinsten Schleier halten,  
 Er schwebt' um sie und schwoll in tausend Falten.

Die endgültige Fassung hat 9, 3 Ein froher, 6 Ich kann und, 8 den Brüdern,  
 11, 4 Er ließ sich ziehn, 5 Mein Auge könnt' im Tale wieder schweifen, 7 Nur,  
 8 floß; Strophe 10 lautet hier:

Und wie ich sprach, sah mich das hohe Wesen  
 Mit einem Blick mitleid'ger Nachsicht an;  
 Ich konnte mich in ihrem Auge lesen,  
 Was ich verfehlt und was ich recht getan.  
 Sie lächelte, da war ich schon genesen,  
 Zu neuen Freuden stieg mein Geist heran;  
 Ich konnte nun mit innigem Vertrauen  
 Mich zu ihr nah'n und ihre Nähe schauen.

Die Zueignung der alten Gestalt hat folgenden Aufbau:

Strophen	AE . . .
(1—6) : (7—8)	AE
(1—2) : (3—4) : (5—6)	EAE, AEA
, Zeilen	EA . . .

In dem alten Wortlaut fügt sich Strophe 10 in jeder Hinsicht richtig ein. Im neuen Wortlaut fällt die 10. Strophe ganz aus der Reihenfolge AEA . . . der Strophen, wie auch Zeile 11, 5 aus der Reihenfolge EA EA . . . der Zeilen, sie wirken völlig als selbständige Neudichtung. Die Teile 1—6 und 7—8 stehen in dem Verhältnis E : A, die Zeilen in dem Verhältnis A : E. Auch in Strophe 14 sind die Zeilen 3 und 4 auf das Verhältnis A : E gebracht, der alte Wortlaut heißt:

⊙ kommt mit mir und bringt mir euren Segen,  
 Mit dem allein mein Leben ihr beglückt,

der neue:

Wenn eure Bahn ein frischerneuter Segen  
 Mit Blumen ziert, mit goldnen Früchten schmückt.

Sonst ist Strophe 10 in den alten Verhältnissen geblieben. Es ergibt sich also auch hier, was Sievers in andern Fällen durch Klanguntersuchung gefunden hat: Textveränderung ändert das rhythmische Bild.

3. Ausatmung. Beim Ausatmen ohne Sprechen oder Gesang vollzieht der Mensch eine bestimmte Gesamtheit von Muskelbewegungen. Spricht er oder singt er, so bleibt ein bald größerer, bald kleinerer Teil der dazu gehörigen Muskelmasse in der Einatmungsstellung, die Ausatmung ist im ersten Fall eng, im zweiten weit (im weiteren Sinne).

Von Reihe zu Reihe wechselt durch das ganze Werk geschlossene und offene Ausatmung. Reihe ist in der Prosa stets, in der Dichtung meistens = Atemstrecke, was in

einem Atem vorgetragen werden muß. Auch die Zeile, die zwei Reihen umfaßt, hat diesen Wechsel.

Die Strophen und die Absätze im weitesten Sinn (in Dichtung und Prosa) sind sehr eng, eng, frei oder sehr frei vorzutragen. Von Strophe zu Strophe oder Absatz zu Absatz gibt es bei gewissen Dichtern den Wechsel Sehr eng—Eng, in anderen Werken von ihnen Sehr frei—Frei, andere Dichter haben den Wechsel Sehr eng—Sehr frei oder umgekehrt. Ein Werk beginnt entweder sehr eng und geschlossen, oder sehr frei und offen.

Droben stehet die Kapelle,	Offen Sehr weit
Schauet still ins Tal hinab,	Geschlossen
Drunten singt bei Wieß' und Quelle	Offen
Froh und hell der Hirtentnab'.	Geschlossen
Traurig tönt das Glöcklein nieder,	Offen Weit
Schauerlich der Leichenchor,	Geschlossen
Stille sind die frohen Lieder,	Offen
Und der Knabe schaut empor.	Geschlossen
Die linden Lüfte sind erwacht,	Geschlossen Sehr eng
Sie säuseln und weben Tag und Nacht,	Offen
Sie schaffen an allen Enden.	Geschlossen
O frischer Duft, o neuer Klang!	Offen
Nun, armes Herze, sei nicht bang!	Geschlossen
Nun muß sich alles, alles wenden.	Offen
Die Welt wird schöner mit jedem Tag,	Geschlossen Eng
Man weiß nicht, was noch werden mag,	Offen
Das Blühen will nicht enden.	Geschlossen
Es blüht das fernste, tiefste Tal:	Offen
Nun, armes Herz, vergiß die Qual!	Geschlossen
Nun muß sich alles, alles wenden.	Offen
Bedächtig stieg die Nacht ans Land,	Offen Sehr weit
Hängt träumend an der Berge Wand;	Geschlossen
Ihr Auge sieht die goldne Wage nun	Offen
Der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn.	Geschlossen
Und keder rauschen die Quellen hervor,	Offen
Sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr,	Geschlossen
Vom Tage,	Offen
Vom heute gewesenen Tage.	Geschlossen
Das uralt alte Schlummerlied,	Offen Sehr eng
Sie achtet's nicht, sie ist es müd,	Geschlossen
Ihr klingt des Himmels Bläue süßer noch,	Offen
Der flüchtigen Stunden gleichgeschwungnes Joch.	Geschlossen
Doch immer behalten die Quellen das Wort,	Offen
Es sprechen die Wasser im Schlafe noch fort	Geschlossen
Vom Tage,	Offen
Vom heute gewesenen Tage.	Geschlossen
Laß, o Welt, o laß mich sein!	Geschlossen Sehr eng
Lodet nicht mit Liebesgaben,	Offen
Laßt dies Herz alleine haben	Geschlossen
Seine Wonne, seine Pein!	Offen
Was ich traure, weiß ich nicht,	Geschlossen Sehr weit
Es ist ein unbekanntes Wehe.	Offen
Immerdar durch Tränen sehe	Geschlossen
Ich des Himmels liebes Licht.	Offen

Strophe oder Absatz 3 ist nicht gleich 1, 4 nicht gleich 2, sondern die Enge oder Weite nimmt im weiteren Verlauf stets um das gleiche Maß ab, so bis zum Schluß des ersten Kapitels, Gesangs oder Auftritts. Im zweiten Kapitel usw. geht die Entwicklung in gleicher Weise zurück, das dritte ist gegen das zweite rückläufig, das vierte gegen das dritte usw. Die Verfasser, die im ersten Kapitel zwischen Sehr eng und Sehr weit abgewechselt haben, ersetzen Sehr eng im 2. 4. 6 . . . durch Eng, Sehr weit durch Weit. J. Paul hat 3. T. umfassendere Kapitel (im Titan nennt er sie 3. B. Jobelperioden, den kleineren Zykeln gegenüber), der Unterschied vom 1. zum 3., vom 2. zum 4. Absatz ist in der 2. 4. 6 . . . Jobelperiode geringer als in der 1. 3. 5 . . . Die letzte Strophe, der letzte Absatz eines Buchs oder Aufzugs sind in Enge oder Weite gleich der (dem) ersten des folgenden Buchs oder Aufzugs. Hier ist also für den Rhythmus eine tote Stelle. (Zwischen zwei Büchern oder Aufzügen ist eine unrrhythmische Pause.)

Je mehr vor einer Reihe eingatmet wird, desto unruhiger, je weniger, desto ruhiger ist ihr Rhythmus. Je enger die Ausatmung, desto mehr wird der Rhythmus geschwächt, je weiter, desto mehr kommt er zur Geltung. Indem das ganze Wort in der Ausatmung durchgeformt ist, ist es auch sein Rhythmus in Strophen oder Absätzen und in den Reihen vom Anfang bis zum Ende.

## Strophe und Bündel, verwickelter und einfacher Absatz.

Berichtigungen zu Zeitschrift 33, 497—504.

Von Dr. Rudolf Blümel in München.

Die Dichtung hat zweimal zwei Arten von Abschnitten: Strophen und Bündel, verwickelte und einfache Absätze.

Kein Teil einer Strophe ist mehr als dreiteilig. Die höchsten Teile der Bündel sind zwei oder drei Zeilen (vgl. den Aufsatz über Atemgebrauch). Diese Teile müssen voneinander durch die Reime (oder andere Mittel?) scharf abgeschlossen sein. Durchreimung wie im Gabel oder in den Assonanzen (die Assonanz ist ein Halbreim) ergibt also kein Bündel. Der einfache Absatz ist aus einfachen Zeilen aufgebaut. Alles Nichtstrophische, was weder Bündel noch einfacher Absatz sein kann, ist ein verwickelter Absatz.

Der Terzinenmonolog in Faust II besteht aus einfachen Absätzen, denn nur der letzte Teil eines verwickelten Absatzes kann kürzer oder unfänglicher sein. Ein niederer Teil kann nie durch die Grenze eines höheren zerschnitten werden.

## Der Wandel der Wortbedeutung als Angleichung (Assoziation).

Von Christian Rogge in Neustettin.

Es kann hier, um dies vorweg zu sagen, nicht unsere Aufgabe sein, eine erschöpfende Theorie der Bedeutungslehre zu geben; das ist nur möglich in einem großen Zusammenhange und aus einer Gesamtauffassung der Sprache heraus. Unsere Absicht ist im wesentlichen, durch Beispiele zu veranschaulichen, wie der Bedeutungswandel wirklich verläuft. Vorher bedarf es dazu eines Rück- und Umblicks.

Wie erklärt es sich, so fragen wir, daß in den hundert Jahren, seitdem Karl Reifig in seinen Vorlesungen über lateinische Sprachwissenschaft die Sema- siologie, wie er die Bedeutungslehre nannte, als einen besonderen Teil der Grammatik einführte, eine solche bis heute noch nicht besteht<sup>1)</sup>, daß auf diesem Gebiete der Sprachwissenschaft überhaupt noch so wenig Klarheit herrscht? Woran liegt das? Es dürfte zweierlei sein, was hier dem Fortschritt der Erkenntnis im Wege stand, und was man also, um weiter zu kommen, beseitigen mußte. Das erste ist dies, daß man meint, bei den verschiedenen Individuen einer Sprachgemeinschaft gebe es keine Gemeinschaft der Wortbedeutung. Jeder Sprechende habe seine besondere und komme mit einem anderen nicht überein; eine Einheit der Wortbedeutung bestehe nicht. Und zweitens heißt es, der Übergang von einer Wortbedeutung zur anderen geschehe langsam und allmählich; spricht man doch von einer Verschiebung, einem Fortrücken, von einem Verblaffen, einer Abschwächung und anderem.

Träfen diese Voraussetzungen wirklich zu, dann stände es allerdings ver- zweifelt um eine Lehre von der Wortbedeutung. Und so sieht in der Tat ein hervorragender Sprachforscher wie Georg von der Gabelenz die Lage der Dinge an. Ihm erscheint (die Sprachw.<sup>2</sup> 228) auf dem Felde des Bedeutungswandels mehr oder weniger alles schwankend, weil die Wortbedeutungen, wie er meint, sich nicht voneinander abgrenzen lassen. Steht es wirklich so? Wir antworten mit einem unbedingten Nein.

Was die Verschiedenheit der Wortbedeutung bei zwei und mehreren Spre- chern angeht, so kann man sich leicht überzeugen, daß in der Hauptsache, worauf es bei sprachlicher Verständigung ankommt, volle Übereinstimmung herrscht. Wenn wir z. B. hören: „Kulicke hat doch eine falsche Vorstellung vom Werte seiner Arbeit“, so wissen wir ebensogut, was gemeint ist, als wenn wir lesen: „Die Vorstellung im Zirkus Busch fand gestern lebhaften Beifall“, und end- lich sind wir nicht im unklaren bei einem Bericht vom Kriegsschauplatz, der uns sagt: „Die Mannschaften der Vorstellung zogen sich vor der feind- lichen Übermacht auf die Hauptstellung zurück.“ Wir sehen, in jedem der drei Fälle ist der Sachbereich, für den das Wort Vorstellung gebraucht wird, scharf abgegrenzt, und das ist für das Verständnis entscheidend. Auch der ge- meine Mann hat hier das richtige Gefühl; er sagt wohl, wenn er den Sinn des Gesprochenen nicht erfassen kann: „Ich weiß nicht recht, wo ich das hinbringen soll.“ Bei uns Sprechenden ist der Wortschatz, den wir besitzen, sachlich nach Klassen oder Fächern aufs beste geordnet, besser als in irgend einem Wörter- buch, so daß wir ohne genaueres Umsehen leicht hervorholen können, was wir für unseren Zweck brauchen.

Wie sehr jedermann von dieser unserer Wortbereitschaft überzeugt ist, er- kennen wir auch daran, daß der, welcher ein gebräuchliches Wort falsch an- wendet, sich der Lächerlichkeit aussetzt.

Es darf daher wohl als ausgemacht gelten, daß in der Sprache der Sach-

1) Und so auch heute in der Grammatik ihren Platz noch nicht gefunden hat, wie z. B. auch H. Pauls Deutsche Grammatik sie nicht besonders erörtert.

bereich eines Wortes scharf umschrieben ist, daß also für die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft wirklich eine Einheit der Wortbedeutung besteht, ja daß ohne sie ein Verständnis gar nicht möglich wäre. Wenn man eine solche bestritt, so hat man an etwas anderes gedacht. Gewiß ist ein Baum für den Botaniker nicht dasselbe, wie für den Arbeiter, der die Eiche fällt, eine Pflanze nicht dasselbe, wie für den einfachen Gärtner, in dessen Pflege sie steht; aber will der Gelehrte sich mit dem Ungelehrten unterhalten, so macht dieser Unterschied an sich nichts aus. — Auch der einfache Mann weiß, was ein Wort wie rein z. B. bedeutet, doch dem Goethischen Spruche:

„Sei du im Leben wie im Wissen  
Durchaus der reinen Fahrt beflissen.“

wird er vielleicht ratlos gegenüberstehen; aber das liegt nicht an einem mangelnden „Wortverständnis“, wie Goethe die Sache bezeichnet, nicht an der fehlenden Worteinheit zwischen Goethe und dem gemeinen Mann, sondern an dem unzureichenden Sachverständnis des Hörers oder Lesers; wer den Dichter verstehen will, muß sich mit seiner Gedankenwelt vertraut machen; dann wird ihm das Wort auch nichts Fremdes sagen. Ein Wort ist keine Beschreibung, die alles ausdrücken müßte, was sich dabei denken läßt, sondern nur ein Zeichen für die Glieder einer Volksgemeinschaft, um sich über gemeinsame Erlebnisse und Erfahrungen gegenseitig Mitteilungen zu machen. Will der Mann sich mit dem Kinde unterhalten, so muß er auf den Standpunkt des Kindes herabsteigen, ebenso der Philosoph in gleichem Falle dem ungelehrten Manne gegenüber. Wo die Gemeinsamkeit des Erlebens fehlt, wie z. B. bei Angehörigen verschiedener Sprachgemeinschaften, da ist das Wort leerer Schall.

Wir haben demnach, wie sich zeigt, durchaus festen Boden unter den Füßen, wenn wir eine Wortbedeutung von der anderen unterscheiden wollen; die Grenzen verschwimmen nicht, wie G. v. d. Gabelenz meint, verschwimmen auch nicht beim Übergang von der einen Bedeutung zur anderen. Wir behaupten: „Der Bedeutungswandel geschieht nicht langsam und allmählich, sondern sprunghaft und auf einmal.“ Das liegt daran, er ist im Sprachleben dasselbe, was für unsere Gedankenbewegung die Ideenassoziation ist; wir können kurz sagen: „Jeder Bedeutungswandel ist der sprachliche Ausdruck für eine neue Ideenassoziation.“ Wer da sagt „der Sofa“, wie es die Volkssprache aufweist, der hat im Sinne „der Stuhl, der Schemel, der Sitz“; auch „der Katheder“ gehört in diese Reihe, immer ist die Vorstellung des Sitzens das Beherrschende. Anders, wenn es heißt „das Sofa“; hier ist gedacht an „das Bett; das Lager, das Kanapee“, alles Vorrichtungen zum Liegen, sich Strecken. Wer von dem einen Wortgebrauch zum anderen übergeht, vollzieht damit eine neue Ideenassoziation und sprachlich, wie wir behaupten und nachher erweisen werden, einen Bedeutungswandel. Man wird zugeben, daß der Übergang von der einen Verwendung des Wortes zur anderen kein langsames Hinübergleiten ist, sondern vielmehr ein Sprung.

Will man sich den ganzen Hergang noch mehr veranschaulichen, so dürfte es am besten geschehen, indem man sich den psychologischen Prozeß vergegenwärtigt, den jemand durchläuft, wenn er einen Witz erfährt, bei welchem ein

Wortspiel, d. h. ein Spiel mit zwei Bedeutungen eines Wortes vorliegt. Man nehme z. B. den Börnischen Witz: „Als Pythagoras seinen berühmten Satz entdeckt hatte, opferte er eine Hekatombe; seitdem zittern alle Ochsen, wenn eine neue Wahrheit gefunden ist.“ Hier wird unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die vielen Stiere gelenkt, die man zum Altar führt. In der Voraussetzung, daß weiter von ihnen die Rede ist, lesen wir weiter; aber sobald es heißt: „Alle Ochsen zittern, stutzen wir, und ist der Satz zu Ende mit den Worten: „wenn eine neue Wahrheit . . .“, dann auf einmal finden wir uns nicht in der Welt der Tiere, sondern der Menschen: das Spiel besteht darin, daß einmal Ochse das Tier bedeutet und dann den beschränkten Menschen bezeichnet; aber dieser Übergang vom einen zum anderen vollzieht sich, wie jeder fühlt, blickartig. Was hier bei zwei schon festgelegten Bedeutungen geschieht, das haben wir auch, wenn zu einer Wortbedeutung eine neue hinzugeschaffen wird. — „Aber Ochse als Tier und Ochse als Mensch, mag man sagen, sind himmelweit verschiedene Dinge; wie ist es, wenn der Abstand des einen Wortsinns vom andern nicht so scharf ins Auge fällt, z. B. bei einem Witz neuester Zeit wie diesem (aus den Meggendorfer Blättern): A. „Nein! Ich habe bisher ganz umsonst gelebt; das muß anders werden!“ B. Wie? Jetzt, wo alles so teuer ist, da willst du aufhören umsonst zu leben?“ Man prüfe: Derselbe rasche Sprung von dem Umsonst als äußerer Sachwertung = „ohne Bezahlung“ zu dem anderen Umsonst = „vergeblich“ im Sinne eines moralischen Urteils. Der Sprung von der einen Wortbedeutung zur andern nun, wie sie das Wortspiel aufweist, ist, wie sich unten zeigen wird, verschieden vom Bedeutungswandel im regulären Ablauf des Sprachlebens. — Beide Beispiele zeigen aber, daß von einem Verschwimmen der Wortbedeutungen und einem allmählichen Übergang aus der einen zur andern nicht die Rede sein kann.

Wir greifen, um nun durch Einzelheiten den Erweis des Bedeutungswandels aufzuzeigen, ein besonders auffallendes Beispiel heraus, bei dem Paul (im Wrtb.) angibt, der Ursprung der neuen Bedeutung ließe sich nicht feststellen: es ist aufhören, wo doch der Wortlaut voll erkenntlich macht, daß ursprünglich eine Art des Hörens gedacht war, während, wenn es heißt: „Es hört auf zu regnen“, niemand mehr davon etwas im Sinne hat, sondern das Verbum zu anfangen als dessen Gegensatz in Verbindung bringt. Wie entstand dieser neue Zusammenhang? Einen deutlichen Fingerzeig haben wir an der Lutherischen Sprechweise, die übrigens Paul auch erwähnt, „aufhören von etwas“. So lesen wir Sir. 17, 22: „Bitte den Herrn und höre auf vom Bösen“. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Konstruktion mit von nicht für ein eigentliches Hören bestimmt sein kann, sondern anderswoher stammen muß. Auch darüber finden wir bei Luther Auskunft, nämlich z. B. Jes. 1, 16, wo es heißt: „Waschet, reiniget euch . . ., laßet ab vom Bösen“. Es wird nicht zu kühn erscheinen, wenn wir daraufhin behaupten, aufhören von etwas sei durch Angleichung an ablassen von etwas, oder, was dasselbe sagt, nach der Analogie der Sprechform ablassen von etwas entstanden.<sup>1)</sup> Aber aufhören mit

<sup>1)</sup> Derweisen dürfen wir auch auf die Bibelfonkordanz von Widmann 1796, wo angegeben wird, daß man „ablassen fast immer durch aufhören geben kann“.



dem Inf. und zu? Nun, dies folgt ebenso dem Muster von ablassen; heißt es doch Spr. Sal. 23, 13: „Laß nicht ab, den Knaben zu züchtigen“; hier dürfte das Gewöhnlichere bei Luther schon sein „aufhören zu“. Wir sehen, so, wie aufhören nunmehr in eine Reihe getreten ist mit beginnen zu, anfangen zu, auch anheben zu.

So hätten wir, grammatisch genommen, ergründet, wie aus einem aufhören im eigentlichen Sinne ein Gegensatzwort zu anfangen wurde, wie das Verbum aus einem Sachbereich in einen dem Wortsinne nach weit entfernten anderen geriet; psychologisch aber ist damit dieser Übergang noch nicht erklärt. Dies könnte in folgender Weise geschehen: denken wir uns zwei Freunde, von denen der eine den andern zu einem Spaziergang abholen will. Da sagt Karl nach wiederholtem Anruf zu Ernst, der über einem spannenden Buche sitzt und von ihm nicht loskommen kann: „Aber nun hör' doch endlich auf.“ Das bedeutete zu einer Zeit, wo es noch das eigentliche und das uneigentliche aufhören gab: „hör' auf mich“, „hörche auf“, und davon war unterschieden: „Laß ab vom Buch“; aber da das Aufhören und das Ablassen von einer Sache zuletzt auf dasselbe hinauskamen, da beides im Sprechen dieselbe Wirkung hatte, so konnte es nicht ausbleiben, daß beide Vorstellungen miteinander assoziiert, als gleichwertig verbunden wurden; und von diesem Augenblick an mußten auch die ungleichen Ausdrücke als gleich gelten und wurden daher miteinander in beliebigem Wechsel gebraucht; der Ideenassoziation folgte die Wortassoziation. Wir können demnach für die Praxis unseres Verfahrens die Regel aufstellen: „Die Ursache eines Bedeutungswandels wird gefunden, indem man das Wechselwort aufsucht“, aufsucht da und in der Zeit, wo eine neue Bedeutung zuerst auftritt; das Verfahren der Bedeutungslehre ist also zuerst ein historisches und sodann ein psychologisches.

Auch unser gehören, ein anderes Kompositum von hören, wird heute kaum noch in Zusammenhang mit dem Grundwort gefühlt. Aber im Mhd. haben wir noch ein gehoeren, das, mit dem Akkus. verbunden, ein verstärktes hören ausdrückt. Häufig hat es den Dativ bei sich und kommt dann etwa unserm gehorchen gleich, ähnlich wie bei Homer ἀκούειν mit dem Dativ steht, und der Lateiner sagt dicto audientem esse. Wir verstehen diesen Übergang, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß ein Befehlender einmal sagt: „Er hört (auf mich)“, und das andere Mal: „Er folgt mir, er gehorcht mir“; beide Ausdrücke nebeneinander gebraucht, werden so gleichwertig. Schon bei Walther v. d. V. finden wir denn (Lachm. 10, 17): die rehten pfaffen warne, daz si niht gehoeren den unrehten, „daß sie nicht den schlechten folgen“. Ähnlich ist dann zu erklären gehören zu etwas, das sich auch schon im Mhd. findet, und weiter einem gehören. Endlich erweist sich die Verbindung „das gehört sich nicht“ als ein Synonymum zu es ziemt sich.

Jede neue Bedeutung entsteht also durch psychologische Verknüpfung des einen Ausdrucks mit einem anderen, wird durch den anderen hervorgerufen; diesen können wir daher den bestimmenden nennen. Damit ist dann zugleich erwiesen, daß der Bedeutungswandel nicht „historisch-logisch“ verläuft, wie

es K. Reifig im Auge hatte. Dies erkannte der scharfsinnige Philologe Nicolai Madwig<sup>1)</sup> und war daher der Meinung, man könne die Forderung einer Bedeutungslehre überhaupt nicht aufstellen. Und ähnlich hebt der engl. Philosoph Herbert Spencer (Soziologie, übers. v. Caspari 2, 445. 4) mit Genugtuung hervor, daß die Sprachwissenschaft im Bedeutungswandel mit lauter Zufälligkeiten zu tun habe. Gewiß geht der Bedeutungswandel nicht logisch-gradlinig vor sich, sondern vielmehr im Zickzack, aber nach den Gesetzen der Assoziation ist er wohlbegründet und bleibt als solcher sehr wohl nachweisbar.

Wie weit steht ein **a n s t e c k e n** = befestigen, z. B. **e i n e B l u m e a n s t e c k e n**, von einem **a n s t e c k e n** in dem Sinne des **A n z ü n d e n s** ab! und doch ist der Sprung von einem zum andern so natürlich. Mir wurde der Zusammenhang vor langen Jahren klar, als in einem französischen Bauernhause, etwa 7 Meilen südlich von Paris, bei Dunkelwerden die Bäuerin mit einem brennenden Kienspan hereinkam und ihn neben dem Kamin in einen Spalt der Wand einfügte. Hier wurde in dem Raum, der zugleich als Küche und Wohnzimmer diente, die Beleuchtung durch das Anstecken des Kienspans ebenso geschaffen wie bei uns daheim, wenn die Lampe angezündet wurde. Man versteht so, wie **a n s t e c k e n** die Bedeutung von **a n z ü n d e n** gewinnen konnte. Während ursprünglich der Zusammenhang für das Verbum war „**a n s t e c k e n**, **a n h e f t e n**, **a n n a g e l n**“, überhaupt befestigen, ergab sich nun die neue Reihe „**a n s t e c k e n**, **a n z ü n d e n**, **a n b r e n n e n**, auch wohl **a n m a c h e n** (z. B. **e i n F e u e r a n m a c h e n**)“; und fortan konnte es ohne Umstände nicht nur heißen „**e i n L i c h t**, **e i n F e u e r a n s t e c k e n**“, sondern auch „**e i n e n D i e m e n**, **e i n H a u s**, **e i n D o r f a n s t e c k e n**“, **a n s t e c k e n** bedeutete **a n z ü n d e n**.

Wir sind gewohnt, da, wo ein Wort in der angegebenen Weise eine neue Verwendung findet, zu sagen, das Wort habe eine neue Bedeutung erhalten; man wird erkennen müssen, daß jeder Bedeutungswandel ein neues Wort schafft. Wir können auch M. Haupt nicht beistimmen, wenn er (a. a. O. S. 90) meint, für die Ergründung des Bedeutungsgehalts der Wörter sei streng zu unterscheiden zwischen der Bedeutung im eigentlichen Sinne und der Verwendung. Was er meint, sehen wir daran, daß er „auf der Stelle“ im zeitlichen Sinne = statim als bloß neue Verwendung gegenüber „auf der Stelle“ als der Ortsbezeichnung auffaßt.<sup>2)</sup> Wir unsererseits müssen daran festhalten, daß es sich um den scharf erkennbaren Unterschied einer Ortsangabe und einer Zeitangabe handelt, also ein wirklicher Bedeutungswandel oder eine Neuschöpfung vorliegt. Eine genauere Untersuchung würde festzustellen haben, wie „auf der Stelle“ an sogleich angeglichen werden konnte. Wir gewinnen eine Vor-

1) Vor ihm wohl schon M. Haupt, der zu sagen pflegte: „Es ist grundfalsch, aus seiner Grundbedeutung gleichmäßig alle Bedeutungen, besser gesagt, Verwendungen des Wortes entwickeln zu wollen, da für manche Entwicklungsphasen die eigentliche Grundbedeutung nicht mehr das treibende Element ist“ (wo wir sagen würden: „nicht mehr mit allen Verwendungen psychologisch verknüpft ist“). Vgl. Chr. Belger, M. Haupt als akademischer Lehrer. Berlin 1879, S. 89.

2) Übrigens beweist dies Beispiel zugleich, daß Haupt logisch-gradlinig ableitet.

stellung dafür, wenn es etwa hieß: „Auf der Stelle, (wo du da stehst, d. h. ohne dich von der Stelle zu rühren), tußt du, was ich dir sage.“ Hier könnten wir ja ohne weiteres sogleich statt „auf der Stelle“ einsetzen.

Also, es muß dabei verbleiben: „Jede neue Verwendung eines Wortes ergibt ein neues Wort.“ Dafür noch ein paar Beispiele, wenn's beliebt! Es wird etwa gerufen „die Herrschaften möchten zu Tische kommen“, und kaum ist jemand, der hier an einen wirklichen Tisch denkt; es könnte dafür ebensogut heißen „die Herrschaften möchten zum Essen kommen“, und so wird ein Ausdruck dem andern völlig gleichgesetzt. Ursprünglich war ja zu Tische kommen eine wirkliche Ortsbezeichnung, aber da die Wendung zu einer Essenszeit gebraucht wurde, so tauchte für den Hörenden sofort das Bild des Tisches mit den Speisen und damit der Gedanke des Essens auf; die Wendungen „zum Essen kommen“ und zu Tische kommen waren also Ausdrucksformen für dieselbe Sache. In demselben Sinne schließen sich dann „vor Tische, nach Tische, bei Tische“ analogisch an.

Den Schluß des Essens bezeichnen wir in etwas gehobener Weise mit der Wendung „die Tafel aufheben“. Wer sich vergegenwärtigt, daß noch heute bei großen Festlichkeiten nach geendigter Mahlzeit die Tafel, d. h. die bewegliche Tischplatte, vom Tischgestell heruntergenommen wird, begreift leicht, wie die Sprechformen „die Tafel aufheben“ und „das Zeichen zur Beendigung des Essens geben“, „das Essen endigen“ im Wechsel gebraucht und die eine mit der anderen gleichbedeutend werden konnte.

Fragen wir etwa an einem Wochentage in einem Orte nach dem Küster und erhalten die Antwort: „Er ist in der Kirche“, so werden wir an den bloßen Aufenthaltsort denken; heißt es aber Sonntags, nachdem man eben den Klang der Glocken vernommen: „Wo ist denn deine Mutter?“ und erfolgt darauf die Antwort: „Sie ist zur Kirche gegangen“, so weiß jeder, daß dies bedeutet: „Sie ist in den Gottesdienst gegangen.“ Man findet dementsprechend schon in den Nibelungen gleichwertig nebeneinander *ze kirche gân* und *ze messe gân*. So erklärt sich denn auch: „Es ist Kirche“, „die Kirche ist aus“; ja „es findet Kirche im Speicher statt“, auch eine solche Ausdrucksform wird ohne Anstoß aufgenommen. Anders wieder liegt die Sache, wenn gesagt wird: „Kirche und Schule müssen zursammengehen“, „die Kirche läßt sich ihre Rechte nicht nehmen“, „die Kirche hat einen guten Magen“. Die Grammatik spricht in solchen Fällen von übertragener Bedeutung, was also für uns bedeutet, daß ein Wort auf einen neuen Sachbereich hinübergeführt ist und damit ein neues Wort ergeben hat. Eine neue Verwendung bedeutet für ein Wort immer einen Bedeutungswandel.

Was uns dazu veranlaßt, zu denken, es handele sich um dasselbe Wort, und dieses verändere nur gewissermaßen sein Aussehen, findet darin seine Erklärung, daß ja, mechanisch genommen, unser Ohr das umgeschaffene Wort als das gleiche aufnimmt und erst der Gedankenzusammenhang uns nötigt, es in diesem oder jenem Sinne aufzufassen. Er nötigt uns zu dieser Auffassung, sagen wir; er ruft aber den Bedeutungswandel nicht selbst hervor, ist nicht Ursache des-

selben.<sup>1)</sup> Wir können sagen: „Der Gedankenzusammenhang — Phil. Wegener hat in seinen Grundfragen des Sprachlebens dafür den Ausdruck Exposition — umschreibt das Feld „für das eine besondere Wortbedeutung gelten soll“. Die Umnennung aber, wie man wohl den Bedeutungswandel auch bezeichnen mag, geschieht immer nach dem Muster des Bestimmungswortes, geschieht jedoch in der mannigfaltigsten Weise. Aber jeder Fall ist doch wieder individuell und muß nach seiner Eigenart aufgeklärt werden. Dies können wir immer dann als erreicht ansehen, wenn das Wechselwort gefunden ist; gelingt das nicht, so kann man sich auch schon damit begnügen, daß die Reihe oder Wortklasse nachgewiesen wird, in welche ein Wort durch die neue psychologische Verknüpfung eingeführt ist. Dabei bleibt, wie überhaupt in sprachlichen Dingen, genau zu beachten, daß Sprachforschung Sachforschung ist, und daß daher ein Wort nie in seiner Vereinzelnung darf betrachtet werden, sondern in dem sachlichen Zusammenhang, wo die Ausdrücke zur Bezeichnung der behandelten Sätze wechseln, aufgesucht werden muß.

Wir hatten oben umsonst in zweifacher Verwendung; wer genauer nachforscht, findet leicht, daß es gleichwertig mit vergebens, vergeblich gebraucht ist. — Wenn Goethe von den üblen Erfahrungen, die er bei der Leitung des Theaters gemacht, in den Analen sagt, er habe sie übertragen, so stützen wir heute; es liegt psychologische Verknüpfung mit überstehen vor und eine Umbildung von übertragen nach dem Muster von überstehen. Ein ganz anderes übertragen haben wir in der Reihe mit übergeben, überantworten, überlassen. — Skandal ist im 18. Jahrhundert ein Ereignis, das Ärgernis erregt; es heißt daher „das Skandal“ = „das Ärgernis“. Goethe sagt aber gelegentlich auch in demselben Sinne „der Skandal“; aber da läßt sich erkennen, daß er das Subst. Ärger evtl. im Sinne hat. Heute verknüpfen wir Skandal mit Lärm und sagen daher „der Skandal“, haben damit aber ein neues Wort geschaffen.

In ein anderes Gebiet kommen wir, wenn wir den Geschlechtswandel, der eben immer der Ausdruck für einen Bedeutungswandel ist, bei Spektakel beobachten. Seinem Ursprung gemäß — von spectare her — ist es soviel wie unser Schauspiel oder Schaustück und findet sich im 18. Jahrhundert, daher es denn heißt „das Spektakel“; heute ist es angeglichen an Lärm, weshalb wir „der Lärm“ sagen. Bei diesem Bedeutungswandel haben wir den Fall, der immer besonders verwunderlich erschienen ist, daß ein Wort von der einen Sinneswahrnehmung — des Sehens — auf eine andere — des Hörens — übertragen wird. Wir sehen, diese Art weicht von der gewöhnlichen nicht ab. — Ein anderes Beispiel für diesen Vorgang bietet das Adj. hell, das, mit hall, hallen zusammengehörig, eigentlich laut bedeutet und heute soviel wie leuchtend ist. Leider fehlt hier der Raum, um diesen Wandel genauer, bis über das Mhd. hin, zu verfolgen. Wer ihn sich veranschaulichen will aus der Gegen-

1) Diese Auffassung vertritt J. Stöcklein, Bedeutungswandel der Wörter 1898, S. 9; eine anregende gründliche Schrift, die aber deshalb auch ihr Ziel nicht erreicht, weil sie in dem von uns eingangs zurückgewiesenen Vorurteil befangen ist, „die Wortbedeutung sei in einem beständigen Fluß“ (S. 11).

wart heraus, der möge sich nur vorstellen, wie beim Aufgang der Sonne der neue Tag zugleich Licht ist im Unterschied von der finstern und laut im Gegensatz zu der stillen Nacht, und zwar dieses, weil sich nun Menschen und Tiere wieder hören lassen. Beides aber, der lichte und der helle (der laute) Tag sind dieselbe Sache, nur von verschiedener Seite gesehen, darum wurden beide Adjektiva gleichbedeutend; der Sprechende, der sie in beliebigem Wechsel gebrauchte, so auch miteinander verband, indem er „am hellen lichten Tage“, auch „am helllichten Tage“ sagte, vermochte beide nicht mehr auseinanderzuhalten.

Doch wir brechen hier ab; aber eine Frage dürfte noch zu beantworten sein: „Wenn, wie ausgeführt wurde, der Bedeutungswandel sprungweise erfolgt, wie kommt es, daß man doch den Eindruck hat, er verlaufe in einem allmählichen Übergange?“ Wir können es so z. B. erproben an dem Worte *gemein*. Im *Sauß* heißt es noch „Genießen macht *gemein*“, soll heißen „ist Sache des alltäglichen Menschen“, und so sprechen wir in gleichem Sinne vom „gemeinen Mann“. Die Bedeutung „niedrig, erbärmlich, ordinär“ kommt erst im Anfang des 19. Jahrhunderts auf. Dieser Prozeß des Nebeneinander beider Wortverwendungen ist eine Art Kampf, eine fortschreitende Verdrängung des einen durch das andere, was damit endet, daß die eine Gebrauchsweise — *gemein* = *inhonestum* — bis auf wenige Ausnahmen verschwindet. Dazu nehme man, daß insgesamt die neue Bedeutung als aus der alten herausgewachsen verstanden wird, und man begreift, wie die Auffassung, sagen wir, die Täuschung, einer langsamen, unmerklichen Verschiebung des Wortsinnes entstehen konnte.

Eben dahin gehört es, wenn man von einem Verblässen oder von einer Abschwächung des Wortsinnes spricht. Auch hier ist es das fortdauernde Nebeneinander einer alten und einer neuen Wortbedeutung, was uns irreführt. Wir wissen, daß erschrecken, wie es ja die Heuschrecke noch lehrt, ehedem soviel war wie aufspringen; warum haben wir davon heute keinerlei Bewußtsein mehr? Weil es für unser Sprachempfinden von erschrecken zu Heuschrecke hin keinerlei Verbindung bestand und erschrecken ganz die abstrakte Bedeutung von Verben wie *erstaunen*, *fürchten*, denen es angereicht ist, aufweist. Der Sache nach steht es mit „sich entsetzen“ nicht anders als mit erschrecken; es bezeichnet nicht mehr „vom Sitze empor springen“, sondern drückt allein eine Gefühlserregung aus; aber beim Aussprechen eines Satzes „er entsetzte sich gewaltig“ klingt der Zusammenhang mit den etymologisch verwandten Wörtern „Sitz, sitzen, sich setzen“, die auf sinnlich Anschauliches gehen, immer noch mit an; darum erscheint „sich entsetzen“ anschaulicher als „erschrecken“. Ähnlich steht es mit „auffahren, anfahren“ im sogenannten übertragenen Sinne. Als neben *aufhören* = *desinere* noch ein *aufhören* = *aufhören* bestand, hatte Sprecher und Hörer noch ein Gefühl für das Anschauliche des Wortes, als dies Verhältnis nicht mehr bestand, wurde die Wortvorstellung in gleichem Maße abstrakt wie bei „anfangen, beginnen“, Verba, die auch einmal denselben Prozeß durchmachten.

Sind die Wortklassen und Wortrubriken so endlos vielfältig, dann wird es, worauf wir noch kurz eingehen müssen, besonders wichtig sein, eine Ein-

teilung zu schaffen, welche eine Überschau ermöglicht. Die bisherigen Versuche haben das nicht erreicht<sup>1)</sup>, weil man das Wesen des Bedeutungswandels verkannte. Wir gewinnen eine solche Gliederung vom Standpunkt des sprechenden Menschen aus, indem wir uns klarmachen, welche Stellung er gegenüber den Dingen mit ihren Namen einnimmt. Nur deshalb, weil der Mensch die Dinge, welche er benennt, im Laufe der Zeit wieder anders anschaut und demgemäß zusammenordnet, kommt es ja, wie unsere Ausführungen zeigen möchten, immerfort zu einem Bedeutungswandel. Nun kann das Aussehen der Dinge sich auf eine zwiefache Art verändern: 1. die Dinge, die Objekte der Benennung, sind es, die sich wandeln, oder 2. das benennende Subjekt wandelt sich, indem es die Dinge anders sieht. Demgemäß dürfte es zweckmäßig sein, einen objektiven und einen subjektiven Bedeutungswandel zu unterscheiden. Einen objektiven Sinnwandel haben wir z. B., wenn wir auch heute, nachdem längst die alten Buchen scheiben außer Gebrauch gekommen, die Glastafeln der Fenster als Fenster scheiben bezeichnen, während uns doch Scheibe, wie Scheibe des Mondes und Schießscheibe beweisen, eine runde Fläche ist.

Der subjektive Bedeutungswandel würde sodann ein dreifacher sein:

1. Die benannte Sache wird anders angeschaut und gedacht; Wandel der reinen Denkanschauung; wir können ihn den intuitiven oder den anschauenden nennen. Beispiele: der helle — der laute Tag als der lichte, der Spektakel und das Spektakel usw.

2. Die benannte Sache wird umgewertet. Wir bezeichnen sie als die ethische oder umwertende und rechnen zu ihr alles, was ein Wandel der Welt- und Lebensanschauung mit sich bringt; z. B. Tugend in der Zeit des Rittertums und in einer religiös bewegten; ebenso frumb = tüchtig als Bezeichnung des stolzen Ritters einerseits und des gottseligen Priesters andererseits; érlích = ruhmenswert und = zuverlässig, treu usw.

3. Den Dingen gegenüber ändert sich der Gefühlston; sensibler oder gefühlsmäßiger Bedeutungswandel. Hierher gehört auch der Einfluß der Mode. Beispiele: Schaak, einst soviel wie betrügerischer Knecht, dann der, welcher sich zum Scherz verstellt; Schelm; Weib, Frauenzimmer einst und jetzt usw.

Wir sind mit unserer Erörterung über die Methode der Bedeutungslehre am Ende. Ausgehend von einer irrtümlichen Auffassung des Bedeutungswandels als einer langsamen Verschiebung bei verschwimmender Abgrenzung der verschiedenen Bedeutungen, suchten wir den Bedeutungswandel zu erweisen als die sprachliche Festlegung einer veränderten Ideenassoziation. Damit ergab sich, daß er sprungweise erfolgt, und dieses so, daß er nicht in gerader Linie, sondern im Zickzack verläuft; immer hervorgerufen durch das bestimmende Wort, das wir auch das Wechselwort nannten. Wir konnten daher als praktische Regel der Forschung aufstellen: in historischer Rückschau ist das Wechselwort oder der wechselnde Ausdruck aufzusuchen und in der psychologischen Verknüpfung die Brücke von der alten zur neuen Wortverwendung zu suchen.

1) Wir finden es ausgesprochen bei B. Delbrück, Grundfragen der Sprachf. 1901, S. 174. Vielleicht wird obige Einteilung ungefähr den Wünschen Delbrücks gerecht.

## Volkstunde im Aufsatz der höheren Schule.

Von Oberstudienrat Prof. Dr. Oskar Philipp in Meerane.

Als ich vor fünf Jahren in einer Dresdner Obersekunda den ersten Aufsatz besprach, stellte sich heraus, daß die Klasse ein meiner Ansicht nach geläufiges Sprichwort<sup>1)</sup> nicht kannte und in Volkstunde überhaupt wenig Bescheid wußte. Bei der geringen Stundenzahl, die bis dahin dem deutschen Unterricht vergönnt gewesen war, trifft keinen Lehrer die Schuld an dieser Unkenntnis. Mir aber wurde sie zum Anlaß, gerade in dieser Klasse das Volkstündliche so kräftig zu betonen, wie es die seit Ostern 1919 zur Verfügung stehenden vier Wochenstunden nur erlaubten. Gelegenheit hierzu sollte der zweite Aufsatz bieten. Freilich gab es zunächst verdugte Gesichter, als ich die Aufgabe stellte: Ein volkstündlicher Streifzug durch Dresden.<sup>2)</sup> Die Erstarrung löste sich aber, sobald wir den Begriff Volkstunde miteinander entwickelt hatten. Mit wachsender Freude erkannten die Schüler, wieviel Volkstündliches ihnen von Kindheit auf lieb und vertraut war. Ihre anfängliche Scheu, von Dingen zu reden, die ihnen bisher als kindlich oder wohl gar kindisch galten, legten sie bald ab, hörten sie doch auch ihren Lehrer ungeschweht davon erzählen, daß er als Knabe (wie seinerzeit der kleine Ludwig Richter in Dresden-Friedrichstadt) ums Jahr 1880 mit um den Johannisbaum getanzt habe.

Die Durchsicht und Verbesserung der Aufsätze ward diesmal zum Genuß. Zwar lief manches mit unter, was mit der Aufgabe nur lose in Verbindung steht, und mancher hatte bei einer an sich hergehörigen und richtig beobachteten Tatsache die Beziehung zur Aufgabe nicht scharf genug herausgearbeitet, aber bei fast allen Arbeiten spürte man eine wohlthuende innere Teilnahme für den Gegenstand. Selbstverständlich sind nicht alle von den Schülern berührten Seiten der Volkstunde gleichmäßig behandelt worden. Das war vorauszusehen, wird doch bei einem „Streifzug“ die Ausbeute immer vom Zufall mit abhängen. Immerhin ist das Ergebnis aus zehn Teilgebieten der Volkstunde überraschend reich. Es sei mir vergönnt, aus dem von meinen Schülern zusammengetragenen Schatz einige Proben herauszugreifen, schon um zu beweisen, daß auch 20 Jahre nach dem Erscheinen von O. Dähnhardts<sup>3)</sup> verdienstvoller Sammlung noch mancherlei in der Großstadt zu holen ist, darunter manches, was er nicht vollständig oder überhaupt nicht bietet, oder lieber: der Sache nach nicht bieten kann.

Aus dem Kreis des Aberglaubens hat kein Schüler etwas Neues gebracht. Erwähnenswert scheint mir jedoch, daß einer den Totenvogel kennt. Ergiebiger fließen die Angaben über Sitten und Bräuche, vor allem Festbräuche. Bei Weihnachten wird der „Striezelmarkt mit seinen Pflaumentoffeln“

1) „Fremd Brot ist den Kindern Semmel“, wie wir daheim in Zwidau sagten, oder nach der in Sachsen sonst üblichen Fassung „Kuchen“.

2) Für zwei aus dem Plauenschen Grunde stammende Schüler war die Aufgabe auf . . . Dresden und Umgebung erweitert worden. Beiträge von diesen beiden sind im folgenden durch (Pl. Gr.) gekennzeichnet.

3) Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen auf der Thomasschule gesammelt. 2 Hefte. Leipzig 1898, B. G. Teubner.

gebührend hervorgehoben und die weitverbreitete Ansicht<sup>4)</sup> ausgesprochen, unser Christstollen solle „das in Windeln gewickelte Jesukind“ darstellen.

Von den Auszählreimen fehlen folgende zwei (beide aus dem Pl. Gr.) bei Dähnhardt:

In der Kammer hängt ein Hammer,  
hängt eine Uhr. Wieviel schlägt sie nur?

und notwendigerweise der ganz junge:

Unser kleiner Augustin | fuhr einmal im Zeppelin.  
Die Propeller summten, daß die Köpfe brummten.  
Gerne wär er wieder raus, ich auch, ja; und du bist naus!

Man sieht, wie mächtig das Luftschiff, wie alles Neue, auf die Kinderseele wirkt. Wie tiefen Eindruck mußte erst der Weltkrieg machen! Wir wissen es alle, aber auch das Kinderspiel bezeugt es. Im August 1914 „spielten die Jungen nichts als Krieg oder Soldaten, sogar kleine Mädchen stellten sich damals mit in Reih und Glied. Später wurde Fliegerbomben, dann Lazareth gespielt.“ Selbst die Staatsumwälzung hat nach demselben Gewährsmann aufs Kinderspiel („Die Unabhängigen kommen!“) etwas abgefärbt. Daneben laufen noch die alten Spiele her: Drei Weisen aus dem Morgenland, Tuchverkauf, Räuber und Schänder (= Gendarm), Vogelverkauf, Der Reis ist angebrannt (sämtlich Pl. Gr.). Den breitesten Raum nehmen in den Arbeiten die sog. Huppelkästeln oder Himmelhuppen ein, auch Paradiese genannt. Die meisten Schüler erläutern hier ihre Angaben durch Zeichnungen. Es ist leider unmöglich, diese Skizzen wiederzugeben, darum zum Verständnis wenigstens soviel: dem Spiele zugrunde liegt eine einem Rundbogenfenster ähnliche Zeichnung, die entweder in den Sand gerigt oder auf die Granitplatten gekreidet wird; die einzelnen Felder des Ganzen müssen nach gewissen Regeln durchhüpft werden. Neben dieser Fensterform findet sich auch die „Schnecke“, bei der von der äußeren Windung nach der Mitte gehüpft wird. Dies ist die Urform. Näheres bei Wiechel, Mitteil. des Ver. f. Sächs. Volkst., Okt. 1913, S. 97—106, und Juni 1914, S. 200—205, wo jedoch auch nicht erklärt wird, wie sich aus der ursprünglichen Schnecke<sup>5)</sup> das Fenster entwickelt hat. Daß diese Urform nicht bloß erzgebirgisch ist, wie es nach Wiechel scheinen könnte, dafür bringen die Arbeiten der Schüler zahlreiche Beweise, wenn auch die Kästelhuppe, also die Fensterform, häufiger ist. Von dieser erscheinen in den Aufsätzen nicht nur etliche von Wiechel abgebildete Formen, sondern auch an die zehn Abarten, die er nicht hat. Ein Schüler bringt den seltneren Mond, etwas abweichend von Wiechels Nr. 35, die Semmelhuppe und die Schlangenhuppe

4) Beruht auf Irrtum, wie bei der Rückgabe der Arbeiten ausgeführt wurde. Vgl. Mitteil. des Ver. f. Sächs. Volkst. VII, Heft 2 (Dez. 1916), S. 61 f. Dort auch Angaben über das Alter des Stollens (Naumburg 1329 usw.).

5) Wer sich tiefer in den höchst anziehenden Gegenstand versenken möchte, sei auf das von W. angeführte Buch verwiesen: Die Trojaburgen Nordeuropas, von Ernst Krause, Glogau 1893 (Landesbibl. Dresden: Hist. misc. A 492 p.). Mit zwingenden Gründen wird hier ausgeführt, daß diese „Tänzelkreise“, wovon auf deutschem Boden nur der zu Kaufbeuern übrig ist, auf die eigenartigen Tänze zurückgehen, womit die nordeuropäischen Völker die Befreiung der Sonne aus den Banden des Winters feierten.



(34 a und b bei W.), außerdem aber eine ganz neue Art, die er das faule Ei nennt: einen von Halbkreisen umsäumten Ring, in dessen Mitte ein Ei gezeichnet ist. Alles in allem eine überraschende Bereicherung unserer Kenntnis von diesen Hüpfspielen, die nach W. auch außerhalb Sachsens, z. B. in Frankfurt a. M. und im Elsaß, geübt werden.

An diese Kinderspiele ohne Gesang schließen sich die mit Gesang, also die Ringelreihen, wie z. B. Ringel, Ringel, Rosenkranz; Ringel, Ringel, Rose; Ringel, Ringel, Reihe; Wir wolln die goldne Brücke baun (wofür es häufiger heißt „die Meißner Brücke“). Den Anfang von Nr. 289 bei Dähnhardt, II: „Wenn wir fahren auf dem See“ haben die Dresdner Kinder an den bekanntem Teich im Großen Garten angelehnt und singen seit Jahrzehnten: „Drüben am Karolasee, wo die Fischlein schwimmen (springen)“. Bei Dähnhardt (II, 300; S. 50, Nr. 234, und S. 135, Nr. 52) nur bruchstückweise vorhanden ist das folgende:

Grünes Gras, grünes Gras unter meinen Füßen.  
 Wer wird wohl die Schönste sein, die mich wird begrüßen?  
 Denkst, ich bin so naseweis, daß ich mich um dich zerreißen?  
 Dreh mich um und laß dich aus, such mir doch die Schönste raus!

Ein paar andere, wie z. B. „Ist die schwarze Köchin da?“ fehlen bei ihm ganz.

Von den Singspielen wenden wir uns jetzt der gesprochenen Sprache zu. Aufgefallen ist einigen Schülern die so volkstümliche doppelte Verneinung. Ein anderer beweist, daß im Oberfächsischen mhd. ei zu ē wird, durch die bekannte, auch rhythmisch nicht übel erfundene Frage eines Tischlerlehrlings: „Meester, soll ich beede Beene mit der heeßen Beeze beezen?“ und führt für seine Behauptung, daß bei uns manche Wörter verschiedenen Stammes im Volksmunde ganz gleich klingen, folgendes Wortspiel an: „Ich hörte Lohmen loben (beide = Iōm), kann Ihnen auch Rathen raten. Doch würde ich nicht Wehlen wählen, sonst müssen Sie über Pöhsche pattschen.“ An eigenartigen Sprichwörtern wird wenig geboten. Nicht allgemein gäng und gäbe sind wohl „Besser Stigen gefangen als müßig gegangen“ und

„Frau, die nicht schilt, Hund, der nicht bellt (so!),  
 Katze, die nicht maußt, taugen nicht im Haus“,

beide Pl. Gr. An scherzhaften Namen verzeichnet einer die „Hintenrimsbrücke“ = Interimsbrücke während des Neubaus der Augustusbrücke, die „Bilderbogen-gasse“ = Augustusstraße (wegen des Fürstenzugs), nach einem anderen heißt Dresden in der Umgegend „das große Semmeldorf“. Auch Flurnamen fehlen nicht ganz, natürlich nur solche aus den äußeren Stadtteilen. Daß sich das Volk gern mit der Erklärung von Örtlichkeiten mit sonderbaren Namen befaßt, beweisen viele Sagen. Auch davon bieten die Arbeiten ein paar Proben: die leuchtende Sandfläche des Hellers, eines Exerzierplatzes am Südrande der Heide, bringt der eine mit hell zusammen (also eine Volksetymologie), während ein anderer dem Volksmund nachzählt, dort habe August der Starke seinen letzten Heller vertrunken. Von demselben Fürsten, der den Geist des Volkes lebhaft beschäftigt hat, rührt angeblich auch eine Vertiefung im eisernen Geländer der Brühl'schen Terrasse her:

hier habe er seinen Daumen eingedrückt. Den Namen des Gasthauses zum „Wilden Mann“ erklären mehrere. Einer bringt gleich vier Sagen auf einmal: vom grauen Sünder, vom Weiberregiment, von der wiedererstandenen Goldschmiedsfrau, vom Narrenhaus und dem Tod. Alle diese meines Wissens noch nicht gedruckten Sagen beweisen, daß auch die umfangreichste Sammlung nie vollständig sein kann. Dasselbe gilt von den Inschriften. Selbstverständlich kann die 1913 erschienene Sammlung von Paul Zink keine so jungen Hausinschriften enthalten wie das vielsagende „Dennoch“ (an einem im Kriegsjahre 1916/17 erbauten Hause). Aber auch manche ältere fehlt darin noch, so eine von einem Dresden-Cottaer Schüler beigebrachte Inschrift vom Jahre 1746:

Alle meine Neider laß neiden,  
Alle meine Hasser laß hassen,  
Was mir Gott gönnt,  
Müssen sie mir doch lassen.

Schließlich noch ein Wort über Kunstdenkmäler, soweit sie ins Gebiet der Volkstunde fallen oder es wenigstens streifen. Daß Dresden einen Totentanz sein eigen nennt, der an Eindringlichkeit der Darstellung hinter berühmteren kaum zurücksteht, werden wenig Nichtdresdner wissen, entgeht er doch sogar vielen Einheimischen. Bei den meisten meiner Schüler war der Aufsatz die erste Veranlassung überhaupt, sich das an wenig auffälliger Stelle angebrachte Kunstwerk einmal anzusehen. Mancher begnügt sich damit, es einfach zu erwähnen; nur wenige heben hervor — worauf es hier ankam —, daß hier der Gedanke „Alle ohne Unterschied müssen dem Tode folgen“ mit echt volkstümlicher Anschaulichkeit und Wucht, sozusagen handgreiflich, dargestellt ist. Doch was schadet es, wenn bei der Erwähnung des Bildwerks die eigentliche Aufgabe zu kurz wekommt? Ist es nicht schon ein Gewinn, daß die Schüler das alte, halbvergeffene Kunstwerk nun wenigstens kennen?

Wir sind am Ende. Anregen habe ich wollen, ermutigen zu dem Versuch, mehr Volkstunde im deutschen Unterricht zu treiben, immer natürlich in Anknüpfung an das örtlich Gegebene, das Bodenständige. Ist mir der Nachweis gelungen, daß sich die Volkstunde auch für schriftliche Arbeiten ausmünzen läßt, so ist mein Ziel erreicht. Freilich, nicht jeder Deutschlehrer ist in der glücklichen Lage, daß er aus einem kleineren Orte stammt und so von Haus aus für den Gegenstand mehr mitbringt als der Großstädter. Doch es gibt ja treffliche Führer, unter denen unserer engeren Heimat Sachsen nächst Altmeister Hildebrand der viel zu früh gefallene Oskar Dähnhardt. Wer für den Stoff erwärmt sein will, lese das Vorwort des ersten Heftes seiner oben angeführten Sammlung. Daß übrigens Aufgaben aus der Volkstunde reiche Gelegenheit zur Selbsttätigkeit bieten und deshalb ganz nach dem Sinne der Arbeitsschule sind, springt so in die Augen, daß es hier nur angedeutet zu werden braucht.

## Eigentätige Auswertung der Lese Stoffe durch die Schüler.

Von Studienrat Martin Leistner in Schneeberg.

Wir Lehrer sollten unsere Schüler noch zielbewußter anhalten, mit dem Stift in der Hand zu lesen und geistig zu arbeiten, nicht nur mit dem Schreibenden, sondern vor allem auch mit dem Zeichnenden. Folgende Zeilen deuten an, wie und warum besonders die Privatlektüre der Schüler aller Altersstufen auszuwerten ist. Dazu ein Beispiel: Wir nehmen an, daß im Deutschunterricht (IV oder U III) Schillers Tell besprochen ist und am nächsten unterrichtsfreien Arbeitstag Gottfried Kellers Fähnlein der sieben Aufrechten gelesen werden soll. In der letzten Deutschstunde vorher stellen die Schüler unter Leitung des Lehrers noch einmal Ort, Zeit und handelnde Personen des Dramas fest; währenddessen entsteht an der Wandtafel eine Skizze des Vierwaldstätter Sees. Darauf teilt der Lehrer vorbereitend folgendes mit: Die zu lesende Erzählung Kellers versetzt uns eingangs ebenfalls an einen Schweizer See; zeichnet ihn nach dem Atlas und auf die gleiche Skizze den Ort, wo die Aufrechten das Schützenfest feierten. Sucht beim Lesen die zeitliche Einstellung selbst zu gewinnen. Wie ihr euch das Fähnlein und die Gesichter der Aufrechten auf dem Festwagen vorstellt, überlasse ich eurer Phantasie und eurem Zeichenstift. Jedenfalls sollt ihr euch bemühen, den Inhalt durch Skizzierung der vorkommenden Orte, der angedeuteten Zeit und der auftretenden Personen auf einer Quartseite darzustellen. Besonders schöne Stellen schreibt ihr unter Angabe der Seitenzahl heraus. So der Weg — worin besteht der Wert? Die Zusammenstellung ähnlicher Ergebnisse im Anschluß an weitere Lektüre führt bei ermutigendem Zuspruch zu einem selbsterarbeiteten Vademekum. Es liegt auf der Hand, inwieweit durch die Einhaltung wiederkehrender Gedankenführung (Ort, Zeit, Personen und Handlung), durch die zeichnerisch-gegenständliche Darstellung mittelbar der Ausdrucksfähigkeit und der Aufgabebildung gedient wird. Arbeitet der Schüler für den geschichtlichen und erdkundlichen Unterricht die Aufgaben und Unterrichtsergebnisse in gleicher Weise skizzierend und schreibend durch, so unterstützt ein Unterrichtsfach das andere, und es wird eine wünschenswerte Beziehung innerhalb der deutschkundlichen Fächer hergestellt. Es sei nur an die Auswertung guter historischer Romane und klassischer Reisebeschreibungen erinnert. Die angedeutete Art des Erarbeitens ist um so wichtiger und wertvoller, als sich der Schüler die übersichtlich angeordneten Ergebnisse nach eigentätiger Problemstellung selbst schafft und seinen persönlichen Neigungen gemäß gestaltet. Der so arbeitende Schüler leistet mithin gefühlsbetonte Arbeit, empfindet Freude am Weiterbau seines selbst angelegten Lesebuchs und schafft sich mit der Zeit in den geschriebenen und skizzierten Aufzeichnungen selbst einen Gradmesser seines Auffassungs-, Darstellungs- und Urteilsvermögens. Dem Lehrer wird das so geführte Heft zur Quelle für das Studium der Schülerindividualität; und es bietet ihm Gelegenheit zur Beratung und Anregung in bezug auf weitere Privatlektüre des Schülers.

In ähnlichem Sinne wie hier angedeutet lassen sich im Klassenunterricht die Lese Stoffe des trefflichen Lesebuchs „Wägen und Wirken“ (Teubner) auswerten. Die dort am Kopf eines neuen Abschnittes befindlichen Skizzen sind Muster, die den Schüler zur selbsttätigen Nachahmung anregen können.

Bezeichnend ist es, daß in der Septemhernummer (1922) der Monatshefte von Delhagen & Klasing der Roman „Wagnesrott“ von Ottomar Enking ebenfalls am Anfang den Lageplan des Dorfes Ujeloit bringt. In ihm sind der Gutshof Wagnesrott, die Kirche, Schule und andere Stätten, die im Roman vorkommen, im Grundriß eingezeichnet. Daneben stellt der Stammbaum des Geschlechts Hndebroe die verwandtschaftlichen Beziehungen der auftretenden Hauptpersonen klar und übersichtlich zusammen. Der Vorgang verdient Nachachtung.

## Literaturgeschichte und Unterricht.

Don Walther Hoffaetter.

Vor mir liegt eine Reihe von Literaturgeschichten. F. O. Lessing will die Zusammenhänge zwischen Geschichte und Kulturgeschichte berücksichtigen und im übrigen unter großen Gesichtspunkten zusammenfassen. So gliedert er zunächst nach den Herrschergeschlechtern, wird dann aber freier. Ungleichmäßigkeiten in der Berücksichtigung fallen auf. Z. B. wird Bürger mit  $\frac{1}{4}$  Seite abgepeist, Lenz erhält 3 Seiten. Genau  $\frac{1}{3}$  des Buches ist Goethe und Schiller gewidmet, mit denen die Betrachtung abschließt. Ein kluger, aber etwas kühler Mann gibt sich hier Rechenschaft über den Gang der Literatur. Diese Kühle hat ihre Vorteile. Die sachlichen Zusammenhänge treten deutlich hervor, der Inhalt der einzelnen Werke wird klar dargestellt, und der allgemeine Hintergrund wird ersichtlich.

Während Lessing ganz objektiv sein will, in der Auswahl aber stark persönlich wirkt, leugnet Adolf Bartels gar nicht den stark persönlichen Einschlag seines Werkes, darf aber mit Recht betonen, daß er wissenschaftliche Ziele hat. Von einer dreibändigen Geschichte der deutschen Literatur liegt zunächst der 1. Band vor, der bis zur klassischen Zeit führt. Diese Einteilung ist bezeichnend, es liegt Bartels nichts daran alles aufzuzeichnen wie es gewesen ist, sondern er hebt nur das heraus, was noch Gegenwartswert hat. Er stellt sich also in der Auswahl ausgesprochen deutschkundlich ein. Vom gleichen Standpunkt aus ergab sich für ihn auch die Notwendigkeit, mehr als in seiner früheren Literaturgeschichte Proben zu geben. Die Art, wie er den Stoff gliedert, ist sehr beachtlich: Zunächst gibt er eine Geschichtsübersicht, dann schildert er die gesamte Entwicklung in einem Zeitabschnitt, dann werden die hauptsächlichsten Dichter der Zeit einzeln dargestellt, und endlich zeigt er die Fortwirkung auf. So werden wir nicht hin- und hergerissen, daß etwa der einzelne Dichter nur als Beispiel in einer Gesamtdarstellung erscheint, sondern das Gesamtbild einer Zeit tritt klar vor Augen und ihre Wirkung auf die spätere wird deutlich, und aus diesem Gesamtbild wird dann der einzelne noch einmal herausgehoben und kommt zu seinem Recht.

Nach langer Zeit ist von Kuno Francke „Kulturwerten der deutschen Literatur“ der 2. Bd. erschienen, der von der Reformation bis zur Aufklärung führt. Der Titel schon ist bezeichnend. Francke lebt mit seinen Dichtern, er steht mitten in ihrer Zeit, und er zeigt, wie sich ihre Zeit in ihnen spiegelt. Überwiegt bei Lessing das Sachliche, so bei Francke das Menschliche. Er setzt den Inhalt der Werke als bekannt voraus und bringt das Schaffen eines Dichters auf den Nenner. Und besonders sucht er das Deutsche. Auch bei Bartels begrüßen wir die nationale Einstellung, bei Francke aber ist sie noch innerlicher: Wie spiegelt sich die deutsche Seele in den Werken, wie zeigt sich das Volk, ist es gesund, ist es krank, was sind die Gründe hierfür, wo liegen Ansätze für die Zukunft? Man wird bei diesem Werk an Herder erinnert. Bei dem erstbesprochenen an Lessing (nicht etwa um des Namens willen): hier die Frage wie war das damals, bei Francke: wie entwickelte sich in all dem das deutsche Volk.

Wiegand will die Vielheit der Erscheinungen auf eine Formel bringen. Noch ist es ein Versuch, aber ein sehr beachtlicher. Die Frage ist für ihn: welches sind die Hauptkennzeichnungen der Dichtungen, die unsre Vorfahren um diese und jene Zeit genossen. „Dazu muß man die Dichtungen klassifizieren. Dann

aber sie in geschichtlichen Zusammenhang bringen, Zeiten und Richtungen beschreiben, Entstehung, Ausbreitung und Verfall von Gedankenmassen und Formgewohnheiten darstellen. Also eine Folge von Gruppierungen. So verfolgen wir also Sprache, Metrik, Sprachstil, Technik der einzelnen Gattungen, Entwicklung des Theaters, Fortschritt in Charakterzeichnung, Seelentunde und Menschenkenntnis. „Liest man die einzeln immer wiederkehrenden Abschnitte (etwa Metrik, Drama) in zeitlicher Reihenfolge, so gibt sich eine Geschichte des betreffenden Teilgebiets. Ebenso lassen sich andre gleichartige Punkte zusammenschließen, so daß fortgesetzte Längs- und Querschnitte entstehen.“ Das Hauptmittel ist Motivzerfaserung. „Die Verwendung eines bestimmten Motivs hängt mit bestimmten Anschauungen, Gefühlen, Grundsätzen zusammen. Motive kennzeichnen Richtungen und Dichter am besten. Die in einem Zeitraum beliebten Motive zu kennen ist wichtiger als Kenntnis von Dichternamen und Gedichttiteln.“ Ein Beispiel mag die Art kennzeichnen:

1170—1230 Blüte der ritterlichen Dichtung. 1. Geistliche Dichtung, Allgemeines, Rittertum und Christentum, Wolframs Sonderstellung, Duldsamkeit.

2. Weltliche Dichtung. a) Ritterlich höfische Dichtung: Weltfreude, Luxus, Mäze, Zucht, Kämpfe und Abenteuer, Zauber, Artusroman, antike Stoffe, Minne. (Minnelyrik, Naturlyrik, Minne in der Epik, Empfindsame Liebe, Tristan sage, Leichtfertiger Minne.) b) Altgermanischer Helden sang: Umgestaltung des Stoffes, Kampf und Todestrog, Tragik, Rache, Lehnstreue, Entführung, Ehe, Treue. c) Kreuzzüge. d) Humor. e) Nichthöfische Minne. f) Minne im Dorfe. g) Lebensweisheit, Sittenlehre. h) Persönliche Angelegenheiten der Dichter. i) Politik. k) Tierdichtung.

Form und Wert, Gesamturteil, Selbständigkeit, Sprache, Metrik, Spruch und Leich, Sprachstil, Wolframs Stil, Walthers Stil, Technik, Technik der höfischen Epen, Technik der altheimischen Epen, Seelentunde, Anschaulichkeit, die Dichter — Stand, Bildung, Fürstengunst — Zeit, Ort, Überlieferung, Wirkung.

Dies Beispiel zeigt, daß hier nicht eine Darstellung für den ruhigen Genuß geboten wird, sondern eine Aneinanderreihung einzelner Feststellungen, die zu immer neuen Vergleichen, zu immer tiefer dringenden Fragen anregen. Das ist das kennzeichnende dieses Buches. Es zwingt zu eigener Arbeit, ja es peitscht geradezu auf. Angehängt ist eine Zeittafel und eine Folge von Abbildungen, die die parallele Entwicklung aller Künste aufzeigen sollen, wozu ständige Verweise auf die entsprechenden Abschnitte des Buches dienen.

Besondere Schwierigkeiten für die Einteilung hat der Literaturgeschichte immer das 19. Jahrhundert gemacht. Man hat sich ja immer wieder mit einer Reihe von — ismen geholfen, ohne doch dadurch wirklich alle inneren Zusammenhänge aufzudecken. Demgegenüber hat Friedrich Kummer als erster die Einteilung in Generationen aufgebracht. In 5 Generationen gruppiert sich ihm das gesamte politische, wirtschaftliche, soziale, künstlerische und wissenschaftliche Leben des verfloßenen Jahrhunderts. In die gesamte Entwicklung stellt er die literarischen Erscheinungen hinein. Dabei will er die Höhenzüge der Entwicklung klar hervortreten lassen. Eine Generation ist ihm „die relative Einheit aller etwa gleichaltrigen Menschen, die aus den gleichen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Zuständen hervorgegangen sind, und daher mit verwandter Weltanschauung, Bildung, Moral und Kunstempfindung ausgestattet sind“. Die 1. Generation beginnt 1798, die 2. 1826, mit Heines Harzreise, die 3. 1850, die 4. herrscht

Mitte der sechziger Jahre bis 1890, die 5. bis 1910. Diese Einteilung bedeutet natürlich hier und da Zwang, aber sie ist brauchbar und eingängig. Das Buch ist für den gebildeten Laien geschrieben, es geht vom Leben des einzelnen Dichters aus, behandelt die Werke mit eingehender Inhaltsangabe und gibt eine Gesamtwürdigung der Persönlichkeit. Das Wichtigste an dem Buche ist die breite Heranziehung der Umwelt.

Der jüngsten Zeit nimmt sich Hans Naumann an. Er behandelt nach einander Schauspiel, Roman und Epik. Ihm sind Naturalismus und Impressionismus letzte Steigerung des Geistes der letzten 4 Jahrhunderte, des Realismus, mit der Neuromantik und dem Expressionismus kommen wir in einen neuen Geist hinein, doch in einer organischen Fortentwicklung. Naumanns Buch ist ganz auf seine eigene Persönlichkeit gestellt. Er setzt die Dichtungen voraus, charakterisiert sie kurz, und setzt sich mit ihnen auseinander. Er sucht die Persönlichkeiten in ihrer gesamten Entwicklung zu erfassen. So erstehen sie vor uns und die gesamten Zeitströmungen, gesehen von einem aus, der nach inneren Zusammenhängen sucht, der alle die einzelnen Werke als Erscheinungen eines großen Werdens sieht, nein — erlebt. Ein ganz geschlossenes Werk, das nachlerbt, selbst als Kunstwerk genossen sein will.

Angesichts dieser so verschiedenen Werke drängt sich die Frage auf: lassen sie sich im Unterricht verwenden, läßt sich überhaupt eine Literaturgeschichte im Unterricht verwenden? Oft genug werden wir ja gefragt, was sich der eine oder der andere schenken lassen soll.

Zunächst eins. Es wäre mir nicht lieb, wenn meine Schüler schon vor der Behandlung im Unterricht einen Zeitabschnitt durch die Literaturgeschichte kennen lernen. Will ich ihn aus dichterischen Erscheinungen erstehen lassen, dann möchte ich nicht, daß diese Erscheinungen vielleicht schon durch sie bestimmt geordnet, womöglich schon mit einer Etikette versehen sind. Muß ich aber einen Abschnitt im wesentlichen darstellen (und alle zu entwickeln reicht die Zeit nicht), so möchte ich dann wenigstens mit etwas Neuem kommen, das, was ich nicht erarbeiten kann, wenigstens durch mein eigenes Erlebnis nahebringen, „vorleben“. Aber dann, zur Vertiefung, zum Nachgenuß, dann wünsche ich eine Literaturgeschichte in die Hand des Schülers. Dem nüchternen, der noch einmal klar die Hauptlinien sehen will, würde ich dann Lessing geben. Zu tieferem Eindringen würde ich Bartels empfehlen, sei es, daß es sich darum handelt, einer Einzelpersönlichkeit noch näher zu kommen oder daß das Bild einer Zeit herausgearbeitet werden soll. Hier findet sich auch Stoff für Vorträge aller Art. Das gleiche gilt fürs 19. Jahrhundert von Kummer, auch hier findet der einzelne sein Recht, auch hier entsteht das Bild einer Zeit in aller ihrer Fülle.

Höchsten Genuß und tiefstes Eindringen vermitteln Franke und Naumann, sie wird man den Reifsten geben, die selbst arbeiten, tiefer dringen wollen, die nach Lebenswerten hungern. Sie werden hier lernen, sich ganz zu versenken in eine Zeit, sie werden aber auch lernen, wie man der Fülle des Stoffes Meister wird, wie letzte Einheit im Betrachten selbst ruht.

Und Wiegand? Er eignet sich als Buch nicht für Schüler. Einzelne Abschnitte lassen sich wohl einem Schüler übergeben, damit er aus dem im Unterricht und eigenem Lesen gewonnenen die Beispiele zusammentrage, einzelne Abschnitte reihen kann man durch Schüler zusammenstellen lassen, um das Gesamtbild einer besonderen Entwicklung herauszuarbeiten. Andere Abschnitte wieder wird man selbst durcharbeiten müssen mit den Schülern, weil der Weg sonst zu schwer

würde. Und andere wird man selbst nur als Anregung nehmen können. Im ganzen eine wichtige Arbeitsgrundlage für eigene Arbeit des Lehrers, für Arbeitsgemeinschaften und für ein Stück Arbeit einer Klasse — denn all das durchzuarbeiten reicht das Vielfache der verfügbaren Zeit nicht aus. Und dann: ein Wegweiser für den Studenten.

Welche Literaturgeschichte soll man empfehlen? Jedem eine andere, je nach seiner Art, freilich stets nur eine, die wieder zur Arbeit anregt.

O. E. Lessing, Geschichte der deutschen Literatur in ihren Grundzügen. Dresden. Carl Reißner.

Adolf Bartels, Geschichte der deutschen Literatur. Große Ausgabe in drei Bänden. 1. Band: Die ältere Zeit. Leipzig. H. Haessel. 1924. Geb. 14 M.

Kuno Franke, Die Kulturwerte der deutschen Literatur in ihrer geschichtlichen Entwicklung. 2. Band: Von der Reformation bis zur Aufklärung. Berlin. Weidmann. 1923. Geb. 9 M.

Julius Wiegand, Geschichte der deutschen Dichtung in strenger Systematik, nach Gedanken, Stoffen und Formen, in fortgesetzten Längs- und Querschnitten. Köln. Hermann Schaffstein. 1922. Geb. 12 M.

Friedrich Kummer, Deutsche Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. 2 Bände. 1. Band: Von Hölderlein bis Richard Wagner, 2. Band: Von Hebbel bis zu den Früherpressionisten. 13.—16. Aufl. Dresden. Carl Reißner.

Hans K a u m a n n, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Stuttgart. J. B. Metzler. Geb. 6 M., geb. 9.50 M.

## Die Werte unserer Dondichter in der Schule.

Von Fritz Müller in Chemnitz.

In der Zeitschrift für Deutschkunde, Jahrgang 1924, Heft 1, steht ein Aufsatz von R. Scherwagky mit der Überschrift: Die Schriften unserer Musiker in der Schule. Darin heißt es u. a.: „Es gibt eine Möglichkeit, in das Schaffen unserer großen Musiker einzudringen, die keinerlei musikalische Vorbildung voraussetzt: das ist die Lektüre ihrer Schriften auf der Schule.“ Scherwagky gibt zu, das sei nur ein Notbehelf, weil dabei die Musik als solche zurücktritt. Viel besser wäre es, wenn die Schüler auch in das Verständnis der Tonwerte eingeführt werden könnten.

Ein Weg, der zu diesem Ziele führt, geht vom Deutschunterricht aus. Manches Gedicht kann noch so kunstvoll vorgetragen werden und hinterläßt dennoch den Eindruck, daß noch nicht alle Ausdrucksmittel erschöpft sind. Man hat sich zwar der verschiedensten Zeitmaße und Tonstärken bedient, hat den Redefluß beschleunigt, Pausen eingefügt usw., hat die Stimmen der einzelnen Personen nachgeahmt u. a. Aber es fehlen doch Melodie, Harmonie und musikalischer Aufbau. Stellt man z. B. die Frage, was ein Dondichter aus Vogls bekanntem Gedicht „Das Erkennen“ machen würde, so wird man in einer halbweg gewekten Oberklasse der Volksschule etwa folgendes erarbeiten:

„Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand . . .“ muß wie ein Marschlied gesungen und gespielt werden. Nach „Von wem wird der Bursch' wohl zuerst erkannt“, hat der Gesang eine Weile auszusehen, weil es eine Frage ist, über die nachzudenken ist. „So tritt er ins Städtchen durchs alte Tor.“ Das Wort „Tor“ klingt hohl. Den hohlen Klang muß die Musik auch nachahmen. Wenn wir schon beim Vortrag nachmachen, wie „am Schlagbaum just der Zöllner davor-

lehnt“, so kann das die Musik noch besser tun. Dasselbe gilt von den Worten: „Und schüttelt den Staub vom Fuß.“ Wenn der Wanderer zu seinem Schatzel kommt, muß die Musik lieblicher werden. Der Gruß hat begeistert zu klingen. Bei „Willkomm!“ möchte eine Steigerung stattfinden, weil man doch wissen will, ob das Mädchen den Wanderer erkennt. „Und weiter geht er . . .“, muß marschmäßig gesungen werden. Als der Bursche die Mutter erblickt, wird die Musik langsamer. Bei den Worten: „Gott grüß Euch!“ klingt es stoßend und zurückhaltend. „Doch sieh, das Mütterchen schluchzet voll Lust . . .“ Hier muß die Musik lebendiger werden; denn die Mutter stürzt auf den Sohn zu. „Mein Sohn!“ ist hoch zu singen. Die Schlusszeile „Das Mutteraug' hat ihn gleich erkannt“, muß der Tondichter besonders hervorheben.

Mit Spannung erwarten dann die Kinder die Darbietung der Vertonung des Gedichts durch Carl Loewe. Die Singstimme ist nicht besonders schwer. Nur einige Wendungen müssen herausgegriffen und geübt werden. Bald ist eine Klasse fähig, teils auf Grund der angeschriebenen Noten, teils nach dem Gehör die Ballade als einstimmiges Chorlied mit Klavierbegleitung zu singen.

Loewe hat verschiedene Lesebuchgedichte vertont. Von dem Wortlaut gelangt man auch ohne viel Mühe zur Loeweschen Singweise bei den Balladen:

„Heinrich der Vogler“ (Vogel) und „Der Wirtin Töchterlein“ (Umland).

Wenn man sie auch nicht von der Klasse singen lassen kann, so macht das Verständnis von

„Prinz Eugen, der edle Ritter“ (Freiligrath) und „Die Glocken zu Speyer“ (v. der).

Volkschülern nicht viel Schwierigkeiten. Daß das Gedicht „Die Glocken zu Speyer“ aus zwei Teilen besteht, die ganz gleichmäßig gebaut und im Wortlaut fast übereinstimmen, erkennen sie sofort. Sie finden auch den wesentlichen Unterschied heraus; nämlich: In der zweiten Hälfte des ersten Teiles ertönt die Kaiser-glocke, in deren vollen Klang alle Glocken einstimmen, während im zweiten Teil an der entsprechenden Stelle ganz allein das Armenfünderglöcklein bimmelt. Der Tondichter wird durch die Anlage des Gedichtes förmlich gezwungen, es so zu vertonen:

I. Teil, 1. Hälfte und II. Teil, 1. Hälfte: gleiche Singweise und gleiche (ernste) Begleitung.

I. Teil, 2. Hälfte: zur Singweise die Nachahmung eines feierlichen Glockengeläutes, das anschwillt, durch das Klavier.

II. Teil, 2. Hälfte: zu der ähnlichen Singweise die Nachahmung eines elend bimmelnden Glöckleins.

Das bekannte „Hochzeitslied“ von Goethe („Wir singen und sagen vom Grafen so gern“) wird von Kindern gern vorgetragen. Das schnelle Sprechen der Stelle: „Doch siehe, da stehet ein winziger Wicht . . .“ macht ihnen viel Spaß. Großes Vergnügen bereitet es ihnen, wenn der Lehrer Loewes Vertonung vorführt, oder wenn sie die Ballade von jemand anderem hören. Auch von den in Archibald Douglas enthaltenen Feinheiten wirkt mancherlei auf sie ein. Doch wird diese Tondichtung erst von Schülern im Alter von etwa 16—18 Jah-



ren voll gewürdigt. Mit dem Graf von Habsburg hat man in einer Volksschuloberklasse mehr Glück. Allerdings stellen die zuletzt genannten drei Balladen an den Lehrer große Anforderungen. Singstimme wie Begleitung sind stellenweise ziemlich schwer; und es wird verhältnismäßig wenig Lehrer geben, die derartige Sachen singen und sich dabei selbst begleiten können. Es gibt aber in jedem Lehrkörper musikalisch geschulte Mitarbeiter, die ab und zu ein „Gastspiel“ geben können!

Der Weg zu einem Kunstlied muß aber nicht immer von dem im Deutschunterricht behandelten Wortlaut ausgehen. Loewes Vertonung des Gedichtes Heinrich der Vogler kommt manchen Schülern bekannt vor, weil die Singweise im Singheft steht. Allerdings lautet sie für alle Strophen gleichmäßig. Man wird von dieser Weise ausgehen und erst einmal zeigen, wie dieselbe Weise verschieden gesungen werden muß, wenn der Inhalt der Worte es verlangt. Man zieht ähnliche Fälle heran, z. B. „In einem kühlen Grunde“. Dann zeigt man, daß es außer verschiedener Tonstärke und Geschwindigkeit noch andere Ausdrucksmittel gibt.

Ähnlich steht es bei der Weise zum Lindenbaum (Wilhelm Müller), wie sie sich in den Singheften findet, und bei Schuberts Vertonung. Schubert hat dem verschiedenen Stimmungsgehalt in meisterhafter Weise Rechnung getragen. Der Anfang wird — allerdings ohne Wiederholung am Schluß — so gesungen, wie er in den Singheften steht, und ganz einfach begleitet. Nach „... zu ihm mich immer fort“ ertönen auf einmal Mollklänge (Zwischenspiel). „Ich muß auch heute wandern vorbei in tiefer Nacht, da hab' ich noch im Dunkel die Augen zugemacht“ wird in Moll gesungen. Auch tritt eine selbständige Begleitung auf, die das Schaukeln der Zweige nachahmt. Die nächsten zwei Zeilen stehen wieder in Dur. „Die kalten Winde bliesen“ bis „Ich wendete mich nicht“ geht abermals in Moll. Die Weise ist verändert. Nur der ursprüngliche Rhythmus ist beibehalten. Die Begleitung ahmt das Pfeifen und Heulen des Windes nach. Der letzte Teil bringt die Anfangsweise mit der wiegenden Begleitung. Erst jetzt finden die bekannten Wiederholungen statt, was eine wirkungsvolle Steigerung bedeutet.<sup>1)</sup>

Dieses Schubertlied einzuüben, macht viel Freude. Schwierigkeiten bereitet allein das Stück „Die kalten Winde bliesen“. Als einstimmige Chorlieder habe ich auch Schuberts „Heidenröslein“ (Goethe) und „Die Forelle“ (Schubart) singen lassen. — Aus der Fülle der Kunstlieder anderer Tondichter greife ich Schumanns „Nach Frankreich zogen zwei Grenadier“ und Beethovens „Die Himmel rühmen...“ heraus.

Bei den genannten Tondichtungen vermittelt das Wort das Verständnis der Tonsprache. Dadurch aber, daß die einzelnen Strophen, die beim Volklied eine und dieselbe Weise haben, beim Kunstlied verschieden dargestellt sind, lernen die Schüler an der Hand solcher Kunstlieder allmählich die Tonsprache an sich kennen und verstehen Tondichtungen ohne Worte, die dem Kunstlied noch am nächsten stehen. Das sind Variationen über leichtfaßliche Themen.

1) Im weiteren verweise ich auf meinen Aufsatz: Loewe-Balladen in der Volksschule im Juliheft 1921 der Neuen Bahnen.

Wenn ich meiner Klasse oder Kindern, bei denen ich Gesangsunterricht als Sach erteilte, einmal etwas Außerplanmäßiges bieten wollte<sup>1)</sup>, so machte ich sie mit einigen Variationen von Weber vertraut. Es ist schade, daß selbst gebildete Erwachsene von Webers Klavierwerken außer der Aufforderung zum Tanz nichts kennen. Außer vier Klavierfonaten, dem „Konzertstück“, dem Momento capriccioso usw. hat Weber folgende Variationen geschrieben:

op. 2,	Variationen über ein eigenes Thema.
op. 5,	„ „ ein Thema aus „Castor und Pollux“.
op. 6,	„ „ ein Thema aus „Samori“.
op. 7,	„ „ das italienische Lied „Vien quà Dorina bella“.
op. 9,	„ „ ein eigenes Thema.
op. 28,	„ „ ein Lied aus „Joseph“.
op. 40,	„ „ das russische Lied „Schöne Minka“.
op. 55,	„ „ ein Zigeunerlied.

Zu beginnen empfiehlt sich mit den „Castor- und Pollux-Variationen“. Das Thema ist so einfach, daß man es nach mehrmaligem Hören im Gedächtnis behält. Ich spiele, wenn ich Kindern Variationen darbiete, das Thema so oft vor, bis sie die Weise mitsummen können. Oft schreibe ich auch die Oberstimme an die Tafel, damit bei einigen Variationen an der Hand der Noten verfolgt werden kann, wie der Tonidichter das Thema verändert.

In der 1. Var. löst Weber die Achtelbewegung in Sechzehntel auf, so daß das 1., 3., 5. usw. Sechzehntel die Weise ergeben. Die 2. Var. klingt — wie die Zuhörer bald merken — feierlicher als das Thema. Das kommt daher, daß zu jedem Ton ein Akkord gespielt wird, so ähnlich wie bei einem Choral. — Die 3. Var. macht aus dem  $\frac{4}{8}$ -einen  $\frac{6}{8}$ -Takt. Das 1. und 3. Achtel werden zu einem Viertel erweitert. Die 4. Var. geht wieder im  $\frac{4}{8}$ -Takt, löst aber gleich der 1. Var. die Achtel auf. Diesmal jedoch nicht in 2, sondern in 3 Sechzehntel. (Hier kann das Wesen der Triolen erklärt werden.) — Die 5. Var. ähnelt der 2. Var. Aber sie steht eine Oktave tiefer und erklingt in Moll. Den Unterschied zwischen Dur und Moll, der nach meinem Lehrgang zuerst bei Schuberts Lindbaum auftritt, erfassen die Kinder ziemlich leicht. — Die 6. Var. bringt in der Unterstimme gebundene Achtel, während die Oberstimme in Sechzehntel aufgelöst ist und in Oktaven „hin- und herpendelt“. — Bei der 7. Var. liegt das Thema im Baß, und wird, um es hervorzuheben, in Oktaven gespielt. — Die 8. Var. trägt die Überschrift Mazurka. Sie ist freier gehalten, d. h. das Thema klingt nur ab und zu heraus. Mit dieser Nummer schließt das Werk.

Die Schüler haben die wichtigsten Möglichkeiten, wie ein Thema verändert werden kann, kennen gelernt. Man wird nun aus den leichteren Variationswerten zwei (vielleicht op. 9 und op. 28) auswählen und dann entweder die Dorina-bella- oder die Schöne-Minka-Variationen oder beide bieten. Es empfiehlt sich aber, bevor man an die beiden letzten Werke geht, erst Variationen anderer Tonidichter vorzuspielen. Leicht verständlich ist z. B. das berühmte Andante aus Haydn's Sinfonie mit dem Paukenschlag. — Gute Erfahrungen habe ich auch

1) Noch bessere Gelegenheit dazu hatte ich in einem freien Kurs für Musik, in dem Jungen und Mädchen dreier Schuljahre vereinigt waren.

mit Mozarts bekannten Variationen gemacht, die den ersten Satz der A-Dur-Sonate bilden. Das folgende Menuett wird ebenfalls verstanden. Der Schlußsatz Alla Turca mit seinen Nachahmungen der Militärmusik mit Pfeifen und Schlagzeug gefällt wohl auch denen, deren musikalischer Sinn nicht besonders ausgeprägt und entwickelt ist.

Nun hat man den Schülern bereits eine Sonate dargeboten, allerdings eine Sonate, bei welcher der übliche erste Satz fehlt. Sollen sie noch eine Sonate hören, so würde ich eine empfehlen, in der auch Variationen vorkommen, nämlich: Beethoven, op. 14, Nr. 2, Sonate in G-Dur. Diese Sonate hat mit Handns Paukenschlagsinfonie gemeinsam, daß im Variationenteil auch eine Art Paukenschlag vorkommt, nämlich der Schlußakkord.

Bei gereiften Schülern kann man sein Glück auch mit anderen Sonaten oder mit Teilen aus ihnen versuchen. Wenn im Gesangunterricht das Lied „Heil'ge Nacht, o gieße du“ geübt worden ist, so greife man einmal zu dem berühmten Andante con moto aus Beethovens „Appassionata“ — Vom Volksliede ausgehend, kann man sogar zu Brahms gelangen. Es ist nämlich viel zu wenig bekannt, daß dieser Meister nicht nur Werke geschaffen hat, die wegen ihrer Sprödigkeit in der Technik und ihrer Herbheit schwer zu bewältigen sind, sondern daß von ihm auch mancherlei schlichte Sachen von geradezu zaubernder Schönheit stammen. So findet sich in neueren Singheften das Wiegenlied „Guten Abend, gute Nacht“. Wer gar aus dem „Zupfgeigenhansel“ das bergische Volkslied „Derstohlen geht der Mond auf“ hat singen lassen, der versäume es nicht, den langsamen Satz aus Brahms' 1. Klaviersonate zu üben und seinen Schülern darzubieten. Dieser Satz besteht nämlich aus wunderbaren Variationen über dieses Lied.

Im Gesangunterricht spielen auch Kanons eine gewisse Rolle. Bereits im 5. Schuljahre singen die Kinder „O wie wohl ist mit am Abend“, „Erwacht ihr Schläfer drinnen“ usw. Sollte man da nicht auch ein Wort darüber sagen, daß diese Kunstform und vor allem die ihr verwandte Fuge früher eine große Rolle gespielt hat? Kanonisch sind ja einige Variationen angelegt, z. B. Nr. 4 von Webers Schöne-Minka-Variationen. Selbstverständlich ist es nicht Aufgabe der höheren, und noch viel weniger der Volksschule, Kontrapunkt zu treiben! Aber einen Kanon oder eine Fuge mit dem Stimmengewirr, hören sogar Kinder der Volksschule gern. Ich empfehle den heiteren Schlußsatz von Beethovens Klaviersonate op. 10, Nr. 2 und irgendeine leichtfaßliche Fuge aus Bachs Wohltemperiertem Klavier (z. B. die D-Dur-Fuge des 2. Teils).

Ein kanonisches Liedchen und eine kleine Fuge kommen auch in Robert Schumanns Album für die Jugend vor, mit dem man die Schuljugend sehr wohl vertraut machen kann. Dasselbe gilt von den bekannten Kinder szenen. Diese kleinen Stücke können mit gutem Erfolge bei Elternabenden, Schulaufführungen usw. dargeboten werden. Es empfiehlt sich, zwischen die einzelnen Nummern Gedichte, kleine Erzählungen und Volkslieder einzustreuen, die zu diesen Stücken passen.

An größere Tonwerke kann man die Schüler auf die verschiedenste Weise heranbringen. Manchmal sind verschiedene Schülerinnen und Schüler als

Mitglieder eines Chores an einer Aufführung beteiligt. Da ist es eigentlich Aufgabe der Schule, sie etwas tiefer in dieses Werk einzuführen, als es dadurch geschieht, daß sie an verschiedenen Teilen üben. So übersteigen Handens Oratorien „Die Schöpfung“ und „Die Jahreszeiten“ durchaus nicht die kindliche Fassungskraft. Der Weg zur „Schöpfung“ kann auch beim Religionsunterricht beginnen. Die einzelnen Rezitative veranschaulichen und erweitern nämlich vorzüglich den Bibeltext.

In jeder Volksschule wird wohl Schillers „Lied von der Glocke“ behandelt. Wird nun zufällig einmal Rombergs Vertonung dieser Dichtung aufgeführt, so ist es sehr gut, wenn man im Unterricht auf dieses Tonwerk eingeht und die Schüler der Aufführung beiwohnen läßt. — Ferner ist es keine Zeitverschwendung, auch einmal in der Schule eine leichte Oper zu behandeln. Ich habe z. B. in dem bereits erwähnten Musikurs die Kinder mit Webers „Freischütz“ und Lortzings „Waffenschmied“ vertraut gemacht und hatte dankbare Zuhörer. Werden doch in der Volksschule Schillers „Wilhelm Tell“ oder „Jungfrau von Orleans“ eingehend behandelt. Genau so müßte die Jugend auch wenigstens ein Tonwerk für die Bühne kennen lernen.

Noch viel mehr gilt diese Forderung für die höhere Schule. Ein Merkmal einer höheren Bildung ist die Kenntnis einer Anzahl von Bühnendichtungen. Ein gebildeter Mensch muß aber auch die wichtigsten Opern kennen. Die Stoffe, aus denen z. B. Richard Wagner seine Musikdramen geschaffen hat, werden in der höheren Schule eingehend behandelt, vielleicht auch die Texte. Warum soll nun die höhere Schule sich nicht auch mit dem musikalischen Teil befassen?

Kein Volk der Erde hat so viele und so bedeutende Tonwerke hervorgebracht wie das deutsche Volk. Soll nun aller Unterricht schließlich Deutschunterricht oder Deutschkunde sein, so muß er die Schüler auch mit den Werken der deutschen Dondichter vertraut machen.

## Deutsche Erziehung und preußische Neuordnung.

Von Oberstudiendirektor Dr. Klaudius Bojunga in Frankfurt a. M.

Joachim Kurd Niedlich schreibt in seinem 1920 vom Friesenbund herausgegebenen prächtigen Buche „Deutscher Heimatschutz“: „Solange Lehrpläne auf der Oberstufe für Religion, Deutsch, Geschichte zusammen nicht mehr als sieben Stunden übrig haben, ist ein Kultusministerium ein Ministerium für deutsche Kulturlosigkeit.“ Schlägt man die „Denkschrift des preußischen Ministeriums für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung“ über „Die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens“ zufällig auf der letzten Seite auf und mißt mit Niedlichs Maßstab den Lehrplan der Gymnasialen Studienanstalt mit ihren je 2 Stunden Religion, 3 Stunden Deutsch und 2 Stunden Geschichte in den vier Oberklassen, so gibt das ein glattes Ergebnis. Eine Einführung in Fragen der deutschen Weltanschauung oder in Kunstbetrachtung, eine Ausbildung im Zeichnen oder in der Nadelarbeit gönnt die „Denkschrift“ den Zöglingen dieser Schulart nicht. Zur Beschäftigung mit der „deutschesten aller Künste“, der Tonkunst, billigt sie den vier

Oberklassen zusammen 2 Stunden zu! Aber dafür hat jede Klasse 14 Stunden Unterricht in den alten Sprachen und noch 2 in einer neuern Fremdsprache!

So hatten wir uns die eindeutige Neugestaltung des höheren Unterrichtswesens in Preußen freilich nicht gedacht, als wir im Frühjahr 1916 an die Schulverwaltungen der deutschen Bundesstaaten unsern Weckruf sandten. Wenn wir damals ein Herauswachsen der höheren Schule aus der Volksschule forderten, um endlich — als letztes aller großen Völker! — zu einer bodenständigen, alle Klassen zu einer unlöslichen geistigen Einheit verbindenden Volksbildung zu kommen, und wenn wir als den alle Schulgattungen gleichmäßig durchdringenden Gedanken die Erziehung der Jugend zu stolzem und treuem Volksbewußtsein durch liebevolle Einführung in die unerschöpflichen Schätze der deutschen Volksseele forderten, so mußte uns diese „Neuordnung“ allerdings bitter enttäuschen.

Auch die Richtungen, die am zähesten und leidenschaftlichsten an der hergebrachten Stundenzahl ihrer Leibfächer festhielten und jedes Beschneiden ihrer engern Belange für den Beginn rettungslosen geistigen Niedergangs zu halten geneigt waren, auch die stimmten doch darin überein, daß jede zeitgemäße Neuordnung den Deutschunterricht in allen Klassen aller höheren Schularten mit mindestens 4 Stunden ausstatten müsse. Wir Sachleute, die wir die Werte deutschen Wesens kennen, wußten allerdings, daß mit dieser Stundenzahl wirklich tiefdringende, geistig beglückende und seelisch zusammenschmiedende Arbeit noch kaum zu leisten sei, und unentwegt bleibt daher unsere aus der schweren Not unsres Volks geborne Forderung bestehen: Auf jeder deutschen Schule, in jeder Klasse jeden Tag eine deutsche Stunde! Die preußische „Neuordnung“ aber billigt diese Stundenzahl nicht einmal den deutschen Oberschulen zu und begnügt sich für die andern Schularten mit der grade in der heutigen Zeit fast wie Hohn klingenden Bemerkung, „daß selbstverständlich keine Schulart auf ein nationales Bildungsgut und die geschichtlichen Voraussetzungen unserer deutschen Kultur ganz verzichtet“. Man denke: ganz verzichtet! Gleich daneben heißt es freilich, daß diese Gruppe von Fächern „für alle Schularten im Mittelpunkt der Schularbeit stehen“ solle. Zu dieser Aussage vergleiche man nur einmal den oben herangezogenen Stundenplan der Gymnasialen Studienanstalt! Es ist eben genau dasselbe Bild wie bei der Neugestaltung des preußischen höheren Schulwesens im Jahre 1901: man redet und redet von dem Werte und der Kernstellung des deutschen Unterrichts — aber dabei bleibt's, und es geschieht kaum etwas für seine Stärkung. Aber den Realschullehrplan D1 vom Jahre 1901 mit seinen 6, 5, 5, 5, 4, 4 Stunden Deutsch gehen in den Stundentafeln der „Neuordnung“ nur die deutschen Oberschulen mit 2 Stunden hinaus, alle andern Schularten erreichen diese Höhe nicht — trotz der bitteren Erfahrungen fast eines Vierteljahrhunderts!

Aber die ungenügende Stundenzahl für Deutsch ist noch nicht einmal das Schlimmste, obwohl schon dadurch die Fremdsprachen und die Mathematik mit ihren höheren Anforderungen an das Einprägen äußern Wissensstoffes das Deutsche nach wie vor in eine Aschenputtelstellung zurückdrängen werden, nein, viel bedenklicher noch ist es, daß man auch diese wenigen Stunden nicht einmal dazu benutzen soll, um deutsche Lebenserscheinungen aus deutschem Geiste verstehen zu lehren. Die „Denkschrift“ verlangt vielmehr, „daß die Verbindungs-

linien von der für die Schulart charakteristischen Fächergruppe zur deutschen Kultur dem Lehrplan der betreffenden Schulart sein besonderes Gepräge" gebe. Damit mäht die „Neuordnung“ jedes gemeinsame deutsche Fühlen schon im Keime ab, denn nun muß der Schüler des altsprachlichen Gymnasiums das ganze deutsche Volkswesen und -werden durch seine lateinische Brille betrachten, der des neu-sprachlichen durch seine französische usw. — nur vielleicht der glückliche Zögling der Deutschen Oberschule darf sein Volk von deutschem Standpunkt mit seinen eignen Augen betrachten. Und dabei soll das deutsche Volk zu einer Bildungseinheit zusammenwachsen können!

Wir hatten ganz besondern Wert auf eine Einführung in das Wesen und Werden der deutschen Weltanschauung und Kunst gelegt. Zum Verständnis der deutschen Weltanschauung führen drei Unterrichtswege: man kann bei der Betrachtung der Geistesgeschichte die großen deutschen Weltweisen als die Deuter und Sinnbilder des Zeitgeistes auffassen — z. B. in Mystik, Aufklärung, Romantik — ihren Zusammenhang mit der westländischen Geistesentwicklung klarstellen, ihrem Einfluß und ihrem Weiterleben nachgehen usw. Man kann aber auch einzelne Hauptfragen aufwerfen und die Gedanken der Schüler darüber in gemeinsamem Suchen und Erörtern zu klären suchen; dabei lassen sich Ausblicke auf die Lösungen der Fragen durch führende Weltweise ungesucht geben. Jener erste Lehrweg hat den Vorteil, das Leben und Streben einer Zeit in seiner Einheitlichkeit zu zeigen und den Sinn für geistige Zusammenhänge zu schärfen, dieser zweite bietet den Vorzug der gemeinsamen Klassenarbeit, er ist grundsätzlich „Arbeitsunterricht“ und gibt jedem Schüler Gelegenheit, die Seiten der Fragen besonders auszubauen, die ihm am nächsten liegen. Beide Wege haben ihr Gutes, beide führen zum Ziel, und beide — verbietet die „Denkschrift“! Sie gestattet einseitig und eng ausschließlich den dritten Weg: das Lesen einzelner Werke. Sie spricht in ihren Stundentafeln überhaupt nicht von einer „Einführung in deutsche Weltanschauung“, sondern nur von „philosophischer Lektüre“ und betont, dies Lesen müsse „im Dienst der Eigenart der Schule“ stehen, spricht auch ausdrücklich von der „griechischen Philosophie“. Man kann sich denken, wie da die Schüler des altsprachlichen Gymnasiums die deutsche Geisteswelt vom Standpunkt Platons aus betrachten werden, die des neu-sprachlichen vom Standpunkt der französischen Stoffanbeter oder der englischen Nützlichkeitsprediger: „im Dienst der Eigenart der Schule“! Wenn die „Denkschrift“ dann hinzufügt, es solle dies Lesen immer auch „ein Weg zur deutschen Ideenwelt“ sein, so bleibt diese Forderung neben jener andern doch nur eine hübsche Verzierung, denn von wo aus führt kein „Weg zur deutschen Ideenwelt“? Wo bleibt da eine einheitliche Grundlage der deutschen Bildung?

Und nun die Kunst! Bisher widmete wenigstens das Lyzeum in der ersten Klasse eine Stunde der Kunstbetrachtung. Es dankte diesen Vorzug dem Eintreten des ehemaligen Kriegsministers v. Einem für diese wichtige Offenbarung deutschen Wesens: das wollen wir dem deutschgesinnten, weitblickenden Manne von höchster und feinsten Bildung nie vergessen. Das jetzige preußische „Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung“ hält es für besser, die Jugend überhaupt nicht zu Kunstanschauung und Kunstverständnis zu erziehen. Die „Denk-

chrift“ geht über all unsre wohlbegründeten Bestrebungen mit der lächelnden Bemerkung hinweg: „Gewährt etwa ein ‚Kursus‘ in Kunstbetrachtung und Kunstgeschichte einem künstlerisch eigenartig Begabten wirklich schon die Vollendung seiner künstlerischen Anlagen? Liegen in einem solchen Schulunterricht nicht auch gerade für ihn besondere Gefahren?“ Jedes Wort darüber könnte den Genuß dieser köstlichen Sätze nur abschwächen.

Übrigens braucht man sich über diese Stellung der „Denkschrift“ zur Kunst nicht zu wundern, steht sie doch überhaupt auf dem Standpunkt, es sei nicht geraten, der Jugend eine Schule zu geben, in der sie gern und willig arbeite. Es berührt wie ein Scherz, wenn eine „Neuordnung“ des Schulwesens sich auf die gelegentliche Bemerkung Goethes beruft: „Umwege und Abwege auf selbst gebahnter Bahn sind bildender als die kürzeren und gebahnten Wege unter fremder Führung“, oder wenn sie selbst erklärt: „In der Reibung mit einer Schulform oder einem Unterrichtsfach, das einem jungen Menschen nicht zusagt, hat, wenn wir die Biographien großer Menschen lesen, nach ihrem eigenen Urteil oft ein besonderer Segen gelegen.“ Darum darf auch der Lehrer nicht mehr mit alter Begeisterung sein Fach der Jugend nahebringen, denn die einzelnen Fächer müssen es künftig vermeiden, „die Seele des Schülers für ihr Fachinteresse zu gewinnen“! Und obwohl vom „Selbstbestimmungsrecht der Erziehungsberechtigten“ und „geheiligten Überzeugungen“ schöne Worte fallen, verwehrt die „Neuordnung“ sogar den Eltern, ihre Söhne den Bildungsweg gehen zu lassen, den sie für den geeignetsten und aussichtsreichsten halten: allein stehende Gymnasien kleiner Städte sollen zwar englischen Ersatzunterricht für das Griechische bis zur U II einführen dürfen, aber die Weiterführung dieses englischen Unterrichts bis zur O I „lehnt die Unterrichtsverwaltung entschieden ab“. Warum? „Sie fürchtet, daß dieser nach reinen Nützlichkeits erwägungen zugelassene Nebenzug sehr bald bei der rein utilitarischen Einstellung vieler Eltern sich zum Hauptzuge auswaschen könnte“. Auf wie schwachen Füßen muß doch eine Neuordnung stehen, die selbst fühlt, daß nur äußere Gewaltmaßnahmen gegen die berechtigten Belange der Elternschaft ihre am grünen Tisch ersonnenen Pläne halten können. Denn bei der wirtschaftlichen Notlage ist es den meisten Eltern selbstverständlich unmöglich, ihre Söhne noch vor der Reifeprüfung drei Jahre lang von Haus zu geben, und so zwingt die Schulverwaltung diese Kinder zum Abbruch ihrer Schulbildung. So bestraft das „Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung“ die Jugend für die „utilitarische Einstellung“ ihrer Eltern! —

Ganz hat sich selbstverständlich auch diese „Neuordnung“ den starken Forderungen der Gegenwart und des deutschen Lebens nicht entziehen können: Die Erdkunde ist endlich in allen Schularten bis zur O I hinaufgeführt — aber das Zeichnen noch nicht! Der Geschichtsunterricht ist in den meisten Schulgattungen verstärkt worden, ebenso meist der Deutschunterricht um ein Geringes. Die Deutsche Oberschule steht endlich gleichberechtigt — oder doch fast gleichberechtigt, denn das altsprachliche Gymnasium bekommt noch eine Wurst für sich gebraten — neben den andern Schulgattungen. All das wollen wir gern anerkennen und uns dessen freuen. Aber am Wesentlichen läßt die „Neuordnung“ es doch fehlen: sie bedeutet keinen Fortschritt auf dem Wege zum Zusammenwachsen

der vielspältigen Bildung unsres Volkes zu einheitlichem deutschen Geistesleben. Im Gegenteil: ganz bewußt trennt die „Neuordnung“ die einzelnen Arten von höheren Schulen möglichst scharf voneinander, beraubt verbindende Arten wie das Realgymnasium ihres Wertes und drängt sie ein eine lebensfremde, im Amtsstübchen erdachte Einseitigkeit.

Das im einzelnen auszuführen geht über den Rahmen dieser Zeitschrift hinaus, nur das sei an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich festgestellt: diese „Neuordnung“ bringt uns trotz mancher neben bedenklichen Rückschritten stehenden Fortschritte im Kleinen unserm Ziel der deutschen Bildungseinheit nicht näher.

## Die Schweiz im deutschen Geistesleben.

Von Walthor Hoffstaetter.

Einzel Darstellungen und Texte gibt der Berner Literaturhistoriker Harry Mannc in dieser Sammlung heraus<sup>1)</sup>, und man wird zugeben müssen, daß für ein solches Unternehmen besondere Veranlassung vorliegt. Trotz der politischen Trennung ist die Schweiz zu allen Zeiten aufs engste mit dem deutschen Geistesleben verbunden gewesen, ja man darf sie als eine seiner wichtigsten Provinzen bezeichnen. Und wenn man jetzt mit aller Sorgfalt all die Eigenarten deutscher Stämme durchforscht und fragt, was sie zu dem gemeindeutschen Leben beigetragen haben, wenn man umgekehrt dem nachgeht, was der einzelne Stamm durch seine Wechselbeziehungen mit den anderen gewonnen hat, dann bietet sich die Schweiz als besonders reizvoller Gegenstand solcher Betrachtung.

Die vorliegenden Bände teilen sich zwanglos in Gruppen. Die einen bieten Volkslieder, Sagen und geschichtliche Bilder aus der Schweiz, die zum Vergleich anregen (1, 10, 17), die meisten führen Dichtungen und die Dichter der Schweiz vor, die unmittelbar auf Gesamtdeutschland eingewirkt haben (2, 3, 4, 6, 16, 19, 20, 23/24), umgekehrt behandeln andere die Stellung deutscher Dichtung zur Schweiz (18, 21, 22 u. 5), die geschichtliche Betrachtung von deutscher Dichtung auf Schweizer Boden (8) leitet über zu einer Gesamtdarstellung von Art und Kunst der deutschen Schweiz (7), endlich werden uns Männer vorgeführt, die von der Schweiz aus Einfluß auf die gesamte deutsche Kultur geübt haben.

Ebenso mannigfaltig ist die Art der Mitarbeiter. Die einen sind Schweizer von Geburt, die ihr Heimatland feiern, die anderen sind Reichsdeutsche, denen die Schweiz schon lang zur zweiten Heimat geworden ist, die gegebenen Vermittler, und daneben stehen die Reichsdeutschen, die von sich aus die Verbindung zur Schweiz schlugen. Das ergibt natürlich eine verschiedene Einstellung, damit aber auch einen großen Reiz.

Wenn man diese Bändchen durchgeht, so freut man sich über zweierlei: die Stärke der schweizerischen Eigenart und des nie geschwundenen Bewußtseins ihrer Verbunden-

1) 1. Historische Volkslieder der deutschen Schweiz (O. v. Grenerz). 2. Salomon Geßners Dichtungen (ausgew. u. eingeleitet v. Hermann Hesse). 3. C. F. Meyers Gedichte (E. Korrodi). 4. Adolf Frey, Lieder und Gesichte (G. Bohnenblust). 5. Nießsche und die Schweiz (E. A. Bernoulli). 6. Jakob Böhmer, Zwei Novellen (H. Jech). 7. Von Art und Kunst der deutschen Schweiz (J. Nadler). 8. Die Dichterschule von St. Gallen (S. Singer), Anhang: St. Gallen in der Musikgeschichte (P. Wagner). 9. Huldreich Zwingli (W. Köhler). 10. Walliser Sagen (J. Jegerlehner). 13./15. Johannes von Müller, Geschichten schweizerischer Eidgenossenschaft (S. Gundolf). 16. Niklaus Manuels Spiel evangelischer Freiheit (S. Vetter). 17. Kulturgeschichtliche Miniaturen aus dem alten Bern (Hans Bloesch). 18. Das Berner Oberland im Lichte der deutschen Dichtung (O. Zürcher). 19. Gottfried Keller, Gedichte (E. Sulger-Gebing). 20. Gottfried Keller. Sein Leben und seine Werke (H. Mannc). 21. Graubünden in der deutschen Dichtung (C. Camenisch). 22. Klopstock und die Schweiz (A. Köster). 23./24. Albrecht von Haller, Gedichte (H. Mannc). Leipzig. H. Haessel. Jedes Bändchen brosch. 2.— M., geb. 2.70 M.



heit mit den deutschen Brüdern jenseits des Rheins. Gerade in unserer Zeit tut dies sehr wohl, und es verleiht der Sammlung noch eine besondere Bedeutung über den geschichtlichen, literargeschichtlichen, künstlerischen oder menschlichen Wert der einzelnen Bände hinaus. Befinnung auf die eigene Art ist uns bitter not, aber ebenso das Gefühl der Zusammengehörigkeit. Möchte der Geist, der diese Sammlung durchdringt, immer tiefer wirken in allen deutschen Gauen.

## Literaturbericht 1923.

### Sprache und Sprachwissenschaft.

Von Geheimrat Prof. Dr. Oskar Weise in Eisenberg (Thür.).

#### I. Allgemeine Sprachwissenschaft.

Die Schrift Wilh. Horns<sup>1)</sup> über Sprachkörper und Sprachfunktion beschäftigt sich besonders mit Lauten und Lautgruppen in nachtonigen Silben. So werden manche Lautübergänge, die man sich früher nicht erklären konnte, aufgeklärt, und solche, die man früher für gewagt hielt, als rechtmäßig anerkannt. Während man bisher der Ansicht war, daß die lautliche Entwicklung meist ohne Rücksicht auf die Bedeutung vor sich gehe, weist Horn nach, daß die Wortbedeutung bei der Behandlung der Laute eine wichtige Rolle spielt. Er bietet nicht eine theoretische Unterjudung, sondern will durch Beobachtung einzelner Spracherscheinungen einen sicheren Blick in das sprachliche Leben gewinnen. Die Beispiele sind meist aus dem Deutschen und dem Englischen entnommen, doch werden auch andere Sprachen herangezogen. So hören wir z. B., daß vielfach das Verhältniswort, wenn es bedeutungslos geworden ist, im Laufe der Jahrhunderte unterdrückt wird wie bei *diu stat (ze) Wormez* oder *(in) houfen wiso* = die Stadt Worms und haufenweise, oder daß einzelne Glieder von Zusammensetzungen aus gleichem Grunde wegfallen, so bei *Ernte(dank)fest*, *Hunds(stern)tag*, *Ansichts(post)karte*, *Kneip(schent)e*, *Kilo(gramm)*. Mitunter kann man aber im Zweifel sein, ob nicht eine andere Erklärung vorzuziehen ist, z. B. wird man *jemine* = *Jesu domine* und *herrje* = *herr Jesus* wohl auf diese Weise erklären können, wahrcheinlicher aber dürfte doch sein, daß hier die Scheu, den Namen Jesu auszusprechen, zur Verkürzung geführt hat. Jedenfalls bietet die Schrift sehr dankenswerte Anregungen zu weiterer Forschung. — Johannes Friedrich<sup>2)</sup> will mit seinem Lehrbuch der gotischen Sprache nicht mit den größeren wissenschaftlichen Grammatiken von Streitberg und von Braune in Wettbewerb treten, sein Buch soll vielmehr nur als Vorstufe dazu dienen, indem es Anfänger durch Lehre und Übung dahin bringt, daß sie sich mit Leichtigkeit in diesen Werken zurechtfinden. Es enthält auf S. 4—54 die Formenlehre, S. 55—62 die Satzfügung, S. 63—75 Lestücke, S. 76 bis Schluß das Wortverzeichnis. Die Stücke sind gut ausgewählt und machen mit allen Gattungen des erhaltenen Sprachgutes bekannt. Die Grammatik bietet alles Wesentliche mit Ausnahme der absichtlich beiseite gelassenen Lautlehre. Eine hübsche Beigabe sind die überall (in die Formenlehre) eingestreuten Übungsbeispiele.

#### II. Die neuhochdeutsche Schriftsprache.

##### A. Schriften allgemeinen Inhalts.

In seinen hübschen Spaziergängen durch unsere Muttersprache stellt sich Ernst Wasserzieher<sup>3)</sup> die Aufgabe, auf Grund der Worterklärungen seines ableitenden

1) Wilhelm Horn, Sprachkörper und Sprachfunktion. 2. Aufl. Leipzig, Mayer & Müller. 151 S.

2) Johannes Friedrich, Laiseins gutiskaizos razdos. Lehrbuch der gotischen Sprache für den Selbstunterricht. Mit Übungsbeispielen, Lestücken und Wörterverzeichnis. Wien u. Leipzig, A. Hartleben. VIII u. 94 S. (A. Hartlebens Bibliothek der Sprachkunde.)

3) Ernst Wasserzieher, Spaziergänge durch unsere Muttersprache. Berlin, Allg. deutscher Sprachverein. 150 S.

Wörterbuches eine Auswahl von Wörtern und Wendungen in volkstümlicher Weise für eine größere Leserschaft zu erläutern. In gefälligem Plaudertone werden Eigennamen und Dingwörter, sprachliche Bilder und Redensarten vorgeführt, öfter in Gruppen zusammengefaßt. Ab und zu begegnet uns auch eine neue Deutung, z. B. bei Adebär und Coast. Irrtümer sind selten, so S. 47, wo heffisch irrigen, wiederkäuen mit Ader zusammengestellt wird, während es dem mittelhochd. interücken, wiederkäuen entspricht, das auch im Banrischen, Schlesiſchen und Rheinischen bezeugt ist (vgl. D. W. IV, 2, 2183, Lexer, Mhd. Wörterb. I, 1463). Hier und da konnte etwas hinzugefügt werden, z. B. S. 96 bei den mit Mut zusammengesetzten Eigennamen Hartmut, Wachsmut oder S. 98 zu den auf -land endigenden Personennamen Wieland, Uhlund, Jffland, Hufeland. Bühl (S. 136) ist nicht nur in Süddeutschland belegt, sondern auch vielfach in Mitteldeutschland, zumal in Flurnamen, Adel, Jauche ist nicht bloß niederdeutsch, sondern auch banrisch, voigtländisch u. a. — Das Buch von Oskar Weise<sup>4)</sup>, Die deutsche Sprache als Spiegel deutscher Kultur, ist ein Seitenstück zu dem vor kurzem in dem gleichen Verlage erschienenen mit dem Titel „Blicke in das Leben und das Wesen unserer deutschen Sprache“. Aber während dort nur einer von den sechs Hauptabschnitten den Beziehungen zwischen Sprache und Kultur gewidmet ist, wird hier in sämtlichen 24 Kapiteln der Zusammenhang zwischen Sprache und Gesittung behandelt und dabei alles herangezogen, was sich aus dem einschlägigen Wortschatz für die Entwicklung der deutschen Kultur auf zahlreichen Gebieten gewinnen läßt. Einleitend sind die Schriften besprochen, die sich irgendwie mit dem in Rede stehenden Stoffe beschäftigt haben, dann folgen Abschnitte über die geistige Eigenart unserer Vorfahren, die deutschen Volksstämme, den Einfluß der Kriege auf die deutsche Sprache, die Kulturerrungenschaften des 16. Jahrhunderts, Verlobung und Hochzeit, Weidmann und Weidwerk, Strafe und Strafwerkzeuge, Spiele, Getränke, Speisen, Gartenpflanzen, Handel und Verkehr, Gewerbe, Aberglaube, Neujahrswünsche, unsere weiblichen Vornamen, Herr und Diener, was verdanken wir den Slawen?, was den Türken?, kulturgeschichtlich lehrreichen Wandel der Wortbedeutung, kulturgeschichtlich lehrreiche Fremdwörter, kulturgeschichtlich lehrreiche Ortsnamen, deutsche Namen ausländischer Erzeugnisse. Das Ganze ist streng wissenschaftlich, aber für weitere Kreise bestimmt, daher volkstümlich gehalten. Es soll besonders Lehrern und Lehrerinnen Stoff für den Unterricht bieten. — Hans Naumann<sup>5)</sup> sucht darzutun, wie die Entwicklung unserer höheren Kultur und ihrer jeweiligen Sprache durch die Berührung mit dem Auslande erfolgt ist, wie besonders die Kelten, Römer und Romanen für die Entstehung der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Schriftsprache von wesentlicher Bedeutung gewesen sind. Sogar Lautwandel wie die Lautverschiebung und der Übergang vom mittelhochdeutschen i und u in ei und au wird durch fremden Einfluß erklärt.

#### B. Deutsche Grammatik.

Zu den zahlreichen deutschen Grammatiken gesellt sich jetzt eine neue von Ludwig Sütterlin<sup>6)</sup>, die besonders für Lehrer bestimmt ist und ihre Daseinsberechtigung schon dadurch bekundet, daß sie zum ersten Male in eingehender Weise die Mundarten berücksichtigt. Behandelt wird die Lautlehre und die Wortbiegung, während die Wortbildung und Satzlehre dem in einigen Jahren erscheinenden zweiten Bande vorbehalten sind. Jeder Abschnitt ist in sich abgerundet; eine sehr ausführliche Inhaltsübersicht (S. XI—XXII) ermöglicht, daß man sich leicht zurechtfindet. Wort- und Sachverzeichnis sollen im zweiten Bande folgen. Das ganze Buch macht einen

4) Oskar Weise, Die deutsche Sprache als Spiegel deutscher Kultur. Kulturgeschichtliche Erörterungen auf sprachlicher Grundlage. Jena, Frommann. VIII u. 175 S. M. 3.

5) Hans Naumann, Versuch einer Geschichte der deutschen Sprache als Geschichte des deutschen Geistes. Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte. I, 1. Halle, Niemeyer. S. 139—159.

6) Ludwig Sütterlin, Neuhochdeutsche Grammatik unter besonderer Berücksichtigung der neuhochd. Mundarten. München, O. Bed. XXII u. 504 S. M. 11, geb. M. 14,00.

vortrefflichen Eindruck, der Verfasser hat mehrere Jahrzehnte daran gearbeitet und nicht nur die einschlägigen wissenschaftlichen Zeitschriften genau durchgesehen, sondern auch ein gut Teil des mustergültigen deutschen Schrifttums. Beispiele zur Erläuterung der in Betracht kommenden Sprachgesetze werden in reicher Fülle geboten, dabei sind alle Gegenden Deutschlands gleichmäßig herangezogen worden. Nur in seltenen Fällen vermißt man die Erörterung einer Spracherscheinung, z. B. den Übergang von n in l am Wortschluß in schriftsprachlichen Ausdrücken wie Kümmel, Ejel, Kessel, Orgel, Jgel, Himmel und mundartlichen, namentlich ostmitteldeutschen wie Brudel (Brodem), Seimel (Seimen), Serschel (Serje, mhd. versen), Bansel (Scheunensack neben der Tenne = heftig Bansen, Scherbel (= Scherben, Mehrzahl von Scherbe), Meiral (Majoran) u. a. Man freut sich bei der Bewältigung eines so umfangreichen Wortstoffes nur ganz wenigen Versehen zu begegnen, z. B. S. 211, wo es heißt: Bräutigam hat in verschiedenen Mundarten regelrecht seinen ersten Binnenvokal eingebüßt, z. B. thüringisch Bridchen, buttelstädtisch Braitdam. Butteltädt liegt aber in Thüringen; es müßte daher heißen (süd)westthüringisch z. B. salzungisch Bridchen, ostthüringisch z. B. buttelstädtisch Braitdam. Doch diese kleinen Ausstellungen wollen nicht viel bejagen gegenüber den großen Vorzügen des vortrefflichen Buches, das durch die Fülle des gebotenen zuverlässigen Stoffes allen, die es benutzen, die größten Dienste leisten wird. — Die deutsche Sprach- und Stillehre Oskar Weises<sup>7)</sup>, die sich's zur Aufgabe gemacht hat, die grammatischen Erscheinungen unserer Sprache in ihrer Entwicklung zu verfolgen und durch Zusammenstellung ähnlicher Formen zu erhellen, ist jetzt in fünfter Auflage erschienen. Abgesehen von kleineren Verbesserungen und Ergänzungen bietet sie 19 ganz neue stilistische Musterabhandlungen, die aus den hervorragendsten Schriftstellern der neuesten Zeit genommen sind. — Ernst Lüttges<sup>8)</sup> Buch über richtiges Deutsch ist für Leute bestimmt, die ihre Sprachbildung durch Selbstunterricht vervollkommen wollen, besonders für Ausländer. Dadurch wird die Auswahl und die Behandlung des Stoffes bedingt. Ausgeschlossen ist Wortbildung und Wortbedeutung, eingeschlossen die Rechtschreibung. Zahlreiche Beispiele und Aufgaben dienen zur Einübung der Regeln. Beigegeben ist ein Schlüssel zu den Aufgaben, der 24 Seiten umfaßt. Für eine Neuauflage erscheint es wünschenswert, daß die Spracherscheinungen öfter begründet werden, z. B. S. 29 gesagt wird, warum es heißt die Woche, aber der Mittwoch (Einfluß der übrigen Wochentage), S. 71, warum die Eigenschaftswörter auf er, die von Orts- und Ländernamen abgeleitet sind, unverändert bleiben, z. B. der Kölner Dom (= der Dom der Kölner), S. 74 wie sich die Fügung e Stücker zehn erklärt (= ein Stück oder zehn) u. a. Ungenau ist die Angabe, daß v in Fremdwörtern wie w gesprochen wird (S. 19). Dem widersprechen die S. 231 angeführten Beispiele mit v im Wortschluß Nerv, Archiv, naiv, brav u. a. Im übrigen ist das Buch zweckentsprechend. Alfred Knope<sup>9)</sup> bietet uns zwei Büchlein, die zum Unterricht in Volkshochschulen, Bildungsschulen für Arbeiter, Beamten- und Militärschulen bestimmt sind, aber auch in jeder anderen Unterrichtsanstalt gebraucht werden können. Etwa die Hälfte der beiden Schriften ist den Regeln, die andere Hälfte den Aufgaben zur Übung und Befestigung gewidmet. Alles ist möglichst knapp gehalten, die Auswahl der Übungsstücke läßt nichts zu wünschen übrig. Die fremden Sachausdrücke sind durch gute deutsche ersetzt; ein Wortverzeichnis am Schlusse erleichtert die Benutzung. Versehen sind selten, z. B. I S. 27: Es gibt kein beschwerlicheres Geschöpf der menschlichen Gesellschaft als ein Mensch (statt einen Menschen) von dummen Reden. — Ein Lernbuch zum Selbstunterricht für jedermann, dem es an Sicherheit in der Grammatik, der

7) Oskar Weise, Deutsche Sprach- und Stillehre. Fünfte, verbesserte Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 198 S.

8) Ernst Lüttge, Richtiges Deutsch. Volkstümliche Sprachlehre zum Selbstunterricht im richtigen Sprechen und Schreiben. Leipzig, Otto Holz's Nachfolger. 262 S.

9) Alfred Knope, Lehrstoffe und Aufgaben zur deutschen Rechtschreibung. Leipzig, B. G. Teubner. 44 S. und Alfred Knope, Lehrstoffe u. Aufgaben zur deutschen Sprachlehre einschließlich der Zeichensetzung. Leipzig, B. G. Teubner. 68 S.

Rechtschreibung und der Zeichensetzung fehlt, bringt uns J. Hennings.<sup>10)</sup> Es enthält zahlreiche Aufgaben zur mündlichen oder schriftlichen Beantwortung aus den angegebenen Gebieten, die im Schlüssel S. 58—72 gelöst werden. Vollständigkeit ist nicht beabsichtigt, doch kann man bei fleißiger Durcharbeitung viel daraus lernen.

### C. Wortkunde.

#### 1. Ortsnamen.

Edward Schröder<sup>11)</sup> weist nach, daß in Ortsnamen wie Rauschenbach, Klingental, Schauenburg, Leuchtenberg u. a. von Haus aus Mittelwörter der Gegenwart vorliegen, in denen die Silbe -den infolge Dissimilation der beiden n-Laute unterdrückt worden ist, so daß also die Namen ursprünglich hießen zum rauschenden Bach, zum klingenden Tal usw. — Ludwig Büdmann<sup>12)</sup> sucht den größten Teil der lüneburgischen Fluß- und Bachnamen zu deuten. Mit Recht weist er die Annahme keltischen, ligurischen und meist auch slawischen Ursprungs zurück und tritt für echt deutsche Herkunft ein. Er unterscheidet zwischen älteren Gewässernamen, die einstämmig und in der Regel mit den Endungen -ana oder -ara gebildet sind wie Leine (Lagina) und Aller (Alara), und die jüngeren, die mit -au (Soltau, Salzau), -bete (Beberbete, Bieberbach) oder -apa (Welpa = Walapa) zusammengesetzt sind, seltener mit -muth = Mund, Mündung. Bedeutsam erscheint der Nachweis des Zetazismus in Flußnamen der Zeit vor dem 14. Jahrhundert wie Ibiži = Ibeke, Eibenbach. Es ist anzuerkennen, daß der Verfasser auf dem schwierigen und unsicheren Gebiete mit großer Vorsicht zu Werke geht und überall die urkundlichen Formen zu Rate zieht. — Eine verdienstvolle Arbeit ist die von Georg Gerullis<sup>13)</sup> über die altpreussischen Ortsnamen. Mit regem Eifer sind hier aus handschriftlichen und gedruckten Quellen alle erreichbaren Ortsbezeichnungen zusammengetragen und alphabetisch geordnet (S. 7—211) unter Angabe der alten und der gegenwärtigen Namensformen, des Datums der Urkunden und der geographischen Lage des Ortes. Daraus werden dann S. 212—274 sprachliche Schlüsse gezogen, namentlich über die Bildungsweise der altpreussischen Ortsnamen. — Die Ortsnamen auf -wedel und -büttel neben denen auf -furt behandelt Edward Schröder<sup>14)</sup> und deutet sie als Niederschläge einer skandinavischen Einwanderung. — Hans Kuhn<sup>15)</sup> hat zweitausend Flurnamen in 41 Gemeinden des Ingolstädter Bezirks gesammelt und kulturgeschichtlich gewertet. In fünf Abschnitten spricht er über 1. Kulturgeschichte und Flurnamen, 2. den Donaulauf im Lichte der Flurnamen, 3. Flurnamen und Siedlungsgeschichte, 4. Flurnamen und Vorgeschichte, 5. Flurnamen aus Natur und Kultur. Das Ganze ist gut geordnet, die Deutung aber nicht immer einwandfrei, z. B. bei Egerten, das von arjan, erjan pflügen und garto, Garten abgeleitet wird, während es dem noch unerklärten mittelhochdeutschen egerte, Brachland entspricht, das auch in Egern am Tegernsee (urkundlich Egridun) vorliegt, aber wegen des Geschlechts (diu egerte), der Form (nicht Ergerte) und der Bedeutung (Brachland, nicht Garten) anderen Ursprungs sein muß. — Der schon öfter hier behandelte Name Katrepel wird samt dem ähnlich beginnenden Katthagen, Kattmajch, Katten-

10) J. Hennings, Wie lerne ich schnell richtig deutsch sprechen und schreiben? Berlin, Franz Schulze. 72 S.

11) Edward Schröder, Das Partizipium Präsens in Ortsnamen. Nachrichten von der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philol. histor. Klasse Heft 2. S. 243—249.

12) Ludwig Büdmann, Lüneburgische Fluß- und Bachnamen. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde I, 1, S. 35—49.

13) Georg Gerullis, Die altpreussischen Ortsnamen gesammelt und sprachlich behandelt. Leipzig, Vereinigung wissenschaftl. Verleger. 286 S.

14) Edward Schröder, Die Ortsnamen auf -furt, -wedel und -büttel. Germanisch-romanische Monatschrift, 10. Jahrg., S. 65—80.

15) Hans Kuhn, Die Flurnamen des Ingolstädter Bezirks als Geschichtsdenkmäler. Sammelblatt des histor. Vereins zu Ingolstadt, 42. Jahrg., S. 1—34.

strate u. a. von Hermann Tardel<sup>16)</sup> als Flurbezeichnung im weiteren Sinne gefaßt und an der Hand der urkundlichen Belege einerseits mit Katte, Haufen von Flachsbündeln, andererseits mit Katte, Pfahl, Bollwerk, Blochhaus (vgl. niederd. Kate) zusammengestellt. — Den Namen der Karawanken leitet v. Grienberg<sup>17)</sup> von keltisch karva, Hirsch, den des Karwendelgebirges von dem althochd. Eigennamen Kärwentil ab. — Nicht zur Besprechung vorgelegen hat das Buch von Jellinghaus, Die westfälischen Ortsnamen nach ihren Grundwörtern, 3. Aufl. Osnabrück 1923.

## 2. Fremdwörter.

In zweiter Auflage ist erschienen der dritte Band von Friedrich Seiler<sup>18)</sup>, Werke über die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts, der das Lehnwort der neueren Zeit behandelt. Darin ist zwar Gesamtinhalt und Gliederung unverändert geblieben, aber eine Menge neuen Stoffes im einzelnen hinzugekommen, und da der Verfasser auch sonst überall nachgebessert hat, so kann die vorliegende Auflage als eine wesentlich vermehrte und verbesserte bezeichnet werden. — Otto Hartig<sup>19)</sup> liefert den Nachweis, daß nicht Moscherosch, sondern Christoph Schorer aus Memmingen den „Sprachverderber“ verfaßt hat. Aus dessen 1644 erschienener 2. Auflage gibt er das Verzeichnis der 742 von Schorer verdeutschten Ausdrücke der Amts-, Gelehrten- und Umgangssprache in alphabetischer Reihenfolge (S. 47 bis 64) wie abbrevieren, abkürzen, abkopieren, abschreiben, abrogieren, abschaffen, absurd, ungereimt u. a.

## D. Sprichwörter und Redensarten.

Mit den deutschen Lehnprüchwörtern befassen sich Band V—VIII von Friedrich Seilers<sup>20)</sup> Buch über die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Damit ist das Ganze zum Abschluß gebracht. Es zeichnet sich durch große Sorgfalt, klares Urteil, tadellose Anordnung und schöne Ausstattung aus und ist die erste zusammenfassende Arbeit dieser Art für die deutsche Sprache. Band V behandelt die Quellen und die Formgebung des deutschen Lehnprüchworts, Band VI führt uns die Lehnprüchwörter vor, geordnet und geschichtlich abgeleitet, nach Gedankengruppen, Band VII enthält drei Register zu Band V und VI, je eins zu den deutschen, lateinischen und griechischen Lehnprüchwörtern; endlich Band VIII gibt eine vollständige Übersicht über die deutschen Sagwörter, d. h. die aus zwei Gliedern bestehenden Sprichwörter, von denen eins eine Handlung oder ein Erlebnis nennt, das andere aber ein dazu gesprochenes Wort, z. B. bei Luther „Besser nichts (etwas) denn nichts, sagte der Wolf, da schnappte er nach einem Schaf und kriegte eine Mücke; ferner eine Abhandlung über die deutsche Kultur im Spiegel des deutschen Sprichworts (S. 54—115) und mehrere Sach- und Wortverzeichnisse (S. 116—174).

## III. Die deutschen Mundarten.

### a) Allgemeines.

Außerordentlich anregend wirkt der Aufsatz Ferdinand Wredes<sup>21)</sup> über Inguäonisch und Westgermanisch, worin die Ansicht ausgesprochen wird, daß einstmalig

16) Hermann Tardel, Katrepel, ein Beitrag zur Ortsnamenforschung. Niederd. Zeitschrift für Volkskunde I, 1, S. 11—25.

17) v. Grienberg, Der Name der Karawanken und des Karwendelgebirges. Indogermanische Forschungen, 40. Bd., S. 135—139.

18) Friedrich Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. 3. Band, 1. Hälfte, 2. Aufl. Halle, Waisenhaus, XII. 362 S. Mf. 8.

19) Otto Hartig, Christoph Schorer von Memmingen und sein Sprachverderber. Sitzungsberichte der Bayr. Akad. d. Wissensch. München. 64 S.

20) Friedrich Seiler, Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts: V. Das deutsche Lehnprüchwort, 1. Teil. Halle, Waisenhaus. 305 S. Mf. 5. — VI. Das deutsche Lehnprüchwort, 2. Teil. Ebda, II u. 202 S. Mf. 4. — VII. Das deutsche Lehnprüchwort, 3. Teil. Ebda. 65 S. Mf. 1,10. — VIII. Das deutsche Lehnprüchwort, 4. Teil. Ebda. 176 S. Mf. 4.

21) Ferdinand Wrede, Inguäonisch und Westgermanisch. Zeitschr. f. d. Mundarten, XIX, S. 270—284, mit einer Karte und acht Pausblättern.

eine starke Einwirkung des Gotischen von der unteren Donau her über Bayern auf das Deutsche erfolgt sei. Durch sie erklärt sich nicht nur das Vorhandensein einer ganzen Reihe griechisch-gotischer Wörter auf kirchlichem Gebiete wie Kirche, Pfaffe und bayrischer Ausdrücke wie Ertag, Pfingtag, Pfeit, Dult, sondern auch der Umstand, daß sich gewisse Erscheinungen im Laut- und Wortstande des deutschen Nordwestens (des ingväonischen Sprachgebietes) und des Südwestens finden, dagegen in den dazwischen liegenden Landschaften, in die sich der gotische Keil hineingeschoben hat, fehlen. — Eine gleichfalls sehr fesselnde Abhandlung über Analogiewirkungen in der Zeit- und Hauptwortbeugung des Deutschen und seiner Mundarten bietet Eduard Hoffmann-Kraher<sup>22)</sup>, z. B. die Verwendung der Mehrzahlform Eier im Sinne einer Einzahl im Schweizerischen und Bayrischen (das Eier). Bei stärkerer Durchforschung der Mundarten ließe sich noch manches hinzufügen, so altenburgisch die Haare = das Haar, die Federkiele = der Federkiel, in die Lehne nehmen = als Lehnen nehmen (vgl. meine Syntax der Altenburger Mundart S. 3); ähnlich verhält es sich mit schriftsprachlichen Ausdrücken wie den englischen Lehnwörtern Koks (coke-s) und Rips (rib-s), die gleich Keks Pluralformen in singularischem Gebrauche zeigen. — Mit der Sprache Fr. Ludwig Jahns beschäftigt sich R. Trögel.<sup>23)</sup> Er weist nach, daß dieser mundartliche Ausdrücke nicht bloß in die Turnersprache eingeführt, sondern auch sonst in seinen Schriften in großer Zahl verwendet und überhaupt große Liebe zu den Mundarten an den Tag gelegt hat.

#### b) Oberdeutsche Mundarten.

Wilhelm Wiget<sup>24)</sup> sucht darzutun, daß der Umlaut im althochdeutschen u der oberdeutschen Mundarten nicht durch bestimmte Mittlautgruppen verhindert worden sei, sondern unabhängig von den folgenden Konsonanten herbeigeführt werde, aber nur von i, nicht von j, da j zu der Zeit, als der Umlaut erfolgte, bereits geschwunden, i aber noch vorhanden war. — In zweiter, verbesserter Auflage erschien Otto von Grenerz<sup>25)</sup> Deutsche Sprachschule für Schweizer Mittelschulen. Das Buch hat sich in der Anlage nicht verändert. Auf knapp gefaßte Einführungen in die einzelnen Abschnitte folgen zahlreiche Übungen, aus denen man ersehen kann, wie man schreiben und sprechen soll und wie man es nicht machen soll. Überall erkennt man die nachbessernde Tätigkeit des Verfassers, namentlich in der Satzlehre, wo vieles ergänzt worden ist. Neu hinzugekommen ist eine besondere Stillehre mit 61 Übungen. — Verlorene Wörter, die in einer Gegend fehlen, während sie in anderen weiterleben, behandelt S. Singer<sup>26)</sup>, z. B. Chilt, Abendzusammentunft, das außer dem Schweizerischen und Elsäsischen nur noch das Schwedische in der ursprünglichen Bedeutung Abend aufzuweisen hat. — Manfred Szadrowski<sup>27)</sup> stellt auf Grund des schweizerischen Idiotikons zahlreiche Wörter zusammen, die entweder von Haus aus oder später eine zwei- oder mehrfache Bedeutung widersprechender Art erhalten haben, z. B. grüeszen = begrüßen und zur Rede stellen, züchtigen. Es handelt sich namentlich um die Begriffe Segen und Fluch, Glück und Unglück, Nutzen und Schaden u. ä. — Mit der Gliederung der alemannischen Mundart beschäftigt sich Karl Bohnen-

22) Eduard Hoffmann-Kraher, Über einige Analogiewirkungen in der Zeit- und Hauptwortbeugung des Deutschen und seiner Mundarten. Edda., S. 149—168.

23) R. Trögel, Fr. Ludwig Jahns und die deutschen Mundarten. Edda., XVII, S. 65—74.

24) Wilhelm Wiget, Das Unterbleiben des Umlautes im althochdeutschen u. der oberdeutschen Mundarten. Edda., XIX, S. 250—269.

25) Otto von Grenerz, Deutsche Sprachschule für Schweizer Mittelschulen. Zweite vermehrte u. verbesserte Auflage. Bern, A. Franke. 304 S. Fr. 5,60.

26) Samuel Singer, Verlorene Wörter. Zeitschr. f. d. Mundarten, XIX, S. 225 bis 237.

27) Manfred Szadrowski, Gegensinn im Schweizerdeutschen. Edda., S. 11—86.

berger<sup>28)</sup> und E. Steiner.<sup>29)</sup> Otto Gröger<sup>30)</sup> vergleicht den Lautstand der deutschen Mundart des Samnauns mit dem der benachbarten Tiroler Mundarten. — Heitere Vortragsgedichte in österreichischer und in Wiener Mundart bietet Franz Unger.<sup>31)</sup>

c) Mitteldeutsche Mundarten.

Aus der Werkstatt des Rheinischen Wörterbuchs teilen Theodor Frings<sup>32)</sup> und Edda Tille<sup>32)</sup> mit, was sich aus dem bis jetzt gesammelten Sprachstoff über die Ausdrücke für Mutter Schwein, weiblicher und männlicher Hund, Zwiebel, Kriechen und wohl ergibt. — Die Lauterscheinungen der Mundart von Langenselbold im preussischen Kreise Hanau und die Dialektgrenzen der Gegend behandelt Karl Siemon.<sup>33)</sup> Er stellt fest, daß sich ein großer Teil der letzteren mit der alten Landesgrenze der ehemaligen Grafschaft Hanau deckt, die 1736 an Hessen-Nassau fiel. — Karl Jakob<sup>34)</sup> hat die in der rheinfränkischen Verbaßer Mundart (im südlichen Ungarn) häufig auftretenden Zeitwörter mit der Endung -eln gesammelt, z. B. in mumle, einhüllen. — Mit dem Siebenbürger Sachsenlande beschäftigen sich zwei Arbeiten: Richard Huß<sup>35)</sup> erörtert die Art und Zeit der Besiedelung und die Wege der Einwanderung, Andreas Scheiner<sup>36)</sup> vergleicht die Mundart des Burzenlandes mit der heimatischen Sprache Mittelfrankens. In drei Abschnitten untersucht er die Lautverhältnisse (S. 5 bis 116), die Gliederung der Sprachlandschaft (S. 117—154) und die Geschichte der siebenbürgischen Dialektforschung (S. 155—196). — Endlich Oskar Weise<sup>37)</sup> tut dar, was an oberdeutschem Sprachgut im Bereiche der Lautlehre, Formenlehre, Wortfügung und namentlich des Wortschatzes in Thüringen zu finden ist und gibt die Gründe dafür an.

d) Niederdeutsche Mundarten.

Den Übergang von den mitteldeutschen zu den niederdeutschen Mundarten bildet eine Abhandlung von Hermann Teuchert<sup>38)</sup> über die Sprache der Neumark. Denn hier wird im Süden jene, im Norden diese Mundart gesprochen. Die vortreffliche Arbeit gliedert sich in einen grammatischen, dialektgeographischen, geschichtlichen und sprachgeschichtlichen Teil. Die benachbarten Mundarten werden immer vergleichend herangezogen. Eine sorgfältig entworfene Karte fördert in vorzüglicher Weise das Verständnis. — Mit der Zeitwortbeugung des ganzen niederdeutschen Gebietes befassen sich drei Aufsätze: Hans Behrens<sup>39)</sup> behandelt im 1. Teile die mittel-niederdeutsche und im 2. die neuniederdeutsche Zeit und legt dar, wie schon im Beginn

28) Karl Bohnenberger, Die Gliederung des Hochalemannischen. Ebda., S. 87 bis 90.

29) E. Steiner, Die Gliederung des Alemannischen. Ebda., S. 238—249.

30) Otto Gröger, Die deutsche Mundart des Samnauns. Ebda., S. 103—144.

31) Franz Unger, Heitere Vortragsgedichte in österreichischer Mundart. 3. Aufl. Wien u. Leipzig. 32 S. und Heitere Vortragsgedichte in Wiener Mundart. Ebda. 30 S.

32) Theodor Frings u. Edda Tille, Aus der Werkstatt des Rheinischen Wörterbuchs. Zeitschr. f. d. Mundarten, XVIII, S. 205—216.

33) Karl Siemon, Die Mundart von Langenselbold. Marburger Doktorarbeit. 1922.

34) Karl Jakob, Die Bildung des Zeitworts in der Verbaßer rheinfränk. Mundart. Zeitschr. f. d. Mundarten, XVIII, S. 1—9.

35) Richard Huß, Die Besiedelung des Siebenbürger Sachsenlandes. Ebda., S. 258 bis 285.

36) Andreas Scheiner, Die Mundarten der Burzenländer Sachsen. Deutsche Dialektgeographie, Heft XVIII. 196 S.

37) Oskar Weise, Oberdeutsches in Thüringen. Zeitschr. f. d. Mundarten, XVII, S. 144—151.

38) Hermann Teuchert, Die Sprache der Neumark. Ebda., S. 18—52.

39) Hans Behrens, Die Bildung der starken Präterita in den niederd. Mundarten. Untersuchungen zur Geschichte des Umlauts und Ablauts. Hamburg 1922.

jener der Umlaut in die starken Mehrzahlformen der 4. und 5. Verbal Klasse (z. B. wi gēven, nēmen) eindringt, ebenso in die der 2. und 6. Klasse (z. B. flōgen, slōgen). Dabei wird festgestellt, daß im Westfälischen die alten und die jungen Formen länger als anderswo miteinander ringen. — H. Gieseler<sup>40)</sup> nimmt auf Grund eines umfangreichen, aus den Urkunden geschöpften Sprachstoffes an, daß die ē an Stelle der ā in Formen wie wi gēven, nēmen nicht aus dem Optativ in den Indikativ eingedrungen, sondern, da sie auch im Friesischen und Angelsächsischen auftreten, eine ursprüngliche Lauterscheinung Niederdeutschlands seien und daß sich die ā durch Einwirkung mittelhochdeutscher Formen erklären. — Dagegen wendet sich Agathe Lasch<sup>41)</sup> mit der Behauptung, daß in solchen Indikativen das ā von Haus aus dagewesen sei und daß die dafür eintretenden ē des Optativs erst seit der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts durchzubringen begönnen. — Die Entstehung der niederfränkischen Verkleinerungsendung -tje aus -kijn, -kin erörtert G. Kloefe.<sup>42)</sup> — Zu den acht niederfränkischen Wörtern, die W. Seelmann im Sprachgut der Provinz Brandenburg ermittelt hat, fügt Herm. Teuchert<sup>43)</sup> 11 weitere, z. B. Mire (Ameise), Padde (Frosch). — Theodor Baader<sup>44)</sup> sucht „durch Betrachtung einiger Jogglossengruppen Westfalens und ihres gegenseitigen Verhältnisses in lautchronologischer und dialektgeographischer Hinsicht eine Reihe von Problemen aufzudecken, deren Lösung auch auf außerwestfälische Verhältnisse Licht zu werfen vermag“. — W. Kuenrede<sup>45)</sup> beabsichtigt, durch genauere Untersuchung der Sprache in den Zwischenspielen und Gelegenheitsdichtungen des 17. und 18. Jahrhunderts die sprachlichen Erscheinungen der Zwischenzeit zwischen dem Mittelniederdeutschen und den neueren Mundarten aufzuhellen. — Erich Nörrenberg<sup>46)</sup> setzt den Ursprung und das Wesen der westfälischen Diminutivformen auseinander und stellt fest, welche Verkleinerungen noch jetzt in der Ma. des Kreises Hjerlohn fortleben, welche erstarrt sind und welche das Aussehen von solchen haben, ohne es zu sein. — Eine kurze, volkstümlich gehaltene, aber streng wissenschaftliche Abhandlung über die Solinger Mundart verdanken wir J. Bernhardt.<sup>47)</sup> Am eingehendsten werden darin Lautlehre und Satzfügung erörtert, aber auch Wortbiegung und Wortbildung sind berücksichtigt. — Fritz Tita<sup>48)</sup> bespricht die Eigentümlichkeiten der Ma. des Bubliger Bezirkes in Hinterpommern und hebt namentlich hervor, daß in ihr abweichend von den Nachbarkreisen die mittelniederdeutschen langen i, u und ü als Doppellaute erscheinen. — Ungemein rührig in der Erforschung der nordöstlichen Mundarten ist Walter Mikta.<sup>49—52)</sup> Von ihm haben wir vier Abhand-

40) H. Gieseler, Der Stammvokal in mittelniederd. Formen wie nēmen, gēven (wir nahmen, gaben) und in ihren neuniederd. Entwicklungen ein alter Inguāonismus. Zeitschr. f. d. Mundarten, XVII, S. 108—116.

41) Agathe Lasch, Das starke Präteritum im Mittelniederd. Korrespondenzblatt des Vereins f. niederd. Sprachforschung, Band 38, S. 18—23.

42) G. Kloefe, Die Entstehung der niederd. Diminutivendung -tje aus -kijn, -kin. Zeitschr. f. d. Mundarten, XVIII, S. 217—231. [Ebda., XVIII, S. 174—183.]

43) Hermann Teuchert, Niederfränkisches Sprachgut in der Mark Brandenburg.

44) Theodor Baader, Probleme der westfälischen Dialektgeographie. Ebda., XVIII, S. 188—204.

45) W. Kuenrede, Die Mundart in den westfälischen Zwischenspielen und Gelegenheitsdichtungen des 17. u. 18. Jahrh. Hamburg 1923.

46) Erich Nörrenberg, Das westfälische Diminutivum. Jahrb. d. Ver. f. niederd. Sprachforsch., XLIX, 1—45.

47) J. Bernhardt, Die Solinger Mundart. Zeitschr. d. Ver. f. Techn. u. Industrie in Solingen „Söhre“, 3. Jahrg., Nr. 7/8, S. 90—101.

48) Fritz Tita, Die Bubliger Mundart. Königsberger Doktorarbeit 1921. Auszug in der Zeitschr. f. d. Mundarten, XVII, S. 152—160.

49) Walter Mikta, Dialektgeographie der Danziger Mehrung. Zeitschr. f. d. Mundarten, XVII, S. 117—135. [S. 161—173.]

50) Derselbe, Sprache u. Siedelung am Südufer des Frischen Haffs. Ebda., XVIII,

51) Derselbe, Studien zum baltischen Deutsch. (Deutsche Dialektgeographie, XVII.) Marburg, Elwert. 128 S. [f. d. Mundarten, XVIII, S. 53—87.]

52) Derselbe, Hirschenhof. Zur Sprache d. deutsch. Bauern in Livland. Zeitschr.



lungen zu verzeichnen: 1. Die Dialektgeographie der Danziger Nehrung mit Verzeichnung der lautlichen Besonderheiten (z. B. au für a in geschlossener Silbe wie laut, Saß), Darlegung der geschichtlichen Grundlagen und des Verhältnisses zu den östlichen Nachbardialekten. 2. Sprache und Siedelung am Südufer des Frischen Haffs, vor allem Festlegung des Gebietes, in dem man s vor k, p, t zu i verkürzt, z. B. hitt für heiß sagt. 3. Die hochdeutsche Sprache der Balten in Livland, Kurland und Estland von 1600 bis zur Gegenwart und die nicht mehr gesprochene Ma. der deutschen Ostseeprovinzen. 4. Die Ma. der deutschen Bauern der Kolonie Hirschenhof in Livland, die als rheinfränkisch erwiesen wird und deren Träger in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts aus der Pfalz zugewandert sind. — Mit Besonderheiten im Wortschatz Ostpreußens, vor allem mit der Ordenssprache und mit altpreußischen und deutschen Wörtern beschäftigt sich eine Arbeit von Walter Ziesemer.<sup>53)</sup> Einzelne dieser Ausdrücke haben sich ziemlich weit verbreitet, z. B. tritt Margell (Mädchen) sogar in Obersachsen auf (vgl. Müller-Straureuth, Obersächs. Wörterb. II S. 208). — Wolfgang Stammeler<sup>54)</sup> bespricht die Eigentümlichkeiten der in den baltischen Ländern herrschenden Mischmundart, die man als Halbdeutsch bezeichnet, in Lautgebung, Wortbildung und Satzfügung. — Zwei kleinere Aufsätze aus dem Bereiche des baltischen Deutsch bringt Oskar Masing.<sup>55)</sup> Im ersten behandelt er Laut- und Tonverhältnisse sowie Besonderheiten des Wortschatzes und eigenartige Redensarten, im zweiten führt er eine Reihe von Bezeichnungen für Zier- und Nutzpflanzen vor. — Anhang: Von dem neuschwedischen Wörterbuch Olof Östergrens<sup>56)</sup> sind Heft 19—21 erschienen, die bis zu dem Worte Försorg reichen und ebenso trefflich sind wie die früheren.

## Literaturbericht.

### Pädagogik.

Von Walthar Hofftaetter.

#### I. Schulreform.

Die tatsächlichen Voraussetzungen für die Umgestaltung des höheren Schulwesens durch die einzelnen Länder bietet eine Denkschrift des Reichsministeriums des Innern, in der die Verhandlungen über die deutsche Oberschule und Aufbauschule, den elastischen Oberbau und die Lehrdauer der höheren Schulen sowie die Ergebnisse dieser Verhandlungen dargestellt sind.<sup>1)</sup>

Die Grundlage aller Bildung bietet die Volksschule. Von ihr spricht Kästners warmes „Wort an alle Menschen und Menschenfreunde im deutschen Volk“. In diesem Büchlein des preußischen Ministerialdirektors, der mehr Mensch als Jurist sein will, steht so viel Menschlich-Wertvolles, daß ich es allen dringend ans Herz lege. Wie er den Schulmeistern predigt, ins Leben und ins Elternhaus zu gehen, wie er den Eltern vorhält, daß sie nun wieder Verbindung mit der Schule und dem Lehrer halten müssen, das hat Bedeutung über die Volksschule hinaus.

Der preußische Minister Boelitz hat sich zweimal zu den Fragen der Schule und Schulreform geäußert. Die größere Schrift<sup>2)</sup> umfaßt das ganze Gebiet des Bil-

53) Walter Ziesemer, Beobachtungen zur Wortgeographie Ostpreußens. Ebda. XVIII, S. 150ff.

54) Wolfgang Stammeler, Das „Halbdeutsch“ der Esten. Ebda., XVII, S. 160 bis 172.

55) Oskar Masing, Baltisches Deutsch. Zeitschr. f. Deutschkunde, Jahrg. 37, S. 83 bis 89 und Unsere Arbeit am deutschbaltischen Wörterbuche. Ebda., S. 89—94.

56) Olof Östergren, Nuvensk Ordbok. Stockholm, Wahlström & Widstrand. Heft 19—21, Bd. II, S. 609—896. Je 2 Kr.

1) Die Umgestaltung des höheren Schulwesens. Leipzig, Quelle u. Meyer.

2) Kästner, Paul. Kraft und Geist unserer deutschen Volksschule. Ebenda.

3) Boelitz, Otto, Der Aufbau des preußischen Bildungswesens nach der Staatsumwälzung. Ebenda.

ungswesens von der Grundschule bis zur Hochschule. Es ist unmöglich, hier auf die Einzelheiten einzugehen. Wichtig ist, daß Boelitz den gesamten Aufbau der Schule in der Einheitschule sieht. Freilich muß er noch schmerzlich darauf verzichten, unser Schulwesen schon heute mit einem uns allen gemeinsamen starken deutschen Bildungsideal zu durchdringen, aber er meint, es sei eine Bildungsorganisation geschaffen worden, die jedem die Bildungsgüter sichert, die seiner Seele zugänglich sind, und die in stärkerem Maße als bisher Trennendes aufhebt und Gemeinsames in den Vordergrund stellt. Darüber hinaus aber will er eine nationale Bildungseinheit anstreben. Für die höhere Schule erstrebt er ein organisches System der Einheitschule mit Aufstiegsmöglichkeiten und Übergängen aller Art zu schaffen, doch an dem bisherigen Bildungsziel, der wissenschaftlichen Methode, der Dauer des Unterrichts keine Änderung eintreten zu lassen. So geht durch das ganze Buch der Geist einer auf größere Einheitlichkeit gestellten Reform, die auf ein gemeinsames deutsches Bildungsziel hinarbeitet.

Boelitz ergreift dann ein zweitesmal das Wort, um die zu beruhigen, die den Abbau des Bildungswesens befürchten.<sup>4)</sup> Hier kündigt er an, die kulturkundlichen Fächer werden stark betont werden „und an jeder Schule, dem Bildungsideal entsprechend, in besonderen Lehrplänen ausgestaltet werden“. Als ich das las, stuzte ich: wo blieb da das Streben nach einem gemeinsamen Bildungsideal. Und die nun erschienene Denkschrift des preußischen Ministeriums<sup>5)</sup> bestätigt die Befürchtungen. So sehr man über viele Einzelbemerkungen und Einzelheiten sich freut: diese Reform hat einen Bruch in sich, sie will immer wieder zweierlei vereinigen, so kommt oftmals Halbes heraus. Die deutschkundlichen Fächer, die doch entschieden berufen sind, „auf ein gemeinsames deutsches Bildungsziel hinzuarbeiten“, werden dieser Aufgabe entzogen und in den Dienst des besonderen Bildungsideals der einzelnen Schule gestellt. Und wie dies geschehen soll, das wird auch noch jeder einzelnen Schule überlassen. So wird die Deutschkunde wieder beseitigt und das Deutsch zum Spielball der „herrschenden“ Fächer. Das ist freilich etwas ganz anderes, als was man nach Boelitz erstem Buch erwarten durfte und erfordert unsern schärfsten Widerspruch.

In einem temperamentvollen Werk, in dem der Bonner Philosoph Derwogen die Erneuerung Deutschlands auf den Gebieten der Gesellschaft, der Politik, der Kirche behandelt, widmet er ein besonderes Kapitel auch der Erneuerung der Schule. Er stellt die Schule unter eine einigende, schöpferische Idee, die des Lebensdienstes. Damit hört Bildung auf, ein Vorrecht bestimmter Klassen zu sein, damit erhält jedes Gebiet der Bildung die gleiche Bedeutung, „Nebenfächer“ gibt es nicht mehr; damit muß jedem die Möglichkeit zu voller Ausbildung gegeben werden. Entsprechend der ausgesprochen fortschrittlichen Einstellung des Verfassers tritt er auch eifrig für den Bund entschiedener Schulreformer ein.<sup>6)</sup>

## II. Grundlegendes.

Georg Kerckenssteiners Werk über „Charakterbegriff und Charakterbildung“ liegt in 3. Auflage vor. Es behauptet seinen Platz als wesentlichstes Buch über diesen Gegenstand.<sup>7)</sup> In Friedrich Manns Pädagogischem Magazin beschäftigen sich eine Reihe von Verfassern mit Grundlegendem. Eucken spricht über Ethik als Grundlage des staatsbürgerlichen Lebens, wobei er darlegt, daß staatsbürgerliches Leben nur möglich sei, wenn durch ein schaffendes Geistesleben die Kluft zwischen Weltanschauung und Lebensgestaltung geschlossen wird.<sup>8)</sup> Ernst von Sallmuth handelt über die Einheit des menschlichen Wesens.<sup>9)</sup> Von Antinomien der Pädagogik spricht P. Luchtenberg<sup>10)</sup>, er

4) Boelitz, Abbau oder Aufbau unseres Bildungswesens? Ebenda. — 60 M.

5) Die Neuordnung des preußischen höheren Schulwesens. Berlin, Weidmann. 1 M.

6) Derwogen, Johannes. Deutschlands geistige Erneuerung. Leipzig, Quelle und Meyer. 3.60 M., geb. 4.60 M.

7) Leipzig, Teubner. 4.40 M., geb. 6.— M.

8) Langensalza, Beyer u. Söhne (Beyer u. Mann). — 80 M.

9) Ebenda. 3.— M.

10) Ebenda. 2.— M.

behandelt Kulturkrisis und Pädagogik, Pädagogik als Wissenschaft, Dualismus und Monismus der Methode der Pädagogik als die methodischen Antinomien und als teleologische Antinomien Pädagogik als Entbindung „von“ und Bindung „an“, Individuum und Gemeinschaft und Antinomien der Didaktik. „Den praktischen Wert der pädagogischen Wissenschaft“ legt die Eröffnungsvorlesung von Alfred Rausch dar.<sup>11)</sup>

Von der Arbeitsschule berichtet Henwang, mit richtiger Erkenntnis ihrer Grenzen: sie ist nicht das Lehrverfahren, sie ist ein Lehrverfahren<sup>12)</sup>, einen sorgfältigen Überblick über das, was man als Arbeits- und Produktionschule bezeichnet, gibt Hermann<sup>13)</sup> und damit einen wichtigen Beitrag zur Klärung.

### III. Psychologie.

Erich Stern (nicht der Hamburger!) gibt eine Jugendpsychologie. Das Buch führt sehr gut in das Gebiet ein, indem es zunächst die Richtungen und Aufgaben der Jugendpsychologie kennzeichnet und dann mit Sprangers Strukturlehre seinen eigenen Standpunkt begründet: für ihn ist Aufgabe der Kinderpsychologie, zu zeigen, wie sich die Struktur der Seele entwickelt. Diese Entwicklung verfolgt er nun in der früheren, der späteren Kindheit und beim Jugendlichen.

Nun der Meister selbst. Spranger hat nunmehr dem Jugendalter eine umfassende Arbeit gewidmet, ein großes Verdienst.<sup>14)</sup> Wir haben keinen Mangel an Arbeiten über das Kindesalter, aber über den Jugendlichen fehlte es noch sehr an solchen. Hier wird nun das ganze Gebiet erfasst und — gemeistert. Es ist eine Freude, Spranger durch all diese Kapitel zu folgen und man fragt sich, wem man dankbarer ist, dem Gelehrten, der ein ungeheures Material verarbeitet hat oder dem Meister, der es mit höchster Beherrschung darstellt. Einer Untersuchung über Aufgabe und Methode, folgt der Versuch einer psychologischen Gesamtcharakteristik des Jugendalters und dann geht es in die Einzelgebiete: Phantasielieben und Phantasieschaffen, jugendliche Erotik, Sexualleben, Zusammenhang zwischen Erotik und Sexualität, der Jugendliche und die Gesellschaft, sittliche Entwicklung, Rechtsbewußtsein, Jugendliche und Politik, und Beruf, Wissen und Weltanschauung, religiöse Entwicklung. Zusammenfassend werden dann Typen des jugendlichen Lebensgefühls herausgearbeitet, Von allen Arbeiten zur Jugendpsychologie kann dies Buch unsere größte Aufmerksamkeit beanspruchen. Keiner, der mit Jugendlichen zu tun hat, darf daran vorübergehen. Zeigt sich uns doch hier endlich ein unbedingt zuverlässiger Führer auf einem Gebiet, auf dem wir alle nur tasteten und zu unserer Qual und Beschämung immer wieder irren gingen.

Ein Teilgebiet behandelt die aufschlußreiche Schrift von Hans Hr. Busse.<sup>15)</sup> Er hat sein Material über das literarische Verständnis im katholischen Jünglingsverein einer industriearmen süddeutschen Mittelstadt als Leiter der literarischen Abteilung gesammelt. Er ergänzt es durch das Material zweier öffentlicher Bibliotheken und die Jugendbibliothek eines Leipziger sozialdemokratischen Vereins. Er sucht die typischen Unterschiede in der Entwicklung herauszuarbeiten. Wichtig ist der Vergleich mit den Interessen der Realschüler und Gymnasiasten im Verein. Das Lesemaximum liegt im 15. Jahrhundert, die Lesewut ist am stärksten zwischen 12. und 14. Es ergeben sich Entwicklungsstufen im literarischen Verständnis. Märchen und Sage wird abgelehnt, die Abenteuergeschichte bevorzugt. Das Verständnis für realistische Stoffe ist gering, die Entwicklungsgeschichte muß erst langsam erobert werden. Wichtig: die didaktische Nebeneinstellung der Jugend.

Aber „Gemüt und Gemütsbildung“ handelt Joh. Rehmte; besonders wichtig die

11) Ebenda. — 30 M.

12) Ernst Henwang, Was ist Arbeitsschule? Antwort in Lehre und Beispiel. Ebenda. 1.05 M.

13) Hermann, Albert, Arbeits- und Produktionschule. Ebenda. 4.— M.

14) Stern, Jugendpsychologie. Jedermanns Bücherei. Breslau, Hirt. 2.50 M.

15) Spranger, Eduard, Psychologie des Jugendalters. Leipzig, Quelle u. Meyer. 7.40 M., geb. 9.— M.

Auseinanderlegung über den dreifachen Sinn des Wortes „Gefühl“ in unjerm Sprachgebrauch.<sup>17)</sup> Das „Problem der Wortbedeutung in der Kindersprache“ verfolgt J. Dolch.<sup>18)</sup>

In Haases Schrift über die soziale Gesinnung ist wesentlich die Feststellung, daß das „Zusammenleben an sich“ nicht „sozialbildend“ wirke, sondern daß es besonderer Erziehung bedarf zur Überwindung der Gleichgültigkeit und Selbstsucht.<sup>19)</sup>

#### IV. Kunst und Musik.

Die Bedeutung der Kunst für die Schule entwickelt Rein und zeigt Wege auf, wie man die Jugend künstlerisch beeinflussen kann. Wichtig ist ein Plan, der für alle Klassen der Volksschule geeignete Bilder angibt, für die höhere Schule wird nur geeigneter Wandschmuck aufgezählt. Ein Anhang behandelt das Lichtbild in der Kunst-erziehung.<sup>21)</sup>

Eine recht praktische Anleitung zur Prüfung der musikalischen Begabung bietet K. Schurzmann.<sup>22)</sup> Vom Anfangsunterricht in Musik redet W. Kühn<sup>23)</sup> und gibt einen Ausblick, wie sich die Musik in den Gesamtunterricht einfügen läßt. Hinter dem irreführenden Titel von Rabichs Buch verbirgt sich eine schlichte, aber recht ansprechende Geschichte des deutschen Liedes.

## Bücherschau.

### Sammlungen.

Pommern im deutschen Liede. Von Hans Benzmann. Leipzig-Gohlis, Hermann Eichblatt. Geb. 3.60 M.

Den ersten Band einer Sammlung: „Deutsches Land im deutschen Lied“ widmet Benzmann seinem Heimatland. Er teilt in fünf Kreise: Natur- und Jahreszeiten, Lieder und Stimmungen, Visionen und Sagen — hochdeutsche und plattdeutsche Volkslieder — die plattdeutschen Dichter Pommerns — Pommerns Geschichte im deutschen Liede, Deutschlands Geschichte im pommerischen Liede — pommerische Dichter, Stil, Persönlichkeit und Weltanschauung. Diese Einteilung reißt natürlich manches auseinander, was zusammengehört, sie beweist wieder, daß es eine allgemein befriedigende Art, eine Gedichtsammlung zu ordnen, nicht gibt. Im allgemeinen aber ist sie zu begrüßen, weil sie im wesentlichen nach inneren Gesichtspunkten getroffen ist. Die Gedichte selbst überraschen durch die Fülle; nicht weniger als 64 Dichter aus den verschiedensten Zeiten kommen zu Wort, darunter auch Un-

bekanntere mit sehr wertvollen Beiträgen. Der Sammlung ist ein erfreulicher Fortgang zu wünschen.

Der Rhein. Eine Sammlung von Rhelndichtungen, herausg. von G. Müller. Bielefeld, Velhagen u. Klasing (Schulausgaben Band 198). Diese Sammlung will nur das Beste auswählen, sie ist landschaftlich gegliedert (Oberrhein von Mainz bis Köln, Niederrhein), das mittlere Kapitel aber auch geschichtlich. Für eine neue Auflage der Sammlung, die auch einzelne Prosadichtungen mit einbezieht, möchte man eine stärkere Betonung der Gegenwartsdichtung wünschen.

Von verlorenen deutschen Brüdern. Eine Auswahl von G. Gierth. Ebenda. (Band 196.) Lienhard, W. Niemeyer, Kurpiun, Klara Diebig und Charlotte Niese werden herangezogen, um Elsaß-Lothringen, Oberschlesien, die Ostmark und Nordschleswig vor uns erstehen zu lassen. Das ist ein erfreulicher Anfang, aber ich meine, da sollten noch mehr Zeugen herangezogen werden, um ein richtiges Bild des Verlustes zu geben.

16) Busse, Hans Hr., Das literarische Verständnis der werktätigen Jugend zwischen 14 und 18. Beiheft 32 der Zeitschr. f. angew. Pädagog. Leipzig, Joh. Ambr. Barth. 8.— M.

17) Langensalza, Beyer u. Söhne. —.45 M.

18) Ebenda. 1.— M.

19) Haase, Ernst, Die Grundlagen der sozialen Gesinnung in der kindlichen Spielgesellschaft. Ebenda. 1.20 M.

20) Ein anderes Schlagwort beleuchtet G. Weiß: Reichsverfassung und Arbeitsunterricht, indem er eine Art kritischen Kommentars zu Art. 148, Abs. 3 der Reichsverfassung gibt. Ebenda.

21) Rein, Wilhelm, Bildende Kunst und Schule; eine Studie zur Innenseite der Schulreform. 3. Aufl. Ebenda. 2.60 M.

22) Schurzmann, K., Wie erkenne ich die musikalische Begabung meines Kindes? Leipzig, Breitkopf u. Härtel.

23) Kühn, Walter, Schulmusik. Ebenda.

24) Rabich, Ernst, Musikgeschichtliche Prüfungsaufgaben Heft 2. Langensalza, Beyer u. Söhne. 1.20 M.

**Deutsche Balladen**, gesammelt von J. Loewenberg. Dieselbe Sammlung (Band 197). Wenn ein Dichter und Schulmann für die Schule Balladen sammelt vom Hildebrandslied bis zu Agnes Miegel, dann muß etwas Schönes herauskommen. Und doch hätte ich noch zwei Wünsche für die Zukunft: einmal, daß die Auswahl geschlossener würde, so daß man nicht ganz schweres Gut neben Dingen fände, die unsere 10-jährigen mit Begeisterung hören, zum andern, daß die Anordnung nach Dichtern aufgegeben würde, die Zusammenstellungen herbeiführt, welche für jeden Feinsinnigen mindestens „störend“ sind.

**Deutschland will leben!** Alte und neue Heroldsrufe für die Gegenwart. Herausg. und verlegt von H. G. Elwert (G. Braun), Marburg. 2.— M. Von Walther von der Vogelweide bis zu jüngsten Dichtern Trutzgedichte, aber auch Haß- und Racherufe: „Vergeltung und Rache sei dein Feldgeschrei.“

### Ausgaben.

**Dante, Die göttliche Komödie.** Übertragen von Richard Zooymann. Freiburg i. Br. Drei Bände. 7. und 8. Aufl. — Gegeneinandergestellt der italienische Wortlaut und die Übersetzung. Der Übersetzer hat sich bemüht, den deutschen Blankvers dem italienischen hendekasyllabus anzunähern, indem er eine verfehlteste Betonung anwendet und bewußt den regelmäßigen fünfseitigen Jambus vermeidet: „Nur darauf kommt es an, daß jede Verszeile fünf Hebungen aufweist, weniger auf ihre Anordnung.“ So ist alles aufs Hören berechnet nicht aufs Lesen.

**Novellenbücherei fürs deutsche Haus.** Leipzig, Quelle und Meier. Geb. je 2.— M. Drei Prachttüde liegen jetzt in dieser geschmackvoll ausgestatteten Sammlung vor: Eichendorffs Taugenichts, der Droste Judenbuche und Schöffels Juniperus. Die Dichtung allein, ohne jedes Zutat, so recht zum Schenken geeignet.

**Morgenstern, Christian, „Daß auch sie einst Sonne werde.“** Gedichte von Erde und Sonne, ausgewählt und eingeleitet von Fr. Doldinger. (Christus aller Erde. Band 2.) München, Michael-Verlag. 2.— M. Man kann jeden Versuch, Morgensterns tiefe Gedichte unserm Volk nahezubringen, nur mit aufrichtiger Freude begrüßen, steckt in ihnen doch so unendlich feines Gefühl und so tiefes Empfinden, eine so reine, geläuterte Persönlichkeit, daß wir sagen können: hier war wirklich ein Sührer am Wert.

**Ponten, Josef, Kleine Prosa.** Trier, Fr. Ling. 1.50 M. Was hier an Aufsätzen Pontens gesammelt ist, beansprucht die Aufmerksamkeit jedes Deutschlenders. Auf Einfühlungen in die griechische und ägyptische Landschaft folgen: Deutsche Landschaft, die deutsche

Landschaft und der deutsche Mensch, der Rhein, die Erdkunde und der Kriegskraftwagen. Daneben ein Selbstbildnis, eine Novelle, eine Legende, Gedichte u. a. Was uns Ponten so wert macht? Einmal schreibt er ein sehr gutes Deutsch, zum andern ist er in der Art, die Welt zu sehen, echt deutsch und zum dritten ist er in seiner Betrachtung deutscher Landschaft bewußt deutsch.

**Ponten, Josef, Der Gletscher.** Eine Geschichte aus Obermenschland. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — 60 M. Ein kleines Buch, von einer tiefen Innerlichkeit, voll von Liebe zu den Bergen und Höhenmenschen.

**Pehold, Alfred, Gedichte und Erzählungen.** Herausg. von Hans Sauer. Wien-Leipzig, Deutscher Verlag für Jugend und Volk. — Als Klassenlesestoff für österreichische Schulen gedacht ist das kleine Heftchen eine schöne Erinnerungsgabe an den früherverstorbenen Arbeiterdichter mit dem warmen Herzen. Die Gedichte sind von starkem, menschlichem wie dichterischem Wert, die Erzählungen Bilder aus der Wirklichkeit, gezeichnet von einem warmen Mitleid.

**Der getreue Edart.** Neuzeitlicher Schülerkalender für das Schuljahr 1924—1925. Mit vielen Bildern von Ubbelohde, Ludwig Richter u. a. Herausg. von Dr. Alfred Odin. Taschenformat. Zwei Ausgaben: a) für Schüler, b) für Schülerinnen. Leipzig, Jäger. 1.— M. Ein hübscher, neuzeitlich gerichteter, aufbauender Kalender.

**Reclams Universalbibliothek Nr. 6421—40, je — 30 M. Novellen und Erzählungen:** 6421. Maria Waser, Das Gespenst im Antistium. 6425. Charles de Coster, Braß der Prophet. 6429/30. J. R. Haarhaus, Blattschüsse, ziemlich wahre Jagdgeschichten. 6431. Thomas Mann, Tristan. 6435. Luise von François, Fräulein Muthchen und ihr Hausmeier. 6436—39. François, die letzte Redenburgerin (geb. 1.80 M.). Einakter: 6432. Hellmuth Unger, Liebesaffären. Erläuterungen: 6428. W. Hesse, Gerhart Hauptmann II (Hanelle, versunkene Glocke, Pippa). 6440. M. Chop, G. Puccini, Die Bohème. Außerdem 6422—24. V. Engelhardt, Die geistige Kultur Indiens und Ostasiens. 6426/7. A. E. Brehm, Hirsche und Antilopen. 64233/4. Derselbe: Nagetiere, Insektenfresser. Angesichts der Titel bedarf es keines Rühmens, die Sammlung schreitet glänzend fort. Aber ein besonderes Wort des Dankes ist doch angebracht dafür, daß die Luise von François hier eine Auferstehung feiert. Man wußte von ihr, wußte wie hoch C. F. Meyer und die Ebner-Eschenbach sie stellen, aber wie wenige kennen ihre Werke, bes. ihr Hauptwerk: Die letzte Redenburgerin; und doch ist es ein prachtvoll kräftiges Buch, psychologisch und kulturgeschichtlich reizvoll.

## Zeitschriftenchau.

Die schöne Literatur (Leipzig, Avenarius). XXV, 3. Walther Eidlitz: Christian Morgenstern. Gedanken über Literatur von Chr. Morgenstern. Brief an Chr. Morgenstern von R. M. Rilke. XXV, 4. Richard Curinger:

Theodor Ehel als Übersetzer. Albert Soergel: „Leutothea“. XXV, 5. Guido K. Brand: Josef Ponten. Rudolf Paulsen: Das enträtselte Weltgeheimnis. Jahresernte 3: Chr. Morgenstern, Gedichte. Eugen Weiß: Die Entdeckung des

Volltes der Zimmerleute. 4: Eduard Reinacher  
Todes Tanz. 5: Otto Stoessl: Sonnenmelodie.

Die Literatur. (26. Jahrg. des „Literarischen Echo“. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Heft 4: u. a. Ernst Lissauer: Zur deutschen Lyrik der Gegenwart. Emil Ermatinger: Gotthelfs „Herr Esau“. Oswald Dammann: Fr. Kluges Lebenswerk. Walter Bähr: Marie Renate Fischer. Anselma Heine: Irene Forbes-Mosse. Paul Friedrich: Historische Romane. Heft 5: u. a. Hans Frand: Vom Drama der Gegenwart. Ina Seidel: Wilhelm von Scholz als Erzähler. W. Schneider: Schriftstellersprache und Dichterwort. Josef Körner: Romantiker unter sich. Heft 6: u. a. Rudolf Unger: Moderne Strömungen. Heinz Stolz: Hermann Hesse. Wolfgang Liepe: Fichte in Briefen seiner Zeitgenossen. Heft 7: u. a. h. Lewandowski: Die Erfassung von Formeigentümlichkeiten beim lyrischen Dichtwerk. Ernst Lissauer: Zur Lyrik der Gegenwart. Hans Kofelleb: Leo Weismantel. Hans Frand: Neue Dramen. Chr. Morgenstern: Unveröffentlichte Gedichte.

Das Inselischiiff (Okt. 1924). Leipzig, Inselverlag: Goethe, Gedicht. Heinrich Sense, des Dieners Leben. Georg Munt: Die Weidenmutter. Carolus: Briefe an Schelling. Hans Carossa, Der alte Brunnen. Adalbert Strifer:

Die Karwoche im alten Wien. Johannes R. Becher: Auferstehungsode.

Der Schönhof (1924, Heft 1, Mai, Götting, Walter und Löffel: Der Herausgeber Karl Schulze (unsern Lesern bekannt) leitet das Heft ein mit einem Aufsatz: Was ist uns Weimar?

Klingsor. Siebenbürgische Zeitschrift (Klingsor-Verlag, Kronstadt). Heft 1 (April 1924). Heinrich Zillisch: Gedichte. Johann Plattner: Schatzgräber, Erzählung. Heinrich Zillisch: Johann Plattner und andere Gedichte und Aufsätze. Heft 2: Gedichte von Walter G. Hartmann, Claire Goll, Egon Hajet. Haas Würh: Des Prinzen Phantasmus Fahrt nach Italien.

Monatschrift für höhere Schulen (Berlin, Weidmann). XXIII, 1. u. 2. Heft. Max Siebourg: Kindermund und Sprachwissenschaft. The Journal of English and German Philology (Illinois, U.S.A.). XXII, 4: h. Koppelmann, Romanischer Einfluß auf das Westgermanische.

Gesamtkatalog der deutschen philosophischen Literatur (Leipzig, Felix Meiner). Hans Driesch: Die Grundlage aller Philosophie. Rappmund Schmidt: Die Lage der Philosophie in Deutschland. Max Ettliger: Die philosophische Literatur der deutschen Katholiken im letzten Jahrzehnt. Kant-Bibliographie.

## Mitteilungen.

Aus einer „Entschließung des Vertretertages des Philologenvereins der Provinz Hannover zur Neuordnung des preussischen höheren Schulwesens“.

Der Vertretertag billigt es, daß dem Phantom der allseitigen Bildung (Universalbildung) abgesagt wird. Er hegt aber erhebliche Zweifel, ob das, was bei der Neuordnung an seine Stelle gesetzt wird, das richtige ist. Es erscheint durchaus unsicher, ob das Führen der Jugend „in den Mittelpunkt des deutschen Lebens“ auf neu getrennten Wegen diejenige nationale Bildungseinheit ergibt, die für uns eine Lebensnotwendigkeit ist. Das scharfe Herausarbeiten der einzelnen Schulformen birgt die schwere Gefahr, daß ihre Sonderziele zum Selbstzweck werden und die Neuordnung die geistige Vierteilung der gebildeten Oberschicht zur Folge hat. Nichts aber wäre unheilvoller für uns an sich über Gebühr zerklüftetes nationales Leben als dies!

Der Vertretertag ist einstimmig der Meinung, daß es nicht die Aufgabe der kulturkundlichen Fächer sein darf, „sich in Stoffauswahl, in Arbeitsmethode und innerer Zielsetzung für jede Schulart anders einzustellen und sich dem eigentümlichen Bildungsgedanken dienend einzuordnen“; er ist vielmehr der Ansicht, daß diese Fächer dazu berufen sind, das einigende Band des wertvollen nationalen Bildungsgutes um alle Schulen zu schlingen, und daß sie von allen anderen Fächern, deren Spezialaufgaben nur Mittel zum Zweck sein dürfen, in dieser Aufgabe bewußt unterstützt werden müssen.

### Gesellschaft für deutsche Bildung.

Am 30. September und 1. Oktober findet in Verbindung mit dem 18. deutschen Neuphilologentage in Berlin eine Tagung der G. f. d. B. (deutscher Germanistenverband) statt. Redner die Universitätsprofessoren Peterfen, Nedel, Ministerialrat Dr. Schellberg, Oberstudiendirektor Dr. Lenschau, Sprengel u. o. Anfragen an Studienrat Dr. Brunner, Berlin-Steglitz, Stindefstraße 3.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hoffmaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

V. OF MICEL

# Zeitschrift für Deutschkunde

1924 Jahrgang 38

der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Herausgegeben von

Walther Hoffstaetter und Friedrich Panzer

### Inhalt:

	Seite
Spuren germanischer Heldensage in südfranzösischen Märchen. Von Dr. Ernst Legethoff in München . . . . .	243
Zur Würdigung Friedrich Hölderlins. Von Rektor Dr. Theodor Matthias in Plauen i. V. . . . .	254
Deitmar Heinrich Carneki. V. Oberstudiendir. Dr. Aug. Köllmann in Lennep . . . . .	265
Die Dreistrophigkeit im älteren deutschen Volksgefang. Von Hermann Gumbel in Frankfurt a. M. . . . .	280
Der Begriff des Werdens in Zeitwörtern der Bewegung. Von Studienprofessor Hans Schlappinger in Ludwigsbafen . . . . .	290
Goethe und das Erklären von Gedichten. Von Studentat Emil Zeißig in Oshag in Sa. . . . .	292
Ein Spruch Goethes. Erklärt von Dr. Albert Gemoll, weil. Realgymnasialdir. in Striegau . . . . .	296
Probleme zur Behandlung epischer Gedichte. Von Kurt Higelke in Berlin . . . . .	298
Vom deutschen Unterricht in Obertertia. Von Studentat Dr. Borst in Eichstätt . . . . .	300
Die deutsche Novelle im Unterricht: Theodor Storms „Kenate“ in der Prima. Von Studentat Dr. Karl Gratopp in Waren (Mecklenburg). . . . .	301
Die Erziehung zum Präteritum. V. Oberstud.-Dir. Dr. G. Rosenthal in Lübeck . . . . .	306
Gedanken über Pflege der bildenden Künste auf unseren höheren Schulen. I. Von Prof. Friedrich Lindemann in Biersen . . . . .	310
II. Von Studentat Dr. Walther Hoffstaetter in Dresden . . . . .	312
Grundsätzliches zur Philosophie auf der Schule. Von Dr. Christoph Schwanke in Berlin-Pankow . . . . .	312
Zeitschriftenschau . . . . .	319
Bücherschau . . . . .	321
Sprechzimmer . . . . .	322
Mitteilungen . . . . .	322

Verlag B. G. Teubner Leipzig Berlin

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

# Zeitschrift für Deutschkunde

herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer.

Der laufende Jahrgang erscheint in 6 Hefen. Preis für jedes Heft bei laufendem Bezuge freibleibend G.-M. 1.20; Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Bildung (Deutscher Germanisten-Verband) erhalten bei unmittelbarem Bezuge durch den Verlag 25% Ermäßigung. Einzelheft G.-M. 2.—. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an, gegebenenfalls auch der Verlag. Der Postbezug mußte aus technischen Gründen aufgehoben werden.

Die „Zeitschrift für Deutschkunde“ bezieht alle Zweige der Deutschkunde in ihren Kreis ein, um den Deutschlehrer für seine neue, größere Aufgabe auszurüsten: den Schüler das deutsche Wesen in seiner Gesamtheit erkennen und erfassen zu lehren. Dadurch wird die Zeitschrift zugleich eine Vorkämpferin für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichts in der neuen deutschen Schule. Im einzelnen bringt sie: 1. Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze in Form von zusammenfassenden Überblicken über größere Wissenschaftsgebiete, wodurch sie zwischen Forschung und Schulpraxis vermittelt. 2. Einzelwissenschaftliche Aufsätze aus den Kreisen der Deutschlehrer. 3. Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige (Literatur, Volkskunde, Sprachunterricht, Lektüreunterricht, Anfangsunterricht und Anfänge der Sprechlehre, Aufsatzunterricht, Vorträge und Ausspracheübungen, Philosophie, bildende Kunst, Musik, Frühgeschichte, deutsche Altertümer). 4. Literaturberichte. 5. Sprechzimmer. 6. Kleine Mitteilungen. 7. Bücherchau. 8. Zeitschriftenchau.

Die Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen und Literaturberichten 20, von kleineren Beiträgen 5 Sonderabdrücke. Anfragen, Mitteilungen und Beiträge (letzte nur nach vorheriger Anfrage) sind zu richten für die Abteilung 1: Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze und die Abteilung 2: Einzelwissenschaftliche Aufsätze an Prof. Dr. Panzer, Heidelberg, Neuenheimer Landstr. 12; für die übrigen Abteilungen an Studienrat Dr. Walther Hofstaetter, Dresden-A. 21, Elbstr. 1. Unverlangt eingesandte Arbeiten werden nur zurückgeschickt, wenn ausreichendes Rückpostgeld beigefügt ist. Besprechungstüde werden ausschließlich an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3, erbeten. Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingesandter Bücher wird nicht übernommen.

Anzeigenpreise: Die zweispaltene Millimeterzeile Goldmark —.34,  $\frac{1}{2}$  Seite Goldmark 100.—,  $\frac{1}{2}$  Seite Goldmark 55.—,  $\frac{1}{4}$  Seite Goldmark 30.—. Anzeigenannahme durch B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3.

Soeben erschien:

## VORGESCHICHTE EUROPAS

Grundzüge der alteuropäischen Kulturentwicklung

Von Dr. H. SCHMIDT

a. o. Prof. für prähistor. Archäologie an der Universität Berlin

Bd. I: Stein- und Bronzezeit. Mit 8 Tafeln. (ANuG Bd. 571.) Geb. G.-M. 1.60

Ein umfassender Überblick über die vorgeschichtliche Kulturentwicklung Europas von ihren Anfängen in der Eiszeit bis zum Eintritt der Germanen und Slawen in die Geschichte, hauptsächlich auf Grund der materiellen Kulturreste aus dieser Jahrtausendlangen Entwicklung, von denen 12 in den Gang der Darstellung mit der Beschreibung eingegliederte Tafeln ein anschauliches Bild geben. Die Darstellung führt durch die Urgeschichte (Alt- und Mittelsteinzeit) und Vorgeschichte (Jungsteinzeit und Bronzezeit) in die Frühgeschichte (Eisenzeit) und zeigt eine Entwicklung in geographisch geschlossenen Kulturkreisen, zwischen denen vielseitige Zusammenhänge und Beziehungen bestehen. Anhangsweise werden in Bd. II die wichtigsten Probleme der vorgeschichtlichen Beziehungen zwischen Europa und dem Orient und die Ergebnisse der vorgeschichtlichen Ethnographie für die Indogermanenfrage erörtert.

In Vorb. Bd. II: Eisenzeit. (ANuG Bd. 572)

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin



## Spuren germanischer Heldensage in südfranzösischen Märchen.

Von Dr. Ernst Tegethoff in München.

Eine Arbeit, die sich zur Aufgabe machte, der germanischen Heldensage ins romanische Gebiet nachzugehen, hätte die Gaiferosromanzten mit der Walthersage, den Wolfsdietrich mit der Parise la duchesse, das Edenlied mit dem chevalier au papageau zu vergleichen, das Hildebrandlied den französischen Vater-Sohn-Kämpfen gegenüberzustellen und die weiteren von P. Rajna<sup>1)</sup> und P. Heinzel<sup>2)</sup> aufgezeigten fränkischen Motive in der altfranzösischen Epik zu verfolgen, vor allem hätte sie eingehend auf die Quellenfrage der Ortnitsage hier, der Huonsage dort einzugehen. Sie würde dabei drei Haupttypen der Verwandtschaft zu unterscheiden haben: 1. es liegt eine gemeinsame Basis, bald geschichtlicher, bald märchenhafter Natur vor, aus der sich die Sagen bei den verschiedenen Völkern getrennt entwickelten (so für Hüon und Ortnit das Bärensohnmärchen), 2. es liegt Entlehnung aus dem Französischen ins Deutsche vor (die für das Spätmittelalter meistbelegte Form der Verwandtschaft) und 3. die Romanen entlehnten von den Germanen. Dieser dritte Verwandtschaftstypus ist in der nachkarolingischen Zeit der seltenste und wohl in unmittelbarem Übergang von Volk zu Volk überhaupt nicht nachweisbar. Er soll uns hier allein beschäftigen.

In Bladés Sammlung gascognischer Märchen<sup>3)</sup> findet sich ein „Pieds-d'or“ überschriebenes Stück folgenden Inhalts: a) Der Sohn einer Witwe meldet sich als Lehrling bei einem riesenhaften und sehr kunstreichen, doch sündhaften Schmied, dem ein großer Wolf bei der Arbeit hilft und der alle Lehrlinge abweist, welche nicht drei schwere Proben bestehen. Es gelingt dem Helden, diese Proben — eine Stärkeprobe (Amboß schleudern) eine Geschicklichkeitsprobe (Spinnweb aufwickeln) und eine Kühnheitsprobe (Wolf fesseln und töten) — zur Zufriedenheit des Meisters zu verrichten, und er wird als Lehrling angenommen. b) Bevor der Held in Dienst tritt, beobachtet er nachts den Schmied, wie er die Schlangenkönigin zu sich beruft und mit ihr die Ehe mit dem neuen Lehrling verabredet. Darauf begibt sich der Schmied zum Fluß, streift seine Haut ab und verwandelt sich in eine Otter. Die Haut verbirgt er; wenn er sie bis Sonnenaufgang nicht wieder anlegt, muß er Otter bleiben. Das gleiche ge-

1) Origini p. 397.

2) Ostgotische Heldensage p. 92 ff.

3) 1126, übersetzt in meinen „Franzöf. Märchen“. Jena 1923, II, S. 260, Nr. 52.

schieht in den folgenden Nächten. c) Der Held wird auf ein Schloß geschickt, um einen Hochzeitschmuck zu arbeiten. Die jüngere Schwester der Braut redet ihn an, und er erbietet sich, seiner Liebsten ein Geschmeide zu machen, welches golden glänze, solange es ihm wohl ergehe, aber rot werde, sobald er in Not gerate. Gleichzeitig würde die Jungfrau, die es trägt, Scheintod werden und mit ihm sterben oder leben. Die jüngere Schwester verlangt das Geschmeide für sich und erhält es, als es aber der Jungfrau angelegt wird, verwächst es mit ihrem Körper. Der Lehrmeister kommt hinzu, gewahrt den Schmuck und gesteht, der Lehrling übertreffe ihn nun an Kunstfertigkeit, doch bittet er ihn, noch drei Monate in seinem Dienst zu bleiben. d) Der Meister ist neidisch auf die Kunst des Lehrlings, er gibt ihm einen Schlaftrunk und bindet ihn. Er will den Jüngling zwingen, die Schlangenkönigin zu heiraten, da dieser sich weigert, sägt er ihm beide Füße ab und läßt ihn von Adlern in einen fensterlosen, oben offenen Turm tragen, in welchem er 7 Jahre verharret. e) Jeden Abend erscheint die Schlangenkönigin durch einen Mauerspalt, entwandelt sich und fordert den Helden zum Beischlaf auf. Er weigert sich hartnäckig. Als er aber alle Vorbereitungen beendet hat, willigt er scheinbar ein, während der Umarmung jedoch tötet er die Schlangenkönigin mittels einer selbstgeschmiedeten Art. e) Die Vorbereitungen bestanden aber darin, daß der Held sich mit den Werkzeugen, die ihm der Meister belassen hatte, goldene Füße und Flügel schmiedete. Nun fliegt er aus dem Turm und findet seinen Meister am Flußufer. Er wirft ihm die Teile der zerstückelten Schlangenkönigin vor, dann stiehlt er ihm seine Menschenhaut und verzehrt sie, so daß der Schmied ewig Otter bleiben muß. Nun sucht der Jüngling seine Braut auf, die, wie vorhergesagt, in Scheintod verfallen war; bei seiner Ankunft aber erwacht sie, worauf die Heirat der beiden das Märchen schließt.

Dieses Märchen erwuchs, wie u. a. v. d. Lengen<sup>1)</sup> erkannt hat, bereichert durch fremdartige Züge, aus der Sage von Wieland. Streifen wir die fremden Elemente ab: der Dienst bei einem dämonischen Schmied, welcher dem Helden Stärkproben auferlegt, stammt aus dem Siegfriedkreis, wie auch die Geschichte von Wielands Jugend in der Þiðrekssaga, doch scheint unser Märchen darüber hinaus noch näher zu Sigurd zu stehen. Der Schmied in Ottergestalt ist ein deutlicher Reflex der nordischen Sage von Hreidmars Sohn, den Loki in Ottergestalt tötet und dessen Haut die Götter mit Gold bedecken müssen: der Eingang des Nibelungenzyklus<sup>2)</sup>; sicher eine Entlehnung, da die Otter im französischen Volksglauben nur eine unbedeutende Rolle spielt<sup>3)</sup> und sonst nirgends ins Märchen gedrungen ist. Im Geschmeide, das der Held für seine Liebste schmiedet, mischen sich Motive aus dem Brudermärchen<sup>4)</sup> mit volksliedartigen Zügen, wie denn der ganze Dialog stark volksliedhaftes Gepräge trägt. Die Schlangenkönigin, deren Beziehungen zum dämonischen Schmied unklar bleiben — jedenfalls sind sie sehr eng gedacht —, entnimmt ihr aufdringliches Liebeswerben den Erlösungslagen, in welchen eine Schlan-

1) Sagenbuch II 191.

2) Snorri Skaldskaparm. 4.

3) Rolland, Faune populaire 154.

4) Bolte-Polivka I 546.

genjungfrau den Helden um drei Küsse oder sonstige Mutproben bittet.<sup>1)</sup> Daß dem Helden die Füße abgeschnitten werden und daß er sie durch goldene ersetzt, entspricht dem Märchen vom Mädchen ohne Hände<sup>2)</sup>, deren abgehauene Arme in mehreren Fassungen durch silberne ersetzt werden. Das Essen der Menschenhaut endlich entspricht dem Verbrennen der Tierhaut im Tierbräutigamsmärchen, das auch oft einen verhängnisvollen Einfluß auf den Dämon hat. Schließlich ist das Elbisch-Dämonische vom Helden selbst auf dessen Meister übergegangen in Anlehnung an Jung-Siegfried und jene Märchen, die einen Jüngling in der Obhut eines Walddämons aufwachsen lassen.<sup>3)</sup>

Nach Eliminierung dieser Fremdkörper bleibt uns folgendes Gerüst: a, b) Der Schmiedekundige Held ist in Dienst bei einem grausamen Herrn. c) Er schmiedet in Abwesenheit des Meisters ein überaus künstliches Geschmeide, erregt hierdurch dessen Neid und wird von ihm gefesselt. d) Hiermit nicht genug, lähmt der Meister dem Helden die Füße, da dieser durch seine Weigerung, eine dem Meister nahestehende Jungfrau zu heiraten, den Unwillen desselben erregt hat. e) Der Jüngling loßt, um sich zu rächen, die Jungfrau unter falscher Freundlichkeit in seine Arme und tötet sie. e) Darauf entflieht er auf selbstgefertigten Flügeln und verhöhnt den zurückbleibenden Herrn, indem er ihm die Stücke der Leiche vorwirft. Das ist ein deutlicher Nachklang der *Wielandsage*.

Wir suchen mit v. d. Lengen<sup>4)</sup> und Goltner<sup>5)</sup> den Ursprung der *Wielandsage* auf urfränkischem Boden. Hierher weisen die Namen, die Grausamkeit der ganzen Handlung, die Rolle der Frau, die Beziehungen zu dem gleichfalls auf fränkischem Gebiet am besten ausgebildeten *Maghandelboommärchen*.<sup>6)</sup> Endlich müssen Sagen von einem kunstreichen Schmied gerade in Nordfrankreich weit verbreitet gewesen sein: ist doch in dieser Gegend noch heute das Hauptverehrungsgebiet des hl. Eligius (Eloi), der sich als Schmied Meister über alle Meister nennt und auf den die Legende von der wunderbaren Heilung<sup>7)</sup> übertragen wurde. St. Eloi ist aber in dieser Schmiedfunktion nichts weiter als die christliche Substitution für einen elbischen Schmied.<sup>8)</sup> Die Grundlage der *Wielandsage* können wir weder in Mythen vom gefangenen und sich rächenden Gott<sup>9)</sup> noch mit Jiriczek in Anknüpfungen an einen prähistorischen Kulturwechsel<sup>10)</sup> sehen, wir erblicken vielmehr in den Motiven der Gefangenschaft und Rache eine speziell der germanischen Helden Sage zukommende Neuerung und suchen den Kern der Sage im erotischen Moment, das uns wieder auf das Gebiet des Märchens führt. Der Beischlaf mit elbischen Wesen — und das ist *Wieland* zweifellos — mit einer sterblichen Jung-

1) „Urscheltp“, Grimm DS. 13.      2) KHM. 31.      3) KHM. 136.  
 4) Sagenbuch II 184.      5) Germ. 33 439.  
 6) v. d. Lengen, Das Märchen<sup>2</sup>, S. 158.      7) Bolte-Polivka III 192.  
 8) Vgl. Gaidoz in Mélusine VII 78.  
 9) R. M. Meyer, Agerm. Religionsgesch. 1910, S. 164.  
 10) Deutsche Heldensagen I 3.

frau und die darauffolgende Flucht des Elben führt uns in einen Mythens- und Märchentkreis, welchen die Forschung den von der „gestörten Mahrtehe“ nennt. Diese Formel bestand, ehe sie sich mit der Formel von der „Wanderung nach dem entschwundenen Geliebten“ zum Amor- und Psychemärchen zusammenschloß, selbständig und scheint indogermanisches Erbgut gewesen zu sein; hierauf weist die indische (Pururavas), griechische (Semele) und slawische Variante (Trojan). Es ist sehr möglich, daß auch die Germanen diese Formel in ihrer Urform kannten. Daß die Ehe zwischen Wieland und Baduhild ursprünglich keine erzwungene war, zeigen die Worte: „Mich seiner erwehren, ich konnte das nicht, mich seiner erwehren, ich wollte das nicht“ (Völk. 43), auch in der Þidrekssaga (74) geschieht die Umarmung scheinbar nicht gegen den Willen der Königstochter, und hernach kommt es zu einer regelrechten Verlobung. Der Grund zur Flucht des Elben ist im indogerm. Mythos die Übertretung eines Verbots: Die Elbe hat das Tageslicht gesehen, ist in seiner wahren Gestalt gesehen worden usw. Es mag sein, daß der freilich der Schwängerung vorausgehende Raub des Flugrings, der dem Verbrennen der Tierhülle im Märchen gleichkäme, der Grund zum Entweichen des Elben gewesen ist, doch hat das Motiv der Rache im Germanischen alles überwuchert, und der eigentliche Anlaß zu Wielands Flucht ist nicht mehr erkennbar.

Sollte sich dieser fränkische Mythos durch die Jahrhunderte hindurch in das gasconische Märchen des 19. Jahrhunderts hinübergerettet haben? Das ist doch kaum denkbar, denn alle altfranzösischen Wielandsbelege deuten mit ihrer ältesten Namensform Walander<sup>1)</sup> und der Dreizahl der Brüder unwiderleglich auf normannisch-skandinavische Überlieferung. Viel näher nun als an eine fortlaufende Tradition der Wielandsage auf französischem Boden zu denken, liegt es, eine Entlehnung aus einer uns bekannten Version der Sage anzunehmen, und hierzu bietet sich am bequemsten die Þidrekssaga dar.

Die Wielandepisode der Þidrekssaga<sup>2)</sup> erzählt folgendes: a) Nach der Lehrzeit bei Mimir und den Zwergen von Kallava gelangt W. auf einem mit Glasfenstern versehenen Baumstamm zu König Nidung von Jütland und tritt in dessen Dienst (57—61). c) W. schmiedet in Abwesenheit des Amelias, des königlichen Schmiedes, ein überaus kunstvolles Messer und erregt dadurch den Neid desselben. Er tritt nun mit ihm in einen Wettbewerb, dessen Einzelheiten für uns nicht in Betracht kommen. Schließlich wird W. wegen Tötung eines Truchsessens verbannt, dringt aber als Küchendiener wieder in die Nähe des Königs (62—71). d) Nidungs Tochter wird von W. ein Liebespulver beigebracht, wodurch dieser erkrankt und vom König gelähmt wird (72). e) Nidungs Tochter bricht ihren Goldring und bittet W., ihn auszubessern. W. fordert, die Königstochter solle selbst zu ihm kommen. In der Schmiede vergewaltigt er sie. e) W. bittet seinen Bruder Egil, für ihn Federn zu sammeln, aus denen er sich Flügel verfertigt. Er entflieht und offenbart dem König seine Rache.

1) Jiriczek 123.

2) Ausg. Bertelsen, Kap. 23—45 (57—79)

Für die Quellenuntersuchung unseres Märchens ist der Punkt c) besonders wichtig, weil die Episode des Märchens im Schlosse des Marquis de Sirmarçon deutlich auf die Ameliaspisode hinweist, welche bekanntlich der Þidrekssaga allein von allen Wielandvarianten angehört, nur ist im Gasognischen der grausame Herr mit dem neidischen Kollegen zusammengefallen. Die doppelte Bestrafung der Þidrekssaga: Verbannung und Lähmung, die gleichfalls der älteren, durch die Edda und die ae. Denkmäler repräsentierten Sagenform fehlte, erhält sich im Märchen in der Bindung und Lähmung, von welchen die erstere durch den Neid des Berufsgenossen, die letztere mit der Weigerung des Helden, die seinem Herrn irgendwie nahestehende Schlangenkönigin zu heiraten, begründet ist. Der Anlaß zur Lähmung ist also hier gerade der umgekehrte wie in der Saga, doch bleibt das Grundmotiv: das Verhältnis des Helden zu einer Frau, das gleiche, während in der älteren Sage die Lähmung vollzogen wird, um dem kunst- und schätzereichen Schmied die Flucht unmöglich zu machen. In e) ist die heimliche Zusammenkunft und die Verstellung des Helden bewahrt, doch kommt zur Vergewaltigung noch die Tötung. Diese dürfte auf die Tötung der Königsöhne in der alten Sage zurückzuführen sein, wie denn auch das Zuwerfen der zerstückelten Leiche an die Verstümmelten der Knaben erinnert. Alles in allem erscheint mir eine Abhängigkeit des gasognischen Märchens von der Wielandepisode der Þidrekssaga außer Zweifel zu stehen.

Es dürfte nun nicht ohne methodisches Interesse sein, den Weg festzustellen, welchen die Wielandsage nahm, um im südfranzösischen Märchen zu enden. Wie mir scheint, ist es nicht unmöglich, denselben annähernd zu rekonstruieren. Wir sahen, daß das Märchen deutliche Erinnerungen an die Sage von der erlösten Schlangenjüngfrau aufweist. Diese in Deutschland so häufige Sage findet sich aber in ganz Frankreich nur in der Bretagne.<sup>1)</sup> Hierhin weist auch die Wunder- und Motivhäufung sowie die Neigung zu Lokalisierung und Näherrückung durch Einfügung bekannter Namen. Noch andere Übereinstimmungen zwischen gasognischen und bretonischem Volksglauben und Sagenschatz ließen sich aufweisen. So auf bretonisch-keltisches Sprachgebiet hingewiesen, werden wir, da die Normannen für die Þidrekssaga nicht mehr in Frage kommen, auf die Vermittlung keltischer Erzähler schließen dürfen. Der Durchgang nordischer Geschichten über die britischen Inseln nach Frankreich ist nichts Ungewöhnliches, noch häufiger freilich dringen umgekehrt südeuropäische und orientalische Stoffe über Frankreich und die britischen Inseln nach dem Norden.<sup>2)</sup> So wird auch die Þidrekssaga durch keltische, speziell irische Vermittlung nach der Bretagne und weiter

1) Sébillot, Traditions et superstitions de la Haute-Bretagne 1882, 1108, Folklore de France III.

2) Vgl. die Forschungen Bugges, auch der Stoff der Karlamagnus saga gelangte über England nach dem Norden (Njrop, Oldfranske Heldetigting, p. 281).

zu den Ufern der Garonne gelangt sein, und tatsächlich glauben wir in der Lage zu sein, einen Reflex der skandinavischen Saga in Irland nachzuweisen. Die in Rede stehende Sage findet sich nach der Volksüberlieferung im 19. Jahrhundert aufgezeichnet in O'Donovans „Annalen der vier Meister“. <sup>1)</sup> Sie hat diesen Inhalt:

Die Brüder Gabhaidh, Mac Cinnshaoilaidh und Mac Samhthainn, von denen der erste Schmied war, während der zweite eine Wunschkuh, Glas Gaibhnenn, besaß, erregen den Neid des Dämonen Balor, der die Kuh stiehlt. Mc. C. will sich an Balor rächen. Auf den Rat eines Druiden und einer Fee (Biróg) verkleidet er sich als Frau, und die Fee führt ihn auf den Flügeln des Sturmes über den Meeresarm, der seine Wohnung von der Insel trennt, auf der Balor herrscht. Die Fee führt ihn an den Turm, in welchem Balors Tochter Eithne schmachtet, weil Balor der Tod durch die Hand seines Enkels vorausgesagt worden ist. Mc. C. gibt sich als Flüchtling aus und wird aufgenommen; die Fee läßt darauf die 12 Wärterinnen E.s in einen Zauberschlaf versinken. Als sie wieder erwachen, sind die Fee und ihre angebliche Begleiterin verschwunden. Die Fee hatte Mc. C. auf dem gleichen Wege durch die Luft, auf dem sie gekommen waren, wieder heimgetragen. Aber Eithne wird schwanger und gebärt Drillinge. Balor läßt die Kinder ins Meer werfen, doch eines derselben wird von der Fee gerettet und Mc. C. übergeben. Gabhaidh, der Schmied, zieht den Knaben auf. Balor, seinerseits auf Rache sinnend, überfällt den Mc. C. und tötet ihn, Gabhaidh muß Kriegswaffen für ihn schmieden. Der Schmiedelehrling, Balors Enkel, vollzieht die Blutrache, indem er Balor mit glühendem Eisen das Basiliskenauge einstößt, das sich nicht öffnen konnte, ohne dem, welchen es anschaute, das Leben zu nehmen.

Diese wilde Rachesage mit dreifacher Motivhäufung macht, weit von der keltischen nebelhaften Sentimentalität entfernt, ganz den Eindruck nordischer Überlieferung, und sie spiegelt, wiewohl vielfach verwirrt und mit neuen Zutaten versehen, die grausame Erzählung von Wielands Gefangenschaft und Rache. Balor, der Gegenspieler, läßt sich bis ins 8./9. Jahrhundert hinaufverfolgen, er erscheint ebenso wie Etain = Eithne und der Schmied Goibniu = Gabhaidh in dem von seinem Herausgeber <sup>2)</sup> in das Ende des 9. Jahrhunderts angelegten Epos „Second battle of Moytura“, jedoch findet sich in dieser Erzählung keine Spur von den hier berichteten Ereignissen. Balors Kuhdiebstahl ist wohl eine der vielen klassischen Reminiscenzen der irischen Sage, er stammt aus dem Sagenkreis des Herkules. Der Name des Schmieds ist nicht überliefert, dafür tritt ein Appellativum ein: goba, wovon Goibniu = Gabhaidh abgeleitet ist, bedeutet „Schmied“. Die Königstochter im Turm ist eine in Märchen, Volkslied und Heldensage geläufige Erscheinung <sup>3)</sup>, auch ein in Frankreich verbreitetes Volkslied erzählt von „la

1) Jetzt deutsch bei Müller-Lisowskii, Irisch: Märchen, Jena 1923, S. 14, Nr. 4.

2) Whitley Stokes in Revue celtique XII 52.

3) Panzer, Hilde-Gudrun S. 213.

belle dans la tour“.<sup>1)</sup> Das Eindringen in Frauenkleidern zur umworbenen Jungfrau ist uns Deutschen aus der Hugdietrichsage geläufig, es ist wohl ein mittelgriechisches Motiv und auch dem Skandinavischen (Hagbard und Signe, Odin und Rinda) nicht fremd, aus irischer Sage ist es sonst meines Wissens nicht belegt. Nach Streichung dieser beiden, doch wohl aus germanischen Brautwerbungssagen übernommenen Motiven bleibt eine Rachesage, die sich in Kuhdiebstahl — Rache durch Schwängerung der Tochter — Rache des Vaters — Vatterache des Sohnes gliedert. Diese dem Gesetz der Dreiheit zu Liebe erfundene Häufung ist wohl nicht ursprünglich, nur einer der Brüder konnte der Held sein, während die beiden anderen nach epischem Gesetz nur dazu dienten, ihn zu unterstützen oder ihm entgegenzuspielen. Erst mit dem Eindringen der Werbungssage, die einen anderen Helden hatte, ergab sich die Verwirrung und Verdoppelung, die Mac C. zum Vollzieher der 1. Rachehandlung, Gabhaidh zum Erzieher und Anstifter zur 3. Rachehandlung machte. Da Mac C. der Hauptsache nach Träger der Werbungssage ist, so dürfte Gabhaidh als der ursprüngliche Held der Rachesage aufzufassen sein und wird von Anfang an im Dienst Balors gestanden sein, wie auch die „Second battle of Moytura“ berichtet. Der Gang der Handlung wäre dann der gewesen: Der grausame Herr raubt einem Schmied einen kostbaren Gegenstand. Dieser gelangt in einen Turm, in welchem er, Rache nehmend, die Tochter des Herrn schwängert. Darauf entflieht er durch die Luft.

Diese keltische Sage läßt Beziehungen dreifacher Art erkennen:

1. Zur Vølundarkvida: Dort bemächtigt sich Nidung des Flugrings Wielands, hier Balor der Wunschkuh des Helden; hier wie dort ist von drei Brüdern die Rede.<sup>2)</sup> Das Motiv der Lähmung ist vergessen, das der Gefangenschaft verdunkelt — die Königstochter statt des Helden ist gefangen —, aber die Schändung der Jungfrau und die Flucht nach vollbrachter Tat durch die Luft sind deutlich beibehalten. Wie im eddischen Lied die Jungfrau betäubt wird (Vølv. 29), so in der keltischen Sage die Wärterinnen. 2. Zur Þiðrekssaga: Die Biróg trägt Mac C. über einen Meeresarm wie Wate den jungen Wieland über den Grönasund zu den Zwergen (Þiðr. 58) — der Bruder des Schänders der Königstochter trägt zum Gelingen des Rachewerks bei, indem er den Sohn zur Rache aufzieht: so verhilft Egil dem Wieland zur Flucht.<sup>3)</sup> 3. Zum gastognischen Märchen: Hier wie dort findet der Beischlaf in einem Turm statt, hier wie dort flieht der Held aus einem unzugänglich gebauten Turm durch die Luft, während in allen übrigen Fassungen der Sage die Schändung in der Schmiede vor sich geht. Es ergibt

1) Mélusine VI 76.

2) Man darf daran erinnern, daß in der irischen Göttersage drei kunstreiche Brüder für die Waffenschmiede der Tuatha-Dé-Danann gelten (d'Arbois, Cycle épique, p. 218).

3) Die Beihilfe Egils wird von H. Paul (Die Þiðrs. und das Nbl. Mch. 1900, S. 320) ausdrücklich als eine Erfindung des Schreibers der Þiðrs. bezeichnet.

sich demnach folgender Verlauf: Die Wielandsage in ihrer ältesten Form (Völkv.), doch ohne die Schwanjungfrau-Einleitung, wurde von Wikingern den Iren mitgeteilt und von diesen in Verbindung mit ihrer Balor-Lugsage gebracht; nach einigen Jahrhunderten gelangte auch die Wielandepisode der Þidrekssaga nach Irland und wohl gleichzeitig mit ihr eine Werbungssage nach Muster der bei Sarg mitgeteilten von Odin und Rinda.<sup>1)</sup> Hierdurch vollzog sich eine starke Umgestaltung der alten Wifingersage: Die Königstochter saß im Turm und mußte erobert werden, und durch das Eindringen dieser Brautfahrtgeschichte wurde der Held verdoppelt und die ganze Rachesage vervielfältigt und verwirrt. Trümmer der Þidrekssaga wurden zugleich mit der Erinnerung an die Turmszene an die bretonischen Kelten weitergegeben, und diese machten ein Märchen daraus, das sie ihrerseits wieder bis zur Gaskogne weiterwandern ließen, wo es im 19. Jahrhundert einem Forscher in die Hände fiel.

Über die Amelias-Episode, die ja in unserem Märchen deutlich nachklingt und die Niedner<sup>2)</sup> und zweifelnd auch Jiriczek<sup>3)</sup> für einen der alten Bestandteile der Sage halten, seien noch einige Anmerkungen gestattet. Ich vermag nicht an das Alter dieser Episode zu glauben, sondern möchte für ihre Quellenfrage auf ein orientalisches Märchen hinweisen, das an die deutsche Seeküste und nach Schweden, nicht aber nach dem europäischen Westen gelangte, ein Märchen, das man nach seiner bekanntesten literarischen Variante das vom „fliegenden Koffer“ nennt.<sup>4)</sup> Es handelt sich hier um zwei Handwerker, von denen jeder ein Meisterstück machen soll. Der eine verfertigt einen von selbst schwimmenden Fisch, der andere ein Paar Flügel. Später erhält ein Prinz die Flügel und bringt damit in einen Turm, in welchem die schönste Prinzessin der Welt wohnt. Dieses Märchen, das durch Vermittlung von 1001 Nacht aus Indien<sup>5)</sup> eingeführt wurde, zeigt eine gewisse Ähnlichkeit mit der Þidrekssaga: den Wettbewerb zweier Handwerker, von dem der eine später auf selbstgeschmiedeten Flügeln davonfliegt und noch merkwürdiger: in demselben Märchen begegnet auch die Werbung des durch die Luft Gekommenen um die Prinzessin im Turm, wie sie uns in der keltischen Gabhidhasage aufstieß. Sollte nicht die alte Sage von der Flucht Wielands das in Nordeuropa bekannt werdende orientalische Märchen angezogen haben, um sich mit ihm zu vermengen? Die Wege der Märchenwanderung sind verschlungen und dornig, alles erklären wollen heißt gar nichts erklären, daher mag der Hinweis genügen.

Der zweite der großen germanischen Sagentreise, denen wir in Süd-

1) Ein Vergleichspunkt zwischen der Rinda- und Wielandsage konnte sich leicht ergeben, sind doch beide einander nahe verwandt, vgl. Niedner, *ZfdA.* 33 24 ff.

2) *Ebda.* 33 39.

3) *A. a. O.* 144.

4) Bolte-Polivka II 131, *Aarne* 575.

5) *Pantschatandra* 15 „Weber als Višnu“.



frankreich begegnen, ist die Siegfriedsage. Ich vermag für sie drei Belege anzuführen: 1. Die Einleitung des oben besprochenen Wielandmärchens, in welcher erzählt wird, wie der Sohn einer Witwe zu einem Schmiede kommt, dort drei Lehrlingsproben ablegen muß (a), und wie er dann den Schmied in Ottergestalt beobachtet (b). Es ist nicht schwer, festzustellen, daß diese Angaben denen der nordischen Sage von Sigurds Dienst bei Regin (a) und von Hreidmars Sohn Otr entsprechen (b). Für die Quellenfrage dieser Züge scheint nun freilich die Þidrekssaga allein nicht in Betracht zu kommen, da sie die Otterbuße nicht überliefert; von den beiden anderen möglichen Quellen: Snorri und Volsungasaga scheint mir die letztere die wahrscheinlichere, da Snorri zuerst die Ottergeschichte berichtet, dann aber erst erzählt, wie Sigurd in die Lehre zu Regin gekommen sei, während die Volsf. die Otterbuße als Bericht Regins (Kap. 14) zwischen die Erzählung von Sigurds Dienst bei Regin (Kap. 13, 15) einschachtelt, wie auch das Märchen den Antritt der Lehre der Otterverwandlung vorangehen läßt. Von den drei Märchenproben des gasognischen Helden scheint die erste — Amboß werfen — dem Durchschlagen des Amboßes, die zweite — Spinnenetz aufwickeln — dem Durchschneiden der Wollflocke zu entsprechen, die Tötung des Wolfes dürfte ein Nachhall von Sigurds Drachenkampf sein (s. u.<sup>1</sup>) Es ist bekannt, daß die Þidrekssaga in ihrem Bericht von Wielands Jugend (Kap. 57 ff.) die Jugendtaten Sigurds benutzte, nur fehlen ihr die Kraftproben — das Durchschneiden der Wollflocke fällt erst in die Zeit nach der Ameliasperiode. Es ist möglich, daß die Þidrekssaga schon bei Beginn ihres Weges nach dem Süden den Bericht von Sigurds Jugend nach der Volsungasaga erneut anzog und irgendwie auch die Kraftproben und die Otterbuße mit Wielands Jugendgeschichte verwob.

2. Ein gleichfalls von Bladé<sup>1</sup>) gesammeltes gasognisches Märchen mit dem Titel: „l'homme de toutes couleurs“. Die außerordentlich verwirrte, Wunder und Motive häufende Handlung dieses Märchens, das in der Hauptsache dem Typus „Bärensohn“ folgt, zuletzt aber das dreitägige Turnier aus dem Goldener bringt, klingt wie ein ferner Nachhall der Geschichte von Siegfrieds Jugend.

Der Held, heißt es, von seinem Vater in die Welt geschickt, befreit einen Vogel von einer Schlange und findet sie voll Goldes. Weiterwandernd gelangt er in das Land des Hungers und Durstes, begräbt einen Toten und nimmt dessen Eisenstange mit. Damit bezwingt er den „Corps-sans-âme“, der am Fuße des Gebirges wohnt und läßt sich den Weg auf den Gipfel zeigen. Unterwegs hat er einen Kampf mit einem Wolf zu bestehen, den er mittels seiner Eisenstange tötet. Er genießt darauf Fleisch und Blut des Wolfes, um sich dessen Kraft anzueignen. Von der Höhe des Gebirges überblickt er ein paradiesisches Land, das durch einen

1) A. a. O. II 48, übersetzt in meinen „Franz. Märchen“ II 273 Nr. 53.

Fluß von ihm getrennt ist. Viele Leute stehen droben, welche aus allerlei Gründen nicht durch den Fluß kommen können. Der Held gelangt, ohne sich um die warnenden Rufe zu kümmern, durch einen kühnen Sprung auf das andere Ufer. Auf diese allegorisch-gnomische Szene folgt der gewöhnliche Verlauf der Unterweltfahrt Bärensohns: ein Zwerg führt den Helden in ein unterirdisches Schloß, wo er drei Stuten und einen Adler pflegen muß. Dreimal nacheinander trägt ihn jede der drei Stuten auf die Oberwelt, wo er Sieger in einem Turnier um die Hand der Königstochter wird. Das letztmal trägt ihn der Adler hinauf, die Stuten entwandeln sich zu Königstöchtern, die der Erdmann geraubt hatte, und dieser selbst erhält seine Bestrafung.

Über die bekannten Vorgänge des Bärensohnmärchens<sup>1)</sup> hinaus enthält diese Geschichte Züge, die an den Hörterwerb und Drachenkampf Siegfrieds anklagen, besonders das Genießen von Fleisch und Blut des Wolfes erinnert an die Vorgänge bei Saffirs Tod. Einen Kampf mit einem Wolf statt mit dem Drachen fanden wir ja schon in der Einleitung des Wielandmärchens. Über die Quellenfrage läßt sich bei so unsicheren Andeutungen nichts entscheiden, die Goldschlange, wenn sie eine Erinnerung an den Drachenhort ist, kann nicht aus der Þidrekssaga stammen, da dieser die Schatzepisode fehlt. Zu erwähnen ist noch, daß auch dieses Märchen, zumal in der allegorischen Gebirgsgipfelszene, auf bretonischen Ursprung hinweist.

Daß aber die Siegfriedepisode der Þidrekssaga in Südfrankreich bekannt war, und zwar schon im 12. Jahrhundert, beweist z. B. eine Episode aus dem südfranzösischen Epos von „Daurel et Beton“, das nach L. Gautier<sup>2)</sup> zwischen Poitiers und Bordeaux, also auf dem Wege von der Bretagne zur Gasconne entstanden ist. S. Singer<sup>3)</sup> gebührt der Ruhm dieser Entdeckung. Da seine Abhandlung schwer zugänglich ist, sei es gestattet, die in Betracht kommende Stelle hier nochmals zu erzählen:

Bueve wird gemeldet, daß ein großer Eber die Ardennen verwüste. Vergebens sucht ihn seine Frau, indem sie ihn vor Gui d' Apremont warnt, zurückzuhalten. Bueve sagt, das sei eine törichte Rede. Er läßt Gui rufen und zieht auf dessen Rat mit nur vier Begleitern auf die Jagd. Auf der Jagd kommen die beiden von ihren Begleitern ab. Bueve erlegt einen Eber, Gui sticht indessen B. einen Speiß zwischen die Schultern. Bueve sucht sich vergebens zu erheben. Er hält eine längere, sehr wilde Rede: hätte er gedacht, daß Gui sein Weib begehre, so hätte er es ihm freiwillig abgetreten. Jetzt empfiehlt er ihm neben seinem Weib, das er heiraten solle, noch seinen unmündigen Sohn. Er rät dem Mörder selbst, den Ebertopf mit den Hauern auf die Wunde zu legen, dann werde man meinen, daß ihn der Eber getötet habe. Gui verweigert ihm höhnisch die Schonung des Sohnes, ja sogar die erbetene Kommunion mit Laub. Er zieht ihm

1) Dgl. Panzer, Beowulf. München 1910.

2) Les épopées françaises 1133.

3) Neujahrsblatt der literar. Gesellschaft Bern 1917, S. 97 ff. Ich verdanke diesen Hinweis Herrn Prof. v. d. Leyen.

den Spieß aus der Wunde und Bueve stirbt. Aber den Rat mit dem Eberkopf befolgt der Mörder, freilich ohne die Witwe von der Wahrheit seiner Aussage überzeugen zu können.

Dieser Auftritt entspricht genau dem Bericht von Siegfrieds Ermordung in der Þidrekssaga (342 ff.), mit welcher er auch über das Nibelungenlied hinaus den Zug gemeinsam hat, daß gesagt wird, ein Eber habe Siegfried getötet, während es im Nibelungenlied heißt, Räuber hätten ihn erschlagen. Singer will mit dieser Feststellung erweisen, daß unser südfranzösisches Epos in unmittelbaren Beziehungen zu einem älteren deutschen Nibelungenlied stehe, welches zugleich als Quelle des erhaltenen Nibelungenliedes und der Þidrekssaga gedient habe und das im 12. Jahrhundert unter Einfluß des modischen französischen Romans entstanden sei. Ich möchte dieser Hypothese die im vorigen Abschnitt über die Wanderungen der Wielandepisode der Þidrekssaga gewonnenen Erkenntnisse gegenüberstellen und nach Analogie des für die Wielandsage Erwiesenen annehmen, daß auch Teile der Nibelungenepisode der Þidrekssaga über die britischen Inseln nach der Bretagne und weiter nach Poitou und der Gasconne wanderten. Daß die Siegfriedsage den Iren bekannt war, ist meines Wissens zuerst von Zimmer erwiesen worden<sup>1)</sup>, und zwar kannten sie dieselbe in einer Form, die auf die Þidrekssaga als Quelle hinweist. Ich glaube, daß in diesem Falle doch der Gedanke näher liegt, die Südfranzosen hätten ihre Kenntnis germanischer Sagenzüge von den Nordleuten durch irische Vermittlung bezogen, als daß unmittelbare Beziehungen zu einem deutschen Nibelungenepos bestanden hätten. Als terminus ante quem für die Übernahme wäre die Entstehungszeit des „Daurel et Beton“ anzusetzen.

Ich hoffe, durch meine Ausführungen die Peripherie des Kreises, in welchem die germanische Heldensage sich ausdehnte, wesentlich erweitert zu haben. Auch Stämme, die durch Rasse und Kultur von den Germanen so weit als möglich verschieden waren, konnten sich dem grandiosen Zauber dieser gewaltigen Dichtungen nicht entziehen und haben sie sich in ihrer Weise angeeignet und verständlich gemacht. Hier ist der Gedanke der Brüder Grimm zur Tatsache geworden, daß letzte Trümmer der Heldensage im Märchen fortleben, freilich durch Vermittlung der Literatur. Der Kreislauf ist vollendet: aus dem Märchen entstanden, kehrt die Heldensage zurück zum Märchen.

1) ZfdA. 32:289, vgl. auch Eichtenberger, Le poème et la légende de Nbl. Paris 1889, p. 432.

## Zur Würdigung Friedrich Hölderlins.

Aus einer Ansprache an die Reiflinge des Realgymnasiums Plauen.

Don Rektor Dr. Theodor Matthias in Plauen i. V.

So schleicht sich eine stille Wehmut in diese Abschiedsstunde, und nach meiner Art, nie und am wenigsten bei solcher Gelegenheit Moral zu pauken, die doch nur gelebt werden kann, sondern in solcher Stunde den Abgehenden einen unserer Geisteshelden näher zu rücken, hat mir denn diesmal keiner geeigneter erscheinen wollen als unser größter Elegiker und Odenmacher, er, der ganz Sehnsucht war und in den seiner Sehnsucht entstiegernen Bildern doch nur eines suchte, eine schönere, freiere Zukunft für Vaterland und Menschheit: Friedrich Hölderlin.

Das Leben des 1770 zu Laufen geborenen, 1843 geistesumnachtet zu Tübingen gestorbenen genialen Württembergers, solange es ein Wirken war, d. h. zwischen der Zeit auf dem Maulbronner theologischen Seminar und Tübinger Stift, wo er sich in Freundschaft und Geistesverwandtschaft mit Hegel und Schelling berührte, und den reichlich vier Jahrzehnten, da er in meist gutmütigem Schwach- und Irrsinn dahindämmerte, ist leicht erzählt. 1793 wurde er durch die Vermittlung Schillers, der ihn „seinen liebsten Schwaben“ nannte, Hauslehrer beim Freiherrn von Kalb auf Waltershausen, trat dann in einem Jenaer Studienjahr 1794/95 auch unter den Einfluß Fichtes, war 1796—98 bei dem Frankfurter Bankherrn Gontard, mit dessen geistesverwandter Frau, der Diotima und Urania seiner Dichtungen, ihn wechselseitige liebende Verehrung verband, und kurze Zeit auch in der Nähe von Konstanz und bei dem Hamburger Konsul in Bordeaux wieder Hauslehrer, und wenn ihn dazwischen sein Freund und Verehrer Sinclair nach dem Abbruch der Beziehungen zum Hause Gontard auf den Rastatter Friedenskongreß und wieder 1802 auf den Regensburger mitnahm, so bekam er dort selbst ebenso den Pulsschlag der großen Zeitgeschichte, unter dem die Franzosen wie heute deutsches Land besetzten und zerschlugen, zu fühlen und durfte in anregendem internationalem Kreise geben und nehmen, wie er hier in deutsche Ohnmacht und Zerrissenheit tiefere Einblicke tat.

Zahlreiche Oden und Elegien und zwei so genialisch gewaltige wie tiefinnerliche Dichtungen großen Stiles, ein Roman und ein nicht vollendetes Drama, sind die bedeutendsten Schöpfungen seiner Frühzeit bis 1795 und der kurzen Blüte seiner Vollendung.

Schon in seinen ersten, sich ganz in den Gleisen Schillerschen Denkens und Gestaltens bewegenden Oden dürstet er nach „Männervollkommenheit“ und Helden zu singen, nach dem Lorbeer des Dichters und dadurch „seinem Vaterlande etwas zu werden“, zu dessen „deutscher Herzlichkeit er die Helden der Vergangenheit heraufbeschwören“ möchte. Und man darf an der Echtheit seines vaterländischen Empfindens nicht etwa deshalb zweifeln, weil er, der in seiner glanzvollen Seelenglut aus dem von Windelmann und Lessing bestellten Boden, von der Klassik in die Romantik hinüberwuchs, seine Verse von Bacchos und Herakles, von Apoll und Zeus, von Tempe und Delos widerhallen läßt; unter dem polizeilichen Druck deutscher Kleinstaaterie trugen ja deutsche Künstler noch lange ihr freiheitlicher schlagendes Herz im klassischen Gewande versteckt! Unter der trügeri-

schon Fernwirkung der sogenannten „großen französischen Revolution“ sang gleich seinem Meister Schiller auch Hölderlin „Hymnen an die Freiheit“ und „An die Menschheit“ von „dem freien, kommenden Jahrhundert“,

wo „die Tyrannenknechte Moder sind  
Und im Heldenbunde meiner Brüder  
Deutsches Blut und deutsche Liebe glüht“ —  
wo „auf Gräbern ein Elysium zu stiften  
Zu Göttlichem ringt neue Kraft empor“ —  
wo „die Begeisterung des Jünglings,  
Sein höchster Stolz und seine wärmste Liebe,  
Sein Tod, sein Himmel ist das Vaterland“ —  
wo „die Himmel kündigen des Staubes Ehre  
Und zur Vollendung geht die Menschheit ein.“

wo „unentweiht von selbsterwählten Götzen,  
Unverbrüchlich ihrem Bunde treu,  
Treu der Liebe heiligen Gesezen  
Lebt die Welt ihr Leben frei“ —  
wo „der Genius der Kühnheit  
Sichert stets der Wahrheit Majestät,  
Bis aus der Zeit geheimnisvoller Wiege  
Des Himmels Kind, der ew'ge Friede geht.“

Aber dieses leere Schwärmen nimmt ein Ende. Als Jüngling sang er dem Abschlußworte „die das Verhängnis küssen, sind die Weisen“, die Verse nach:

Der Not ist jede Lust entsprossen, Und unter Schmerzen nur gedeiht	Das Liebste, was mein Herz genossen, Der holde Reiz der Menschlichkeit . . .
Doch Klagen lehrt die Not verachten.	

Der werdende Mann, der von bloßer Bücherweisheit und „Klugschulmeisternden Ratgebern“ nichts mehr wissen will, sondern „sich ins grüne Feld des Lebens sehnt“, entdeckt zu der Bücherweisheit, die ihn für Hellas' Schönheit schwärmen ließ, noch eine zweite, frischere Quelle, an der er seine Sehnsucht nach Schönheit und Harmonie stillen kann: die Natur. Und nun singt er lebenswahr und so wohlklingend im Rhythmus wie echt und warm in der Stimmung von Morgen und Abend, von Nacht und Tag, von den Jahrzehnten, von der Sonne Glanz und der Wolken dunkeln Schleier:

Holde Dämmerung!  
So schön ist's, wenn die gütige Natur  
Ins Leben lockt ihr Kind. Es singen nur  
Den Schlummersang am Abend unsre Mütter,  
Sie brauchen nie das Morgenlied zu singen.  
Dies singt die andre Mutter uns, die gute,  
Die wunderbare, die uns Lebenslust  
In unsern Busen atmet, uns mit süßen  
Verheißungen erweckt.

Immer wieder huldigt er voll inniger Dankbarkeit und Daseinsfreude des Weltgeistes zartester Auswirkung, dem „Vater Äther“,

„Der ihm den heiligen Oden schon goß in den keimenden Busen, noch ehe die Mutter  
In die Arme ihn faßt' und ihre Brüste ihn tränkten“,

wie einem Himmlischen, aus dessen Garten, wie seine Tochter, die fördernde Hoffnung, allen Wesen Wachstum, Freude und alles Gute herabkommt.

Auch der in seinen Jugendoden nur rhetorische und blasse Begriff Vaterland gewinnt aus dem Miterleben seiner Nöte und aus erwanderter Kenntnis des ganzen schönen deutschen Westens und Südwestens vollen Gehalt; innige Heimat- und Vaterlandsliebe schlagen in lodrender Glut zusammen. Rhein, Main und Neckar, Lindau mit dem Bodensee und der Kette der Alpen, der Taunus, Heidelberg und die Weingelände der Heimat begeistern ihn zu stimmungsvollen Ge-

fängen, und eine ganze Reihe von Liedern trägt die Überschrift „Heimat“ oder „Heimkehr“, in keinem aber findet das Ineinanderweben von Heimat- und Vaterlandsgefühl innigeren Ausdruck als in der „Rückkehr in die Heimat“.

1. Ihr milden Lüfte, Boten Italiens!  
Und du mit deinen Pappeln, geliebter  
Strom!

Ihr wogenden Gebirg'! o all ihr  
Sonnigen Gipfel! so seid ihr's wieder?

2. Du stiller Ort! In Träumen ersiehst  
du fern  
Nach hoffnungslosem Tage dem Sehnenenden,  
Und du, mein Haus, und ihr, Gespielen,  
Bäume des Hügels, ihr wohlbekannten!

3. O wie lang ist's, o wie lange! Des  
Kindes Ruh

Ist hin, und hin ist Jugend und Lieb und  
Glück,

Doch du, mein Vaterland, du heilig  
Dulndendes! siehe, du bist geliebet.

4. Und darum, daß sie dulden mit dir,  
mit dir

Sich freuen, erziehst du, teures, die Deinen  
auch.

Bitter spottet er jetzt über seine Deutschen, daß sie tatenarm sind in ihrem Gedankenreichtum zu einer Zeit, wo es

Zu wild, zu bang ist ringsum und es  
Trümmert und wankt, wohin man blicke.

In der Beichte in Briefen an eine Freundin: „Emilie vor ihrem Brauttag“, wohl dem tiefinnerlichsten Idyll derart in unserem ganzen Schrifttum, stellt Hölderlin neben die Brieffschreiberin Emilie einen Bruder, der einst der Schwester von den Alten, den Höheren mitbegeistert erzählt, „wie in Freude sie und Freiheit aufstrebten, seine Meister“. Der Dichter läßt ihn dann — eine Erinnerung an die vielgefeierten Versuche der Korfen — erst (unter Pasqual Paoli) gegen Genua, dann gegen Frankreich ihre Freiheit zu verteidigen, „Großem entgegengehen“, der Teilnahme an diesem Kampfe, und Emilie berichtet von den Abschiedsabend:

Voll Andacht trat  
Er vor den alten Vater: „Kann ich Glück  
Von dir empfangen“, sprach er, heil'ger Mann!  
So wünsche lieber mir das Größte als  
Ein anders! „und betroffen schien der Vater.  
„Wenn's sein soll, wünsch' ich dir's“, antwortet er.

Begeistert hat der Bruder von den Kämpfen geschrieben:

Wir tun, was sich gebührt  
Und führen wohl das edle Werk hinaus;

Und hat gehofft, wenn Korsika befreit sei, würde Vater und Schwester noch dem heimatischen Boden Lebwohl sagen:

Dem trauernden . . . ja kommt und lebt mit uns. —  
Wie wird's dem alten Vater  
Gefallen, bei den Lebenden noch einmal  
Zum Jüngling aufzuleben und zu ruhen  
In unentweihter Erde.

Am Tag, nachdem er diese durch einen Hinweis auf Horazens 16. Epode unterstützte Aufforderung in die Heimat gesandt, ist jenes „Größte“ eingetreten: der junge Held ist gefallen.

Der Vater, erzählt sie, schwieg im Leide tagelang  
Und es war wie in der Schattenwelt im Hause,  
Der stille Vater und das stumme Kind.

Endlich ist der Vater mit der Tochter gereist in des Maines heitre Gegend und  
ins Land

Des Varustals; dort bei den dunkeln Schatten  
Der wilden, heil'gen Berge lebten wir  
Die Sommertage durch und sprachen gern  
Von Helden, die daselbst gewohnt, und Göttern.

Beim Abschied aus der Gegend der Varusschlacht hat der Vater wehmütig gerufen:

Wo seid ihr, meine Toten, all? Es lebt  
Der Menschengenius, der Sprache Gott,  
Der alte Braga, noch und Herta grünt  
Noch immer ihren Kindern, und Walkalla  
Blaut über uns, der heimatliche Himmel;  
Doch euch, ihr Heldenbilder, find ich nicht.

Aber ein solches Heldenbild hat neben ihnen im Gebüsch gefessen, ein Jüngling, in dem Emilie den Bruder wiederzuerkennen meinte. Sie hat auch den ernstesten Seelenvollen so wenig vergessen können, wie dieser sie, so daß er brieflich um sie warb und vom Vater, gleich edler Gesinnung befunden, ihr am Tage nach dieser Lebensbeichte verlobt werden soll und sie dann gemeinsam dienen dem trotz des Opfertodes seiner Verehrer doch selbst unsterblichen Genius Deutschlands. Jetzt möchte der Dichter selbst

Fallen am Opferhügel  
Fürs Vaterland, zu bluten des Herzens Blut  
Fürs Vaterland.

Siegesboten kommen herab. Die Schlacht ist unser —

Lebe du, Vaterland  
Und zähle nicht die Toten! Dir ist,  
Liebes! nicht einer zu viel gefallen.

Auch als Deutschland während Hölderlins gesunder Jahre den ersehnten Sieg nicht gewann, hielt dieser an seinem Glauben an Deutschlands Größe fest. Im „Gesang des Deutschen“ ruft er es an:

O heilig Herz der Völker, o Vaterland!  
Alldulnd gleich der schweigenden Mutter Erd',  
Und allverkannt, wenn schon aus deiner  
Tiefe die Fremden ihr Höchstes holen.

Sie ernten den Gedanken, den Geist von dir,  
Sie pflücken gern die Traube, doch höhnen sie  
Dich, ungestalte Rebe, daß du  
Schwankend den Boden und wild umirrest.

Du Land des hohen, ernsteren Genius!  
Du Land der Liebe! Bin ich der Deine schon,  
Oft zürnt' ich weinend, daß du immer  
Blöde die eigene Seele leugnest.

Auch in den schwungvollen „Germanien“ überschriebenen Gesichten, darin er die Entwicklung der Völker und ihrer Kultur von Indien und Griechenland

her überschaut, ist Deutschland der Höhepunkt der Entwicklung und seine Größe in aller äußeren Bedrohung in Worte gefaßt, die wie eine Prophetie auf unsere Tage mit dem Grauen der einen und Hoffen der anderen klingen:

Die Priesterin, die stillste Tochter Gottes,  
 Sie, die zu gern in tiefer Einsalt schweigt,  
 Sie suchet [der Götterbote], die offenen Auges schaute,  
 Als wüßte sie es nicht, jüngst da ein Sturm  
 Tod drohend über ihrem Haupt ertönte.

Doch er, sie schnell erkennend,  
 Denkt lächelnd so: „Dich, Unzerbrechliche, muß  
 Ein ander Wort ergreifen“, und ruft es laut  
 Der Jugendlichen, nach Germanien schauend:  
 „Du bist es, auserwählt  
 Allliebend und ein schweres Glück  
 Bist du zu tragen stark geworden“.

Bedeutungsvoll redet der Dichter im „Gesang des Deutschen“ das Vaterland an:

Gegrüßt in deinem Adel, mein Vaterland,  
 Mit neuem Namen, reife Frucht der Zeit,  
 Du letzte und du erste aller  
 Musen, Urania, sei gegrüßt mir!

Und wenn er diesem Vaterland am Schluß ein Delos, ein Olympia wünscht, „wo sich alle Volksgenossen finden zum höchsten Fest“, so sieht er in einer oratorienartigen Geschichtspantomagorie „diese neue Tochter der heiligen Erde dereinst die Mutter werden, die aus Vergangenen-Göttlichem erfreulich Zukünftiges schafft“, und an ihren Feiertagen, wo sie die Priesterin ist und wehrlos, gibt Germania doch „Rat den Königen rings und Völkern“.

Diese wichtigsten Klänge und Empfindungen aus Hölderlins begeisterungsvollen Liedern mußten hier wiederklingen, weil er die Überzeugung seines Jugendfreundes Hegel teilte, „daß man über Göttliches nur in der Begeisterung sprechen kann“, und selbst ganz im Gefühl lebend, anders als „unter dem Himmel der Begeisterung“ nichts Großes möglich fand, und weil wir nur mit diesem Schlüssel der unmittelbaren Zeugnisse seiner Lyrik das volle Verständnis seiner großen Rollendichtungen, zumal seines Romans, „Hyperion<sup>1)</sup> oder der Eremit in Griechenland“ (1797. 1799) zu erschließen vermögen.

Der Roman ist eine Folge von Briefen an einen Freund Bellarmin, in denen Hölderlin auf dem Hintergrunde die Erhebung Griechenlands gegen das türkische Joch und die Seeschlacht von Tschesma i. J. 1770 unter der Maske des Griechen Hyperion psychologisch seine eigene Entwicklung vom jugendlichen Schwärmer zum Menschen der Tat und Wirklichkeit, und schließlich zum Geistesführer, was meist verkannt wird, des eignen deutschen Vaterlandes darstellt.

Sein Lehrer Adamas hat ihm an der Heroenwelt Altgriechenlands und vor den Trümmern seiner Kunst das Evangelium der Schönheit, die Harmonie von Natur und Kultur erschlossen und ihn für seinen reinen Idealismus gewonnen, so

1) Dieser Name hat bei H. nach dem Zeugnis seiner Oden den Ton auf der 2. Silbe, wie Diotima auf der 3.!



daß er mit dem Meister sagt: „In uns ist alles“, und sich bald dessen Voraussage bestätigen sieht, er werde einsam sein unter den Menschen. In dem volkreichen Smyrna, wo er nach des Vaters Winte Größeres erleben sollte als in der heimatlichen Enge von Tina, dünkt ihn dann die geschäftige Wirklichkeit wie eitel Narren- und Possenspiel, bis ihn ein Abenteuer im nahen Gebirge in die Arme des „lieben Rüstigen“ mit Namen Alabanda führt, dessen ragende, nervige Gestalt „mit dem glühenden, verbrannten Römerkopfe ihn seit der ersten zufälligen Begegnung unwillkürlich immer wieder angezogen hat. Der durch ein hartes Leben in der Fremde und an der stolzen Größe Roms Gestählte öffnet dem Schwärmer für Schönheit und Wahrheit erst die Augen für die erbärmliche Wirklichkeit der von den Türken getnechteten Griechen seiner Zeit. „O nehmt doch eure Söhne aus der Wiege und werft sie in den Strom, um wenigstens von unserer Schande sie zu retten. Großtaten, wenn sie nicht ein edel Volk vernimmt, sind nicht mehr als ein gewaltiger Schlag vor eine dumpfe Stirne . . . Glückselig sein heißt schläfrig sein im Munde der Knechte. Glückselig sein, mir ist es, als hätte ich Brei und laues Wasser auf der Zunge . . . Von ihren Taten nähren die Söhne der Sonne sich; sie leben vom Sieg; mit eigenem Geist ermuntern sie sich, und die Kraft ist ihre Freude“, so tönt es von den Lippen des Bewunderers Roms, dem der Dichter Sichteschen Geist eingehaucht hat. Federleicht fühlt sich Hyperion hinübergerissen in des Rüstigen andere Welt, auf den Boden männlichen Tatenschlusses und will mit ihm der Retter des Vaterlandes werden oder — untergehn. Aber da seiner Sehnsucht nach einem auf das Gefühl des Göttlichen im Menschen, die Liebe, gegründeten Kulturstaate Alabanda und die anderen Mitglieder seines Geheimbundes das freudlose Bild eines kalten, meist nicht einmal zu sätzungsgemäßer Pflichterfüllung führenden Staates entgegensetzen und nach mancher bitteren Auseinandersetzung Alabanda gar von ihm geht, ist ihm anfangs das Herz wie gebrochen, und mit dem „kolossalischen Phantom“, der Retter des Vaterlandes zu werden, läuft er Gefahr, auch seinen Geist glauben zu verlieren und ergriffen zu werden von dem Nichts, das über uns waltet, und von der Einsicht, daß wir geboren sind für nichts, daß wir lieben ein Nichts, glauben ans Nichts, uns abarbeiten für nichts, um mählich überzugehen ins Nichts“. Doch schließlich sagt er sich, „es ist besser zur Biene zu werden und sein Haus zu bauen in Unschuld als zu herrschen mit den Herren der Welt und als Völker zu meistern und an dem unreinen Stoffe sich die Hände zu beflecken“. Der Frühling läßt ihn wie vom Krankenbett sich erheben, und es ist ihm, als könnte es wieder mit ihm werden wie sonst, ja besser. Statt im Wissensdünkel über die Menschen sich zu erheben, sieht er sie an, als sollte er wirken und sich freuen unter ihnen, und schließt sich herzlich ihnen an. Auf der Insel Kalauria im Saronischen Meerbusen, wo Demosthenes heiter für die Freiheit starb, führt er im Umgang mit der heiligen, mütterlichen Natur ein Leben, wie es so innig und gefühlvoll kaum je beschrieben ward, und als bald auch das Erlebnis einer hohen Liebe über ihn kommt mit einem schlichten, tiefen Mädchen Drotima, kehrt in den zerrissenen Busen der Friede ein. „Sie sind wie eine Blume, und nur ihre Seelen lieben einander, wie die Blume, wenn sie liebt und ihre zarten Freuden im verschlossenen Kelche birgt.“ Ja, das Naturkind versteht und teilt sein Schwärmen für die

natureinige Kultur von Hellas, sein Ideal von Freiheit, Schönheit und Wahrheit, und wird ihm geradezu zur Muse eines solchen Freistaates der Zukunft. Beim Besuche der Ruinen Athens, wo ihr seine Beredsamkeit das Idealbild der alten Ilyssosstadt wie vor Augen zaubert, weist sie ihm aus der Dürftigkeit der im Glück, im eigenen Herzen befangen bleibenden Liebe, wenn anders er seiner Anlage würdig bleiben wolle, den Weg dazu, aus dem Ideal niederzusteigen in das Land der Sterblichen, ihnen zu geben, was er in sich trägt: „Ich bitte dich, geh noch einmal nach Athen hinein und sieh die Menschen auch an, die dort einher gehen unter den Trümmern, die rohen Albaner und die andern guten, kindischen Griechen, die mit einem lustigen Tanze und einem heiligen Märchen sich trösten über die schmähsliche Gewalt, die über ihnen lastet.“ Nach Italien, nach Deutschland, Frankreich soll er gehen, überall die besten Gaben der Bildung zu sammeln und dann ein Erzieher seines Volkes zu werden. Als einer, der sich bewußt ist, ein Mensch im vollen Sinne des Wortes zu sein, hofft er auch allein Hunderte von solchen aufzuwiegen, die nur Teile von Menschen sind. Überdies meldet gleichzeitig Alabanda, daß Rußland der Pforte den Krieg erklärt hat und die Freiheit der Griechen gewährleistet, wenn sie die Türken nach Asien vertreiben helfen. Diotima erschrickt, als damit statt zu innerer Veredelung ein Weg zu äußerer Befreiung, das Mittel des männermordenden Krieges gewiesen wird; aber weil „wieder ins Leben unter Taten die Seele ihn treibt“, läßt sie ihn ziehn, bereit, auch das Unabänderliche zu tragen.

Bald berichtet Hyperion aus dem Peloponnes von seiner und Alabandas gemeinsamer Freude an der Einübung der Bergvölker für den geregelten Kampf, und schon sieht er am Ende eines solchen guten, lebenweckenden Krieges „die Vaterlandserde, die halbnaakt, wie eine Bettlerin, mit den Lappen der alten Herrlichkeit unbekleidet ist“, wieder frei, und aus dem neuen Freistaate, „wo alles für jeden und jeder für alle ist“, ein einiges Volk zu den vaterländischen Festen ziehn. Aber bald muß er den Griechenhelm, den er statt des türkischen Kopfbundes aufgesetzt, wieder von sich werfen: der erste kleine Erfolg läßt die eingewöhnten Scharen sengend, plündernd und mordend alle Zucht vergessen und eine Beute der türkischen Verteidiger werden. Verzweifelt schreibt er an Diotima, die den Ausgang geahnt, daß er nicht mehr vor sie treten könne und Alabandas Vorschlag angenommen habe, mit ihm auf der russischen Flotte Dienst zu nehmen, nur wenigstens ehrenvoll zu sterben. Aber er wird, wenn auch schwer verwundet, von seinem Schiffe gebracht, ehe es in die Luft fliegt, und als er wieder zu Bewußtsein kommt, steht Alabanda vor ihm, der sich zum dritten Mal aus seinem Himmel und „in die tiefste Tiefe seiner Leiden“ geschleudert fühlt. Der Genesende will von den Mitteln, mit denen ihn beim Auszuge der Vater versehen, sich mit dem Freunde und der Geliebten am Busen der Natur ein Stillglück gründen in einem Tale der Pyrenäen oder der Alpen, aber Alabanda nimmt Abschied. Weil er durch seine Freundschaft mit dem schwärmerischen Idealisten das Gelübde unbedingten Gehorsams gegen seinen „Orden der Nemesis“ (der Rache) gebrochen und dessen Grundsatz kalten, pflichtgemäßen Handelns verletzt hat, ist er des Blutgerichtes gewärtig, und indem er sich, weil „in der Welt alles tot ist, wo die Freiheit fehlt“, freiwillig und in voller Ruhe des Gemütes stellt, lehrt er

Hyperion „den freien Lauf der Welt neidlos und männlich verstehen“. Auch Diotima ist über irdisches Glück hinausgewachsen. Seit ihr Hyperion seine Verzweiflung meldete, hat nach ihrem letzten Briefe auch sie sich dahinschwinden fühlen, heiter einzugehn in ein anderes Reich des Geistes, „wo es keine Herren und Knechte mehr gibt, wo die Naturen umeinander wie Liebende leben und alles gemein haben, Geist, Freude und ewige Jugend“; aber sie hofft auf ein Wiedersehn mit dem Geliebten, „dem der Lorbeer des Krieges nicht gereift und die Myrte der Liebe verblühte, aber noch das Priestertum der göttlichen Natur“ und der Dienst der Schönheit winkt. Auch von dem gemeinsamen Freunde Notara, dessen Brief ihm die letzten Stunden der Geliebten schildert, vor der Rückkehr in die Heimat gewarnt, kommt Hyperion vorüber an den sizilischen und italischen Stätten größerer Vergangenheit, nach — Deutschland. Voll Unmut meldet er Bellarmin die Zerrissenheit, handwerksmäßige Nüchternheit, Rechthaberei und Tadelssucht dieser Menschen, die keinen Dichter ehren und von keiner Schönheit beglückt und erheitert werden. Aber als er sehnsüchtig ruft: „Diotima, wo bist du, o wo bist du?“ hört er sie wieder rufen: „Bei den Meinen bin ich, bei den Deinen, die der irre Menscheng Geist nicht kennt.“ Das nennt er „ein liebes Wort aus heiligem Munde“ und sieht noch alle Dissonanzen sich lösen. Das „nächstens mehr“ aber am Schluß des letzten Briefes an Bellarmin ist gewiß kein Hinweis auf einen zweiten Band, sondern deutet auf die Dichtungen, mit denen der Verfasser seinen Deutschen noch ans Herz zu rühren suchte.

Wenn wir uns jetzt an den „Gesang des Deutschen“ erinnern, worin das Vaterland seine Urania heißt, „seine erste und seine letzte Muse“, so wird es offensichtlich, daß das griechische Gewand des Romanes nur ein Bild ist für den für Deutschland ersehnten Frei- und Kulturstaat, für den Glauben an Deutschlands Zukunft, den Diotima in die Ewigkeit mitgenommen und hienieden ihren Dichter will predigen lassen.

Hölderlins Tragödienfragment „Der Tod des Empedokles“, die auf Großstadtbühnen schon seit geraumer Zeit ergreifende Wirkung erzielt, ist äußerlich ein rechtes überwölkisches, geistesgeschichtliches Gegenstück zum Hyperion; denn der erst erfolggekrönt, mitten im Leben seiner Gemeinde stehende Philosoph von Agrigent endet in voller Absage an dieses Leben.

Einmal gleich überragend bei Spiel und Wagenrennen, wie im Räte der Stadt, am meisten aber durch seine Erkenntnis der Natur, mit der er für des Archon todkrante Tochter Panthea den rettenden Heiltrank mischte, und von ganz Agrigent lange wie ein König verehrt, ja vergöttert, wird er jetzt von seiner Verehrerin Panthea vergebens in seinem im Stiche gelassenen Hause gesucht. Er ist nicht mehr er selbst. Seit er sich selbst einen Gott genannt, fühlt er, durch solche Hybris seiner selbst unsicher geworden, auch von des Vater Äther, von des Weltgeists guten Genien allen sich verlassen. Als er mit seinem Schüler Pausanias noch einmal, zum Abschiednehmen, in sein Haus zurückkehrt, dünkt er aber so dem herrschsüchtigen Priester Hermokrates und dem um sein Amt bangenden Archon gerade in der rechten Fassung, ihm das Volk abspenstig zu machen und den Bannfluch gegen ihn zu schleudern. Empedokles, der von Jugend auf

Unbestechbar, innigliebend hing  
An Sonn und Äther und den Boten allen  
Der großen, ferngeahneten Natur,

mag nicht eifern mit dem Manne,

Der Heiliges wie ein Gewerbe treibt,  
Des Angesicht ist falsch und kalt und tot,  
Wie seine Götter sind.

Nur Fürbitten kommen über seine Lippen um Duldung für den Schüler, dessen die Gemeine noch bedürfen würde:

Es würde Nacht und kalt,  
Auf Erden, und in Not verzehrte sich  
Die Seele, sendeten zuzeiten nicht  
Die guten Götter solche Jünglinge,  
Der Menschen weikend Leben zu erfrischen.

Der Archon, bittet er weiter, soll seiner geisterweckten Tochter in einer geistesverwandten Griechenstadt eine neue Heimat schaffen, und seinen Sklaven schenkt er die Freiheit, daß über ihren Trennungsschmerz die Götter sie mit Ehre trösten.

Panthea, die ihn wieder schon auf und davon findet, ahnt die Leiden des in die Fremde Gewanderten. Am Fuß des Atna von einem Bauern, den Pausanias um Labung und Hausung für den Fußwunden angeht, wird er als der Verfluchte von Agrigent erkannt und mitleidlos von der Tür gewiesen; als aber Pausanias, der ihn nicht verlassen mag, sollen sich die Bauern nicht auch noch in seinen Mantel teilen, ihm wenigstens einen Labetrunk aus naher Wiesenquelle reicht, verrät der Gehegte unter dankendem Aufblick zum Himmel, was er vorhat:

Ich trinke es euch,  
Ihr alten Freundlichen! ihr meine Götter!  
Und meiner Wiedertehr, Natur! Schon ist  
Es anders. O ihr Gütigen! Ihr gebt  
Doraus, und eh' ich komme, seid ihr da.

Er will hinauf zum Gipfel des alten heiligen Berges:

Denn gegenwärt'ger sind die Götter auf den Höhen  
.....  
Und zärtlich rührt der Allbewegende,  
Der Geist, uns an, o dann!

Da „fällt wütend sinnloses Geschrei“ in seinen Schwanensang. Die Bürger von Agrigent, Hermokrates und der Archon selbst an ihrer Spitze, erscheinen, um seine Gotteslästerung für gesühnt zu erklären und seine Verzeihung für ihre Abtrünnigkeit und seine Rückkehr in die Stadt zu erbitten, von der schon Eintracht und Friede gewichen sind. „Gemeinen Tod am seelenlosen Knechtgefühl“ wünscht der Denker dem Hekypriester, auf den auch aus dem Munde des Pausanias und der Sprecher Agrigents Flüche und Drohungen niederregnen, den irrefeleiteten Bürgern hat er verziehen, ja ihres Kommens, der Herstellung seiner Ehre schließlich sogar sich gefreut. Aber ihre Bitten um Rückkehr kann er nicht mehr erfüllen, sondern nur mit der Verkündigung seines Evangeliums bedanken, des Evangeliums der Wiedergeburt nicht durch Dienst unter verknöcherten Gesetzen, sondern in freier Hingabe an die göttliche Natur:

Menschen ist die große Lust gegeben,  
 Daß sie selber sich verjüngen;  
 Und unbefiegbar groß, wie aus dem Sturz  
 Der Götterheld, gehn Völker aus dem Tode,  
 Den sie zur rechten Zeit sich selbst bereitet.

So wagt's! Was ihr geerbt, was ihr erworben,  
 Was euch der Väter Mund erzählt, gelehrt,  
 Gesetz und Bräuch', der alten Götter Namen,  
 Vergeßt es kühn und hebt, wie Neugeborene,  
 Die Augen auf zur göttlichen Natur.

Dann reicht die Hände  
 Euch wieder, gebt das Wort und teilt das Gut,  
 O dann, ihr Lieben, teilet Tat und Ruhm  
 Wie treue Dioskuren. — Jeder sei  
 Wie alle — wie auf schlanken Säulen ruh'  
 Auf richt'gen Ordnungen das neue Leben,  
 Und euern Bund befest'ge das Gesetz.

Ihn, der immer fremd in der Welt war, das fühlt er, rufen die Götter, wie er  
 ja immer sie gebeten hat,

„Sobald er einst sein heilig Glück nicht mehr  
 In Jugendstärke taumellos ertrüge“,

ihn abzurufen aus einer Welt, in der weiter zu leben für ihn wäre,

„Wie wenn der Jüngling unbeholfen sich  
 Am Spiele seiner Kinderjahre lehnte!“

Seine Mitbürger sollen, wenn sie ihn nicht mehr finden, ihn ungesehn dahingegan-  
 gen wissen, von keines Menschen Hand begraben und ohne eines Menschenauges  
 Wissen um die Asche.

Denn anders ziemt es nicht für ihn, vor dem  
 In todesfroher Stund' am heil'gen Tage  
 Das Göttliche den Schleier abgeworfen —  
 Den Licht und Erde liebten, dem der Geist,  
 Der Geist der Welt, den eignen Geist erweckte,  
 In dem sie sind, zu dem ich sterbend lehre.

Auch Pausanias, „der Sohn seiner Seele“, vernimmt auf seine Bitte, sich der  
 Welt zu erhalten, nur den Jubel, daß er, mit seinen Mitbürgern versöhnt, „nicht  
 durch Sterbliche gezwungen, in seiner Kraft furchtlos geht hinab den selbsterfor-  
 men Pfad“, und ohne länger widerstreben zu können, nennt er den Meister auf  
 seine Frage, wer er sei, den Sohn Uraniens, und befolgt seine Weisung, das Ab-  
 schiedsmal zu richten, um dabei „den Musen, den holden, die ihn liebten“, mit  
 ihm den Lobgesang zu singen. Schon als er zum Mahle schreitet, „des Halmes-  
 frucht nochmals zu kosten und die Kraft der Rebe“, ist es ihm, als finge er erst zu  
 leben an und wäre erst im wahren Dasein. Den Tod in die Schranken fordernd,  
 ruft er triumphierend:

Sterben? Nur ins Dunkel ifts  
 Ein Schritt. . . . Am Tod entzündet mir  
 Das Leben sich zuleht und reichst du

Den Schredensbecher mir, den gärenden,  
 Natur! damit dein Priester noch aus ihm  
 Die letzte der Begeisterungen trinke.  
 Zufrieden bin ich, suche nun nichts mehr  
 Denn meine Opferstätte. Wohl ist mir!  
 O Iris' Bogen! über stürzenden'  
 Gewässern, wenn die Wog' in Silberwolken  
 Auffliegt, wie du bist, so ist meine Freude!

Panthea und ihre Freundin Delia, die ihn am Ätna auffuchen wollen, finden nur den Schüler, den er hinweggeschickt, als er emporstieg, sich in den Krater des Berges zu stürzen. Ihre Wechselrede und Gesang sind ein erstes Lied, wie er es von den Bürgern bei ihren Festen zu seinem Gedächtnis gewünscht hat.

Nicht in Blüt und Purpurtraub'	Das Leben vom Leide sich, Schwester!
Ist heil'ge Kraft allein, es nährt	Und trinkt, wie mein Held, doch auch
Am Tobestelche sich glücklich!	

so erkennt Panthea, und des Meisters Lieblingschüler triumphiert:

Warum denn traurig? Leuchtet, Dämmernde Seele, doch auch Der Untergehende dir, Der Ernste, dein Liebster, Natur! Ein Treuer! dein Opfer! O; die Todesfürchtigen lieben dich nicht. Täuschend fesselt ihnen die Sorge Das Aug', an deinem Herzen Schlägt dann nicht mehr ihr Herz, sie veralten, Wir Blinden des Opfers.	Verchieden von dir — o heilig All! Lebendiges, inniges! Dir zum Dank Und daß er zeuge von dir, du todesloses, Wirft lächelnd seine Perlen ins Meer, Aus dem sie kamen, der Kühne. So mußt' es geschehn, So weist es der Geist Und die reisende Zeit. Denn einmal bedurften
--	--

Sehr geehrte Festgemeinde, voran die Novizen des Lebens unmittelbar vor mir, auch in dem kurzen Abriß des Dramas ist Ihnen gewiß die doppelte Parallele kenntlich geworden, in der die so gedankentiefe wie gefühldurchglühete Dichtung zugleich zum eignen Leben ihres wohl früh seinen geistigen Verfall ahnenden Schöpfers und, zumal von der Verfluchung an, zur Leidensgeschichte Christi verläuft. Wenn die Dichtung in diesem Bezug die Tragödie des großen Denkers und Sittenlehrers ist, der — mit Schillerschen Ideen gesättigt — einer freudigeren, natureinigen Weltanschauung durch seinen Opfertod Jünger gewinnt, so ist sie in jenem die Tragödie des Künstlers, und zwar eines deutschen Künstlers, dessen ewig neues Problem, Natur und Kultur zu versöhnen, Dauer nur im Ideal gewinnen kann.

Die Jugend freilich, voran Sie, liebe Reiflinge, werden bei den Freiheitsoden und dem Scheitern des Planes zur Befreiung Griechenlands wohl auch andere als solche geschichtsphilosophische Wirkungen auf sich empfunden haben, aber mir gewiß nicht zutrauen, daß ich diese Abschiedsstunde, diese Stätte dazu mißbrauchen wollte, für eine Befreiung unseres vergewaltigten Nordwestens mit Waffengewalt erwärmen zu wollen. Wohl aber möchte ich zweierlei erreicht haben: Gegenüber der übermächtig auch in die Schule drängenden neuen und allerneusten Literatur, die so oft nur mit dem Kopfe gemacht ist, Ihnen als Quelle tiefster Freude, als nie zu veräußernden Besitz die unvergleichlichen Schätze der größten, der Weimarer und Jenaer Periode deutschen Geistes und deutscher Kunst

warm ans Herz zu betten. Sie funkeln in diesen viel zu wenig gekannten Dichtungen, zumal der Reifezeit, in reinerem, wärmerem Glanze als etwa in Schillers „Geisterseher“ und in gleicher Schöne wie in der Iphigenie Goethes. Wenn Heinrich von Kleist seine noch waffenfähigen Zeitgenossen mit der wilden, nicht kunstreinen „Hermannsschlacht“ für die nächste Zukunft auf den Walplatz rufen konnte, so glüht hier reineres, innigeres ewiges Feuer, das in unserm in einer Weltenwende, im Umbau seiner Staats- und Wirtschaftsformen begriffenen Vaterlande Begeisterung zur Selbstbehauptung, zur Wahrung deutscher Art nähren und erhalten kann, wie sie letzten Endes auch im vergewaltigten schönen Rheinland und Herzen unserer Wirtschaft an der Ruhr. so entschlossenen Widerstand weckt. Haben Sie aber nicht auch die Verwandtschaft der Klänge, in denen Empedokles von dem neuen Freistaate spricht, wo „jeder ist wie alle“, mit denen herausgehört, in denen ein Ledebour und Molkenbuhr vom sozialistischen Idealstaate sprechen? Dann mag solche Begeisterung des Dichters Sie mahnen, daß Sie bei dem Werden eines neuen Staates, wenn sein Leben auch einmal „auf schlanke Säulen in richt'ger Ordnung“ laufen soll, ja nicht kopfhängerisch nur nach rückwärts schauend beiseite stehen dürfen, sondern mit gleicher Begeisterung am Werden einer neuen, besseren Zukunft müssen mitbauen helfen.

Endlich zum Schluß noch ein Wort zu Empedokles' Evangelium von der allliebenden Natur! Als Schiller im „Don Carlos“ durch Posas Mund ein ähnliches Staatsbild entwarf, war er Sensualist, wie gern die Jugend, zumal realistische, und das Räderwerk seiner Natur, wie menschlich-staatlichen Gesellschaft trieb nur die Lust, die Freude. Hinter Hölderlins allliebender Natur steht als Allbeweger der Geist! Dünkt Sie der Dichter in der Rolle des Empedokles nicht vielleicht trotzdem wie ein Vorverkünder geistig bestimmter Wandervogelbewegung? Lassen vor allen Sie, liebe Reislinge aus der naturwissenschaftlichen Abteilung, durch die Freude, tiefer als andere in das Spiel der Naturkräfte eingeführt worden zu sein, sich nicht zu dem Trugschlusse verleiten, diese Mechanik der Natur sei die Quelle des Guten, Schönen und Wahrhaftigen, von Glaube, Liebe und Hoffnung. Solche Genien, solche Kräfte des Fühlens und Wollens läßt der Idealist Hölderlin mit Recht vielmehr in einer anderen besseren Welt wurzeln, für deren Wirkungen diese Mechanik nur die Erscheinungsformen gestaltet. Glauben Sie dem gefühlvollen Denker, und Ihnen fließt eine Quelle, aus der Sie köstlicheres schöpfen können als Sonnenglück: den Frieden der gott-, der geist-einigen Seele!

## Dettmar Heinrich Sarnecki.

Von August Köllmann in Lennep.

Ein Jahr nach der Blücherschlacht an der Kaßbach fuhr Goethe in das von den Franzosen befreite Rheinland und sandte vom Rhein und Main hochbeglückt dem Freundestkreis in Weimar seinen poetischen Gruß:

Zu des Rheins gestreckten Hügeln,  
hochgesegneten Gebreiten,  
Auen, die den Fluß bespiegeln,

Weingeschmückten Landesweiten  
Möget mit Gedankenflügeln  
Ihr den treuen Freund begleiten.

Was ich dort gelebt, genossen,  
Was mir all dorthier entsprossen,  
Welche Freude, welche Kenntnis

Wär' ein allzulang Geständnis,  
Mög' es jeden so erfreuen,  
Die Erfahrenen, die Neuen.

Dieses freudige Bekenntnis zu den Segensträften des ewigen — vielumkämpften — Stroms im deutschen Westen haben auch in der Folgezeit manche Künstler — Maler, Musiker und Dichter — abgelegt; zumal solche, deren Wiege zwar nicht im Rheinland gestanden hat, die aber hier für ihr Wirken und Schaffen eine zweite Heimat gefunden haben. Vielleicht hat keiner von den Zugewanderten sich mit solcher Inbrunst rheinische Art zu eigen gemacht, ist so zum Rheinland im besten Sinne geworden als der aus Bremen stammende Kritiker, Schriftsteller und Dichter

#### Dettmar Heinrich Sarnegki.

Dor etwa 20 Jahren hielt er als Journalist bei uns seinen Einzug. Er wirkte zuerst in Kreuznach, sodann stellte er — um eine hübsche Wendung h. v. Treitschkes zu gebrauchen — seinen kritischen Sorgenstuhl im Erdgeschoß d. h. Feuilleton der Kölnischen Zeitung auf. Die Pflicht der Dankbarkeit gebietet anzuerkennen, daß Sarnegki an bedeutsamer Stelle und von hoher Warte aus voll künstlerischer Einsicht und mit warmem Herzen seines kritischen Amtes waltet. Umgeben von einem Stabe kenntnisreicher Mitarbeiter, würdigt er als Feuilleton-Redakteur, verständnisvoll die Spreu vom Weizen sondernd, in den Spalten des Weltblattes die großen Erscheinungen in Kultur und Literatur. Gern läßt er aufstrebenden und Gutes verheißenden Talenten Förderung angedeihen, und gerade in den letzten, für unsere Rheinlande so unfäglich schweren Jahren erweist er sich immer mehr als ein treuer Eckardt des gefährdeten Deutschtums in rheinischen Gauen.

Einen beredten Ausdruck hat diese Liebe für seine neue Heimat in der Herausgabe von Anthologien und der „Saale-Bücher, Kulturdokumente des deutschen Westens“ gefunden. Bereits vor 15 Jahren erschien im Verlage von Hourst und Bechstedt in Köln sein „Rheinisches Dichterbuch“, das in geschmackvoller Auswahl rheinische Dichtung der Gegenwart in gebundener und ungebundener Rede zusammenstellte. In der Einführung des im Buchhandel vergriffenen Wertes gibt er Rechenschaft von seinem Plan und zeigt, daß trotz der landläufigen Meinung von der Rückständigkeit, materiell bestimmten Weinseligkeit und dem blassen, romantisch angehauchten Epigontum schon vor Beginn des 20. Jahrhunderts ein kräftiger, tiesschürfender, gewaltige Menschenprobleme aufrüttelnder Geist und eine klangreiche, gehalt- und stimmungsvolle Lyrik im Rheinland ihren Einzug gehalten hatte. Und nun versammelt er zu reichem, buntem Reigen alle Dichter, „die alten wie die jungen, die Lyriker wie die Prosaisten und die Dramatiker, aus der neuromantischen wie aus der realistischen Schule, Epigonen wie Moderne und Dekadente, Vertreter der sogenannten katholischen Literatur, Bekannte und Unbekannte, mundartliche Lyrik wie auch charakteristische Übersetzungsproben, aber alles unter dem Gesichtswinkel einer strengen, künstlerischen Auswahl“.

Bedeutsamer und in jeder Hinsicht gereifter ist die unter dem Titel „Das Lied vom Rhein“ 1922 in zwei Bändchen der Saale-Bücher erschienene rein



Irische Blütenlese mit ihrem knappen, aber überaus feinsinnigen Abriß einer rheinischen Literaturgeschichte, die ja mit der gesamten deutschen eine gemeinsame Quelle aufweist. Einen verwirrenden Reichtum köstlicher Lieder, die aber zu einheitlichen Zyklen verbunden wurden, schüttet der Herausgeber vor uns aus. In ihnen rauscht der majestätische Strom an graubeschieferten, winkligen Städten, an malerischen Burgruinen, an hohen Domen vorüber. Uralte Legenden und Sagen gestalten erstehen — oft in neuer poetischer Gewandung — vor uns, und gern folgen wir dem seelentundigen Führer auch in die stilleren, beschaulichen Seitentäler des Hauptstroms. Aber nicht nur in ihrer Fröhlichkeit und Lebenslust gewahren wir die Rheinländer, wir suchen sie auch auf bei ihrer Mühe und Arbeit in Weinberg und Wiese, in Feld und Wald, vor allem aber auch, besonders am Niederrhein, in den Zinklofenwerkstätten der modernen Industrie. Mit Recht hebt ein Kritiker (Ch. Herold) hervor, daß Sarnecki mit den beiden Bändchen eine Ehrenrettung der rheinischen Poesie vollbracht und sich nicht nur um diese, sondern um das gesamte schöngeistige Schrifttum überhaupt verdient gemacht habe; es sei eine vaterländische Kulturtat, die ihre Früchte tragen werde. Einstmals habe Friedrich Schlegel die denkwürdigen Worte niedergeschrieben: „Nirgend werden die Erinnerungen an das, was die Deutschen einst waren und was sie sein könnten, so wach wie am Rhein.“ Der Vergleich mit der Gegenwart liegt allzu nahe: „Das Lied vom Rhein redet in einer so tiefen, wundervollen Sprache zu uns, daß jedes weitere Wort eine Entweihung wäre.“<sup>1)</sup> Nur ein Dichter von Gottes Gnaden vermochte diese rheinische Anthologie mit bestem Gelingen zusammenzustellen. Denn Sarnecki besitzt in der Tat den poetischen Zauberstab, dem sich viele Pforten erschließen, auch das große Portal, das uns in die Wunderwelt des Theaters führt.

Seine literarischen Sporen verdiente er sich seltamerweise mit einem Erstling auf dramatischem Gebiete, nämlich mit dem Schauspiel „Der Eroberer“, das im März 1913 seine Uraufführung im Düsseldorfer Stadttheater erlebte, nachdem es zuvor von Cotta in Verlag genommen war. Das Thema des Stückes, eine Brautfahrt infognito zur Erwählten des Herzens, ist von Dichtern mehrfach behandelt worden: vom Teuerdank, den G. Freytag im „Kunz von der Rosen“ dramatisierte, bis zu Gerh. Hauptmanns dramatischem Idyll „Kaiser Magens Brautfahrt“. Bei unserem Dichter ist der Held des Stückes der nachmalige Eroberer Englands, Wilhelm, Herzog der Normandie, den seinem Vater Robert der Teufel eine schöne Kürschnerstochter außerehelich geboren hat. Mit dem Makel der Unebenbürtigkeit behaftet, aber selbst eine heldische Redengestalt von gewaltigster Willensstärke, hat er gegen eine ganze Welt von Feinden anzu-

1) Die unter der Ägide Sarneckis im Kölner Saale-Verlage erscheinenden gleichnamigen Bücher erweisen sich in der Tat als wertvolle „Kulturdokumente des deutschen Westens“. Sie sind gedacht als ein Sammelbeden für alle Ideen, die die Einheit und Unlösbarkeit rheinischen Volkstums und deutscher Gesittung veranschaulichen. Herausgegeben bzw. angekündigt sind 12 Bändchen: Novellen von Zilden, Bräus, Schmidt-Bonn, Walter Schmits, Gedichte von Boelig, sodann außer Sarneckis „Lied vom Rhein“ Arens, Die Kaiser Karlsage; Theele, Der Kölner Dom in der deutschen Dichtung; Förster, Die Alt-Kölner Weber-Schule und die besonders lesenswerten Bücher von Windler, Der Ruf des Rheins und Stolz, Der Niederrhein in der Dichtung.

kämpfen. Ihm zur Seite steht jedoch ein Aufgebot waderer Helden, zumal der treue Giselbert, Graf von Brionne und der sangestundige Tailsfer. Mit ihnen unternimmt er auf Anraten seiner Großtante, der Königin Emma von England, die, eine andere Isabeau, ihren Sohn Edward tödlich haßt, eine romantische, lustspielartig verkleidete Werbungsfahrt an den Hof des Grafen Balduin von Flandern. Dessen stolze, herbe, innerlich kraftvolle Tochter Mathilde erkennt jedoch den Werber trotz seiner Verkleidung und weist ihn mit verlegendem Stolze zurück. Sie will, er solle sich ihr nahen in seiner wahren, ritterlichen Gestalt, „daß ich übersehen kann, was ihr verschweigt, daß er ein Bastard ist“. Das böse Wort wirkt wie ein Peitschenhieb, und als sie gar ein zweitesmal, da der Herzog in ihre Kemenate dringt, die Beleidigung wiederholt, da zwingt er sie, in ihre Haare greifend, auf die Knie. Doch

Der Liebe Wege sind voll felt'ner Sätze  
Und wunderlicher Wirrnis.

Im tiefsten Innern geht in Mathilde eine Wandlung vor, der verwegene Herzog und seine ungebändigte Tatkraft nötigt ihr Achtung ab, die nach und nach sich zu stets größerer Liebe steigert. Diesen Stimmungswechsel weiß der seelenkundige Narr am flandrischen Hofe, dessen Funktion es ist, dem gesunden Menschenverstande mit witzsprühender Rede zum Siege zu verhelfen, klug auszunutzen und den Hebel der weiteren Entwicklung bis zum glücklichen Ausgang geschickt zu handhaben. Er führt ein Stelldichlein der beiden Liebenden in einem Walde herbei, zu dem Wilhelm unbewaffnet erscheinen muß, und nach spannendem Wortkampfe gibt sich ihm die bezähmte Widerspenstige voll demütigen Jubels zu eigen. Sie gelobt am Schlusse dem geliebten Manne, daß er an ihrem Herzen Glück, Ruhe und Genesung finden solle.

Und deiner Pläne weitgebreitet Band  
Soll uns verschlingen bis zum ewigen Ende.  
Ich habe höchsten Glaube, höchste Liebe;  
Nichts Höheres kann mir die Liebe geben —  
Stolz sei der Mann, demütig sei das Weib,  
In Liebe sei's dem Manne untertan.

Sarneckis Schauspiel stellt sich so als eine Verstromödie hohen Stiles dar. Gewiß ist der Humor, wie er sich in den Stachelreden der normannischen Ritter und in den beziehungsreicheren Versen des Narren ausdrückt, manchmal recht schwerflüssig und wohl auch dunkel, weiter möchte man den allzu üppigen Wortreichtum, so sehr er in schöner Diktion manchen weisen Gedanken ausdrückt, stark beschneiden, da er den Gang der Handlung oft empfindlich verzögert. Trotzdem aber ist das Drama wegen seiner ergöglichen Fabel, seiner gesunden Sittlichkeit und der gelungenen Charakteristik, die wieder einmal groß- und starkdenkende Menschen und nicht armselige, perverse Kümmerlinge auf die Bühne bringt, mit Genugtuung zu begrüßen.

Ein tiefer bohrendes Problem behandelte S. in seinem zweiten Schauspiel, das den Titel führt: „Der Ruf vom Meere.“ Es erlebte im März 1918 im Kölner Schauspielhause seine erfolgreiche Uraufführung, ist aber bis zur Stunde noch nicht gedruckt, wohl weil der Verfasser inzwischen innerlich von seinem Geistes-

kinde abgerückt ist. Es sei deshalb nur kurz bemerkt, daß es sich um eine zu gutem Ende glücklich auslaufende Ehekränkung handelt: An der Seite eines rauhen, steifnackigen Friesen verzehrt sich seine Gattin, die sich einst dem Schauspielberufe widmen wollte, in Sehnsucht nach dem großen, künstlerisch gestalteten Leben. Sie flieht; allein der Ruf vom Meere ist der Ruf der eigentlichen Heimat: Insel und Meer, Gatte und Kind, der — unausgesprochen — in der Seele der geflüchteten Künstlerin durch Jahre auftönt. Nach der Aufdeckung von Katalen und Mißverständnissen kehrt sie, gesättigt von einer ihr innerlich fremden Welt, voll geläuterter Liebe zu Mann und Tochter auf die einsame Insel mit dem Leuchtturm zurück.

Aus der Gegenwart führt uns der Dichter in seinem dritten soeben erschienenen Schauspiel in die graue Urzeit westasiatischer Kultur, nach Babylon, der stolzen Stadt, wo die nur der Sage bekannte Königin Semiramis vor Jahrtausenden ihren Herrscherthrone aufgeschlagen haben soll. Herodot weiß von ihr nur wenig, mehr aber der Grieche Ktesias und nach ihm Diodorus von Sizilien zu erzählen. Nach ihren Berichten hätte die herrschgewaltige und kluge, wenn auch grausame Frau ihre Waffen siegreich bis nach Afrika und Indien getragen, hätte sodann eine Menge Städte, auch Straßen und Kanäle erbaut und insbesondere ihre Hauptstadt mit den prächtigsten Bauten und den nach ihr genannten hängenden Gärten geschmückt. Nach 42jähriger glanzvoller Regierung sei sie von ihrem Sohne Ninuas ermordet worden.

Den dankbaren Stoff haben sich die Dichter nicht entgehen lassen. Am bekanntesten wohl ist Voltaires Tragödie mit ihrer am hellen Mittag sich vollziehenden, von Lessing aufs wirkungsvollste verspotteten Geistererscheinung. Anders gestaltet Sarnetzki die Fabel, wenn er auch einzelne Züge der Überlieferung geschickt verwertet. Bei ihm spielt sich der dramatische Verlauf in fünf handlungsreichen Aufzügen ab, die ein jeder seinen stimmungreichen Schauplatz haben: der 1. Akt vollzieht sich unter dem nächtlichen Sternenhimmel auf einem hohen Tempelturme Babylons, der zugleich als Sternwarte dient. Drei Priesterschüler, der stürmische Burna, der nüchtern-verständige Kascha und der beiden überlegene, dichterisch-begabte Nabo sprechen von der Herrlichkeit Babylons —

Alles ist Babel!

Die Herrscherin der Welt. Die Königin  
der königlichsten Städte in der Welt —

weiter von der Macht und der Schönheit der Königin Semiramis und endlich von dem blutig-roten Wandelstern, der sich in den jüngsten Nächten gezeigt hat und auch heute wieder erwartet wird. Ebenso wenig wie diese Jünglinge vermag auch die Königin, die mittlerweile erschienen ist, den Oberpriester — ihren Gegenspieler — zu bewegen, den Sinn des rätselvollen Himmelszeichens zu offenbaren. Während die Königin sich bis zum Erscheinen des Sternes anscheinend dem Schlummer hingibt, beantworten die Tempelschüler zum Zeitvertreib die von einem ausgeworfene Preisfrage, was das stärkste in der Welt sei. Der erste nennt den König, der zweite den Wein, Nabo das Weib. Die Königin soll Preisrichterin sein. Diese hat jedoch das Gespräch mit angehört und verspricht, am nächsten Tage vor allem Volke den Entscheid zu fällen. Endlich gelingt es

ihr auch, den Priester zum Reden zu bringen. Dieser verkündet, daß schwerstes Unheil ihr und ihrem Reiche drohe. Nun haben aber die Priester in einer Provinzialstadt der Semiramis ein langes und glänzendes Leben trotz zeitweiliger Leiden ihres Landes verheißen, so setzt sich die Königin über den unheimlichen Spruch des Priesters hinweg und gibt sogar ihren Willen kund, das östliche Nachbarland zu betriegen. — 2. Akt: Noch bevor das Heer ausrückt, führt eine Überschwemmung des Euphrat eine Hungersnot herbei. Murrend und drohend sammelt sich das Volk vor dem Palast mit dem Verlangen, daß Semiramis ihre Speicher öffne. Trotz der Mahnung ihres Feldherrn und Ministers Omru und ihres Sohnes Adadnirari, der gleich dem älteren Brutus sich geistesblöde gestellt hat, um den Nachstellungen der auf ihre alleinige Herrschermacht eifersüchtigen Mutter zu entgehen, bleibt Semiramis unerbittlich; das Korn gebührt dem Heere. Ja, angesichts der schrecklichen Not des Volkes gewinnt sie es über sich, ihre Schiedsrichtertolle in dem doch wahrlich nicht weltbewegenden Wettstreit der Jünglinge durchzuführen. Natürlich erhält Nabo den Preis; er soll selbst seinen Lohn wählen, bittet jedoch um Aufschub und erhält ihn. Indessen ist die stolze Königin in Liebe zu dem klugen Jüngling entbrannt. Wie schon viele andere vor ihm, soll er eine Liebesnacht der Königin genießen, um am anderen Morgen dem Tode anheimzufallen.<sup>1)</sup> Nabo aber weiß bereits, was die Liebe der Herrscherin für ihn bedeutet. Er hat ja noch einen Wunsch frei und bittet um — sein Leben. Das Gesetz befiehlt der Königin, den zu töten, der ihre Liebe genossen; das Gesetz fordert aber auch Einlösung des Schwurs, daß Nabos Wunsch erfüllt werden soll; schließlich entscheidet die Königin, Nabo solle der Welt sterben, ihr aber, der Königin, leben. — Wie das zu verstehen ist, zeigt der 3. Akt. Semiramis hält ihren Geliebten in ihren „hängenden Gärten“ verborgen, die ohne ihren Willen keines Menschen Fuß betreten darf. So oft sie die Last des Herrscheramtes von sich schütteln kann, eilt sie zu dem Geliebten; dann durchkosten beide selige Stunden. Wenn aber Nabo allein ist, so drückt ihn wie Tannhäuser im Venusberge das Gefühl, daß solches tatenlose Dahindämmern ihn tief erniedrigt. Er fleht Semiramis an, ihn kraft ihrer Allgewalt der Welt zurückzugeben; er will ihr geringster Diener sein, wenn er nur da draußen wieder mitleben dürfe. Sie aber glaubt, Nabo wolle sie beherrschen, und fürchtet, daß er, erst einmal frei, nach ihrer Krone greifen und sie entthronen werde. Sie stößt ihn in ihrer rasenden Eifersucht von sich, als die Todesgefahr nicht achtend, der Oberpriester mit den beiden anderen Tempelzöglingen zu ihr tritt. Er gibt sich als den Vertreter des alten göttlichen Rechts, das die Königin frevelhaft verletzt habe. Diese bleibt stolz: „Niemand steht über mir, ich bin der Herr.“ Als der Priester sich entfernt hat, ruft sie Nabo, zum ersten Male in ihrer Entschlußkraft wankend geworden, zurück. Sie hat das Gefühl, daß sie tatsächlich gefehlt, auch gegen ihren Sohn sich versündigt habe und ahnt, daß verdientes Unglück sie treffen werde; jetzt muß Nabo ihr beistehen, den Thron zu retten. Drei Menschen soll er unschädlich machen: ihren eigenen Sohn, diesem aber das Leben lassend, den Feldherrn, der stets dem

1) In Henkes „Tochter der Semiramis“ begegnet das gleiche Motiv!

Stärksten ergeben sei, und den Oberpriester, in dem sie ihren geborenen Feind erkennt. Nabo sieht sich am Ziele seines Sehns. 4. Aufzug: Die Königin hat sich in ihren Ahnungen nicht getäuscht. Der Feldherr und der Oberpriester haben sich verbunden, um die vermeintliche Stroh puppe Adadnirari auf den Thron zu setzen und selbst zu herrschen. Den Prinzen selbst finden wir jetzt in der Hütte des weisen Ophem, der einst dem hungernden Volke verkündigte, daß der Krieg Sünde sei und Fürsten nur „Menschen, vom Weibe geboren“. Doch ist es nicht Ophems Weisheit, die den Königssohn in die Wüste gezogen hat, auch nicht die begehrlische Liebesleidenschaft der Amntis, einer Verwandten des Ophem; die Verschwörer haben vielmehr hier der stolzen Königin eine Falle gestellt. Die Aufrührer sind in die Stadt eingedrungen und haben den Königspalast umzingelt, absichtlich ist jedoch ein Ausweg freigelassen. Diesen benutzt die Königin; eine trügerische Botschaft lockt sie mit Nabo zu Ophems Hütte, wo sie sich des Sohnes zu bemächtigen hofft; statt dessen winkt dieser, nachdem er sein unscheinbares Obergewand von sich geworfen und sich im Glanze kriegerischer Rüstung gezeigt hat, den in der Nähe verborgenen Kriegern, die das Gefolge der Königin töten und sie selbst gefangen nehmen sollen.

Der letzte Aufzug, am „Turm des Schweigens“, zeigt uns, daß die Gefangennahme nicht gelungen ist. Auch Nabo lebt noch, freilich aus einer Stirnwunde blutend und zu Tode ermattet. — Die Verfolger sind auf eine falsche Fährte abgelenkt. Ein Weg zum treugebliebenen Heere steht den Verfolgten — so glaubt Semiramis — offen, wenn sie, weder die Rache der Götter noch einen etwaigen menschlichen Hinterhalt scheuend, das Tempeltor des Schweigens durchschreiten. Nabo kann lange den nötigen Mut nicht aufbringen. Als ihn endlich die Königin mit sich fortreißt und den Vorhang am Tore hebt, tritt ihr der Oberpriester entgegen. Er beweist ihr, daß auch jenseits des Turmes keine Rettung mehr für sie zu erhoffen sei, und ermahnt sie, ihr großes, ruhmreiches Leben würdig zu beschließen, vor allem ihrem Sohne, der — angesichts ihrer Lieblosigkeit und ihrer Frevel — rechtmäßig zum Thron schreite, nicht in den Weg zu treten. Noch bäumt sich Semiramis in altem Stolze auf, aber es ist zum letzten Male. Als der junge König unter den Heilrufen der Menge naht, geht die Herrscherin „in stolzer königlicher Größe“, der ewigen Gerechtigkeit ihren Tribut zollend, in den düsteren Todestempel, und Nabo stürzt ihr nach. Eine hohe Flamme schießt vom Opferaltar empor. Der Priester deutet das als ein Zeichen des Himmels, daß Semiramis zu den Göttern emporgestiegen sei. Der junge König Adadnirari erscheint, er tritt das Erbe der Mutter an. Das Volk, das ihn jubelnd umdrängte, naht bald mit Bitten, ja Forderungen. Königlich weiß er die einen zu gewähren, die anderen abzuschlagen, treue Diener zu belohnen, Unehreerbietige zu bestrafen, doch auch Gnade zu üben. Das „Kätzchen“ Amntis, das sich schon als Königin geträumt, teilt er dem Feldherrn Omru zu, den er als Statthalter am Oberlauf des Euphrat einsetzt. So läßt der neue Herrscher ahnen, daß er seines hohen, verantwortungsvollen Amtes im Geiste und Sinn der Mutter und in gleicher Kraft wie sie walten wird.

Durch das ganze Drama hindurch weiß der Dichter unsere Teilnahme für

seine Titelheldin wach zu halten, indem er in bewundernswerter Konzentration das bunte Geflecht alles Geschehens zu ihr und ihrem Schicksale in die unmittelbarste Beziehung setzt. Mit welcher Kunst ist ihre Wesensart in ihrer majestätischen Willensstärke, aber auch in ihrer unbefriedigten Maßlosigkeit gekennzeichnet!

Schon in dem exponierenden ersten Akt geht ihrem Erscheinen der Ruf voraus, sie sei schön wie nur je ein Weib; alles, Antlitz und Wuchs, Rede und Geberde, zeuge von der Höhe auserwählten Geistes. Doch unersättlich sei des Geistes wie des Leibes Gier. Ihr Handeln entspricht dieser Meinung. So kraftvoll und zielbewußt auch ihr Tun, es ist durchsetzt von herber, ja grausamer Rücksichtslosigkeit gegen alle, zumal die ihr Nächstehenden, Sohn und Tochter. Gefühllos übersieht sie, die orientalische Despotin, die nur auf Eroberung und Machterweiterung bedacht ist, die Nöte ihres Volkes, das von Hunger, Pest und Überschwemmung heimgesucht wird. Furcht ist ihr fremd, aber eine unheimliche Macht, die sie nur widerwillig anerkennt, steht über ihrem Herrschertum, das ist die Macht der Götter, die ihren Willen im Wandel der Gestirne kundtun. Deuter und Kunder dieser Himmelsmächte ist der Oberpriester Balasi, eine in ihrer Geheimnisse bergenden Starrheit und Einsamkeit höchst wirkungsvoll geschaffene Kontrastfigur zu der temperamentvollen Königin. Er vertritt die ewigen, durch die Gestirne am Firmament gewährleistete kosmische Ordnung, das Weltengesetz, über das er unermüdllich wacht und dessen erhabene Majestät er in orakelhafter Dunkelheit den Adepten erläutert. Als ausgesprochener Metaphysiker ist er überzeugt, daß alle Dinge, ähnlich wie Plato es lehrt, ein Doppeldasein aufweisen. Droben ist die Heimat der vollkommenen, unvergänglichen Urbilder, die sich uns Sterblichen in den irdischen Erscheinungen als ein dürftiges, mangelhaftes Spiegelbild offenbaren:

Weisung und Muster geben uns die Götter  
Aus ihrem ewigen Reich. Dort fließt und fruchtet  
Der Doppelstrom durch silberblühendes Land,  
Von Ernte schwer, die Plage nicht und Flut  
Bedroh'n, in lapisblaue Meeresfernen ...  
Nichts ist, das dort nicht war, und nichts wird sein,  
Das dort in seiner reinsten Wohlgestalt,  
In laut'rer Wahrheit nicht schon längst erstand.

Wie durch diese Verse, so geht durch die gesamte Dichtung ein Strom erlebener sprachlicher Schönheit in majestätischen Rhythmen und melodisch lautmalenden Versen.

Allzu bescheiden hat der Autor sein dramatisches Gedicht nur ein Schauspiel genannt. M. E. ist es eine Tragödie. Gerade hier, wo dem Dichter eine Fabel aus sagendunkler Vorzeit sich darbietet, wo alles Geschehen in gewaltig großem Ausmaße sich vollzieht, so daß das Walten überirdischer dämonischer Mächte besonders glaubhaft wird und die tragische Wucht der Katastrophe verstärkt, sind Hebbels mahnende Distichen an den Tragiker auf das getreueste befolgt:

Pade den Menschen, Tragöde, in jener erhabenen Stunde,  
Wo ihn die Erde entläßt, weil er den Sternen verfällt.

Wo das Gesetz, das ihn selbst erhält, nach gewaltigem Kampfe  
 Endlich dem höheren weicht, welches die Welten regiert.  
 Aber ergreife den Punkt, wo beide noch streiten und hadern,  
 Daß er dem Schmetterling gleicht, wie er der Puppe entfliehet.

Eben Hebbel ist es auch, der in seinem „Wort über das Drama“ die Meinung vertritt, daß die Maßlosigkeit die uranfängliche Schuld des Individuums bedinge. Das Vereinzelte aber müsse nach dem Gesetz der tragischen Weltgerechtigkeit sich selbst zerstören, damit sich das Gleichgewicht, die Idee in ihrer reinen Form wiederherstelle. Die Idee erhalte so gewissermaßen Satisfaktion und das Drama finde seinen versöhnenden Abschluß. So mag denn der große Dithmarsche als Eideshelfer dienen, daß die „Semiramis“ eine Tragödie hohen Stiles genannt werden darf. Würdig reiht sie sich den vornehmsten Erzeugnissen unserer neuklassischen Dramatiker an, ist etwa mit Wilhelm v. Scholz' „Meroë“, die mit unserer Tragödie sich in mancherlei Motiven berührt, auf die gleiche Stufe zu stellen.

Auch als Erzähler und — fügen wir das gleich bei — als Lyriker offenbaren Sarnegki und v. Scholz eine gleichgestimmte, gleichen Zielen zustrebende Geistesart. In beiden verbindet sich das schwerblütige, bedächtige und besinnliche ost- bzw. norddeutsche Element, das ihre Jugendentwicklung mit formenhalf, mit dem sprühlebendigen, frohsinnigen und farbenfreudigen rheinischen Wesen, das vielen Werken ihrer Mannesjahre die charakteristische Note verleiht. Gern bewegen sie sich in einer buntschillernden Welt, die abseits liegt von der des gemeinen und alltäglichen Lebens und Schaffens. Den Modeströmungen abhold, wenden sie sich darum lieber phantastisch-entlegenem Stoffgebiete in uralten Zeiten zu. Hierzu gesellt sich eine neue Formkunst, die sich kundtut als eine Begabung für reizvoll bestrickende Wortbildungen und Wortfügungen, die das Verborgene und Seelische heraufzuholen weiß an das Tageslicht plastischer Prägung und leuchtenden Glanzes. Nicht selten spielen so die Geschichten auch unseres Dichters in allen historisch nur deutbaren Zeiten, einmal im alten Ägypten des Thutmosis, ein anderesmal im fernen China vor zwei Jahrtausenden, am meisten aber an den Gestaden des Rheins, sei es zur Zeit des frühen Mittelalters, wo die Stämme der Franken und Burgunden im Übermaß ihrer Kräfte sich gegenseitig befehdeten, sei es in gegenwärtigen Tagen. Ein ungeheures, allein durch geschlossene Komposition im einzelnen gebändigtes Stoffgebiet, das schon von seiner reinmenschlichen Seite her unsere Teilnahme beansprucht. Schon die erste Novelle, die dem ganzen Bande ihren Namen gegeben hat, zeigt Sarnegki als den Meister stimmungsvollen Menschengestaltens. Sie heißt „Wanderer und Gefährte“: Einem brutalen Menageriebefizier ist ein armes, blutjunges Ding fortgegangen und hat sich dem Erzähler auf weiter Wanderung, die echt romantisch in die fernsten Länder führt, als treue Weggenossin verbunden. Einmal aber machen sie Halt und beziehen als traute Heimstätte ein schmudches Häuschen vor einer kleinen Stadt in Thüringen. Heimabseligkeit füllt eine Weile das Herz der bis dahin Friede- und Ruhelosen, bis in dem Wanderer das ungestüme Blut sich aufs neue regt. Und nun erfolgt nach kurzer gemeinsamer, von dem Zigeunerkinde mehr und mehr mühsam und quä-

lend empfundener Wanderung das Scheiden und Meiden. Ungewiß bleibt, ob die Liebenden am Schlusse sich wiedergefunden haben. Traumschwere und traumfüße Melancholie, wie wir sie etwa in Storms Erstlingsnovelle genossen haben, geht mit weichen, oft nur leise wahrnehmbaren Schritten durch das Iyrisch-epische Gewebe, zuweilen aber schwillt der Bericht in prachtvollem Pathos an, so einmal bei der Schilderung des nordischen Meeres: „Nun braust mir aus dem Norden das Hohelied meerischer Schönheit. Der Sturm, mit schwarzer Wolkenrüstung gepanzert, schrillt in die Donnerlaute der Brandung, die herausleckt an den weißen, durch die Dunkelheit leuchtenden Dünenzügen. Das aus dem Grunde emporgetriebene Meer scheint in den Himmel zu steigen, der Himmel ins Meer zu sinken, es ist, als wollten sie sich in dem rauschenden Auf und Ab, in dem düstern Kraftspiel auf immer vereinigen.“ — Diese Eingangsnovelle bildet mit vier weiteren Geschichten einen Zyklus in symmetrischer Folge, sie selbst schließt sich mit der Erzählung „Das Grab am Berge“ zu einem äußeren Ring zusammen. Letztere spielt in rheinischen Gauen und steht, in ihrer auf Krieg und Gewalt gestimmten Weise zu jenem Liebesidyll in polarem Gegensatz. Auch sie handelt von Mannesliebe, aber der stürmisch-rücksichtslosen eines jungen Barbarenhelden, eines Franken zur Zeit der Völkerwanderung, der in verwegendem Überfall sich eine schöne Burgundin als Kriegsbeute geholt hat. Wider ihren Willen hat er sie gebändigt und zu seiner Lagergenossin gemacht. Ein Sohn und Erbe wurde ihm geboren, an dem der Vater mit ganzer Inbrunst hängt, während die von leidenschaftlichem Hass befehlte Mutter auf wilde Rache sinnt. Grausig ist es, wie sie ihr eigenes Kind in den Moorgrund wirft, in dem der verzweifelte Vater bei dem Rettungsversuche jämmerlich versinkt. Eine zweite Frauengestalt, nicht von so strahlender Schönheit wie ihre wilde Nebenbuhlerin, aber frauenhaft-gütig und, wenn auch um ihr Lebensglück betrogen, von verzeihender Milde, folgt dem geliebten Manne in den Tod. Sie findet ein Grab unter einem wilden Kirschbaum, der von Jahrhundert zu Jahrhundert sich erneuernd, seine Blütenflodden alljährlich auf die Ruhestätte regnen läßt. — An sich könnte der sentimentale Stoff zu einer weichlichen Behandlung verführen. Doch dem ist nicht so. Verfasser weiß die Härte des Schicksals mit scharfen charakteristischen Linien zu ziehen. Dazwischen aber spielen die goldigen Lichter prachtvoller Naturstimmungen, und das zarte Morgenrot einer sich leise anbahnenden Humanität dämmert von ferne auf.

Wie in den beiden Erzählungen des äußeren Ringes bedient sich Sarnecki auch in den andern Geschichten eines wirkungsvollen Kunstmittels, das unsere großen Novellisten, so Keller, K. F. Meyer und Storm oftmals verwendet haben. Auch er spannt die Hauptbegebenheit in einen Rahmen, der die dichterische Bedeutung des Kernstückes besonders eindringlich macht, zumal wenn dieses in eine geradezu mythisch geschaute Parallele zu Vorgängen innerhalb dieser Umrahmung gebracht ist. Und das ist im „Schmud der Prinzessin“ sowie in der „Geschichte von dem Dichter Hsiangju“, den Novellen des inneren Ringes, mit großer Kunst geschehen. „Wiederholen sich die Erdendinge im Lauf der Jahrtausende? Rollen die Ereignisse ab, um anderswo in gleicher Weise zu beginnen?“ Diese schwerwiegende Frage wirft der Dichter wiederholt auf und beantwortet sie in



ammütigen Beispielen mit einem Ja. Zunächst berichtet er von einer ägyptischen Königstochter und einem genialen Baumeister, die ihre warme Zuneigung zueinander ihr ganzes Leben lang tief verschwiegen im Busen verschließen mußten, bis sie kurz vor dem Eingehen zur letzten ewigen Ruhe des schmerzlichen Geheimnisses einer „großen schattenhaften Liebe“ inne werden. Der deutsche Gelehrte aber, dessen ganze Lebensarbeit der Kultur der Pharaonen geweiht gewesen war und der auch dieses liebevolle Idyll aus dem Schutte der ferneren Vergangenheit erraten hat, ist letzten Endes das alter ego des ägyptischen Baumeisters, auch ihm ist in entlagender, aber von dieser geteilter Liebe zu einer hochgestellten Dame fürstlichen Geblütes ein gleiches Los beschieden. Einen überaus glücklichen Verlauf nimmt dagegen das Liebesgeschick des chinesischen Dichters Hsiangju, dem, bezwungen von seiner Lieder Gewalt, die liebevolle Tochter des reichen Mannes trotz aller Widerstände zuteil wird. Auch hier verknüpfen sich in der umschließenden Rahmenerzählung die Geschehnisse zweier Liebespaare, geheimnisvoll gebunden an das der chinesischen Vorzeit, zu glückverheißendem Lebensbunde. Von höchst poetischem Reiz in beiden exotischen Novellen ist das erfolgreiche Bestreben ihres Dichters, die ferne Zeit und ihre eigenartige Kultur vor uns erstehen zu lassen, indem er das Landschaftliche in seiner besondern auch das Intime entdeckenden Wesenheit und weiter alle äußerlichen Dinge, die scheinbar nur Staffage, in ein mitschwingendes Verhältnis zu dem seelischen Fühlen und Erleben seiner Helden bringt. In verschwenderischer Fülle ließe sich das Seite für Seite, zumal für die erste der beiden Erzählungen, belegen. Aus der anderen sei mir verstattet, als schöne Probe die Schilderung der chinesischen Liebesnacht anzuführen: „Diese Nacht war die schönste. Der Himmel war eine Kuppel aus blinkendblauer Seide, bestückt mit den leuchtenden Feuertropfen unzähliger Sternkristalle. Von Wald zu Wald war über den See die fließende Milchstraße gespannt, und deutlich standen Sträucher und Bäume im glimmenden Licht einer geheimnisvollen Helle. Es war aller Orten ein Dämmerfunkeln, als strömte von unsichtbaren blanken Schalen, die das Licht fangen, eine unsagbare Menge unendlich feiner Lichtstäubchen von der Erde ins All zurück. Die Weiden, die Pappeln, die Maulbeerbäume, die Blumen in den Beeten schüttelten sich in traumhaften Wonneshauern. Weich taumelte ein müder Wind um die Baumkronen und lauschte dem verschwiegenen Gesang der Stille, die wie der Geist war, der durch die Flöte geht, ehe der Ton wird, und der ein Zwiegespräch sucht mit dem Traum eines Vogels. Jenseits des Sees war der dunkle Schatten der Berge auf den blauen Himmel gezeichnet.“

Ist Sarneghi hier ausgesprochen der Romantiker, so verbindet er in der im Zentrum des Novellenbandes stehenden gespenstigen Geschichte vom „Tod auf Reisen“ die dichterisch-barocke Art eines Th. A. Hoffmann mit der vollstimmigeren, humorvolleren Weise des Meisters Gottfried aus Zürich. Das alte Totentanzmotiv gestaltet er ins Mittelrheinishche. Auf seinen Streifzügen am Rhein, wo er erbarmungslos aller Kreatur, Baum, Tier und Mensch nachstellt, gerät der Tod auch in die Gesellschaft lustiger Bonner Studenten, beteiligt sich an ihrem Bowlengelage und nimmt ein uraltes, verbummeltes Semester aufs Korn. „Es

war ein röteumspornenes feistes Gesicht mit kleinen, lustigen Auglein, die in den Tiefen des Gesichtes ein wenig unsicher herumschwammen wie Inseln ohne Untergrund. Wie ihn der Blick des Todes traf, überlief es ihn kalt, und er zog den Rock etwas enger an sich, ließ den Kopf um einiges sinken und stöhnte leise wie einer, dem sich ein Alb im Traum auf die Brust gesetzt.“ Doch ehe das bemooste Haupt, das zu spät gute Vorsätze auf Besserung faßt, am Schlaganfall verabschiedet, erzählt der Tod, der sich mit launiger Bonhomie in das weinselige Behagen seiner Zechtumpane findet, eine Reihe gruseliger Geschichten, so die von der schönen Delphine de Sabran, die dem Tode lange ein Schnippchen zu schlagen weiß. Zur Zeit der französischen Revolution, die übrigens in ihren großen und schrecklichen Auswirkungen mit lebhaften Farben geschildert wird, entgeht eine schöne Aristokratin den blutgierigen Händen des rasenden Pöbels, vor allem der Weiber dadurch, daß sie geistesgegenwärtig das schmutzige Kind einer Citoyenne auf die schmutzige Stirne küßt und in ihren Armen davonträgt. Diese mütterliche Regung macht auf die wankelmütige Menge einen solchen Eindruck, daß die Marquise ungefährdet in ihrer Equipage durch eine Nebengasse entfliehen kann. So rollen in bunter Bewegtheit geistvoll und spannend die verschiedenartigsten Gestalten und Begebnisse am Leser vorüber. Ergötzlich wird die proteische Personifikation des Todes vorgeführt einmal ganz paradox als „Urbild prunkender Gesundheit mit runden Pflasterbäden und einem leichten Bauchanfaß“, ein anderesmal als heiterer Springinsfeld, dann wieder als sentimentaler Melancholiker und schließlich als griesgrämiger Alter, der sich philosophierend in weltwehmerzerische Betrachtungen verliert. Zuguterletzt zweifelt er an seiner eigenen Existenz, als ihm in dem umfangreichen Manuskript eines würdigen Gelehrten schwarz auf weiß der verblüffende Beweis geliefert wird, er sei weiter nichts „als ein Schattengespenst im Gehirn der Menschen“. Die romantische Ironie dieser These überwältigt ihn. Schleunigst löst er eine Fahrkarte und fährt geradeswegs in den Orient, wo er in seinem realistischen Ingrim auf eine gute Ernte hoffen kann. So endet die Groteske humorvoll mit einem Hymnus auf die sieghafte Macht des Lebens.

Diese hoffnungsfreudige Bejahung gesunder Lebenskräfte liegt auch Sarnetzki's umfangreichstem Werke, dem Roman „Die Pfeifer von Altensande“<sup>1)</sup>, zugrunde und durchflutet das Ganze mit einem warmherzig ehrlichen Pathos, das uns an die schönsten Heidegeschichten von Frenssen, Söhle, Kohne und Spedermann erinnert.

Das Kernstück des Romans bildet die Geschichte zweier Geschwister, die aus der ihnen unerträglich dünkenden Enge und Einsamkeit des höchst anschaulich geschilderten väterlichen Gutes, das in der niederländischen Heide- und Moorlandschaft gelegen ist, fort in die bewegte große Handels- und Seestadt ziehen. In einem hochgeachteten und anscheinend reichen Kaufmannshause, das aber eine schwere Handelskrise zu überstehen hat, erringt der Sohn sich durch seinen beharrlichen Fleiß eine so angesehene Stellung, daß er — zumal ihm unver-

1) Gleich dem Novellenbände und dem noch zu besprechenden Versbuch bei Quelle und Meyer in Leipzig erschienen.

hofft die Erbschaft seines verschollen geglaubten Oheims zugefallen ist — die elegante, aber überaus gefallsüchtige und anspruchsvolle Tochter des Großkaufmanns als seine Gattin heimführen kann. Nach dem Tode des Schwiegervaters wird er selbst der Chef des Handelshauses. Trotz der treuen Mithilfe eines alten Proturisten ist er aber auf die Dauer nicht imstande, der neu auftauchenden geschäftlichen Schwierigkeiten Herr zu werden und die kostspieligen Launen seiner ganz mondän eingestellten Frau und deren Galans zu befriedigen. Es kommt zum Zusammenbruch der Firma und nach einer dramatisch erregten Auseinandersetzung der Ehegatten zur Trennung. Mit seinem Söhnchen kehrt der innerlich von seinem Wahn Genesene auf den elterlichen Hof zurück, um hier rastlos schaffend sich ein neues Glück zu zimmern. — Ein ähnliches Schicksal erlebt die Schwester, die der Verführung des Schwagers ihres Bruders erliegt, dem haltlosen Menschen aber eine rührend sorgende Lebensgefährtin wird. Nach dessen Tod wird ihr ein ruhiges Asyl zuerst in einem idyllisch gezeichneten Gäßchen der Kölner Altstadt unweit des Rheins, sie findet sich dann aber auch mit der gesamten Familie wieder auf dem Eichhofe zusammen zu neuem, friedvollen Wirken.

Schon auf den ersten Seiten des Romans hören wir aus dem Munde der spielenden Kinder: „Hier hört ji her, wo Vadder un Grotvadder un Urgrotvadder of säten hebbt. Hier hebbt ji Land unner de Söte un staht faß up de Grund — wat wullt ji in 'r Stadt? Daß geiht as den verlornen Sohn.“ Hiermit ist das Thema des Buches angekündigt. Der Drang in die Ferne liegt vielen Gliedern der Familie Pfeifer im Blute, er ist für sie geradezu typisch. Sarnegkis Lieblingsmotiv von der gesetzmäßigen Wiederkehr bestimmter Neigungen, Charaktere und Situationen wird nun überzeugend an dem Faden einer Familienchronik durchgeführt.

Die jüngeren Söhne, die vor dem Erstgeborenen im Erbe der Väter zurückstehen müssen, aber auch manche Frauengestalt treibt es hinaus aus der Stille und dem ländlichen Frieden in die geschäftige fremde Welt. Ein Johann Pfeifer, der Großvater, hatte sich einst vom Rheine ein lachendes Pfarrfräulein geholt. Das rheinische Blut aber konnte sich in die herbe norddeutsche Art nicht hineingewöhnen. Nur eine kurze Zeit währte das Eheglück. „In einer schwülen Spätsommer-Dämmerung legte sich das früh-ergraute Haupt mit der hohen Flechtentkrone im Heidekraut schlafen und verlor voller Schwerkraft die Kraft, sich aus dem Schlafe zu erheben.“ Die zweite Frau Eva war resoluter. Sie wußte sich im Ehevertrage das Recht zu sichern, alljährlich nach den zwölf heiligen Nächten eine mehrwöchige Reise zu unternehmen, um die Lustbarkeiten der Residenz mit auszukosten. Deren Sohn Friedrich treibt es in die Ferne nach Amerika, wo er auf nicht ganz einwandfreie Weise zum vermögenden Manne wird. Ihn beerbt der Nefte, eben der Hauptheld unserer Geschichte, allein ihm wird der Reichtum nicht zum Segen. Erst als er wieder den herb süßen Geruch des Bauernhofes in sich eingesogen hat, empfindet er mit dem herrischen Großbauern und dessen Umgebung, wie kräftig der Erbsegen ist, der von der braunen Aderknoche aufsteigt. So wird der Roman am Schlusse zum Hohelied ländlicher Heimatseligkeit.

Wer Sarnegkis stimmungsvollen und gehaltreichen Roman zum ersten Male

liest, wird wohl weniger von der Fabel an sich, als von der Bilderfülle äußern und innern Erlebens gepackt werden, zumal, wenn sich der kraftvoll gestaltete Gegensatz auftritt zwischen der in „grauer, harter Steineswucht“ sich türmenden, lärmenden und seelenbeengenden Stadt und dem holden Märchenzauber der rotblühenden Heide mit den darüberwallenden weiten Nebeln, die sich in der Sonne Glut zu einem unendlichen Wolkenmeer flammender Feuer erheben und erhöhen. Und doch ist der zum Rheinländer gewordene Niedersachse ebenso sehr ein Realist als ein versonnener Romantiker; gleich bewundernswert ist seine Kunst, die Außendinge in sich aufzunehmen, zu ordnen und zu gestalten, wie geistbeseelt das Empfangene in intuitiv geschautem lebensstiefem Zusammenhange als Neuschöpfer von sich zu geben.

Sein Versbuch „Weiße des Lebens“, das kurz vor dem letzten Weihnachtsfeste herausgekommen ist, beweist diese Doppelveranlagung auf das erfreulichste. Ein schmales Bändchen von stark hundert Seiten, überrascht es uns in allen seinen Rhythmen durch diese glückliche Synthese impressionistisch-expressivistischem Schauens und Schaffens, des Heimatlich-Persönlichen mit dem Typisch-Symbolischen.

Welch' eine glückliche Kindheit zaubert er uns gleich aus dem Gedichtkreis „Jugend und Träume“ vor die Seele! Der erste Gruß gilt der Vaterstadt Bremen, der Stadt im Nebel an dem meerverbreiteten Weserflusse unter grau-verhangenem Himmel, doch fest steht ihr Dom und schaut unbeirrt zur helleuchtenden Ferne gleich den hochsinnenden, großzügigen, wagemutigen Bewohnern, die aus Dunst und Rauch ins Lichte streben. Seine ganze Liebe gilt dem anschaulich geschilderten trauten Heimathofe unfern der Stadt, dem ernstesten, lebensklugen Vater und der anmutigen, märchen erzählenden Mutter. Die Erinnerung an selige Kindertage hat sich so tief in seine Seele gesenkt, daß sie nach Goethes weisem Ausspruch mit ihm eins geworden, ein neues besseres Ich erzeugt und so ewig bildend fortleben und schaffen mußte. Deshalb sieht der Dichter alles mit den sinnenden, Vergangenenheit und Gegenwart einenden, ja in die Zukunft weisenden Augen der Phantasie; die Rätsel zwischen Himmel und Erde fängt er in bedeutsamen, an Mörike und Eliencron, Dehmel und Falke, sowie an Wilh. von Scholz gemahnenden Bildern auf und haucht ihnen seinen Lebensodem ein. Manche Gedichte sind aus klopstockischer Sehnsucht und einer Verzüdung geboren, von der Plato als einem alles überwallenden, übersiedenden Seelenrausche spricht, der alles Vernünftelnde und Erdenhafte sieghaft überstrahlt und überwindet. Hinauf aus Dürsten und Darben des Diesseits träumt er zu seliger Erfüllung mit den Wolken zu wandern:

Über unendliche Reiche zu blühenden Eishogengipfeln  
Bis zu den Thronen des Alls, der Göttlichkeit weißesten Wipfeln.

Das Wachstum der Gedichte zieht sich an einer Kette von Eindrücken aus der Heimat und aus erwanderten fernen Gauen über eine Reihe von Jahren, ja Jahrzehnten, bis er in den Hafen der Erfüllung, des seligen Liebesglüdes einläuft — und doch bleibt die Grundstimmung trotz wechselnden Erlebens dieselbe und mündet, wenn schon ihm Kämpfe und Enttäuschungen nicht erspart bleiben, in einen sieghaften, ja strahlenden Optimismus aus. Es ist reizvoll, die

heimliche individuelle Wurzel seiner Versgebilde aufzuspüren und zu gewahren, wie die organische Entwicklung zum Vollbilde in Klang und Farbe sich vollzieht. Eine durchaus malerisch-musikalische Natur, wie sie den Dichtern der Meere und ausgedehnten Ebenen eigen ist, sieht er die unendliche, darum gotterfüllte Weite, stehen ihm die blasseren, in die mattblaue Ferne hinausfliegenden Farbentöne zu Gebote und die ins Endlose verzitternden Stimmungen. Das Wunderbar-Bezwingende aber ist die gebändigte Kraft und die gereifte Gottseligkeit unseres Sängers. Man lese oder besser höre nur sein poetisch ausmalendes Credo in der Glosse zum Vaterunser: Um die sieben Bitten und die Dogologie ranken sich volltönend in reicher Modulation hymnenartig mystische Betrachtungen und Verzückungen. Die Seele ist das unendliche Himmelsfeld, und über alle Zweifel hinweg wird die Sehnsucht nach Frieden. Als Kind stellte das Bremer Kind sich Gott wohl vor als einen gütigen Greis, der in des Himmels guter Stube auf einem goldenen Throne saß, gehüllt in einen weithin wallenden Sternemantel und die Erde zum Schemel der Füße nehmend, umgeben von pausbäckigen, fröhlichen Engeln! Als der Jüngling aber heranwuchs, stiegen Zweifel auf, und das unendliche Weltall mit all seinen Millionen von Sternen war nicht weit genug, Gott zu fassen. Da nahm der Dichter ihn mystisch in seine Seele auf, und mit Goethe kindliche Schauer tief in der Brust hegend, verehrte er in gläubiger Hingabe Gott in seiner All-Größe und All-Liebe.

Ich will ein Kind sein und dem vertrau'n,  
Was in mir wächst, der Sonne zu,  
Den reinsten Flammenkelch zu schau'n  
In deiner Ewigkeit ewiger Ruh'  
— — Geheiligt werde dein Name.

Und wie liebt unser Sänger die Wetterstürme! Machtvolle, klangreiche Strophen bauen die vier Sätze der symphonischen Dichtung „Gewitter im Tal“ mit Beethovenschem Schwunge crescendo vom sanften Adagio zum aufgeweichten, wilden Presto und jagen sie decrescendo zurück — das Ganze verflammt im wirkungsvollen Kontrapunkt durch den hoheitsvollen beruhigenden Vers „Über den Bergen steht eine silberne Sonne“. Berückender Jubel ertönt in dem daktylisch-beflügelten Märschentanz: „O wirbelnder, wilder, verwirrender Reigen.“ Die Kunstmittel der poetischen Rede: Reim und Stabreim, Lautmalerei in Assonanz und Konsonanz bieten sich ihm in schwelgerischer Fülle dar und doch nirgend aufdringlich-erzwingend. Die Farbenfreude am golden-kalten Herbstmorgen verleiht ihm

... ein starkes Vollgenießen.  
Kraft und Schönheit, sie entfliehen  
Einem siegbewußten Sein.

Die im Grunde materiell-naturalistische denkende und fühlende Epoche bis zum Weltkrieg ließ auch bei unseren Lyrikern die Ideen Gott und Unsterblichkeit ganz in den Hintergrund treten. Das Metaphysische ward von einem müden Steptizismus abgelöst. Einsam und sehnsuchtsvoll stellten sich uns die besseren Dichter dar, andere verloren sich in sinnbrünstige Erotik. Dem gegenüber erscheint uns Sarnetzki als der Kündler eines edleren Zeitalters und Deuter neuer, schönerer

Lebensgefühle. Für ihn, den lebensbejahenden, von Gottesgeist durchdrungenen Dichter gibt es keine Vergänglichkeit, unser Wesen ist unzerstörbar, ein Herzblut-rauschen wird immer bleiben. Ja, fallen einst der Erde braune Schollen über uns, so wird in diese die fröhliche, sonnengesegnete Kraft hineinwachsen:

Aus unserm Staube ewig jung  
Wird neu ein neu Geschlecht erblüh'n  
Und glücken, wie die Sterne glüh'n  
Durch Nebelnacht und Dämmerung.

## Die Dreistrophigkeit im älteren deutschen Volkslied.

Untersuchung über Gesetze seiner inneren Form und seiner Entwicklungsgeschichte.

Von Hermann Gumbel in Frankfurt a. M.

Deit Valentin hat in einem Aufsatz „Dreiteiligkeit in der Lyrik“ (Ztschr. f. vgl. Literaturgesch. N. F. Bd. 2) die antiken Metren nach Aufbau und Wesen analysiert, genetisch entwickelt. Er macht in seiner Untersuchung glaubwürdig, daß der Zug zur Dreiform eine apriorische ästhetische Kategorie künstlerischer Gestaltung ist. Der hier lediglich andeutbare Weg und die Arbeitsweise dürften eigentlich nur verfolgt werden mit Unterstützung einer strengen, philologisch-historischen Methode. Ich habe mir den Stoff in Uhlands Volksliedern angeeignet ohne weitere Untersuchung, habe ihn lediglich als günstiges hypothetisches Material der Anwendung betrachtet.

Unter Nr. 14 steht bei Uhland das Lied vom Käuzlein in drei Fassungen (A, B, C), von denen zunächst A und B zu betrachten sind:

- |   |   |
|---|---|
| A.  |   |
| 1. Ich armes Käuzlein kleine,<br>heut soll ich fliegen auß<br>bei der nacht so gar alleine<br>ganz traurig durch den walde. | 2. Der nast ist mir entwichen<br>darauf ich ruhen sol,<br>die leublein sein all erblichen,<br>mein herz ist alles traurens vol. |
| B.  |   |
| 1. Ich armes Käuzlein kleine,<br>wo soll ich fliegen auß<br>bei der nacht so gar alleine?<br>bringt mir gar manchen graus.  | 2. Der nast ist mir entwichen<br>darauf ich ruhen sol,<br>die leublein sein all verblichen,<br>mein herz ist traurens vol.      |
| 3. Muß ich mich von dir scheiden,<br>herzlieb, ganz traurig bin,<br>es geschah mir nie so leide,<br>ade! ich far dahin.     |   |

Fassung B bietet A gegenüber die entwickeltere, gerundete, vollendetere Formung. A hält sich durchaus im Bereich des Bildes: ein Käuzlein hat Sprache erhalten und klagt. Die beiden Strophen sind ganz einheitlich in der Stimmung. Es erscheint ein leiser Ton, dem in einem Abstand der gleiche folgt, dann aber keiner mehr. Und das macht die Wirkung aus. Die Psychologie weiß, daß die menschliche Vorstellung sich auf einen dritten, gleichen Eindruck einstellt, und zwar nach dem empfundenen Zeitraum  $\alpha$ , wenn zwei gleiche Eindrücke in jenem Abstand  $\alpha$  vorhergegangen sind. Hier wird die Erwartung getäuscht, ein drittes Glied bleibt aus. Und die Enttäuschung verfehlt dann in un-

befriedigte Stimmung, die bereits der Wehmut des Gedichts ganz nahe rückt. Damit ist die Ruhelosigkeit und das Flattern in einem selbst entstanden, wovon das Käuzlein klagt. Damit ist einem selber „der naß entwichen“. — Wer sich von dieser Stimmung nicht erfassen lassen will oder kann, wer nicht geradezu getrieben wird, die zwei Strophen immer noch einmal zu lesen, genau zu lesen und dadurch immer unweigerlicher ihren Stimmungshauch einzuatmen, der wird sagen: das Gedicht ist nicht fertig; das ist freilich auch richtig. Denn es könnten wohl noch zwei, drei, vier Strophen gleichen Inhalts, gleicher Tonart dieses Weben weiterführen. Ein Grund, warum es nicht geschieht, liegt inhaltlich nicht vor. — Der Eindruck dieser Dichtung bleibt stark und einfach, primitiv.

Das macht ihren starken Zauber aus. Die Stimmung ist nur hingestellt, weiter nichts. Der Dichter hat sich ihr hingegeben, so wie sich der Wilde vor einem Dämon auf die Erde legt. Dies Naturhafte, dieses dämonisch-unbewußt-Dumpfe steigert die poetische Stimmungskraft.

Die beiden Strophen sind doch schon differenziert. Die erste Strophe gibt die reine Angst des Alleinfliegen-Sollens wieder. Der nächtliche Wald erscheint, und man hört den traurigen Schrei des kleinen Vogels. Str. 2 baut dies Thema aus, sie gibt eine Art Begründung. Begründung im äußeren realen und im inneren, subjektiven Sinn. („Der naß ist mir entwichen usw. — mein Herz ist traurens voll.“) Über die Frage: Was nun? kommt man damit nicht hinaus. Man empfindet deutlich Ansätze, aber nur Ansätze zu formalem Aufbau. Niemand versteht, daß mit dem Entwichensein des Astes Scheiden gemeint ist. Die Möglichkeit einer vertieften Geltung wird ja geradezu verhindert durch die Einheit, Treue und Gleichmäßigkeit der beiden Glieder. Die wohl restlose Sichtbarmachung von Natur bleibt eben: Natur.

Fassung B erst hebt mit der dritten Strophe die primitive Stimmung in den Bereich des Menschlichen, Typischen, Dauernden, des Sinnbildlichen, Künstlerischen. Jetzt ist ein menschlicher Inhalt gesehen und verkörpert durch einen symbolischen Naturvorgang. Nun scheint durch das bloße Naturbild ein selbständiges Seelisches durch, das im Naturbild nur sein Echo sucht. Lückenlos wächst diese dritte Strophe aus dem reinen Naturkomplex heraus. Organisch als Krönung und Gipfelung tritt sie auf: Naturlied wird Liebeslied. Ein absolutes, ein Eigen-Gesehen wird bezogen auf ein anderes Gesehen, erhält damit Symbolwert. Es bleibt ein unkünstlerisches Moment und besonders dem Volksgesang durchaus wesensfremd, Natur und Stimmung um ihrer selbst willen, objektiv, zu geben. Natürlich wollte dies Fassung A auch nicht. Nur gab sie sich so der Ausführung des Bildes hin, daß sie im Bild stecken blieb. B aber erhebt sich in vollendeter Gebärde zu dem, was zu sagen eigentlich drängt. Jene Strophe 3 faßt die Akkorde in einer klaren Fermate zusammen. Hier verweilt man, wo man das Ganze in einem Augenblick hat, entwickelt, übersieht, wo Anlaß wie Gestaltung des Gedichtinhalts gleich faßbar sind. Jetzt ist mit der Erhebung ins Menschliche die Deutung ins Menschliche erfolgt. Zugleich klärt und erklärt sich hier der Aufbau: die erste Strophe gibt die Stimmung; die zweite die Motivierung, den mehr innerlich-seelischen, also zugleich individuelleren Kern dieser Stimmung, freilich noch immer innerhalb des poetischen Bildes. Strophe 3 bringt

dann Deutung, Anwendung auf ein persönliches Erleben. Mit den beiden Anfangstropfen verbindet die Stimmung, nicht mehr das Bild. Und dies menschliche Erleben ist ein klar faßbares Phänomen, das allgemeine Eindrucks kraft besitzt, es bedarf keiner weiteren Auflösung oder Erklärung.

Das Ergebnis ist dreifach zu fassen:

I. literarisch-kritisch; II. geistesgeschichtlich; III. formal-ästhetisch.

1a) Wir haben zunächst eine Grundstufe primitiv-poetischer Natur. Hieraus steigt eine entwickeltere Form, die bereits das Artkriterium des Bewußt-Künstlerischen enthält. Aus dem Beharren, dem Gefangensein in einem Motiv wächst Steigerung, Hintereinanderschalten zweier Motive. — Zerlegen wir die kompakte Einheit der ersten Gestaltung, der zwei Urstropfen, so ergibt sich ein dreifacher Rhythmus: Anschläge des Themas — Ausführung, Begründung — Auflösung, Beendigung in einem Neuen. Es läßt sich auch so sagen: Stimmung als Eindruck — Stimmung als Ausdruck — Stimmung als Deutung und Spiegel.

b) Man kann in der dritten Strophe auch ein Durchdringen des Gedankens finden. Die bloße Empfindung treibt nichts als sich selbst heraus. Erst der im Bewußtsein wirkende Gedanke sucht ein Echo außerhalb des Ichs. Und so antwortet der Stimmung der entsprechende Gedanke: so wie das Käuzlein traurig fliegen muß, so muß ich scheiden. In dem Bezug zweier Motive aufeinander, im Vergleich liegt ja schon das aktiv Gedankliche. Auch damit, daß sich die Vorstellung und Darstellung in den Bereich des Menschlichen redt und gedeutet wird, ist schon auf ein Mitarbeiten des Gedankens hingewiesen. Aus der reinen Stimmungsintensität und Stimmungseinheit wird Gedankenführung. —

II. Und damit ergibt sich eine neue Parallele. Die dritte Strophe gibt den subjektiven Ausdruck der Gesamtstimmung. Deutung, Anwendung bekommt hiermit den Sinn: Anwendung auf ein persönliches, individuelles Erleben. Also: Einerseits Aufsteigen vom naturhaft Einmaligen zum Allgemeinen, Menschlich-Allgemeinen vom Vorhergehenden zum Bestehenden. Andererseits vom allgemein Zwingenden der Naturstimmung, die raum- und zeitlos beharrt, zu dem entsprechenden einmalig Erlebten im einzelnen Menschenleben, d. h. vom typisch Unfigurbaren zum bestimmbareren Erleben, zum Aktuellen, Persönlichen, Individuellen. So ergibt sich die Linie: Durchbruch des Individualismus. Wir verstehen das ohne weiteres, wenn wir an die Ansicht denken, daß auf früher Stufe die Poesie Produkt und Eigentum der Gemeinschaft war. Je mehr der Einzelne autonom wird, desto mehr persönlichen Ausdruck enthält das Lied und — je mehr ein Lied an persönlichem Ausdruck enthält, desto mehr ist der dichtende Einzelne autonom geworden, zunächst dichtend. Ehedem schloß sich der Einzelne durch das Lied in große, überdingliche, überpersönliche Zusammenhänge ein. Jetzt wird die lyrische Äußerung in steigendem Maße „Selbstbefreiung“ (im Goethe-Sinn): — Die Fassung B bezieht die poetischen Elemente auf ein Ich. Erst mit dem hell werdenden Gefühl des schlechthin eigenen Ichs entsteht ja der Drang zu Deutung, zu Beziehung des Toten aufs Lebendige, des Außen aufs Innen. Die primitive Zweistrophigkeit gab sich noch dumpf und völlig unbewußt dem Element hin, der Stimmung, der poetischen Zauber macht. Es ist die Art des



gläubigen Naturmenschen. Dem Aufkommen von Deutung, Gedanken und Persönlichkeitsprägung entspricht die Stufe des quellend ursprünglichen Bewußtseins. Der Natur folgt Kultur. Hier ist Übersicht und Einordnung des Naturhaften erreicht, ohne daß dem empfänglichen Gemüt der dunkle Zauber verloren wäre. Der Mensch findet in sich den Halt, daß er die Welt erleben, erleiden kann, ohne an ihr zu zergehen. Er erhielt die Kraft, die dämonische Masse der Natur zu bewegen: er erhielt die Macht künstlerischer Gestaltung. Hiermit wird das Bild Epoche harmonisch, d. h. gleichseitig und gleichwichtig. Noch ist Stimmung und Hingabe mächtig. Schon halten ihr persönliche Formung und Gedankenmeisterei die Wage.

III. Es gibt noch eine dritte Möglichkeit, den Entwicklungsgang zu fassen: psychologisch-ästhetisch. Oben war der Einwand gegen die Fassung A gebracht worden, der hierher gehört: das Gedicht sei nicht fertig. Es mußte zugegeben werden, daß an die zwei Strophen von A noch beliebig viel andere angereiht werden könnten. Kein Formgesetz gebietet, daß ein Inhalt nur in zwei Gliedern ausgedrückt werden dürfe. Das Entscheidende aber ist, daß Glieder vorliegen! Die gleichförmigen Glieder hintereinander erzeugen den Eindruck der Reihe. Theoretisch ist eine solche Reihe aus homogenen Strophen unendlich. Praktisch kann dreierlei eintreten: 1. Der Inhalt schließt sie ab. Wir denken an die vielstrophigen historischen Volkslieder und daran, wie wenig zwingend in ästhetischer Hinsicht hier die Schlüsse sind, wie aus den vielen Hinzudichtungen im Laufe der Überlieferung hervorgeht. 2. Die Reihe schließt mit einem Glied, das von den übrigen Gliedern verschieden ist, das den Abschlußcharakter deutlich aufweist und so die Reihe zu etwas macht, was überschau- und faßbar vorliegt. Und 3. kann in der gerundetsten Form formaler Abschluß mit inhaltlichem zusammenfallen.

Diesen Fall stellt die Fassung B dar. Wie die fortlaufende (ästhetische) Reihe der Silben, die epische Reihe, aus dem Musikalischen heraus Abschluß und Einteilung bekam, wie im Verse das Metrum entstand, hat Valentin in dem erwähnten Aufsatz gezeigt. Die Minnesangstrophe mit Auf- und Abgesang bietet ein ähnliches. Die beiden Stollen gleichen sich, und nur dadurch, daß der Abgesang ihnen nicht gleicht, wird die Rundung, der rückgreifende Zusammen-schluß der Strophe erzielt.

Setzen wir in Rechnung, daß im Rahmen eines ganzen Gedichts das Schwerkraft von selbst auf Tonart, Ausdruck, Sinn und Inhalt gleitet, so haben wir in B den analogen Fall. Zwei in Stimmung und Bild gleichen Strophen folgt eine dritte ganz andersartige. Sie wirkt wie eine Betonung, die anzeigt, daß alle drei Glieder in einen Rhythmus zusammengehören. Damit ist der Charakter einer Gesetzmäßigkeit erreicht und kenntlich gemacht.

Es bleibt noch eine Möglichkeit auszuscheiden, die der Dreistrophigkeit an sich nicht widerspricht, ihr nur das Erstgeburtsrecht bestreiten kann: die Möglichkeit des Gedichts mit 5, 7 Strophen. Nun, die prägnanteste, eindringlichste und damit lebendigste Form ist immer die kürzeste. Ein Gestalten, das von dem behandelten ästhetischen Formgesetz am reinsten beseelt war, mußte die klarste Befriedigung in der einfachsten Prägung finden. So war nötig: eine Strophe

als Hintergrund, eine als Bühnenebene und eine Perspektive erzeugende als Abschluß.

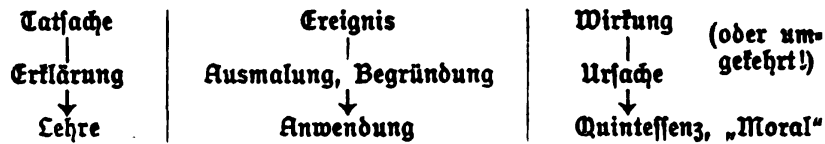
Lieder, die in drei Strophen entstanden waren, setzen ein harmonisches, formstärkeres, ruhiges Gestaltungsvermögen voraus. Selbstredend blieben Möglichkeiten der Erweiterung bestehen. Wo es der Inhalt forderte, kann die Norm verlassen werden, ohne daß auch die innere Gesetzmäßigkeit beseitigt wäre. Zugleich aber tritt die Wahrscheinlichkeit auf, daß Gestalttrieb den Formtrieb überwältigt, daß die knappe, gestraffte Form als eng und arm empfunden wird. Erweiterung wird zu Wucherung, das Wesen jener Gestaltung und ihr Ursprung wird zugedeckt und entstellt, damit droht Verfall. Das Wesentliche kann nicht mehr ausgedrückt werden, die Dichtung sinkt in form-ästhetischer Beziehung, sie gewinnt an poetischem Reichtum. Das gilt für Form und für Gehalt. Auch hier schließt sich der Zusammenhang mit der ersten und zweiten Formulierung. Die Spätstufe — oben erkennbar an Überwiegen des Gedankens und an subjektiv-absichtlicher Maché — zeigt sich hier in reicher Verwilderung der Form, im Verlorengehen ursprünglich-poetischer Gesetzmäßigkeiten. Wie oben wird diese Sachlage nicht durch ein absolutes „Schlecht“ oder absolut „unkünstlerisch“ bedingt, sondern durch ein „Zuwiel“, durch den Trieb zu Fülle, Reichtum, Übersäuern.

Nun sind noch mehr Abgrenzungen nötig. Scharf betont muß zunächst werden, daß sich der — oben absichtlich scharf herausgestellte — Entwicklungsgang durchaus nicht mit zeitlichem Ablauf zu decken braucht. Es handelt sich ja um apriorische, allgemein künstlerische Formerscheinungen. Sicher war jenes Formgebot des dreistrophigen Aufbaus im schaffenden Menschen bedingt durch ein bestimmtes Quantum und eine bestimmte Qualität des dichterischen Vermögens überhaupt. Nach der reinen Wirkung dieser Form läßt sich wohl sagen: Sie ist Element einer hohen dichterischen Kultur und einer ausgezeichneten Begabung. Solche Begabte können an sich zu jeder Zeit auftreten. Nur ist zu beachten, daß die Zeit mit ihren Erscheinungen die Entfaltung eines solchen Formtriebs unterbinden oder unwesentlich machen kann. Jene Zeit, da der Volksgefang aus der Berührung des noch naturnahen Menschen mit Natur und Leben hervorsprang, war der Entfaltung primärer und primitiver schöpferischer Veranlagung am günstigsten. Was später als „Kunst“ verkündet wurde, war hier noch unbewußtes Leben.

Alle Aussagen bleiben hier leider Hypothesen. Wir haben keine ausreichende, zuverlässige Überlieferung. So fehlen uns durchaus chronologische Anhaltspunkte. Über die Art und das Dasein von Volksgefang im Mittelalter gehen die Ansichten ja weit auseinander. Denkbar ist es, daß die strenge Geltung der Dreiteiligkeit des Strophenbaus, die im Verse des Minnefangs geherrscht hatte, in der Blütezeit des Volksliedes den Durchbruch des Drei-Strophen-Gesetzes befördert und gestützt hat. —

Die systematische Linie, die an Hand eines Beispiels betont wurde, wird nun noch überspielt, begleitet, eingewickelt förmlich von der Fülle der Möglichkeiten. Zwischen jenen Hauptabschnitten bot sich natürlich Mannigfaltigkeit der

Übergänge, eine Mannigfaltigkeit, die mit dem wenigen, was erhalten ist, nicht im entferntesten belegt werden könnte. Aus der Art, wie sich in bestimmtem Abstand von den Hauptstufen wieder Gruppen bilden, lassen sich dann Gesetzmäßigkeiten zweiten Grades ablesen. Es liegt dazu ganz in der Natur der Sache, daß die Fülle der Spielarten wächst, je mehr die Mittelstufe erreicht ist. Denn hier wächst die Menge individueller Ausdrucksformen. Und so kommt es, daß der große Klang, der die Entwicklung trägt, immer mehr zugedeckt wird. Wie aus der Reihe der Silben durch Gliederung und Schlußsetzung, durch Betonung eine Menge Metren ableitbar sind, so läßt auch schon die einfachste Strophenreihe beschränkten Betonungswechsel zu. Entsprechen die alten zweistrophigen Lieder den dipodischen Metren, so lassen sich auch bei ihnen trochäische und jambische Gebilde unterscheiden. Es kann entweder zuerst die allgemeine Stimmung und dann die Begründung, Ausführung, besondere Prägung gegeben werden oder umgekehrt. Die Glieder können auch gleichgewichtig und daher ohne weiteres vertauschbar sein. Die Dreistrophigkeit hat Analogie mit dem daktylischen Rhythmus, und auch da sind daktylische und anapästische Formen möglich. Der Reichtum wächst, und das entspricht dem Eindringen des Gedankens. Hier sind drei Möglichkeiten ins Auge zu fassen: Der Gedanke und die Gedankenführung machen den Akzent aus, der, wie sich aus der Ableitung von der Zweistrophigkeit von selbst ergibt, in der neuen dritten Strophe sitzt, also am Schluß. Der Rhythmus wird ansteigend, die Technik steigend, und es kommt ein Entwickeln des Gedankens zustande. Das kann in mehr oder minder großer Flüssigkeit geschehen: In Nr. 44 „Es ist ein schön gefallen . . .“ sind die einzelnen Strophen recht autonom in sich. Die verbindenden Motive fehlen, der Gedankenfluß ist ruckweise, aber mächtig hervorgestoßen. Str. 1 gibt den Komplex „Winter“ und leitet zum Elend hin. Str. 2 gibt die starke Ausmalung der Obdachlosigkeit in Elend und Winter. Und höchst eindringlich entringt sich dem die Bitte an die Geliebte (Str. 3). — In Nr. 21 „Mit lust tet ich außreiten . . .“ ist der Zusammenhang offensichtlicher. Das Motiv der Vöglein wird mit in Strophe 2 hereingenommen, und auch da schon der Akzent, das lockende Geheimnis angedeutet, die drei Jungfräulein erwähnt. — In Nr. 146 „Ich ritt nur auß nach abenteuer . . .“ (ebenso in Nr. 145) besteht ein enger Zusammenschluß vor Str. 1 und 2, ein betonter Abstand zur dritten. Und der Eindruck der „Moral“, der dadurch erweckt wird, ist noch unterstrichen durch die Anfänge dieser dritten Strophen: „Man soll durch schöner junckfreulen willen . . .“ (Drumb laßt uch nit erschrecken . . .). Str. 1 und 2 bieten Durcharbeitung eines Motivs, bleiben in der einen Stimmung, im Bild. Dann wird abgesetzt, Atem geholt zu der befreienden Quintessenz. Die Form, die sich in Nr. 21 („mit lust tet ich . . .“) wie von selbst zur Abschlußfermate hindrängt und hinöffnet, ist hier straffer und muß gewaltsam aufgebrochen werden. Dadurch steht die dritte Strophe freier im Raum, sie bekommt Platz um sich und kann ihre zusammenfassende Wirkung ganz ausstrahlen. — Festzuhalten ist, daß hier, bei der Entwicklung, dem Heraufführen eines Gedankens, dies meist an einem Geschehen, an Ereignissen verdeutlicht wird. Da liegt dann an sich schon ein klar gegliederter Ablauf vor, wie ihn die menschliche Auffassung entgegennimmt.



Diese Reihen bezeichnen das häufigste Schema, das sich ja schließlich mit dem ersten von oben deckt: Stimmung — Ausmalung — Deutung.

Ein prägnantes Beispiel ist Nr. 11 (auch Nr. 322): „Der Guckguck auf dem Zaune saß . . .“ Hier folgt — und es sieht fast bewußt kunstmäßig aus — das Lied ausschließlich dem natürlichen Vorgang, so ausschließlich, daß der Akzent der Schlusstrophe unmerklich mit einschmilzt in den ganz geschlossenen Stimmungsakkord, der dieses Lied einzigartig macht. Und es liegt hier rein bildhaft das Schließende, Mündende in dem gelösten Ausklingen, mit einer ungemeinen Zartheit gegeben („ . . . schwang er sein gfidere . . . er flog dort hin wol über se . . .“). In dem rein erschaute Kontrast von gefangener Ruhe und gelöster Bewegung. — Ähnlichen Ablauf aus der Situation heraus weist Nr. 69 „Insbrud! ich muß dich lassen . . .“ (und Nr. 68 „Entlaubet ist der walde . . .“) auf, wo sofort in die Tatsachen hineingegangen wird. Erst Str. 2 aber gibt motivierend die ganze Bitterkeit in der Nachricht, daß es sich um Abschied von der Geliebten handelt. Und die Anwendung, die oft platte Ermahnung zur Treue ausspricht (wie in 68), ist hier wunderbar in Vertrauen und Trostgewißheit eingeschlossen.

2. Minor führt in seiner Metrik an, daß der Wechsel von Stollen und Abgesang auch sehr bald frei behandelt wurde. Der Abgesang konnte vor die Stollen oder gar zwischen sie treten. Und so rückt auch in der Dreistrophigkeit der Akzent vom Schluß fort und auf die zweite, die Mittelstrophe. Was bedeutet das? Die Hintergrund malenden Strophen mit Stimmung, einfachem Geschehen, Tatsache, werden um die betonte Strophe herumgelegt, hinter ihr durchgewirkt. Der Gedanke, Anwendung, Deutung, Moral erscheint in einem Rahmen gefaßt, wird klarer hervorgehoben. Die Technik des Kontrastes beginnt. Ein Beispiel bietet Nr. 14 c „Ich armes Keuzlein kleine . . .“. Hier hat die alte Hülle neuen Kern bekommen. Liebesglück ist der Grundgedanke. Liebesglück, das nur gefährdet scheint durch feindliche Mächte und Menschen, durch Eulen und Neider. So kehrt in Str. 1 und 3 das Motiv der tödlichen Eulen wieder als tragendes, bindendes Glied. Die alte Einsamkeitsstimmung, das Verlassensein im Wald ist noch erhalten; aber um so stärker tönt der Jubel der mittleren Strophe: „Mein gfidere will ich schwingen gen holz in grünen walt!“ Diese bedingt doch schließlich das Bleibende, das Wesentliche, nicht die Klage über die Eulen. Das befreite Fliegen in den Wald, wenn es gilt, die Nachtigall zu hören, das war der frohe Gipfel der Darstellung. So ist das Bild jener Behandlungsart: Eine Kurve, die den Kulminationspunkt in ihrer Mitte erreicht, um sich dann auf die Ausgangsebene zurückzufenken. — Und es bedeutet einen weiteren Schritt in dieser Richtung, wenn der Kontrast gefaßt wird als Rede zweier oder mehrerer Personen. Die eine trägt die Stimmung zweier Strophen, der ursprünglichen. Ein Partner antwortet mit dem Inhalt, den das Gedicht herausstellen will. Daran, daß die zwei ursprünglichen Strophen einer Person zugeteilt sind — siehe Nr. 1 „Der meie, der meie . . .“ —, sieht man, wie gleich sie empfunden wurden. — Nr. 330

„Der mir mñ lieb verwiſet hat . . .“ mag weiter verdeutlichen. Wie hier die Widerſtandsſtimmung, das Wehren gegen das Kloſter die Baſis darſtellt, ausgeſprochen am Anfang von dem Geliebten, am Schluß von der Geliebten; wie Str. 1 das Verhängnis noch kaum zu nennen wagt, es dann im Ausbruch von Str. 2 in jähem Aufſstieg draſtiſch gebracht wird; wie Str. 3 in Stimmung, Ausdrucksſtärke und Gedankenumfang wieder daſſelbe ausdrückt wie Str. 1; wie ſich ſchließlich von dieſen beiden ſchmerzgeentten Strophen die frivole Anmaßung und Grausamkeit des Mannes zwiſchen ihnen abhebt, der höhniſch ſagt: „nu lerna, töchterlin.“

3. Das Lied Nr. 34 „Ich hort ein ſichellin rauſchen . . .“ zeigt bereits den Übergang zu der dritten Betonungsart: der Akzent, die dritte Strophe der Weſentlichkeit ſteht am Anfang. Das Lied iſt ja ein Leidlied, die Liebesluſt der zweiten Strophe dient wohl noch als Kontraſt, aber ſo, daß ſie jetzt den Hintergrund ſchafft, von dem ſich das Leid abhebt. So iſt die zweite Strophe formal immer noch die „erregende“. Der Hauptgedanke aber ſteht nicht in ihr, der Kern der Gedankenführung liegt in Nr. 1. Das Moment, das den Rhythmus des Ganzen ausmacht, iſt an den Anfang gerückt: ſie het ihr Lieb verlorn, und zwar gebracht in der harten Wucht der indirekten Rede. Das Thema wird angeſchlagen, und nun klingt es aus. Der Verſuch, es zu unterbrechen, ſcheitert, die gleiche Stimmung kehrt zurück. Stimmung iſt hier wieder das Weſen. Gedankenführung ſchrumpft in die zweite kontrastierende Strophe.

Rückſchauend alſo ergibt ſich: Das gedantlich ſtärkſte Betonen findet ſich zunächſt in der neuen dritten Strophe: Gedankenführung, Gedankenentwicklung. Je mehr der Gedanke frei wird im Gedicht, je mehr er ſeine Stoßkraft gleich am Anfang ausgibt, je mehr er auf ausgeführtwerden geht, deſto mehr verliert er an Bedeutung und zentraler Macht. Ausklingen ſetzt ſich durch, Stimmung dringt wieder in die Maſſe ein. Und jetzt beginnt die Formgeſeglichkeit von neuem zu wirken. Wir haben ja zwei ausklingende Strophen, zwei Glieder, die einen feſt hingefehten Gedanken darſtellen, weitertragen ſollen. Wieder aber tritt Ungewißheit auf, wann dieſe Aufgabe vollendet iſt, wieder tritt formales Schweben ein, Drängen zu einem Rhythmushalt am Ende. So entſteht ſchon im obigen Beiſpiel Nr. 34 der unbeſtimmte Eindruck, als ob am „Schluß“ noch etwas kommen müßte. Der Anſatz zu nochmaliger Rundung: „ſo ſteh ich hie alleine, tut meinem herzen we“, bleibt ganz im Bild ſtecken und kann deſhalb als formaler Abſchluß nicht gelten. Es iſt faſt, wie wenn ein Rezitator ein Gedicht mit gehobener Stimme ſchließt. Und ſo drängt die Entwicklung ſchließlich zu zwei Akzenten, wir bekommen eine Kurve mit zwei Spitzen, zwei Erhebungen. Freilich nicht Gipfel gleicher Höhe, denn der Akzent am Schluſſe bleibt ſchwächer. Ein Beiſpiel iſt Nr. 45 „Ach Elſlein, liebes Elſlein . . .“. Str. 1 bringt den ganzen Klang, die ganze Situation, das Weſentliche mit betonter Schlagkraft. Str. 2 wimmert in demſelben Schmerzton fort, weicher, leiſer, fein pſychologiſch dem Mädchen in den Mund gelegt. Von derſelben Äußerungsebene geht auch Str. 3 aus. Aber es iſt gleichſam Scham, daß gerade der Mann nicht mit bloßer Klage, bloßer Stimmung reagieren dürfe, äſthetiſch geſagt, ſchließen dürfe, Scham, die dem Inhalt nochmals einen Ruck gibt nach oben, ein Krescendo, ein Einrücken

von Gedanken. Freilich schwach das und wenig stichhaltig der Forderung des ästhetischen Formgefühls gegenüber. Und so tut die letzte Zeile auch noch dem Rhythmusempfinden Genüge, dem Ohr und dem Auge: „herzliebste Elselein“ im Aufgreifen des Anfangsmotivs. Die Linienführung biegt sich dem Kreise zu. —

Zum Schluß seien die einzelnen Liedgattungen noch kurz auf ihre aus ihrem Wesen sich ergebende Eignung und Hinneigung zur Dreistrophigkeit untersucht.

Bekannt ist das Lied „Es ist ein ros entsprungen . . .“ (Nr. 340. Ähnlich auch Nr. 301 A), das zweistrophig überliefert ist und dem bezeichnenderweise eine dritte später angehängt wurde. Es steht deutlich auf der Ausgangsstufe. Hier spricht das feierlich Sich-Hingebende, das glorienhaft Schimmernde, vor dem alle strengeren Formgefühle vergehen und vergehen sollen. Die Zweistrophigkeit will den Schauer, die Ehrfurcht, dazu dient das Schwebende ihres Wesens gut. Das ist der mythische Einschlag in dieser Form, zugleich das, was mehr und mehr zurücktritt. Es mag mit der Entwicklung zusammengehen, daß der Mensch freier und vertrauter, christlicher an seinen Gott wendet, daß er in seinem religiösen Empfinden Befreiung und Aufschwung sucht. Besonders die geistlichen Lieder fröhlichen Inhalts drängten von selbst dazu, dem unbestimmten Eindruck ein Ende zu machen, ein bekräftigendes Ausrufezeichen zu setzen, die Freude nochmals zusammenzufassen. Diese Erscheinung belegen Lieder wie Nr. 313 A „Christ ist erstanden . . .“ und Nr. 314 „Christ fur gen Himmel . . .“. Die Stimmungseinheit ist ungetrübt, kein Gedankliches drängt am Schluß heraus. Ganz deutlich zeigt sich hier der formal-ästhetische Ursprung der dritten Strophe: Befreiungsdrang, Neigung zu schlagkräftiger Zusammenfassung. Das freudige geistliche Lied ergibt aus sich selbst die Kategorie des Entwickelns, der Steigerung, es setzt die Krönung, die Fermate an den Schluß. Dies um so mehr, je mehr der Gedanke sich durchsetzt. Und so ist das Lied Nr. 313 A ein typisches Beispiel, an dem der Entwicklungsgang noch in seinem Fluß sichtbar ist. — Das geistliche Klagelied auf der Stufe der ausgebildeten Dreistrophigkeit neigt seiner Natur nach zu der Kontrastierform, zur Rundung. Es bleibt wesentlich Stimmung und müßte theoretisch — je besser es ist — in jeder Strophe wieder dasselbe ausdrücken, ihm liegt also eine monotone Vieltrophigkeit näher. Meist stellt es, besonders wenn es Gedankenbildung enthält, den Akzent, die betonte Strophe in die Mitte, weil es auf Stimmung beruht und auf ihr erscheinen muß (z. B. Nr. 325, 327, 316).

Das Scherzlied entsteht in der dreistrophigen Form erst auf ausgesprochen bewußter Grundlage. Hier war ja — und darin berührt es sich noch mit den geistlichen Liedern freudigen Inhalts — das Ansteigen, das Entwickeln des Motivs der selbstverständliche Charakter. Aber die Lieder zeigen schon den Gedanken und sein Dominieren in bewußt-absichtlicher Form. Auch das entspringt der Gattung, sie zielen auf Wirkung hin. Die Gedankenführung wird tektonisch überlegt, die Pointe herrscht. — In den einfachen Trinkliedern haben wir noch rein organische Auswirkung des Formgesetzes. In Nr. 218 „Ach du lieber Stallbruder mein . . .“ (und Nr. 219 „Frisch auf, gut gsell . . .“) zeigt sich dieselbe Stufe wie bei „Der Guckguck auf dem Zaune saß“ (Nr. 11). Das primitive Ein-

gehen in den Vorgang ist hier bestimmend. Wesentlich Ablauf des Geschehens, der Handlung. Freilich sieht — und darin zeigt sich eben die bewußtere Prägung — der Akzent am Anfang. Der Charakter des Liedes, Stimmung und Gedanke verschmelzen, soll ja gleich betont werden. Dann kommt das Tatsächliche (Str. 2) und zum Schluß — ganz entwicklungsgemäß (3. Stufe) — eine nochmalige Steigerung, eine Strophe, die Abschlußstreben wie Pointe zeigt. In Nr. 222 „So drinten wir alle . . .“ ist der formal-inhaltliche Abschluß in der gipfelnden Aufforderung ganz deutlich: „Dieterlein, tu mir bescheid!“ — Wichtig aber wird jetzt eine neue Erscheinung: der Refrain. Er stammt aus der Absicht, Stimmung und Gedanken zu verschmelzen und durchzuleiten. Und die Lieder verdanken ihm ihre große Einheit, die die geschlossene Form wirksam unterstützt. Symptomatisch aber ist: er befördert die Entwicklung zum Gedanklichen, er stellt den Gedanken immer wieder voran, er begünstigt schon durch seinen logischen Zwang das bewußte Konstruieren, er verstärkt die Pointe. Dazu kommt, daß er so alle Strophen gleichwertig macht, daß er den Rhythmus ganz in sich hineinfrischt. Er drängt zu Wiederholung, zum Sein — und bei aller Symbolik war das Wesen der Dreistrophigkeit Entwicklung, Bewegung, Werden. Das Scherzlied beginnt seine Differenzierung damit, daß es ein Motiv wörtlich in jeder Strophe wieder aufgreift (Nr. 252, 250). Beispiele wie Nr. 252, 21<sup>2</sup> zeigen, wie sich die Gedankenführung auf dieses refrainartige Glied niederläßt. Noch wächst es in jeder Strophe organisch aus dem Bild, dem Wortlaut heraus, wirkt eingepannt in die Zielstrebigkeit. Die Komik besteht darin, daß es in jeder Strophe an Betonung und Deutung wächst — ganz im Sinn der Dreistrophigkeit. In Liedern wie Nr. 296 aber steht der Refrain schon ganz gelöst neben dem Gedichtverlauf. Er entsteht nicht aus dem Bild, die Verbindung dazu ist unlogisch, beruht nur noch — komisch! — auf Übertragung und Zweideutigkeit. So muß jeder Inhalt erst ausdrücklich auf ihn bezogen werden, und dadurch wird die formale Beziehung aufs Ende hin verdrängt. Die Gedankenführung ist (s. Nr. 296, 260 B) in Teileffekte zerrissen, die immer wieder überboten werden wollen. Man zieht die Pointe ungeduldig schon an den Anfang, braucht dann aber immer neue Wirkung, um das Abflauen zu verhindern.

Das Soldaten-, Landsknechts- und Reiterlied neigt zur Fülle, weil es zur Historie neigt. Nur wo das allgemein Charakteristische des Standes und seines Lebens geschildert wird, oder wo hieraus etwas Persönliches motiviert (146) oder vieles Persönliche in einer allgemeinen Anwendung zusammengefaßt wird, ist die Dreizahl der Strophen innerlich erklärbar (z. B. in Nr. 261, 141 B).

Am meisten und reinsten haben sich Natur- und Liebeslieder in der Dreistrophienform ausgebildet. Es scheint nicht nur im deutschen Volkslied so gewesen zu sein. In den Anmerkungen z. d. Volksliedern Bd. 4 d. Schriften führt Uhland Fauviel an aus: „Chants populaires de la Grèce moderne . . .“: „In den neugriechischen Volksliedern ist das Ansteigen zum dritten, Erheblichsten, das besonders auf die Liebe Bezug hat, herkömmlich.“ An der reichen Mannigfaltigkeit gerade im Liebeslied ist ja hauptsächlich zu entwickeln versucht worden. So bleibt hier nur noch auf Tatsachen hinzuweisen, die daneben nicht übersehen werden dürfen. Gerade bei der Fülle traditioneller Motive und formel-

hafter Elemente des Liebeslieds ist mit weitgehender Zersingung zu rechnen. Das heißt, daß viele Lieder auftreten können, deren Dreistrophigkeit rein zufällig ist, die aus Bruchstücken anderer einfach zusammengesetzt wurden. Man muß prüfen — das gilt prinzipiell —, ob es sich nicht um Bruchstücke einer umfangreicheren Fassung handelt. Immerhin kann unser Formgesetz uns leiten bei der Scheidung des Angehängten vom Organischen. Die Lieder Nr. 65 „It loufet allzomaile — und 87 „Ich hort ein frowlein klagen . . .“ scheinen mir in der Tat dreistrophig entstanden zu sein. Das Anhängsel an Str. 3 in Nr. 65 sprang aus ästhetischem Schlußbedürfnis, setzt aber zugleich ein Mißverstehen des Inhalts voraus. Und daß Str. 4 in Nr. 87 hinzuübernommen ist, springt in die Augen und bedarf kaum noch des Belegs der Anmerkung, daß die Handschrift des Frankfurter Liederbuches die Strophe gar nicht, die des Heidelberger Liederbuches sie nur inkorrekt hat.

Dies als flüchtigen Hinweis auf den praktischen Wert der Untersuchung. Faßt man dazu die Möglichkeit ins Auge, daß alte zweistrophige Liedchen hintereinander geschaltet oder getreuzt verbunden wurden (wie ich es in Nr. 41 A, 39, 40 vermute), so läge auch hier eine Möglichkeit vor, wo die entwickelten Grundsätze zu entstehungsgeschichtlichen Analysen vielstrophiger Lieder eine Hilfe bieten können.

## Der Begriff des Werdens in Zeitwörtern der Bewegung.

Von Studienprofessor Hans Schlappinger in Ludwigshafen.

Die Zeitwörter, die Wörter (verba) κατ' ἔξοχήν, sind unter den Wortarten das, was die Vokale unter den Lauten sind: das belebende, bewegliche — denn Leben ist Bewegung —, flüssige Element der Sprache, während die Substantiva etwas Erstarrtes, Schwerfälliges an sich haben und dem Geröll zu vergleichen sind, das der Strom der Rede mit sich führt. Sein — werden — vergehen sind die Erscheinungsformen des Lebenden. Das Seiende ist streng genommen nur das Ewige; das Seiende ist das Gewordene, peractum; die irdischen Wesen befinden sich entweder auf der aufsteigenden oder sinkenden Seite des „Daseins“: sie werden oder vergehen. Das Zeitwort werden ist ebenso wie vergehen ein Verbum der Bewegung und darum ist es nicht auffallend, daß andere Verben dieser Art zur Bildung der Zeiten und Modi herangezogen werden, die der Deutsche mit dem Zeitwort werden darstellt: Futur Aktiv, Konjunktiv Imperfekt; Passiv. Bemerkenswert ist, daß die althayerische Mundart das Hilfszeitwort „würde“ für Konjunktiv Imperfekt nicht kennt, sondern „täte“ einsetzt, das ja kein Verb der Bewegung ist: „Er täte sich was antun“, „was täteft du da tun?“ Vgl. engl. „how do you do?“ Das Passiv zu tun ist im Latein. fieri, das zugleich auch werden [und geschähen] bedeutet; das mit facere synonyme agere ist ein offenkundiges Verbum der Bewegung: quid agis? was treibft du? Beachte proficisci sich aufmachen.

Mit fieri ist aber auch nahe verwandt fui, futurus; φύεσθαι (lat. nasci; φύσις = natura): Sein und Werden, die Gegensätze, berühren sich! Sono lodato heißt ich werde gelobt, nicht mehr ich bin gelobt worden: das Sein ist an die Stelle des Werdens gerückt — auch dem Spanier verschmelzen diese beiden Vorstellungen zur



Einheit ser: will er den Begriff werden besonders hervorheben, so sagt er wohl auch venir á ser; ser bedeutet außerdem geschehen. Im Rumänischen sind beim Zeitwort a fi (sein) Formen von esse mit Formen von fieri vermischt. Das Englische folgt hierin den romanischen Sprachen; Vorteil: Vereinfachung der Grammatik durch Einsparung eines Hilfszeitwortes. Existere heißt lat. zunächst auftreten (καθίστασθαι) und ist Bewegungsverb wie werden; für uns bedeutet existieren sein. Gleichbedeutend mit fieri ist evadere; der Lateiner, der außer esse nur die ersten Bedeutungen eines zweiten Hilfsverbs habere (cognitum habere) kennt, kann die Form iri zur Bildung des Infinitivs Futur Passiv nicht entbehren; perire und venire ersetzen passive Formen. Lat. vertere ist dem deutschen werden urverwandt; mit vertere vgl. engl. to turn; z. B. to turn rich, soldier; spanisch tornarse, volverse. Der Deutsche umschreibt das Futur mit werden, der Rumäne mit wollen (a voi); scripturus sum ich will schreiben; der Engländer gebraucht to will, nur für die erste Person verwendet er to shall, womit der Deutsche dem Imperativ Futur ausdrückt: „Du sollst nicht töten!“ You will have = Sie werden bekommen [have : get = sein : werden]. „Willst du schweigen?“ statt: „wirst du schweigen?“

„Attention, tu vas tomber!“ rufen Frauen der Besatzungsoffiziere ihren am Rhein spielenden Kindern zu; „vos beaux yeux vont pleurer“, sagt der Page im Malbroughlied. Il va venir: gehen = werden; vergehen = sterben. Vgl. stare = essere; Gegensatz „entstehen“.

„Und als er kam zu sterben“, singt Gretchen; franz. venir à mourir; tomber malade = krank werden: der Kranke befindet sich auf der sinkenden Seite des Daseins: es geht abwärts mit ihm. Vengo a fare bedeutet aneenge, anegank einer Handlung und entspricht annähernd dem griech. τυγχάνω ποιῶν. Ist auch τυγχάνειν selbst kein Verbum der Bewegung, so sind es doch seine Komposita; τύχη ist das, was einem zustößt — mit einem Fremdwort passiert; tempi passati sind tempora praeterita, παρεληλυθότα. Die Verba des Geschehens sind fast ausnahmslos Verba der Bewegung; Schicksal kommt von schiden; mittlere gilt dem Lateiner als Bewegungsverb; omittere bedeutet übergehen, scelus committere = ein Verbrechen begehen. Hierher gehören accidit es fällt vor, evenit es kommt vor, il arrive, il se passe. Contingit es gelingt scheide ich aus; dagegen riuscire, salir, réussir. Spanisch ocurrir = begegnen, widerfahren; l'aventura das Abenteuer, l'avenir die Zukunft, das, was werden will, res futurae; le succès = eventus; il risultato = das, was herausspringt [nebenbei: man beachte die sachliche und sprachliche Zusammengehörigkeit von spring = Blüten sprenger — Aprilis — Ursprung — origo (exordium) — oriens — Ostern — ἦρ (ver) — spring!].

Nun zum prädikativen Gebrauch des Zeitwortes werden! Der Deutsche denkt bei engl. to become nur zu leicht an bekommen, während es sich der Bedeutung nach völlig mit diventare, devenir deckt<sup>1)</sup>. Bekommen heißt to get; to get heißt zugleich auch werden, z. B. to get free = frei kommen (wie to turn). Etwas inne werden = erfahren läßt die ursprüngliche Bedeutung von werden als Bewegungsverb durchschimmern; es wird aus = es geht zu Ende. Der Altbaner sagt „zu treffen, zu trampeln kommen“ = betroffen werden; „etwas irre gehen“ = vermissen;

1) Die Wendung Soldat kommen statt werden taucht selbst in deutschen Mundarten vereinzelt auf; ebenso frei kommen = frei werden.

„kaput, tscharre, mastera gehen“ = verloren gehen, perire; eine sterile Kuh „ist (Sein!) oder geht (Werden!) menz“; „es geht nicht leer“ = es ist nicht zu vermeiden. „Das Eis wird gehend“, „die Hunde werden raufend“ — ähnlich der Italiener: vanno dicendo (Farina; analog stare dipingendo ebendort — engl. to be painting); entrare a dire — sermonem inire. Besonders bezeichnend sind die spanischen Ausdrücke für das prädikative Zeitwort werden: llegar á ser, ponerse, tornarse, volverse, pasar, salir — lauter Verba der Bewegung.

## Goethe und das Erklären von Gedichten.

Von Emil Zeißig in Olshag in Sa.

Auf dem 1. Kunsterziehungstage (Dresden 1901), wo man die Schule für alles Kunstelend im deutschen Volke verantwortlich machen wollte, wurde die Forderung: „Bilder in die Schule!“ aufgestellt, aber von manchen Seiten jede pädagogische Behandlung eines Kunstwertes für unnütz und sogar für gefährlich gehalten. Und Künstler wie Kunstgelehrte auf dem 2. Kunsterziehungstage (Weimar 1903) verlangten kurz gesagt: Gedichte dürfen in den Schulen vom Lehrer nicht behandelt, sondern nur vorgelesen werden!

In diesem Punkte haben wohl in erster Linie die Dichter ein gewichtiges Wort zu sprechen. Fragen wir bei Goethe an.

Goethe hält es für nötig, seiner „Harzreise im Winter“ eine nähere „Aufklärung“ anzufügen und dabei u. a. folgendes anzuführen: „Schon früher hatte ich die Ehre erlebt, daß geistreich nachspürende Männer meine Gedichte zu entwickeln sich bestrebten; ich nenne Moritz und Delbrück, welche beide in das Ange deutete, Verschwiegene, Geheimnisvolle dergestalt eindringen, daß sie mich selbst in Verwunderung setzten; wie ich denn von Letztgenanntem nur anführen will, daß er in den Gedichten an Lida größere Zartheit als in allen übrigen ausgespürt. Gleiches Wohlwollen erzeigt mir nun Herr Dr. Kannegießer, wofür ich ihm einen öffentlich ausgesprochenen Dank vertraulich erwidere und über das genannte Gedicht auch meinerseits einige Aufklärung versuche. . . . Das Gedicht aber, welches der gegenwärtige Erklärer (Dr. Kannegießer) gewählet, die Harzreise<sup>1)</sup>, ist sehr schwer zu entwickeln, weil es sich auf die allerbesondersten Umstände bezieht; und doch hat er sehr viel geleistet, indem er das Ange deutete genugsam herausahnete, wodurch ich mich stellenweise in Verwunderung gesetzt fühle.“ (Noten, 2. Bd. der Cotta'schen Ausgabe, S. 321—329.)

Über das Fragment „Die Geheimnisse“ geben Noten (2. Bd., S. 330 bis 333) „um so lieber eine Erklärung, als jenes rätselhafte Produkt die Auslegungsgabe schon manches Lesers beschäftigt hat“.

In der Note: „Über die Ballade vom vertriebenen und zurückerkehrenden Grafen“, die die elf Strophen genannter Dichtung auslegt, heißt es u. a.: „Ich konnte beim Vortrag öfters bemerken, daß selbst geistreich-gewandte Personen nicht gleich zum erstenmal ganz zur Anschauung der dargestellten Handlung gelangten. Da ich nun aber nichts daran ändern kann, um der Ballade mehr

1) „Über Goethes Harzreise im Winter. Einladungsschrift von Dr. Kannegießer, Rektor des Gymnasiums zu Prenzlau. 1820.“

Klarheit zu geben, so gedent' ich, ihr durch prosaische Darstellung zu Hilfe zu kommen<sup>1)</sup> . . ." Am Ende der Erläuterungen heißt es: „Ich wünsche, den Lesern und Sängern das Gedicht durch diese Erklärung genießbarer gemacht zu haben“ (1. Bd., S. 292).

Denselben Zweck verfolgen „Noten zu einigen Festgedichten und Gedichten an Personen“ (15. Bd., S. 385—390), „Noten und Abhandlungen zu besserem Verständnis des Westöstlichen Divans“ (14. Bd., S. 137—282), wo in der Einleitung zu lesen ist: „Nun wünscht ich, daß nichts den ersten guten Eindruck des gegenwärtigen Büchleins hindern möge. Ich entschieße mich daher zu erläutern, zu erklären, nachzuweisen, und zwar bloß in der Absicht, daß ein unmittelbares Verständnis Lesern daraus erwachse, die mit dem Osten wenig oder nicht bekannt sind.“ Auch nach den „Annalen“ (1818) hoffte Goethe „durch Noten, durch einzelne Aufsätze ein besseres Verständnis zu erreichen“ (23. Bd., S. 272).

„Freunde haben gewünscht, daß zum Verständnis der fünf Stanzen (Dämon, das Zufällige, Liebe, Nötigung, Hoffnung) einiges geschähe, damit dasjenige, was sich hier fast nur ahnen läßt, auch einem klaren Sinne gemäß und einer reinen Erkenntnis übergeben sei“ (Ethisches, 13. Bd., S. 312); und Goethe kommt diesem Wunsch auf den nächsten fünf Seiten (13. Bd., S. 312—317) gern nach.

Band 16, S. 129, weist die Stelle auf: „Nachstehendes Gedicht (Das Neueste von Plundersweilern) verlangt eine kurze Einleitung, weil es sonst zum größten Teil unverständlich bleiben müßte.“ In Gesellschaft vorgetragene Gedichte „erläuterte“ Goethe, wie z. B. „Dichtung und Wahrheit“ (12. Bd., S. 242) berichtet. Schade ist es, daß Goethe nicht noch von vielen anderen Dichtwerten, die sich meist „auf die allerbesondersten Umstände beziehen“ (2. Bd., S. 322), und die „durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anschauen irgendeines Gegenstandes verfaßt worden sind“ (Noten 2. Bd., S. 322), nähere Angaben zu rechter Auslegung niedergeschrieben hat; es wäre manches „Unterlegen“ unterblieben.

Die Notwendigkeit der Gedichtserklärungen drücken poetisch folgende Zeilen aus:

„Gedichte sind gemalte Fenstercheiben!  
Sieht man vom Markt in die Kirche<sup>2)</sup> hinein,  
Da ist alles dunkel und düster;  
Und so sieht's auch der Herr Philister:  
Der mag dann wohl verdrießlich sein  
Und lebenslang verdrießlich bleiben.  
Kommt aber nur einmal herein!

Begrüßt die heilige Kapelle!<sup>3)</sup>  
Da ist's auf einmal farbig helle,  
Geschicht' und Zierat glänzt in Schnelle,  
Bedeutend wirkt ein edler Schein;  
Dies wird euch Kindern Gottes taugen:  
Erbaut euch und ergötzt die Augen!“  
(2. Bd. S. 188.)

Ein bloßes Herantreten an Dichtungen, wie überhaupt an Schriften und

1) In Rücksicht auf den Raum sollen hier die Erläuterungen wegfallen.

2) Das reale Leben auf dem Markte und die ideale Welt in der Kirche.

3) Des Dichters Welt gleicht der heiligen Kapelle, wo farbige Bilder und ähnliches die Gesichte in edlem Scheine darstellen. Der Dichter „besitzt alles“, wie Goethe von Gänther ausagt, „was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben“ (Dichtung und Wahrheit, 11. Bd. S. 258).

Kunstwerke, kann wohl selten genügen, ein Eintreten, Eindringen ist nötig. Wenn „selbst geistreich-gewandte Personen nicht gleich zum erstenmal ganz zur Anschauung der dargestellten Handlung gelangen“ (1. Bd., S. 291), wie selten da die zu bildende Jugend! Die Dichtkunst hat wie alle edle Kunst der Erziehung und dem Zögling zu dienen, und im Grunde wird nicht das poetische oder prosaische Werk behandelt, sondern der Schüler, der für selbsttätige Auffassung der Gedichte und anderer Kunstwerke empfänglich gemacht werden soll. Jedes Kunstverständnis setzt lange Kunsterziehung voraus. Eine angemessene didaktische Behandlung vermag sehr wohl die durchs bloße Anhören erzielte Wirkung zu erhöhen, „das Gedicht genießbarer zu machen“ (1. Bd., S. 292).

Hinsichtlich der Gedichtbehandlung gibt Goethe manche Ratschläge. „Was von meinen Arbeiten durchaus und so auch von den kleineren Gedichten gilt, ist, daß sie alle, durch mehr oder minder bedeutende Gelegenheit aufgeregt, im unmittelbaren Anschauen irgend eines Gegenstandes verfaßt werden, deshalb sie sich nicht gleichen, darin jedoch übereinkommen, daß bei besonderen äußeren, oft gewöhnlichen Umständen, ein Allgemeines, Inneres, Höheres<sup>1)</sup> dem Dichter vorschwebten. Weil nun aber demjenigen, der eine Erklärung meiner Gedichte unternimmt, jene eigentlichen, im Gedicht nur angedeuteten Anlässe nicht bekannt sein können, so wird er den inneren, höheren, faßlicheren Sinn vorwalten lassen“ (Noten 2. Bd., S. 322). „Alle Poesie soll belehrend sein, aber unmerklich; sie soll den Menschen aufmerksam machen, wovon sich zu belehren wert wäre; er muß die Lehre selbst daraus ziehen wie aus dem Leben. . . . Der ästhetisch-fittlich-historisch unterrichtende Lehrer hätte gar ein schönes Feld, . . . indem er seinen Schülern das Verdienst der vorzüglichsten didaktischen Gedichte nicht nach dem Nutzen ihres Inhalts, sondern nach dem höheren oder geringeren Grade ihres poetischen Wertes zu ordnen und klar zu machen suchte“ (Deutsche Literatur, 28. Bd., S. 160).<sup>2)</sup>

Mithin verwirft Goethe nicht, „ein Allgemeines, Inneres, Höheres, das dem Dichter vorschwebte“, den „inneren, höheren, faßlicheren Sinn“, den sog. Grundgedanken zu gewinnen. . . .

„Bei Auslegung von Dichtern hat man immer zwischen dem Wirklichen und Ideellen zu halten“ (2. Bd., S. 326). „Da wollen sie wissen, welche Stadt am Rhein bei meinem ‚Hermann und Dorothea‘ gemeint sei. Als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken. Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie“ (Eckermanns Gespr., 27. 12. 1826). Ruhiges Sichversenken, rechte Empfindung dichterischer Schönheiten, besonders der „schönen Stellen, aus welchen der reine Geist des Dichters gleichsam aus hellen offenen Augen hervorzieht“ (Wanderjahre 9, 24), setzt aber auch rechte Erkenntnis der Ausdrucks- und Kunstmittel voraus, die die dichterische Wirkung erzielen.

1) „Der ganze Roman Wilhelm Meister ist durchaus symbolisch; hinter den vorgeschobenen Personen liegt durchaus etwas Allgemeines, Höheres verborgen“ (Unterhaltung Goethes mit Kanzler v. Müller, 22. 1. 1821).

2) „Ich bin in meinen Arbeiten nicht leicht didaktisch geworden; eine poetische Darstellung der Zustände, teils wirklicher, teils ideeller, schien mir immer das Vorteilhafteste, damit ein sinniger Leser sich an den Bildern bespiegeln und die mannigfaltigsten Resultate bei wachsender Erfahrung selbst herausfinden möge.“ (Brief an Borchardt, 1. 6. 1828.)

„Die wahre Kraft und Wirkung eines Gedichtes besteht in der Situation, in den Motiven“ (Edermanns Gespr., 18. 1. 1825).

Zur vorbildlichen Darbietung, die zwar das Gehörte in manchen Fällen schon halb erklärt, tritt demnach eine Auslegung, die verständnisvoll, feinfühlig den seelischen Gehalt des Dichtwerkes deutet, den Zusammenhang zwischen Inhalt und poetischer Form aufdeckt und so den Genuß an Dichtungen erhöht.

Jedoch „der Erklärer soll nicht gerade beschränkt sein, alles, was er vorträgt, aus dem Gedichte zu entwickeln, sondern daß er uns Freude macht, wenn er manches verwandte Gute und Schöne an dem Gedichte entwickelt“ (2. Bd., S. 329). Niemals darf er in sachlicher und sprachlicher Beziehung den Reimspruch befolgen:

„Im Auslegen seid frisch und munter!  
Legt ihr's nicht aus, so legt was unter.“ (13, 56).

Übertriebener Erklärungsseifer, der an Zerklärung grenzt, trübt die reine, nachhaltige Wirkung der Dichtung.

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen (Divan 14, 137). Des „Dichters Land“ ist die „goldene Phantasie“ (Ged.: Der neue Amadis 1, 8). „Der bildende Künstler arbeitet für den äußeren Sinn, der redende für die Einbildungskraft“ (Dichtung und Wahrheit 11, 309). „Die bildende Kunst stellt Bilder vor die Augen, die Dichtkunst vor die Phantasie“ (Dichtung und Wahrheit 11, 256). Daher nennt Goethe die Phantasie seine Göttin (vgl. Gedicht: „Meine Göttin“ 2, 42). „Wer den Dichter recht verstehen“ und genießen will, muß eindringen in die Denk- und Gefühlsphäre des Künstlers.

Das Wort: „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen“ will noch folgendes bedeuten: Man muß „jeden Dichter in seiner Sprache und im eigentümlichen Bezirk seiner Zeit und Sitten auffuchen, kennen und schätzen“ (Divan 14, 261). Es ist „der Charakter der Zeit und des Dichters in seiner Zeit allein belehrend und wirkt belebend auf einen jeden“ (Divan 14, 270). Ganz besonders Goethe offenbart in seinen Dichtungen seinen Geist und sein Herz; seine ganze eigene innerste Welt spiegelt sich in den Dichtwerken wider. Seine literarischen Schöpfungen nennt er „die aufbewahrten Freuden und Leiden seines Lebens“ (Brief an Auguste Gräfin Stollberg 1775), sein Dichten ein „Beichten“ (Ged.: An die Günstigen 1, 7). Ein rechtes Verständnis der Gedichte ist daher nur bei eingehender Kenntnis der Dichterpersönlichkeit möglich. Die Erklärung der Dichtungen muß an die Personen der Dichter und ihr Seelenleben anschließen. Beispielsweise das „Heidenröslein“, „Gefunden“ und „Über allen Gipfeln ist Ruh“ werden erst durch die Beziehung zu Goethes Leben recht verständlich und erhalten als Beitrag zur Biographie des Dichters ihren Glanz.

Alles in allem: Nach Goethe vermag ein Gedicht durch bloßes Anhören oder Lesen nicht seine volle Wirkung auszuüben. Es muß eine angemessene Betrachtung hinzutreten, die es dem Schüler ermöglicht, das lebendig aufzufassen, gegenständlich zu schauen, was der Dichter malt, sich hineinzuversetzen in die äußere Situation und innere Stimmung, die der Dichter kennzeichnet, so daß beim Schüler ein Ergriffensein von dem Edelgehalt der Dichtung erzielt wird. „Ein

kaltens Analysieren zerstört die Poesie“, wie einmal Goethe im „Sauftgespräch“ mit Luden sagt; ebenso müssen rein sprachliche Übungen (grammatischer und stilistischer Art) wegfallen.

## Ein Spruch Goethes.

Erklärt von Dr. Albert Gemoll, weiland Realgymnasialdirektor in Striegau.

Wär' nicht das Auge sonnenhaft,  
Die Sonne könnt' es nie erblicken;  
Läg' nicht in uns des Gottes eigne Kraft,  
Wie könnt' uns Göttliches entzücken.

I. Herkunft des Spruches. Dieser tiefsinnige Spruch Goethes stammt aus der Einleitung der Farbenlehre. Der Dichter erwähnt ebenda als Quellen desselben die ionischen Philosophen und einen alten Mystiker. Von den ionischen Philosophen sagt er, sie hätten mit so großer Bedeutsamkeit betont, nur vom Gleichen werde Gleiches erkannt. Ich möchte meinen, daß den ionischen Philosophen die Hauptsache nicht das Erkennen, also die psychologische Frage war, sondern der Ursprung des physischen Lebens, also eine Frage der Physik. Vgl. Anaximenes fragm. 2 (Diels Fragm. der Vorsokr. I<sup>3</sup> 1912 S. 26): ολον ή ψυχή ή ήμετέρα ήηρ ούκα κυκράτει ήμâc, και όλον τόν κόσμον πνεύμα και ήηρ περιέχει, d. h. wie unsere Seele Luft ist und uns dadurch zusammenhält, so umspannt auch die ganze Weltordnung Odem und Luft. Daraus läßt sich allerdings die Annahme der Gleichartigkeit zwischen der Natur der Menschenseele und des Weltalls schließen. Der alte Mystiker ist Jakob Böhme, der in seinem Buche: Aurora, d. i. Morgenröte im Aufgang und Mutter der Philosophie, Auge und Seele ihrer Natur nach miteinander vergleicht: „Gleichwie das Auge des Menschen siehet bis an das Gestirn, daraus es seinen anfänglichen Ursprung hat, also siehet auch die Seel' in das göttliche Wesen, darin sie lebet, weil auch die Seel' aus der Natur ihren Quell hat.“ Man sieht wohl, daß es sich hier nicht um ein bloßes poetisches Bild (Seele verglichen mit Auge), sondern um den Gedanken der Wesensgemeinschaft handelt, wie bei dem ionischen Philosophen. Aber diese Wesensgemeinschaft wird ausdrücklich auf das geistige Gebiet übertragen. Ein doppelter Vergleich wird gebildet: Auge und Seele und andererseits Natur und Gott. Der pantheistische Gedanke ist gewonnen.

II. Die Goethesche Form des Spruches. Die beiden ersten Zeilen geben einfach den Gedanken wieder, daß Auge und Sonne füreinander gebildet sind und daß wir nur deshalb das Licht erblicken können, weil das Auge „sonnenhaft“, d. h. von gleicher Art mit dem Licht der Sonne ist. Goethe spricht von der „Wahlverwandtschaft“ des Auges mit der Sonne in der Einleitung der Farbenlehre ganz ausführlich. Dementsprechend wird dann in den beiden letzten Zeilen unseres Spruches die Verwandtschaft der Menschenseele mit Gott ausgesprochen und begründet und zwar in einer Form, die Goethe ebenfalls entlehnt hat. Denn schon bei Seneca Quaestt. Nat. I Prolog § 12 heißt es: Hoc habet argumentum divinitatis suae (sc. animus), quod illum divina delectant nec ut alienis sed suis interest, d. h.: den Beweis ihrer göttlichen Herkunft hat die Seele, daß sie Göttliches entzückt und sie daran teilnimmt als zu ihr gehörig, nicht als wesensfremd. So erst hat der Goethesche Spruch seine Form gewonnen und drückt nun in wunderbar anziehender Weise seine ganze Welt- und Lebensanschauung aus.

III. Der Inhalt. Es ist bekannt genug, daß Goethe der Natur ein eifriges Studium gewidmet hat, und diese sich ihm nicht unbezeugt gelassen hat. Seine Auffindung des Intermaxillar-Knochens, seine Anschauung von der Metamorphose der Pflanzen rücken ihn in die vorderste Reihe der modernen Naturforscher. Denn ihm hat sich die Stufenleiter der Wesen, der Entwicklungsgedanke schon frühzeitig erschleiert. Seine große Freude über diese Erkenntnis drückt er in dem Gedicht: Metamorphose der Pflanzen folgendermaßen aus:

Freue dich, höchstes Geschöpf der Natur, du fühlst dich fähig,  
Ihr den höchsten Gedanken, zu dem sie schaffend sich aufschwang,  
Nachzudenken.

Hallers berühmter Ausspruch:

Ins Innre der Natur dingt kein erschaffner Geist;  
Zu glücklich, wenn sie noch die äuß're Schale weist

erregt ihn zum heftigen Zorn. S. seine Gedichte „Allerdings“ und „Ultimatum“. Natur hatte für Goethe keinen Kern und keine Schale, denn Schale und Kern waren ihm ein untrennbares, unauflösliches Ganzes. Zwar läßt er seinen Faust klagen:

Geheimnisvoll am lichten Tag,  
Läßt sich Natur des Schleiers nicht berauben,  
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,  
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben.

Er erkennt auch in der Natur ein Zugängliches und ein Unzugängliches an und sagt davon (Gespräche mit Edermann I 239): „Dies unterscheide man wohl und bedenke man wohl und habe Respekt. . . . Wer es weiß und klug ist, wird sich am Zugänglichen halten und, indem er in dieser Region nach allen Seiten geht und sich befestigt, wird er sogar auf diesem Wege dem Unzugänglichen etwas abgewinnen können.“ Und so findet er (Sprüche in Prosa) „das schönste Glück des denkenden Menschen darin, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.“

Zu dem Unerforschlichen gehört für ihn auch der Gottesgedanke. In den Gesprächen mit Edermann gibt es darüber eine merkwürdige Stelle (II 200): „Da nun das große Wesen, welches wir Gott nennen, sich nicht bloß im Menschen, sondern auch in einer reichen, gewaltigen Natur und in mächtigen Weltbegebenheiten ausspricht, so kann auch natürlich eine nach menschlichen Eigenschaften von ihm gebildete Vorstellung nicht ausreichen, und der Aufmerkende wird bald auf Unzulänglichkeiten und Widersprüche stoßen, die ihn in Zweifel, ja in Verzweiflung bringen, wenn er nicht entweder klein genug ist, sich durch eine künstliche Ausrede beschwichtigen zu lassen oder groß genug, sich auf den Standpunkt einer höheren Ansicht zu erheben.“ Einen solchen Standpunkt fand Goethe in Spinoza. . . . Edermann fährt fort: „Goethe selbst aber ist weit entfernt, zu glauben, daß er das höchste Wesen erkenne wie es ist. Alle seine schriftlichen und mündlichen Äußerungen gehen darauf hin, daß es ein Unerforschliches sei, wovon der Mensch nur annähernde Spuren und Ahnungen habe.“

Man wird Goethe zugestehen müssen, daß er Gott aufrichtig und redlich gesucht hat. Er hat ihn gesucht und gefunden in der Ordnung der Natur und in seinem eigenen Innern. Dessen ist auch unser Spruch ein Zeugnis. So wie sich ihm eine Kette durch den ganzen Himmel schlingt von der Sonne bis zu seinem Auge und denselben Schöpfer offenbart, so verkündigt ihm auch sein Schönheits-

liebendes Herz die Zugehörigkeit zu dem Schöpfer aller Schönheiten und Reize der Welt. Die Naturanschauung wird ihm zur Religion. In dem Gedicht „Geheimnisse“ heißt es:

In unsres Busens Keine wagt ein Streben,  
Sich einem Höheren, Reineren, Unbekanntem  
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,  
Enträtselnd sich dem ewig Unbekanntem:  
Wir heißen's Frommsein.“

## Probleme zur Behandlung epischer Gedichte.

Von Kurt Hügelle in Berlin.

Bei der Betrachtung von epischen Gedichten orientiert man sich zumeist an zwei leitenden Gesichtspunkten: dem literarischen und dem künstlerischen. Beide stehen wohl in gewissem Sinnzusammenhange und haben in der Praxis fließende Grenzen; doch der Klarheit wegen will ich beide Betrachtungsweisen gesondert aufzeigen, um daraus dann die pädagogischen Folgerungen zu ziehen.

Die literarische Betrachtungsweise versucht in die geistige Werkstatt des Schöpfers hineinzuversehen, um gleichsam an Dichters statt das Gedicht im eigenen Erleben nochmals neu zu schaffen. Das Gedicht ist also in diesem Gesichtskreis die objektivierete Formwerdung eines dichterischen Erlebnisses. Um aber das geistige Organ zu öffnen, das zu dieser Betrachtungsweise einstellt, bedarf es hauptsächlich zweier Mittel: 1. man muß in die Erlebnismwelt hineinwachsen, und 2. man muß die das Gedicht unmittelbar begründenden Erlebnisse des Dichters kennen, Urerlebnisse und Bildungserlebnisse.<sup>1)</sup> Für die epische Gedichtsbehandlung ergeben sich hieraus zwei Forderungen: 1. Betrachtung der Erlebnismwelt des Dichters — im weitesten Sinne, Dichterbiographie scheint mir zu peripherisch ausgedrückt —, und 2. darin eingeschlossen: verweilendes Betrachten der Erlebnisse des Dichters (auch Quellen!), die wahrscheinlich zum Schaffen des zu behandelnden Gedichtes geführt haben.

Zusammenfassend möchte ich sagen: Die literarische Betrachtungsweise fordert notwendig die Einführung in die Bildungs- und Erlebnismwelt des Dichters, in einen fließenden Lebensprozeß, aus dem die Gedichte herauskristallisieren.

Vom künstlerischen Standpunkte aus gesehen, „entspricht es in keiner Weise dem wahren Sachverhalt, das Gedicht in den inneren Erlebnissen der Dichterpersönlichkeit zu suchen; wohl nimmt das Werk aus diesem seinen Ursprung und ist bis in diese hinein zu verfolgen. Aber es greift doch über das Seelische hinaus, hat an etwas anderem Anteil — wir nennen es Geist —, sofern es einem überindividuellen Wirkungszusammenhange angehört, — und mit dem Moment, in dem es einmal geschaffen ist, hat es sich von seinem Schöpfer losgelöst, steht unabhängig von ihm da und führt ein Dasein nach eigenen Gesetzen, in einer anderen Sphäre.“<sup>2)</sup> Das Gedicht hat also wie jedes andere künstlerische Erzeugnis seine Eigengesetzlichkeit und ist, losgelöst

1) Vgl. Gundolf, Goethe.

2) Erich Stern, Einleitung in die Pädagogik, S. 41. Halle 1922.



von der schöpferischen Dichterpersönlichkeit, als in sich geschlossene Wesensform zu betrachten. Als pädagogische Forderung ergibt sich: zum Verstehen dieser Werteinheit, des Gedichtes, zu führen.

Um eine Stellungnahme zu beiden Betrachtungsweisen zu gewinnen, haben wir die Frage zu lösen: Welche Methode entspricht der inneren Seelenstruktur des Kindes? <sup>1)</sup>

Das Hauptsymptom dieser kindlichen Struktur ist wohl die völlige Undifferenziertheit der einzelnen inneren Wertgebiete, z. B.: des Religiösen, des Ästhetischen, des Sozialen usw.; ein planvolles Sich-Ordnen und in innere Wertbeziehungen-Setzen findet erst von der Pubertätszeit an statt. Dann beginnt auch der innere Mensch sich zu formen und zu gestalten; dann entstehen ausgesprochene Neigungen und Interessen; dann setzt die Entwicklungsepoche ein, in der die Erziehung von geradezu entscheidender Wirkung auf die Wesensformung des Individuums sein kann. Das entwicklungspsychologische Moment, das zu einer Unterscheidung der undifferenzierten kindlichen Struktur von der sich differenzierenden des in den Reifejahren stehenden Schülers führt, ist grundlegend für unsere weiteren Untersuchungen. <sup>2)</sup>

Es ist von vornherein klar, daß bei dem undifferenzierten Strukturcharakter des Kindes eine literarische Betrachtungsweise nicht angängig ist; denn wie soll ein Gedicht als Ausdruck einer Persönlichkeit erlebt werden, wenn die seelischen Qualitäten, die diese Leistungsfähigkeit bedingen, noch gebunden und unentfaltet sind und auf derartige Bildungseinflüsse in keinerlei Weise reagieren können. Es hieße, „über die Köpfe der Schüler hinwegreden“, wenn man auf diesem Wege Gedichte behandeln wollte. Es fehlt eben noch das geistige Auge, das in dieser bestimmten Richtung sehen kann. Jegliche Bemühung, in „kindestümlicher Weise“ (Widerspruch!) dieser Behandlungsweise Raum zu gewähren, würde durch die rein entwicklungspsychologische Tatsache der dazu noch nicht einstellbaren Kindesseele unfruchtbar gemacht werden.

Das Kind fragt gar nicht danach, wer das Gedicht geschaffen hat, und aus welcher Gefühlslage heraus es hervorgegangen ist. Es nimmt das Gedicht, wie es ist. Und insofern die epische Dichtung die Poesie der Bewegung, des Fließenden ist, steht sie von vornherein dem Kinde nahe; denn dieses will Handlung, will Ablauf von sich-entwickelnden Geschehnissen, will Leben. (Doch es will verschont werden von Charakteristiken, Vergleichen usw., und das mit Recht; denn sie sind dem kindlichen Geiste nicht gemäß; ganz abgesehen von der Frage, ob die landläufigen einseitig-rationalisierten Charakterzeichnungen wirklich den Charakter zeichnen.) Das Gedicht ist dem Kinde eine Welt mit eigenem Zauber und eigenem Reiz. Diese Gedichtsauffassung findet sich nicht nur bei jüngeren Schülern, sondern sie ist auch die zunächstgegebene bei Schülern im Pubertäts-

1) Vgl. J. Wagner, Das Problem der psych. Strukturen; Zeitschrift f. Pädag. Psych. 24. Jahrgang, S. 193 ff. Ferner: als grundlegendes Werk: Ed. Spranger, Lebensformen<sup>2</sup>. Halle 1922.

2) Vgl. Sprangers wertvolle Ausführungen in seinem Buche: „Die Psychologie des Jugendalters“, Leipzig 1924.

alter. Die Auswahl der Gedichte sorgt ja von selbst für die dem Entwicklungsstand des Schülers gemäße stofflich-epische Welt.

Die literarische Betrachtungsweise, so ungeeignet wir sie für jüngere Schüler befunden haben, hat aber für die in den Entwicklungsjahren stehenden erzieherisch Wert und Bedeutung. Diese Schüler erleben eine Art innere Revolution, ein sich-befreien-wollen von autoritativem Zwang und ein sich-selbst-gestalten und -formen. (Hierin liegen die Anfänge zur Bildung der eigenen Persönlichkeit.) Und in dieser Zeit des Suchens und Tastens und einer gewissen inneren Unsicherheit bedürfen die Schüler eines Vorbildes, einer Idealgestalt, an der sich zu bilden sie bestrebt sind. So tritt dann vor ihrem geistigen Auge die Dichterpersönlichkeit auf; da erleben sie Leiden und Freuden des Dichters mit; da fühlen sie pulsierendes Leben, wodurch die Gedichte eine einzigartige persönliche Färbung und Gegenwartsnähe erhalten. Mag auch der Dichter das Stoffliche aus fremden und entfernten Gebieten nehmen — gar nicht zu reden von der schöpferischen Gestaltungskraft —, überall weht derselbe Geist dieses Menschen, der seiner inneren Harmonie nach nicht anders sein konnte wie er war: ein Mensch wie wir, aber in einer viel höheren Sphäre als leuchtendes erzieherisches Vorbild einer geschlossenen inneren Werteinheit, einer Persönlichkeit.

## Vom deutschen Unterricht in Obertertia.

Von Studienrat Dr. Borst in Eichstätt.

Ein vielfach beklagter Ubelstand ist es, daß infolge des reichen Inhalts unserer üblichen Lesebücher<sup>1)</sup> und infolge des naheliegenden Bemühens, diesen reichen Inhalt möglichst auszunutzen, dem deutschen Unterricht die Gefahr droht, bei der Fülle und Buntheit der zu Wort kommenden Gegenstände sich zu zersplittern. Wie sich dieser Ubelstand einigermaßen vermeiden und dabei manchmal sogar noch eine bessere Ausnutzung der deutschen Lesebücher als bisher erreichen läßt, das möchte ich in aller Kürze darlegen. Ich begnüge mich damit, das von mir seit ein paar Jahren in der 5. Klasse (Obertertia) geübte Verfahren zu kennzeichnen. Bin ich z. B. im Unterricht soweit, daß Schiller in unseren Gesichtskreis treten kann, so lasse ich zunächst die Gedichte Schillers, ebenso die Prosastücke von und über Schiller aus den Lesebüchern der früheren Klassen heraussuchen und im deutschen Heft zusammenstellen; die früher gelernten Gedichte werden dabei besonders kenntlich gemacht. Von diesen Gedichten hat jeder Schüler eines zu wiederholen; da ihre Wahl freisteht, so bringt der Vortrag der wiederholten Gedichte eine wohlthuende Abwechslung in den Unterricht. Die anderen Schillerschen Gedichte der früheren Lesebücher werden im Unterricht alle vorgelesen, nötigenfalls unter Beifügung kurzer Bemerkungen. Mit den hergehörigen Lesebüchern verfare ich gerne in der Weise, daß ich die Schüler zu kleinen in Vortragsform gegebenen Berichten darüber anzuregen suche. Erst nach

1) Meine Darlegungen beziehen sich auf das „Deutsche Lesebuch für bayrische Mittelschulen“, herausgegeben von Apffelöfer, Schmaus, Weninger, Slierle. Bamberg, Büchners Verlag.

diefer Durchſicht der früheren Leſebücher greifen wir zum neuen Leſebuch und ſtellen uns auch hier aus dem poetiſchen und proſaiſchen Teil alles zuſammen, was von und über Schiller darin enthalten iſt. Von den Gedichten nehme ich dann eines bis zwei genauer durch, alle übrigen werden kürzer behandelt. Die Leſeſtücke werden, ſoweit möglich, wieder zu Vorträgen verwertet. Den Schluß der Schiller gewidmeten Stunden bilden ein paar kurze im Heft vermerkte literariſtiſche Notizen, beſonders aber die Anregung, ein Drama Schillers („Tell“) zu leſen, was z. B. in der von einem Teil meiner Klaſſe unterhaltenen Leſegemeinſchaft geſchieht. Auf die dargelegte Weiſe läßt ſich Schiller, für den auch 15 jährige Jungen begeistert werden können, ſchon auf der Unterſtufe fruchtbar nahebringen. Da hierbei die Heranziehung der früheren Leſebücher eine weſentliche Unterſtützung bietet, möchte ich dieſes Hilfsmittel nachdrücklich empfehlen. — Andere Themen, zu denen unſere Leſebücher ſo genügenden Stoff bieten, daß ſie im Mittelpunkt von ein paar Stunden ſtehen können, ſind z. B. „Upland“, „Körner“, „die deutſchen Sagen“, „die mittelalterlichen deutſchen Epen“ (vgl. in den Leſebüchern der 4. und 5. Klaſſe die Inhaltsangabe von Nibelungen- und Gudrunlied, von Parzival und Waltharilied), „Nürnberg in Dichtung und Kunſt“, „die Wittelsbacher“, „1813“ u. a. Für empfehlenswert halte ich es, auch einmal zuſammenfaſſend darauf zu achten, was unſere deutſchen Leſebücher von den Tages- und Jahreszeiten, vom Sonntag und den hohen Feſten des Jahres, vom Wald und vom Wandern erzählen. — Zum Schluß läßt ſich wohl ſagen, daß das geſchilderte Verfahren eine Vertiefung des deutſchen Unterrichtes auf der Unterſtufe bedeuten kann und daß deſhalb ſeine Anwendung berechtigt und der probeweifen Nachahmung wert erſcheint.

## Die deutſche Novelle im Unterricht: Theodor Storms „Renate“ in der Prima.

Von Studienrat Dr. Karl Grätopp in Waren (Mecklenburg).

Die deutſche Novelle braucht ſich als Unterrichtsgegenſtand heute wohl kaum noch beſonders auszuweiſen; denn ihr dichteriſches Gewicht iſt ſeit Keller, Meyer, Storm unbeſtritten und damit ihr Platz in der Schule geſichert. Eine andere Frage iſt die nach dem angemessenen Lehrweg; ſie kann der vom Drama her bekannten nicht ganz unähnlich ſein, wenigſtens wenn wir mit Theodor Storm von der Novelle erwarten, daß ſie „gleich dem Drama die tiefften Probleme des Menſchenlebens behandelt; gleich dieſem zu ihrer Vollendung einen im Mittelpunkt ſtehenden Konflikt verlangt, von welchem aus das Ganze ſich organiſiert, und demzufolge die geſchloſſenſte Form und die Ausſcheidung alles Unweſentlichen“. <sup>1)</sup> Es wird alſo darauf ankommen, die Wucht des Gesamteindrucks kräftig zu erhalten und zwiſchen der abgerundetſten und der eingehendſten Behandlung einen wohlüberlegten Ausgleich herzuſtellen. Dieſes Ziel ſcheint mir etwa ſo erreichbar zu ſein, daß man die Schüler zunächſt nötigt, die Novelle in einem Zuge zu Hauſe zu leſen, wofür ſich ein paar ſonſt wenig belaſtete Tage am beſten

<sup>1)</sup> Vorwort von 1881; im Nachtragsband zu den Sämtl. Werken 1913, S. 95.

eignen; sodann folgt im Unterricht in zwei so unmittelbar wie möglich aufeinander folgenden Zeiteinheiten in der ersten die Deutung, in der zweiten der Vortrag der Dichtung, wobei alle neu gewonnenen Einsichten in lebendiger Rede zum Klingen gebracht werden. Lesen lehren in diesem höchsten Sinne des Wortes ist also auch hier unsere vornehmste Aufgabe, insofern es die Tür zum Nacherleben öffnet.<sup>1)</sup>

Es ist wohl überflüssig, daran zu erinnern, daß auch die Novelle um so tiefer wirken wird, je mehr sie den jeweiligen Interessen und Anschauungen der Schüler entspricht; sei es, daß sie ferne Länder und Völker, ferne Zeiten und Sitten greifbar nahe bringt, auf die der geschichtliche, erdkundliche oder fremdsprachliche Unterricht aufmerksam machte; sei es, daß sie die Schönheit und Eigenart der Heimat und ihres Menschenstoffes erschließt; oder daß sie ein Lebensproblem, dem man von einer anderen Dichtung aus gemeinsam nachgesonnen hat, in reizvollem neuen Lichte zeigt. Solche zum Teil schon bekannten Seiten der Erzählung strebt nun aber das noch rege Interesse auf eigene Faust sich völlig zu erobern, und der Lehrer wird der Selbsttätigkeit mindestens der reiferen Schüler hierin durchaus freies Spiel lassen. Es genügt, noch vor dem Beginn der häuslichen Lektüre ihnen die Linien anzudeuten, die als von vornherein luftbetont die Aufmerksamkeit im stillen auf sich ziehen werden, damit die jungen Leser ihnen bewußt nachgehen, sie schon restlos in sich aufnehmen und somit jene Forderung sich um so eher verwirklichen lassen: die denkbar geschlossenste Behandlung der Novelle im Unterricht.

Unter den Novellen, die sich von ihrem Stoff aus mit einer gewissen Sicherheit in den Lehrplan der Prima einstellen lassen, wird Storms „Renate“ als ein auch künstlerisch bedeutsames Stück schwerlich übersehen werden.<sup>2)</sup> Der Titel „Anno 1700“, unter dem sie (1878) zuerst erschien, deutet auf ihren reichen kulturgeschichtlichen Gehalt; und in der Tat spiegelt sich in ihr bis in die Tiefen jenes Zeitalter des theologisch-fanatistischen Rückschlages, der Wundersucht, des orthodoxen Teufels- und Hexenglaubens; ein Zeitalter, das die Menschen immer noch in mittelalterlich engen Schranken hielt und nur selten einzelne freie Geister sich diesen Fesseln entwinden sah. Wie der Dichter aus Familien- und Heimatgeschichte schöpfte und seinem Werke bis in die Sprache hinein eine echte Zeitfarbe gab, brauche ich hier nicht nachzuweisen; von seinem Quellenstudium geben eigene Äußerungen sowie Ermittlungen von anderer Seite hinreichend Zeugnis.<sup>3)</sup> Diesen kulturhistorischen Gehalt der Dichtung würden sich also die Schüler zunächst selbständig anzueignen haben, was ein noch frisches Empfinden für jene Epoche vom geschichtlichen und literarhistorischen Unterricht her voraussetzt. Ebenso wird der volkstümliche Schatz der „Renate“ eigenmächtig zu heben sein, wenn man ihn vor der Lektüre ankündigt und der Unterricht in dieser Hinsicht

1) Vgl. O. v. Greperz, Der Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung, 1914, S. 254.

2) Urteile über „Renate“: von Keller im St.-Keller-Briefwechsel<sup>2</sup>, 1909, S. 42; von Henze im St.-Henze-Briefwechsel I, 1917, S. 148/9; von Jensen, Fontane, Erich Schmidt in G. Storm, Th. St. II, 1913, S. 181.

3) S. darüber Kobes, Kindheitserinnerungen bei Th. St., 1918, S. 20 ff.; Köster im St.-Keller-Briefwechsel S. 232; Therese Rodenbach, Th. St.s Chroniknovellen 1916.

auch sonst seine Schuldigkeit getan hat. Dieser Schatz ist so reich, was z. B. den Einblick in die Psychologie der Volksage betrifft, und liegt überall so nahe, daß ein Hinweis darauf genügt.<sup>1)</sup> Nachdem die Schüler diese Vorarbeit zu Hause geleistet haben, ist der gemeinsamen Aussprache im Unterricht nur das eine Ziel gesetzt: das Nacherleben der Novelle als eines Kunstwertes.

Dabei gehen uns allerdings wohl nirgends so meisterliche Führer voran, wie wir sie etwa für Goethes *Erst* in Viktor Hehn, für Shakespeares Dramen in F. Th. Vischer haben. Die Deittik der Novelle ist eine Aufgabe, mit der wir Lehrer uns vorderhand noch so ziemlich allein auseinanderzusetzen haben; denn die mit Wertdarstellung verbundenen Biographien der einzelnen Novellendichter sind nach dieser Seite hin oft nicht ernsthaft bemüht, und vereinzelte Arbeiten wie die von Grupe und Pfaue<sup>2)</sup> sind nicht mehr als zweifelhafte Versuche. Nun kann freilich auch das folgende nur als ein Versuch gelten, der aber das ange-deutete Ziel im Auge behalten will und sich im Unterricht selbst als aussichtsvoller erwiesen hat.

Im Eingang tasten wir achtsam den Schritten nach, mit denen uns der Dichter aus der behaglichen Gegenwart ins Land der Vergangenheit führt; über Sage und halberloschene Geschichte zu den Trümmern und Sunden, und weiter zur Mutter Pottjadsch, jener Verkörperung der alten Welt, aus deren Erzählungen sich das rätselhaft brennende Bild der Heidefrau Loszuringen trachtet; bis wir mit der Handschrift völlig vom Ehedem hingenommen werden; wir gehen also vom gemütlichen Plauderton in immer geheimnisvollere Lagen hinüber, deren unheimliche Stimmung in dem „Schrei“ der Alten („Swart? . . . Gnibderswart!“) eine Art Gipfel erreicht. In ähnlicher Weise steigt unser Empfinden hinan, wenn es im weiteren von der Dämmerstille des wundervollen Kircheninnern über die visionäre Traumerei des Knaben ins Grauen, ja ins Entsetzen geführt wird, um aus lösender Ohnmacht die Erscheinung des engel-schönen Mädchens sich erheben zu sehen; dann sinkt das Kapitel in leise Sehnsucht zurück; mit der höheren, innerlicheren Spannung wird auch der Vortrag über den bisherigen Ton hinausgehen. Wenn wir nun den durch den Gegensatz zum vorigen besonders fühlbaren klaren, hellen, frohbunten Zügen der Studenten-heimkehr und der Bauernhochzeit folgen, so wollen doch auch aus der Tiefe die Mißklänge zwischen Josias und Renate, zwischen dem Hofbauern und seiner Umwelt schon gehört sein; freilich geht oberflächlich noch alles in der Selbstvergessenheit der Jugend dahin und in der leisen Melancholie der ersten Herzensregung mit langsamem, weichen Decrescendo zu Ende. Gerade jener Mißklang aber ist es, der im folgenden vor Josias auftönt und verschwindet, mehrere Male und bis zu spukhaft beängstigender Größe; bis er endlich vor dem Licht verfliegt, das mit Renate ins dunkle Hofbauernzimmer eintritt; unruhig springt also der Ton auf und ab, um mit befreitem Aufatmen in die leise Innigkeit des Beieinanders der Liebenden hineinzugleiten, indes die Worte des Alten nebenher das letzte Dunkel erhellen. Auf der Höhe über dem Treental sodann hat auch das Glück der beiden seine Höhe erstiegen, in dem vom Abendgold über-

1) Genaueres in meiner Rostocker Dissertation: *Volkspoesie und Volksglauben in den Dichtungen Th. Sts.*, 1914.

2) Grupe und Pfaue, *Novellen moderner Erzähler für die Schule* behandelt, 1913.

strahlten Bilde Renatens kommt die helle Linie des Kunstwerks zu einer kurzen, ungetrübten Ruhe, bald wird sie in feinem Zuge ausgezogen: in dem verschwebenden „silbernen Licht“ der Mädchenstimme läßt sie der mit einer Lücke der Handschrift motivierte Zwischenfag verklingen.

Übersehen wir nicht, daß dieser glückliche Gipfel auf der einen Seite von süßwehem Erinnern, auf der anderen von unheimlichem Ahnen umgeben ist; fassen wir den weichen Mittelfag beiderseits in dunklere Töne, die sich am Ende ins Unheimliche, Grauenhafte verzerren; so werden wir an Petrus Goldschmidt, der jetzt mit dem Herbststurm hereinplump, neben dem Derbtomischen auch das Gemeine, Gefährliche, Erdrückende gewahren und die Kämpfe miterleben, die der solcher gewaltigen Orthodoxie gegenüber wehrlose Josias in schlafloser Nacht kämpft; vor der einen mächtigen Stimme dieses Stückes haben sich demzufolge alle anderen auch im Vortrag kleinlaut zu verkriechen. Wie sich zu ihr der vielstimmige Chor des Gerüchts gesellt, dem Josias nur eine ratlose Angst entgegenhalten kann, wie diese Angst immer drückender wird und selbst der Abschied im Mondlicht nur zu bald mit der Rattenepisode in ein Fortissimo des Schauerlichen übergeht, ein seltsames Gefühlsgemisch zurücklassend, und wie endlich nach dieser trassen Unmittelbarkeit das dunkle Element in den Erzählungen des Dorfschneiders wieder größeren Abstand nimmt: das alles wird zum Erlebnis, das sich den angemessenen Ton selbst schafft, den raunend-geheimnisvollen, dann ängstlichen, nach kurzer Innigkeit ins Graufige hinüberdrängenden und schließlich in vielsagendes Gemunkel zurückweichenden. Das folgende Kapitel geht noch weiter im umfassenden An- und Abschwellen des Gefühls; es ergreift tiefer durch den rein menschlichen Gehalt, das Unglück des Hofbauern, die Kindesliebe und einsame Unverstandtheit Renates, die Besorgnis des Pfarrers um das Seelenheil seines Sohnes; und es läßt die Note der Verzweiflung mitanklingen. Die zurückbleibende Erschütterung ersteigt in der grausamen Dissonanz des nächsten Stückes ihre Höhe. Sie wird uns Erlebnis, wenn wir die unerbittlichen Gegensätze in uns aufnehmen, von denen dies Kapitel wie kein anderes belebt ist; den fürchterlichsten und schneidendsten namentlich, der im Gegenüber der beiden jungen Menschen sich auswirkt, die sich lieben und nacheinander die Arme ausstrecken, ohne sich innerlich erreichen zu können; ein Mißklang, der endlich durch das Versprechen des Sohnes am Sterbebette des Vaters wie für alle Zeit festgebannt wird. Doch nach wenigen wehmütigen Akkorden reißt uns die Erzählung zur letzten Stufe des Grauens empor: dem Kampf des jungen Geistlichen mit den Herenverfolgern, den wir bis zur allesverschlingenden Ohnmacht miterleben; wie einst im Vorspiel, so erscheint auch hier wieder aus den Schauern des Halbbewußtseins Renates Antlitz dem Josias in unsäglich schöner Schönheit. Die in schneidenden Stößen aufzuckende Gefühlslinie, die hiermit in lyrische Weichheit umbiegt, sinkt gegen das Ende der Handschrift in tief verschlossenes Weh zurück; so ist auch dem Vortrag der Weg gewiesen.

Der Ausgang läßt uns im Kontrast deutlich das Profil des gealterten Josias sehen. Einen ängstlich eingegrabenen Zug, den Teufelsglauben, sehen wir daraus verschwinden und einer seligen Verklärtheit Platz machen. Nun erst kommt der „Vorspuk“ jener Kirchengene aus: der Kampf mit dem unheimlichen Getier,

dem Aberglauben, ist beendet, St. Jürgens Lanze entfällt dem schwachen Streiter; was sie nicht vermochte, das vermag Renate, der Engel seiner Jugend. In süße, freie Frühlingdüfte geht das erlöste Leben, geht der Zauber der Dichtung aus, indes fern noch einmal die dunklen Stimmen ihres Chores laut werden.

Damit ist die Spur gezogen, in der sich die Deutung der Novelle hinbewegen mag. Die bezeichnenden Einzelheiten wollen nach der vorausgegangenen häuslichen Lektüre nur herausgehoben und erlebt werden ohne viel „Erklärung“, währenddessen der Lehrer die Teilerlebnisse dem großen Rhythmus der Handlung, den wir oben empfunden haben, einfügt und so erst die Vollkraft des wohl aufgebauten Kunstwerkes zur Wirkung bringt. Es gibt keine bessere Probe auf den Erfolg, als es der auf die Besprechung folgende Vortrag der Dichtung ist. Wenn das Werk auf diese Weise den Schülern eingegangen ist, so werden sie zweifellos auch seinen Lebens- und Charakterproblemen nachsinnen und sich darüber aussprechen wollen. Zwar treten in der Stormliteratur diese Dinge vielfach mit Unrecht zugunsten der Bewunderung der „Stimmungskunst“ zurück; der Unterricht hat nichtsdestoweniger auch nach dieser Richtung hin das Seinige zu tun.

Die Verschiedenheit der beiden Menschen, die hier durch ein elementarmächtiges Gefühl einander nahekommen, wird uns aus Familientradition, Erziehung und Lebensumständen im Lauf der Novelle zwingend klar. Andererseits fehlt ihrem Empfinden nicht der greifbare Grund gemeinsamer feinerer Züge, die sich vor der groben Umwelt deutlich abheben. Einer davon, die Liebe zum Vater, macht ja gerade, in zwei rasch aufeinander folgenden Szenen auf beiden Seiten wirksam, die Kluft unüberbrückbar. Wird auch Renates im Gespräch nach der Abendmahlsfeier aufflammender Haß bald von dem tätlichen Beweis der Liebe gelichtet, den Josias im Kampf mit den Bauernburschen liefert, so kann sie ihm doch nicht helfen, solange noch der Hegenwahn in ihm haftet. Mit der Zeit erst muß er sich seiner „Schuld“ bewußt werden und unter ihr leiden, damit die Liebe, die den anderen nicht leiden läßt, ihn erlöse. So muß er einsam, alt, kränklich und schwach werden, um für das, was Renate gelitten hat, wie für die Herzen der Menschen, ihren Neid und Haß und Wahn, die nötige Einsicht, Feinfühligkeit und Ergründerruhe zu finden. Das Gefühl der „finsternen Schuld“, wie er es jetzt nennt, es würde ihn zerbrechen, gäbe nicht der krampfhaft festgehaltene Aberglaube dem unseligen Eid einigen Schein des Rechts; ein Seelenzustand, in dessen Qual wir uns hineinversetzen müssen, um die innere Befreiung auszukosten, die mit der Vergebung dieser Schuld durch Renates Liebe endlich eintritt; nun darf der Aberglaube zusammenbrechen, und die Lösung des Problems ist erreicht. Eine so weitgehende Befreiung vom Zeitgeist, die sich etwa auch über den Eid als solchen hinwegsetzte, dürfen wir füglich nicht erwarten. Denn nur im kleinsten Kreis wird das Alte überwunden, dessen Wogen im übrigen noch über den Schluß der Novelle zusammenschlagen. Indes in dem späteren Schreiben des letzten Berichterstatters scheint der neue Geist schon weit hin durchgedrungen; so erhebt der Blick sich zu den bedeutenden Höhen der Menschheitsgeschichte; das Problem einer Zeitwende ist vor uns aufgegangen.

Solche Überlegung der Lebensfragen wird für diese wie für jede Novelle im Unterricht ein notwendiges und wertvolles Nachspiel bilden.

## Die Erziehung zum Präteritum.

Von Oberstudien­direktor Dr. Georg Rosenthal in Lübeck.

Wer von Amts wegen gewohnt war, eine große Fülle von Schülerauf­  
sätzen zu lesen, traf immer wieder auf den leidigen Fehler, daß die Schreibenden  
in der Erzählung aus irgendwelchen Gründen das Präsens anstatt des Präteri-  
tums verwandten. „Johanna d'Arc hört aus den Berichten des Soldaten, der  
von hohem Turm aus mit seinem Blick der Schlacht folgt, daß die Engländer  
siegen. Da packt gewaltige Verzweiflung ihr Herz, und sie gewinnt Kraft,  
ihre Ketten zu zerreißen.“ Diese Schülertorheit aber zog auch in die Schriftsätze  
anderer Leute ein. Das Präsens in der Erzählung bleibt ein unwahrhaftiges,  
farblofes, falsch verstandenes Tempus. Offenbar ist es unter dem Einfluß des  
Humanismus aus den lateinischen Geschichtschreibern in die deutsche Prosa ein-  
gedrungen, ist also ein Fremdkörper, der wie so manches Erbstück aus der Re-  
naissance unsere Eigenart vergewaltigt hat. Daher muß ein entschiedener Kampf  
gegen diese Zeitenvermengung von allen, denen das Deutsche am Herzen liegt,  
allseitig aufgenommen werden. Ich wende mich darum in erster Linie an alle  
Lehrer des Deutschen.

Das historische Präsens und ebenso der historische Infinitiv im Lateinischen  
wollten — die scholastischen lateinischen Grammatiken freilich setzen das nur  
wenig genau auseinander — dazu dienen, eine Sammelhandlung in ihren ein-  
zelnen Erscheinungsformen vorzuführen. Da dies auch hin und wieder im Deut-  
schen vorkommt, so will ich ein Beispiel aus dem Deutschen bringen. In seiner  
Harzreise schrieb Heine: „In der Wirtsstube fand ich lauter Leben und Be-  
wegung. Studenten von verschiedenen Universitäten. Die einen sind kurz vor-  
her angekommen und restaurieren sich, andere bereiten sich zum Abmarsch,  
schnüren ihre Ranzen, schreiben ihre Namen ins Gedächtnisbuch, erhalten  
Brotkrumen von den Hausmädchen: da wird in die Wangen gekniffen, ge-  
sungen, gesprungen, gejoht, man fragt, man antwortet. . .“ „Lauter Leben  
und Bewegung“ sind die Sammelhandlung, deren einzelne Erscheinungsformen  
jetzt folgen. Indes dieses Präsens ist im Deutschen ein seltener, allerdings voll-  
berechtigter Fall. Der Deutsche aber folgte sonst jedem Fortschritt der Handlung  
mit zu großer innerer Anteilnahme, als daß er wie der antike Mensch als ein  
mehr uninteressierter Zuschauer in den Geschehnissen nur einen bunten Ablauf  
von Bildern sähe, die ja freilich eben in ihrer Bildhaftigkeit das Präsens heraus-  
forderten. Das Bild steht leibhaftig vor mir und ist in jedem Augenblicke Gegen-  
wart. Die antike Geschichtschreibung war zum großen Teile voll höchster plasti-  
scher Kraft, so daß dort die Präsens aus der innersten Natur des Volkes heraus-  
geboren wurden. Man lese z. B. den Aufstand der illirischen Legionen in Tacitus'  
Annalen I 20—21. In den Lateinstunden wird dann häufig gelehrt, das sei  
ein Präsens historicum. Aber für die tiefere Deutung, daß der antike Augen-  
mensch auf einmal das Blickfeuer einer „poetischen Phantasie“<sup>1)</sup> aufleuchten ließ,  
fehlt es gewöhnlich — leider! — an Zeit. Und doch wäre diese Erfassung der

1) Der Ausdruck stammt aus Lessings „Laokoön“ Stück 14.



geistigen Klammern des Textes das eigentliche Ziel des Lateinunterrichtes. (Vgl. meine Arbeit: „Gegen das lateinische Skriptum in den oberen Gymnasialklassen“ im Deutschen Philologenblatt 1922, Nr. 33, S. 515.) Ganz im Gegensatz zur Antike umspann von jeher der Deutsche jedes Geschehnis mit seinen Gedanken, er erlebte die Vergangenheit tief und schwer als solche, sie wurde ihm keineswegs Gegenwart, nicht Augenblicksbild, sondern lag für ihn in weiter Ferne. „It gehörta dat seggen“ und „Uns ist in alten maeren wonders vil geseit, von helden lobebaeren, von großer tuonheit, von fröuden hōchgeziten, von weinen und von klagē, von küener reden striten muget ir nu wunder hoeren sagen: es wu o h̄s in Burgonden eine schoene magedin . . .“ Die eigentliche Erzählung begann natürlich mit dem Präteritum. Ebenso in der Kudrun. Schon seine Tempusbildung legte davon Zeugnis ab, sei es, daß er ein Präteritum schwach mit der Verstümmelung von „tāt“ formte (er spielte) oder daß er den wuchtigen Eindruck seines Erlebnisses in die Ablautbildung hineinwarf (sang, klang, sprang). Die lateinischen und griechischen Perfekta und Aoriste waren mehrdeutig und konnten schon deswegen gar nicht die leidenschaftlich einseitige Kraft wie unser Präteritum haben. Leider verdunkelten auch unsere Grammatiker bisweilen diesen Vorgang, indem sie von einem Imperfektum sprachen, das es doch im Deutschen überhaupt nicht gibt. Das lateinische Imperfektum oder französische Imparfait bilden wir wie der Engländer durch Umschreibungen wie: ich war dabei oder im Begriffe, oder durch Hinzusetzungen geeigneter Adverbia „gerade, noch“. Doch „ich kam, ich sah, ich siegte“ sind für uns nur Präterita, mit denen wir abgeschlossene Dinge der Vergangenheit bezeichnen. Gerade weil wir im Grunde nur die beiden Tempora Präsens und Präteritum hatten, verband sich mit jedem ein viel tieferer Sinn als mit den zahlreichen antiken. Im tieferen Erlebentönnen der Vergangenheit erblickte ich einen unserer Vorzüge vor dem antiken und romanischen Augenmenschen. Die deutsche Phantasie riß sich oft gewaltsam von der Gegenwart los und flüchtete in die graue Ferne. Goethe wagte es, die ganz ungriechische Phantasie als seine Göttin in den Kreis der Olympier zu setzen, ungriechisch, weil sie die Menschen von der Gegenwart erlöste. Der Deutsche träumte von jeher mehr in der Vergangenheit als in der Zukunft. Der Lateiner und Grieche hatte zahlreiche Verben, welche einzig und allein der Umschreibung dienten, an sich aber wenig lebendig waren. Hier schuf der Deutsche sich wieder einen gewaltigen Vorsprung, wenn er auch vielleicht nicht alle die feinen Schattierungen der alten Sprachen herausbringen konnte. Aber das war nun einmal stets seine Eigenart, mehr die Gipfelpunkte in der Reihenfolge der Ereignisse zu beleuchten. Seine akzentuierende und alliterierende Verknüpfung war ein Gleichnis seiner Erzählkunst. Seine Erzählung glich immer einer wogenden See, aus der die Wellenkämme emporspritzten. Das Präsens, auf einen Vorgang der Vergangenheit angewendet, erscheint daher im Deutschen farblos, ja unwahrhaftig. Wie wahr und kräftig und wie deutsch klangen die alten Überschriften im Nibelungenliede und in der Kudrun: „Wie si ze der hōchzite fuoren; wie die kuniginnen einander schulten; wie si die tōten abe wurfen“ und so durchweg. Darin sprach sich altgermanische Kraft des Heldenkampfes und des Heldenjanges aus. In neuzeitlichen Inhaltsangaben wucherte leider das

Präsens wie ein böses Unkraut. Wir ertragen es vielleicht, wenn Wilhelm Scherer in seiner Darstellung des Nibelungenliedes eine Charakteristik des Liedes mit kurzen Inhaltsangaben im Präsens gab; doch unnatürlich wollte es mir klingen, wenn Dilmar an gleicher Stelle den Inhalt im Präsens bot, z. B. „Die Königinnen gehen zur Kirche, nicht in freundlicher Gesellschaft wie bisher, vielmehr jede abgesehen mit ihrem Gefolge edler Frauen. Brunhild steht vor dem Münster und wartet auf Kriemhild; als diese anlangt, gebietet ihr Brunhild laut vor dem Volke, stille zu stehen, und spricht usw.“ Und Dilmar erklärte ausdrücklich zuvor, ausführlich erzählen zu wollen. So gab seine Darstellung weder Fisch noch Fleisch. Das Präsens ließ mich kalt, raubte mir alle Reize der Erzählung, machte das Ganze unsinnlich. Das Präsens brachte es fertig, das Erzählte in ein Reich zeitloser Gleichgültigkeit zu erheben, verflüchtete es zu farbloser Allgemeinheit, die Gestalten wurden zu blutlosen Schatten und Schemen. Zum Schema mit Präsens hatte wohl Goethe ein Recht, wenn er in der Italienischen Reise (19. Oktober 1886) das „Argument“ der Iphigenia von Delphi seinen Lesern vorführte. Aber zu diesen Schemen hatte nicht derjenige das Recht, der uns eine klare Vorstellung von einem einzelnen blutvollen Vorgang alter Zeit erwecken wollte. Bei den Dilmarschen Präsentien schläft man ein. Wandelte man dagegen „gebietet“ in „gebot“, so sah man zugleich sofort die königliche Gebärde der Fürstin. Das germanische Präteritum hatte immer etwas Explosives; Erdbebenkraft oder tobende Meeresleidenschaft verriet sich von jeher in deutscher Erzählung. — Es lohnt in diesem Zusammenhange auf Fritz Reuters Überschriften zu seinen Kapiteln hinzuweisen. Er unterschied scharf zwischen dem, was vergangen war, und dem, was sich lebendig vor seinen und seiner Leser Augen abspielte. So heißt es „Ut mine Stromtid“ I, 3: „Wat Braesigen sin Herr Kammerrat für 'ne Ort Mann was, und worüm siß Braesig binah dat Krüz verrenten würd. Dat Hawermann 'ne Anstellung kreg, un dat de Fru Pastern ehr Kirchenstaul inbraten was. Wo för de lütte Lomise en Unnerlamen funnen ward, un worüm Moses abslut man einen Hofendräger dragen . . . will. Dat uns' oll Herrgott ümmer noch lewt.“ Ich führe noch drei Beispiele aus Goethes „Dichtung und Wahrheit“ an, wo der Dichter das Präsens mit tiefem Bedacht gewählt hat. Bd. I Das Pfeifergericht; Bd. IV Die Wiedererzählung biblischer Geschichten aus dem Alten Testament; Bd. V Maria Theresia bei der Krönung ihres Gemahls. Goethe verließ nur dann das historische Tempus, wo im antiken Sinn auf einmal ein Bild dem Dichter von so zwingender Kraft vor die Augen trat, daß er dies mit seinen Worten nachzeichnen mußte. „Indessen unterhandelte man doch und nahm von beiden Seiten die Sache nicht aufs strengste. Maria Theresia selbst, obgleich in gesegneten Umständen, kommt, um die endlich durchgesetzte Krönung ihres Gemahls in Person zu sehen. Sie traf von Aschaffenburg ein (dieser Vorgang lag für Goethe außerhalb des Bildes) und bestieg eine Jacht, um sich nach Frankfurt zu begeben. Franz, von Heidelberg aus, denkt seiner Gemahlin zu begegnen; allein er kommt zu spät, sie ist schon abgefahren. Ungekannt wirft er sich in einen kleinen Nachen, eilt ihr nach, erreicht ihr Schiff, und das liebende Paar erfreut sich dieser überraschenden Zusammentunft.“ Und von dem biblischen Bericht bezeugte Goethe selber: „Diel-

leicht möchte jemand fragen, warum ich diese bekannten Geschichten . . . hier abermals umständlich vortrage. Diesem dürfte zur Antwort dienen, daß ich auf keine andere Weise darzustellen wüßte, wie ich bei meinem zerstreuten Leben, bei meinem zerstückelten Lernen dennoch meinen Geist, meine Gefühle auf einen Punkt zu einer stillen Wirkung versammelte.“ Ein Bild des Friedens gedachte W. v. Goethe zu gestalten, nicht aber wollte er die blutigen Kämpfe jener Zeit noch einmal nachschaffen. So schrieb er gleichsam die Philosophie der Urgeschichte der Erzväter, nicht aber ihre Geschichte selber. Aus der Tiefe ihres Erdenwallens stiegen die Gestalten in zeitlose Allgemeinheit auf. Goethe suchte den zeitlichen Querschnitt und kam dadurch von Phänomenen zu Urphänomenen. Daher sein Präsens an diesen Stellen!

Das aber sind Ausnahmen im deutschen Sprachgebrauch. Sonst hat uns zumeist das Lateinische, wie so oft, einen üblen Streich gespielt. Die wahrste bildende Kraft des Lateinischen ist für unsere Schule meist noch gar nicht entdeckt. Wäre man erst so weit, dann würde man kaum noch eine Schule ohne Latein wünschen.<sup>1)</sup> Das Märchen von der „lebhaften Erzählung“ im Präsens spult in den Köpfen unserer Schüler. Rotte man doch dieses scholastische Märchen mit Stumpf und Stiel aus! Sowie ein Vorgang in der Vergangenheit liegt, muß er im deutschen Präteritum erzählt werden. Das energielose Präsens in der Erzählung sollte man kurzerhand verbieten und bestrafen.

Herder hat ein so wunderbar schönes Gesetz für den deutschen Stil aufgestellt: „Verbum! Handlung! Leidenschaft!“ (Vgl. meine Arbeit „Neuordnung des deutschen Unterrichts“ in Teubners Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Juniheft 1919.) Dieses Gesetz sollte von der ersten Stunde an, wo man zusammenhängend deutsch reden und schreiben lernt, bis zur letzten Schulstunde überhaupt unausgesetzt in Fleisch und Blut übergeführt werden. Der Stil bekam immer sofort lebendige Farbe, wenn jeder Satz nicht nur sein Verbum, sondern auch ein solches mit kräftigster und leidenschaftlichster Farbe aufspringen ließ. Alle vermeintlich toten Gegenstände fingen an zu leben: die Steine träumten; die Blätter flüsterten; die Sonne umgoß uns mit ihrem Lichte; die fernen Türme riefen und winkten.<sup>2)</sup> Noch leidenschaftlicher aber ward der Stil, wenn wir in allen Erzählungen das Präteritum einsetzten. Hier möchte ich alle Lehrer des Deutschen zur Mithilfe aufrufen, um den wahren Charakter und die wahre Eigenart unserer deutschen Erzählung in die Aufsätze unserer Jugend hineinzubringen.

1) Vgl. meine Schrift „Lebendiges Latein“ Leipzig 1924, die auch ausführlich die Rolle des Deutschen im Lateinunterricht behandelt.

2) Vgl. meine Arbeit: „Das lebendige und das tote Katheder“, Zeitschrift der Comenius-Gesellschaft 1920.

## Gedanken über Pflege der bildenden Künste auf unseren höheren Schulen.

### I.

Von Prof. Friedrich Lindemann in Diersen.

Die bildenden Künste kommen leider auf unseren höheren Schulen noch immer schlecht weg. Man überrechne einmal: von der Baukunst wird gelegentlich im Religions- und besonders im Geschichtsunterricht gesprochen; auch werden den Schülern wohl Tafeln mit Bildern von den Pyramiden, von der Akropolis, vom Forum Romanum vorgelegt, von deutschen Bauten gibt es meist viel weniger, wie es ja auch ganz auffällig ist, daß die großen Unterrichtsmittelvertriebe mit Bildern aus der Antike und der Renaissance reichlich versehen sind, solche von deutscher Kunst nur in sehr geringer Zahl haben.

Am wichtigsten ist ja, daß man die Schüler unmittelbar an wertvolle Bauten heranbringt. Glücklich die Schüler in alten Städten — aber auch in Orten ohne alte Kultur muß man es versuchen: irgendeine alte Kirche, ein wertvolles älteres Haus, ein Stadttor dürfte doch zu finden sein. Da gilt es anzuknüpfen und das Auge zu öffnen — dann freilich muß man den Schüler sich selbst überlassen; höchstens daß eine Ferienwanderung so eingestellt werden kann, daß sie bleibende Erinnerungen und Kenntnisse erwerben hilft. Aber das alles ist Stückwerk.

Ein ähnliches Bild erhalten wir von der Beschäftigung unserer älteren Schüler mit der Bilderei: im Geschichtsunterricht erscheinen zur gegebenen Zeit auch hier wieder die in der Schulsammlung etwa vorhandenen Tafeln mit Abbildungen aus der altorientalischen, griechischen und römischen, mittelalterlichen und neueren Plastik, und der Lehrer gibt dazu Erklärungen — soweit seine Zeit reicht. Auch der deutsche Unterricht beteiligt sich hier: bei Gelegenheit der Besprechung von Lessings „Laokoön“, wobei natürlich auch die übrigen bildenden Künste, neben der Plastik, nach Zeit und Möglichkeit in den Betrachtungskreis gezogen werden. Auch hier helfen dann noch Besichtigungen der etwa vorhandenen Skulpturwerke am Orte oder in der Nähe, vor allem eines Museums mit Bildhauerarbeiten, und Schülerausflüge und -reisen nach geeigneten Plätzen.

Am schlechtesten ist es wohl bis jetzt noch um die Kenntnis der Malerei und der ihr verwandten (graphischen) Künste und ihrer Geschichte bestellt.

Vielleicht werden den Schülern der obersten Altersstufe einmal Reproduktionen von Bildern bekannterer Meister (falls solche in der Schule vorhanden sind) gezeigt; vielleicht hören sie bei dieser Gelegenheit auch einmal die Namen Rubens und Rembrandt, Raffael, Tizian, Michel Angelo, Böcklin, Menzel u. a. — mehr allerdings wohl schwerlich; vielleicht werden sie auch im Laufe ihrer Schulzeit einmal wenigstens in eine Gemäldesammlung, eine Kunstausstellung od. dgl. geführt und ihnen dort — oder besser schon vorher — von ihrem Führer, wenn er sich ein bißchen mit der Sache vertraut gemacht hat, einige Erläuterungen gegeben — das ist aber sicher auch alles! Und doch — wie dankbar würde eine große Schar unserer jungen Zöglinge, zumal wenn sie nach der Reife-

prüfung ins Leben hinaustreten, für etwas mehr an Belehrung und Unterweisung auf diesem herrlichen Felde des Wissens sein! Sie kommen vielleicht dann zum ersten Male in eine Gemäldesammlung: rat- und hilflos, wie große Kinder, werden sie dastehen, staunend zwar und bewundernd, manchmal vielleicht auch lächelnd und kopfschüttelnd, aber bar jedes tieferen Verständnisses für das, was sie dort nun eigentlich sehen, wie sie es sehen und betrachten sollen und worauf sie hauptsächlich ihr Augenmerk zu richten haben; es wird ihnen nun in den Tiefen ihrer jugendlichen Seele eine Ahnung aufdämmern von einer Welt, die über und außerhalb der Welt liegt, von der man ihnen bisher etwas erzählt hat, weit darüber erhaben und neue, ihnen noch unbekannte Werte ideeller, ästhetischer, ethischer Art in sich bergend, und mit schmerzlichstem Bedauern werden sie der großen Lücke gewahr werden, die hier noch in ihrem Wissen, in ihrer Allgemeinbildung klast. Also mehr Kunstunterricht, mehr Kunstgeschichte in die Schule! Unsere jungen Leute müßten schon hier etwas erfahren von den Richtungen und Bestrebungen der neuesten Zeit, in der wir mitten drin stehen, auf diesem Gebiete. Warum sollen sie nicht auch einmal gehört haben von Klassizismus, von Naturalismus, von Freilichtmalerei, von Impressionismus und Expressionismus und ihren Kennzeichen? Müßten sie nicht als „gebildete Menschen“ den Unterschied kennen zwischen einem Form- oder Holzschnitt, einer Lithographie, einem Stich, einer Radierung und ihren Abarten? — Um hier auch nur einigermaßen greifbare Ergebnisse zu zeitigen, geht es schlechterdings nicht ab ohne Einrichtung einer planmäßigen wöchentlichen Unterrichtsstunde in der Kunstgeschichte — wie sie übrigens an unseren Mädchenlyzeen schon lange besteht. Oder wollte man etwa behaupten, unsere jungen Leute seien weniger kunstverständnisvoll, kunstaufnahmefähig, kunstbegeistert und hätten es folglich nicht so nötig, Kunstunterricht zu erhalten, wie junge Mädchen ihres Alters, denen ja schon die gütige Natur ein feiner ausgebildetes ästhetisches Gefühl mitgegeben habe? Diese Stunde könnte ja erst einmal als fakultative eingeführt werden; es scheint mir nicht gut annehmbar, daß dieser Gedanke etwa aus Mangel an der nötigen Beteiligung seitens der älteren Schüler unausführbar bleiben würde. Auch um einen Lehrer braucht uns nicht bange zu sein. Zwar haben wir noch nicht, wie die Philologinnen, Lehrbefähigung in Kunstgeschichte, aber man sollte meinen, in jedem Kollegium müßte sich wenigstens einer finden, der sich gern in dies Gebiet einarbeitete.

Schwierig freilich wird die Beschaffung der nötigen Hilfsmittel sein; zunächst gilt es alle Kunsttafeln und -blätter zusammenzufassen, die eine Schule besitzt. Dann aber wird man sorgfältig sammeln müssen, am besten Dinge, die man durch den Lichtbildapparat an die Leinwand werfen kann.

Über die Art des Unterrichts kann hier nicht gehandelt werden: nur soviel sei hier bemerkt: es dürfte sich empfehlen, nicht allzu weit auszuholen, etwa bei den orientalischen Völkern, sondern gleich mit Raffael und Michel Angelo zu beginnen und von da aus einige erläuternde und vergleichende Rückblicke auf die Kunst der Antike zu werfen. Auf keinen Fall darf die neuere und neueste Zeit zu kurz kommen.

Und nun frisch ans Werk, damit einmal ein Anfang gemacht werde!

## II.

Von Walthor Hofftaetter in Dresden.

Ich möchte diese Klage und diesen Ruf nicht hinausgehen lassen, ohne noch ein paar Tatsachen und ein paar Winke anzufügen:

1. Es gibt schon planmäßigen Unterricht in Kunst auch an Knabenschulen  
3. B. an den sächsischen Oberschulen.

2. Der Zeichenunterricht entwickelt sich immer mehr auch in der Richtung auf Kunstbetrachtung, so daß er ein wertvoller Bundesgenosse der deutschkundlichen Fächer werden wird.

3. Die Richtlinien für die deutsche Oberschule in Preußen weisen dem Deutschen in O II und I ausdrücklich Kunstbetrachtung zu. O II: Die Kunstbetrachtung entwickelt an wenigen, aber typischen Beispielen aus Bau- und Bildhauerkunst das Formgefühl der Griechen. Vor allem aber sucht sie den künstlerischen Ausdruck der Lebensstimmungen und Vorstellungen des kirchlichen und ritterlichen Mittelalters, auch in seiner Verschiedenheit vom griechischen Kunstwillen deutlich zu machen. Die Baugedanken des romanischen oder gotischen Stiles, der Renaissance. Einige charakteristische Bildwerke des deutschen Mittelalters, die großen deutschen Maler von den Kölner Meistern bis zu Dürer und Grünewald. Flämische Malerei. Der Gegensatz der deutschen und italienischen Malerei des 15. und 16. Jahrhunderts dient zur Herausarbeitung der Stileigentümlichkeiten der deutschen Kunst. U I: Baukunst des Barock, vor allem auf deutschem Boden. Die Entwicklung der niederländischen Kunst bis auf Rembrandt und Rubens. O I: Moderner Klassizismus. Das Wiedererwachen der deutschen Malerei im 19. Jahrhundert. Kunstströmungen der Gegenwart.

4. Es ist eine Täuschung, daß man mit einer Stunde etwas anfangen kann. Es ist eine Täuschung, daß man solche Kunstbetrachtung pflegen kann, wenn man in O II 5 Stunden, in Prima 4 Stunden für Deutsch hat.

5. Zu begrüßen ist es, daß die preussischen Richtlinien von Kunstbetrachtung reden. Mit Kunstgeschichte kommt man nicht weit, es kann sich nur darum handeln, sehen zu lehren. Dazu braucht man aber viel Zeit.

6. Die beiden Dresdner Schulen, die Kurse haben, haben auch solche in Kunstbetrachtung: 2 Stunden in der Woche für Primaner beider Klassenstufen. Hier beschränkt man sich für ein Jahr auf ein Gebiet: deutsche Malerei, deutsche Baukunst — und selbst da kann es sich nur um Ausschnitte aus großen Zeiten handeln, wenn es zur Kunstbetrachtung durch die Schüler, nicht zu einem Drüberhinterreden durch den Lehrer führen soll. Kunstgeschichte, wohl gar von der alten Kultur ausgehend — ist unmöglich.

## Grundsätzliches zur Philosophie auf der Schule.

Von Dr. Christoph Schwantke in Berlin-Pantow.

Auf meine Arbeit „Naturphilosophie“ in dieser Zeitschrift 1922 bekam ich zu meiner Freude eine Reihe von Zuschriften (Anschrift: Pantow, Parkstr. 24), unter ihnen auch eine gegnerische, in der es heißt: „Wir Menschen . . . haben

die Fähigkeit, Eindrücke der Außenwelt in uns aufzunehmen und jeden neuen Komplex von solchen Eindrücken mit den bereits früher aufgenommenen zu verknüpfen. . . . Obgleich nun unser Denken auf ganz natürliche Weise zustande kommt oder vielmehr gerade deswegen, können wir „falsch“ denken. Wir nehmen doch immer nur einen kleinen Teil der großen Außenwelt in uns auf. . . .“ In ganz demselben Gedankentreise bewegt sich das philosophische Denken der Schüler, und davon gehen fast alle an uns Lehrer gestellten Fragen aus: hier die große Außenwelt — dort das sie anschauende Menschenbewußtsein, und nun wirkt das eine dieser Dualität auf das andere und umgekehrt. Freilich, solange die Schüler bei diesem Dualismus ganz naiv stehen bleiben, fragen sie überhaupt nicht. Das Fragen beginnt erst, wenn ihnen ein Widerspruch auffällt, darin, daß naturwissenschaftlich der Mensch als ein Stück Natur unter Stücken betrachtet wird, als physiologische Maschine, in der alles von alleine wird, während er in anderer Beziehung als der Natur gegenüberstehende selbstständige Persönlichkeit erscheint, von der alle Kultur geschaffen wird. Aus diesem Ansat: Mensch einerseits Natur, andererseits Persönlichkeit — kommen so gut wie alle Schülerfragen, und jede Antwort muß auch von diesem Kernproblem ausgehen.

Die Lösung ist sehr einfach und kann jedem Schüler sofort verständlich gemacht werden: Wenn über die Menschenliche eine absolut seiende Natur geschrieben wird, dann werden alle Menschengedanken zu Selbstbewußtheiten dieser Natur. Der Beweis kommt aus dem zwingenden Schluß: Naturfolglich alles Geschehen ein Sichnaturen der Natur; denn was soll's denn sonst sein? im besonderen: alles Bewegen ein Sichbewegen der Natur, alles Leben ein Sichleben der Natur, alles Denken ein Sichdenken der Natur.

Der hier gemeinte Schluß ist oft ausgesprochen worden; als Beispiele sei erinnert an Goethes Naturfragment: „Ich sprach nicht von ihr. Nein, was wahr ist und was falsch ist, alles hat sie gesprochen.“ Henmanns Einführung in die Metaphysik auf Grundlage der Erfahrung, Leipzig 1906, nennt S. 333 das menschliche Denken „in letzter Instanz nur einen Ausschnitt aus dem Denken des Weltwesens selbst“. Fehner Zend-Avesta gekürzte Ausgabe des Inselverlages 1919 S. 124: „Wenn wir einen Gedanken haben, so denkt ihn der Erdgeist durch uns. . . .“ Wenn endlich Mach in Die Analyse der Empfindungen 6. Aufl. Jena 1911 S. 23 sagt: „Es denkt, sollte man sagen, wie man sagt: es blüht“ — so muß als dieses die Menschengedanken denkende „es“ eben die Natur (Mach: die Elemente) verstanden werden.

Dieser Schluß: Menschen die Selbstbewußtheitschaupläge der Natur — hat nach meiner Erfahrung für Schüler etwas sehr Einleuchtendes; sie gehen gern darauf ein, und sie scheinen durch diesen Anschluß ihrer kleinen Person an die große Natur ein Wertgefühl zu gewinnen. Ich lasse sie erst sich gründlich in den Gedanken vertiefen und komme dann mit der entscheidenden Frage: Kann es unter den verschiedenen Monologen der Natur in ihren verschiedenen Denkschauplägen Schulze, Müller, Krawutschke Rangverschiedenheiten geben? Gewöhnlich hat dann der Schüler schon etwas von den entsprechenden Über-

legungen bei Schopenhauer oder sonst gehört oder er kommt selbst darauf, und man bekommt die Antwort: Ja, denn wenn ein Mensch ganz allein ist, macht er ja auch Rangunterschiede zwischen seinen verschiedenen Gedanken, nennt einige falsch und andere richtig, einige gut und andere böse. Um eine Belegstelle zu nennen, so heißt es in dem oben benützten Ausschnitt aus dem Denken des Weltwesens selbst im Schauplatz Heymanns S. 341: „Als für uns letzte, zur Zeit nicht weiter reduzierbare Tatsache hätten wir anzunehmen, daß in dem alle besonderen Bewußtseine in sich befassenden Weltbewußtsein verschiedene, zum Teil auf besondere, zum anderen Teil auf allgemeine Ziele gerichtete Bestrebungen angelegt sind, welche in mehrfachen Verbindungen in den individuellen Bewußtseinstonzentrationen zur Äußerung gelangen. Der Gegensatz egoistischer und sittlicher Tendenzen im Individuum wäre also nur eine besondere Manifestation des Gegensatzes auf engere und auf weitere Ziele gerichteter Bestrebungen im Weltbewußtsein.“ (Ein Satz, mit dem sich offenbar jede Gemeinheit „verstehen“ und also entschuldigen läßt.) Doch zurück zu unserem Schülergespräch: Es kommt nun die entscheidende Überlegung: wir besitzen über das Falschsein und Richtigsein der Naturmonologe nicht eine Aussage der einen Natur, sondern die vielen Aussagen von Müller, Schulze, Krawutschke, und es fragt sich also: Wie würden sich die Menschen verhalten, wenn jeder überzeugt wäre, daß seine Gedanken Monologe der Natur sind? Die Schüler haben stets sofort die richtige Vorstellung, daß dies zu Mord und Totschlag führen müßte, denn keiner würde zugeben, daß sich in ihm die Natur einen falschen Monolog gehalten hätte. Die psychologischen Parallelen liegen nahe: wenn die Menschen von einem Satz oder einer Vorschrift überzeugt sind, daß es eine Offenbarung Gottes darstelle, dann lassen sie keinerlei Kritik zu und sind bereit, mit Mord und Totschlag dafür zu kämpfen. Offenbar würde bei der gedachten Geistesverfassung jede Lebens- und Arbeitsgemeinschaft unter den Menschen zur vollkommenen Unmöglichkeit.

Wir wiederholen: Absolute Natur — folglich alle Menschengedanken Naturmonologe — folglich Abweisung jeder Kritik und entsprechend jeder Forderung durch die so überzeugten Menschen — folglich Auflösung jeder Arbeitsgemeinschaft — diese Gedankenreihe führt die Annahme einer absoluten, d. h. das Sein der Menschen begründeten Natur ad absurdum.

Wenn der Lehrer nur mit dem Ansatz fertig zu werden hätte: Mensch einerseits Stück Natur, Mensch andererseits Persönlichkeit mit eigener Verantwortung für Gedanken und Tun — dann wäre die philosophische Aufklärung sehr einfach in der obigen Weise zu führen: das Einerseits-Andererseits geht nicht, man kann nur das Entweder vertreten mit der praktischen Folgerung der Auflösung jener Menschengemeinschaft, und man kann das Oder vertreten, wovon wir bald sprechen werden. So einfach liegt es aber nicht, sondern es liegt der absolute Gott als ein Stein im philosophischen Wege, und die Tatsache, daß unsere Kirchenreligion auf dem völlig parallelen Ansatz ruht: Mensch einerseits im Zusammenhang mit Gott, Mensch andererseits freie Persönlichkeit mit eigener Verantwortung für Gedanken und Tun. Als Belegstelle sei angeführt: Troeltsch in seiner Logik des historischen Entwicklungsbegriffs, Kantstudien



1922 S. 284: „Es bleibt ja doch die Monade“ (Menschenpersönlichkeit) „selbst bestehen, und wenn sie auch ihr eigenes Wesen im Grunde nur in Gott und darum im Zusammenhang mit dem Lebensstrom überhaupt erkennt, so bleibt sie doch ein endliches Wesen und ist ihre Erkenntnis doch nicht ein bloß quantitativ beschränkter . . . Ausschnitt aus dem göttlichen Geistesleben selbst.“ Ferner S. 285: „Unsere Erkenntnis trägt also neben jenem Identitätscharakter zugleich einen anthropologischen, und aus diesem Gegensatz gibt es überhaupt keinen Ausweg, nur annähernde Lösung. Hinter allem und am Ende von allem steht die Metalogik, in welcher unsere anthropologisch bedingten logischen Mittel und der göttliche Lebenszusammenhang auf völlig unbekannte Weise zusammengehen.“ Ein Lehrer, der seinen Schülern diese Einerseits-Andererseits-Lehre als Fundament ihrer Religion lassen zu müssen glaubt, der deshalb mit Troeltsch an der wichtigsten Stelle „überhaupt keinen Ausweg“ sieht, tut besser, philosophischen Erörterungen überhaupt auszuweichen und auch naturalistische Ansichten unangegriffen zu lassen.

Was hier vom Einzelllehrer gesagt ist, gilt allgemein; die philosophische Entscheidung heißt nicht: Naturalismus oder Humanismus — sondern sie heißt: Metamenschlichkeit (Es-Lehre) mit der Annahme irgendeines Absoluten, völlig gleich, ob man es Gott nennt oder Natur oder Lebensschwungkraft oder Unbewußtes oder sonstwie — oder Menschlichkeit (Ich-Lehre) im Verzicht auf solches Absolute. Wählt man die Metamenschlichkeit, dann bleibt nur die Zuflucht zur Unlogik oder wie's verächtelt heißt zur Metalogik (ob die Herren auch eine metarichtige Rechnung gelten lassen?), mit anderen Worten zur Bankrott-erklärung des Denkvermögens vor der wichtigsten Aufgabe des Denkens, vor der Gewinnung einer Weltanschauung.

Wer nun seinen Schülern die Denkbesinnung der Menschlichkeit nahebringen will, der tut pädagogisch am besten, zunächst noch bei der sich in den Menschen Monologe haltenden Natur stehenzubleiben und nach den Grenzen zu fragen, an denen das gedachte Selbstbewußtsein der Natur notwendig stehenbleiben müßte. Zur größeren Klarheit und zugleich als bequeme Abkürzung soll „ist II“ geschrieben werden, wenn ein Absolutes als den Satz denkend gemeint wird. Es ergibt sich dann: die Natur könnte nicht fragen: woher bin II ich, woher ist II der letzte Anstoß für mein Naturgeschehen? Denn die Natur wäre ja selbst das die Antwort: daher ist II . . . existende Bewußtsein und kein Bewußtsein kann hinter sich selbst zurückbewußten. (Auch Gott könnte nicht fragen: woher bin II ich, woher ist II der letzte Anlaß zu meinem Schöpfungsentschluß?) Ebenso kann sie nicht fragen nach dem Woher ihres tatsächlichen Bewußtseins, dies aber fällt mit ihrem Naturgeschehen zusammen, weil es ja als das jenes Geschehen begleitende Selbstbewußtsein gedacht wird; also sie kann nicht nach dem Woher ihres Naturgeschehens fragen. Diese Grenzen des Weltbewußtseins gilt es so deutlich als möglich zu machen, denn die psychologische Wurzel für die Neigung, vom Menschenbewußtsein zur Natur zurückzugehen, liegt wesentlich in dem Glauben, dadurch etwas sonst in der Luft Schwebendes fest zu verankern und tief zu begründen. Die Schüler müssen ganz klar sehen, daß auch die Natur selbst sich als in der Luft schwebend, d. h. als nicht weiter

begründbare Voraussetzung ihres Naturens erkennen müßte und ihr Sein nirgends fest verankern und tief begründen könnte.

Dann ist der Boden vollständig vorbereitet zum Verständnis von Kants Philosophie der Menschlichkeit, die etwa so zu geben wäre: Um uns Menschen nicht zu Stückchen und zu Denkschauplätzen der Natur werden zu lassen, sondern um Persönlichkeiten bleiben zu können, müssen wir überhaupt darauf verzichten, nach einer Natur zu fragen, wie sie unabhängig vom Menschen wäre II und bestünde (nach sogenannten Dingen an sich), sondern wir können nur fragen nach unseren menschlichen naturerfassenden Istjahren, kurz: wie die Natur ist I. Das genügt auch vollständig; denn wozu nützt denn alles Fragen nach der Natur? es dient uns zur Möglichkeit des Wollens und Handelns — zu unserem menschlichen Handeln aber kann uns unser menschliches Wissen dienen und nichts anderes (Primat der praktischen Vernunft).

Die wichtigsten über unsere Istjahre zu stellenden philosophischen Fragen sind:

1. Was garantiert uns, daß sie eine Wirklichkeit erfassen und nicht eine Traumwelt? Wodurch unterscheidet sich der Geltung nach die von unseren naturwissenschaftlichen Istjahren existente Natur etwa von dem durch mythologische Istjahre existenten Götterhimmel des Olymp? Die Antwort heißt: Die Wirklichkeit mit den Istjahren garantiert uns die Wirklichkeit des Existenten. Mit diesem Satz sich zufriedenzugeben, fällt Schülern — und anderen Leuten — sehr schwer; sie wollen zu gern hören, daß unsere Istjahre das „Nachbild einer seienden Wirklichkeit“ sind. Man muß deshalb diesen Punkt recht gründlich behandeln, so trivial auch unsereinem die Sache ist, und man muß immer wieder zeigen: Nachbild der Wirklichkeit im Menschen bedeutet eine Sinnlosigkeit, es könnte nur ein ihrer Bewußtwerden der Natur in sich selbst geben. Dabei würde diese Natur vor der Frage stehen bleiben müssen: Warum kann ich mich so bewegen, daß nicht ein ewiges Chaos bleibt? Genau so müssen wir vor der Frage stehen bleiben: Warum können wir unser Bewußtsein so betätigen, daß nicht alles ein Träumen bleibt, daß wir manchmal Künftiges richtig voraussehen, manchmal Gewolltes erreichen können? Wir können's eben, und also sollen wir's tun!

2. Die andere an unsere Istjahre zu stellende wesentliche Frage geht auf den Gesichtspunkt der Richtigkeit. Auch hier wieder gibt die Parallele zu einem gedachten Selbstbewußtsein der Natur Klarheit und den pädagogisch wirksamsten Weg. (NB. Jenes „gedachte“, nämlich von uns nach unserem Bilde gedachte Selbstbewußtsein eines Absoluten gibt nichts anderes als unser Selbstbewußtsein nur in einer hinausprojizierten Form.) Es gilt der unser obiges Ergebnis erweiternde allgemeine Satz: Wie das in den Bewußtheiten stehende Bewußtseinssubjekt nicht hinter sich zurück fragen kann, so kann es nicht über sich hinaus wollen. Gott kann also nur sich selbst wollen, in allen dogmatischen Büchern heißt es: Gott ist II sich selbst Zweck, alles ist II zu Gottes Ehre geschaffen usw. Die Natur kann nur sich selbst, ein irgendwie definiertes Gefühlsmaximum zum Richtpunkt haben, und

so ist es ja auch oft genug ausgemalt worden, je nach der persönlichen Neigung der Philosophen als Steigerung ihres Lebensgefühls gedeutet oder als dessen allmähliches Verlöschen. Man sollte meinen, daß der unerbittliche zweite Hauptsatz nur noch Naturphilosophien von pessimistischer Tendenz gestattet, und wie ein so scharfer Denker wie Wilhelm Ostwald gerade auf den zweiten Hauptsatz eine ausgesprochen aktivistische Weltanschauung begründen konnte, bleibt psychologisch unverstänlich. Biologen fälschen hier gern und setzen das „Leben“ als dem zweiten Hauptsatz nicht unterworfen, wofür jeder experimentelle Beweis, aber auch jeder Schein eines Beweises fehlt. Bei Bergson heißt es z. B. in der Schöpferischen Entwicklung, Jena 1912 S. 250: „In der Tat, alle unsere Analysen zeigen uns das Leben als eine Anstrengung, die geneigte Bahn zurückzuklimmen, die die Materie hinuntersteigt.“ (Das Hinuntersteigen meint die Zerstreuung der Energie.)

Wer Philosophie anders als in gelegentlichen Gesprächen zu lehren hat, möge sich diesen Punkt nicht entgehen lassen; von der Frage aus: Welchen Zweck setzt sich das Absolute? — läßt sich ohne Zweifel in fesselndster Weise die ganze Geistesgeschichte durchleuchten mit dem Endergebnis, daß aus dem ganzen bunten Bild schließlich nur die eine Trivialität herauskommt: das Absolute absolutet sich für sich! Vielleicht kann man so recht wirksam von diesem ganzen absoluten Zimt abschrecken.

Nun der Zweck des ganzen Umweges, die Parallele zum Menschen: Auch das Menschenbewußtsein kann sich kein anderes Ziel seines Bewußtseinschaffens setzen als sich selbst, als eine von ihm schaffbare Bewußtseinsvollendung, d. h. eine vollkommen widerspruchslose Bewußtseinseinheit. Daraus formuliert sich sehr einfach der höchste Zielgesichtspunkt: Es soll kein Widerspruch bleiben zwischen dem ich schaffe und dem ich könnte schaffen — im besonderen zwischen dem ich weiß und ich könnte (nicht ich möchte) wissen. Man trifft noch immer die alte Wahrheitsdefinition: Übereinstimmung der Gedanken mit den Tatsachen. Sie ist als Abkürzung gut genug, als Philosophie ist sie gefährlich, denn es steckt darin der alte Dualismus der „seienden“ Natur und des „nachbildenden“ Bewußtseins. In Es-Lehre gäbe es offenbar gar kein Wahrheitskriterium, alle Bewußtheiten wären II unter sich ranggleiche Selbstbewußtheiten des Absoluten, in Ich-Lehre kann es formuliert werden: Widerspruchslosigkeit unter unserem Tatsachenwissen, was auf das Obige hinauskommt.

3. Die dritte Frage geht auf die Erzeugungsverfahren unseres Weltwissens und die auf diesem Wege sich ergebenden Grenzen unseres Wissenkönnens. Wir können hier nicht auf diesen ganzen Fragentkomplex eingehen, das würde eine eigene Arbeit erfordern. Es sei daher nur an das in der eingangs angeführten Arbeit kurz Dargelegte erinnert: Wir haben zwei Eristungsmethoden für das Sein I der Außenwelt, die physikalisch chemische und die analogistisch psychologische; wo die erste keine Ergebnisse mehr hat, springen wir in die zweite. So erklärt sich die eingangs erwähnte Briefstelle als naturwissenschaftlich völlig richtig: das Menschenbewußtsein stellt fest: der Menschenkörper unterliegt energetischen Einflüssen der Umwelt, durch einen Sprung aus der exakten in die psy-

philosophische Methode heißt es dann: dadurch werden Bewußtheiten erzeugt. Philosophisch ist der Satz deshalb falsch, weil er nicht als Feststellungsergebnis des Menschenbewußtseins, sondern als Selbstbewußtheit der Natur gemeint wird. Würde die Behauptung in Ifsagform geschrieben, dann meint der Brief: ist II, während wir sagen: ist I. Noch anders ausgedrückt: im Brief erscheint der Menschenkörper als wissenerzeugend (woraus folgt, daß die Natur das Wissenerzeugende, das Selbstbewußte ist), während für uns der Menschenkörper ein Gewußtes, ein vom Menschenbewußtsein Erwußtes ist. Pädagogisch ist es eindrucksvoll, die Reihe hinzuzuschreiben: Menschenbewußtsein — Menschenkörper — Außenwelt und dann zu zeigen: macht man den philosophischen Trennungsstrich zwischen 2 und 3, dann wird wegen der Unmöglichkeit, den Menschenkörper von der sonstigen Natur loszureißen, die Natur zum ihrer selbst Bewußten, deshalb muß der Strich zwischen 1 und 2 gemacht werden.

Wo bleibt nun bei dem Ganzen der Gottesbegriff und die Religion? Ich kann auch hier nur ganz kurz sein und muß auf andere Arbeiten verweisen: Die Philosophie des „es ist“. Arch. f. Inst. Philos. 1915 und Zur Aufgabenstellung der Religionsphilosophie Zeitschr. f. Theol. u. Kirche 1921. Genaueres hoffe ich an anderer Stelle geben zu können. Der Gottesbegriff muß als völlige Parallele zum Schönheitsbegriff erkannt werden. Beide — Schönheit und Gott — geben nicht Wesen, von denen sich etwas wissen ließe, an die man die Frage stellen müßte: Warum noch so viel Häßliches, warum noch so viel Böses?, sondern sie sind Ausdrucksworte für das Selbsterlebnis der Seele, Schönheit für das Selbsterlebnis der Seele als einer Spielenden, Gott als einer sich zum Schaffen verpflichtenden Kraft. Davon — von der Gotteskraft und der Gottesforderung im Menschen — spricht die Religion, sprach sie von je, spricht sie heute und wird sie in Zukunft klar und unmißverständlich sprechen, wenn erst der ganze dogmatische Apparat zu Staub geworden sein wird. Hier wird also wirklich über das individuelle Sein der Menschen ein Absolutes gesetzt, nämlich eine absolute Forderung, und bis zu dieser Höhe muß jede philosophische Belehrung hinaufführen, dann wird auch verständlich, wie geistig bedeutende Menschen am Gedanken eines Absoluten festhalten konnten und können, sie wollen eben für sich und für andere an der Forderung festhalten, ohne die in der Tat alle Menschlichkeit in Selbstsucht und Lüsten verkommen müßte.

Zum Schluß sei noch einmal das Wichtigste unterstrichen: eine Schulphilosophie, die nicht die Kernfrage anpackt, mit der sich alle denkenden Schüler herumplagen, hat überhaupt keinen Zweck; die Kernfrage heißt: Wie kann der Mensch einerseits ein Stück Natur und andererseits eine freie Persönlichkeit „sein“? Die Lösung: Ihr müßt überlegen, was das „sein“ bedeutet; meint man: das Stück Natur = die Natur in ihrem Stück weiß es so, dann wird alles Unsinn, meint man: die freie Persönlichkeit weiß es so, dann wird alles klar; das freie Menschenbewußtsein existiert den Menschen soweit als möglich nach naturwissenschaftlicher Methode, und soweit „ist“ der Mensch ein Stück Natur.

## Zeitschriftenchau.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. 48. Bd., 1. Heft. S. Holthausen druckt nordfriesische Texte mit Übersetzung und Erläuterungen ab. — Th. v. Grienberger teilt erklärende Bemerkungen mit zur ahd. Übersetzung der Lex Salica, zum Rheinfränkischen Psalter und dem Annolied, in dem er ein Altkönig erkennen will. — A. Leigmann gibt kritische Bemerkungen zu mhd. Versnovellen (Adams Klage, Aristoteles und Phyllis, Sibots Frauenzucht, Volrats Alte Mutter, Rittertreue, Schule zu Paris, Bufant, Der Frauen Turnel, Heidin, Gürtel Dietrichs v. d. Eise). — E. Schwentner behandelt die Schallwurzel hwis im Germanischen und die Stämme hrapa, hurska, hrussa. — E. Fuchs bespricht die Entstehungsgeschichte von Murners Geuchmat. — Ph. Strauch druckt Bruchstücke einer gereimten md. Bearbeitung des Speculum humanae salvationis ab. — E. Harder stellt aus mhd. Dichtungen Formeln zusammen, die beim Übergang von einem Kapitel zum anderen sich einstellen. — L. Schmidt sammelt Zeugnisse zur Geschichte der Germanen aus orientalischen Chroniken. — E. Ochs erklärt schwierige Wörter der schwäbischen Mundart und eine Stelle im ahd. Physiologus. — M. Paulsch verteidigt die Verfälschung Heinrichs VI. für die bekannten Lieder gegen J. Haller, der sie Heinrich VII. zuweisen wollte. — S. Vogt gibt eine vorläufige Nachricht über den wichtigen Fund von Minneliedern, den Stengel in einer Kaffeler Handschrift gemacht hat und zeigt, wie das Beiwort caecus, das die Hf. Reinmar v. Zweter gibt, durch das Bild in der Manessischen Hf. bestätigt wird. — O. Behaghel bespricht die Formenbildung vokalisch an- und auslautender Stämme, das anwachsende t/d und die Konjunktion ar. — S. Singer stellt Fälle von Wortverlusten zusammen, die durch Lautwandel bedingt sind. — S. Wrede gibt Bemerkungen zum Ludwigslied, K. Preisendanz zum Geraldusprolog des Waltharius, E. Ohmann zur Krone, G. Müller zu Rudolfs Willehalm. — Heft 2. H. Behrens bespricht die Bildung der Vergangenheitsformen beim neuniederdeutschen starken Zeitwort. — C. Wesle weist gegen Schröder Kaiserchronik und Rolandslied verschiedenen Verfassern zu; jene ist das ältere Werk eines Landmannes und Stanzgenossen Konrads, das dieser ausgiebig benutzte. — A. Leigmann setzt die kritischen Bemerkungen zu den Versnovellen in v. d. Hagens „Gesamtabenteuer“ fort. — S. Vogt verteidigt Zürich als Heimat der Manessischen Liederhandschrift gegen Kiefers Versuch, sie nach Konstanz zu weisen. — E. Schwentner gibt grammatische und etymologische Bemerkungen. — R. Blümel handelt über die Rhythmusarten, die Bedingungen für den Reim und die Stärkeverteilung im nhd. Prosaakzent. — Th. Grienberger bespricht den westgot. Namen Diusvirus und die Entlehnung eines got. skeirja = Dolmetsch ins Sinnische. — W. Stammeler erweitert Joh. Walthers als Verf. des Epitaphium Martini Lutheri von 1546. —

Zeitschrift für deutsche Mundarten. 18. Jg., 3. u. 4. Heft (Zeitschrift f. Wrede). H. Teuchert würdigt S. Wredes wissenschaftliche Arbeit. — W. Ziesemer teilt Beobachtungen zur Wortgeographie Ostpreußens mit. — W. Mikla handelt von Sprache und Siedlung am Südufer des Frischen Haffs. — H. Teuchert sammelt Wörter niederfränkischer Herkunft aus dem Brandenburgischen. — E. Küß bespricht nordhannoversches rōpen/roupen. — Th. Baader entwickelt Probleme der westfälischen Dialektgeographie. — Th. Frings und E. Tille geben Wortgeographisches aus den Rheinlanden. — G. Kloeke behandelt die Entstehung der niederländ. Verkleinerungsformen auf -tje. — J. Schrijnen gibt Wortkundliches aus südostniederländ. Mundarten. — Th. Stebs behandelt das aussterbende Friesisch der Insel Wangeroo unter Mitteilung von Textproben. — B. Martin erläutert eine wortgeographische Karte aus Hessen-Nassau. — R. Hüß behandelt die Besiedelung des Siebenbürger Sachsenlandes. — A. Scheiner bespricht ein Siebenbürger Marienlied des 16. Jhs. — E. C. Roedder teilt Wortgeographisches aus Nordbaden mit. — K. Wagner bespricht die Form eisch = Eis und Verwandtes zwischen Kocher und Main. — S. Bohnenberger behandelt die schwäbisch-Alemannische Grenze in Oberschwaben. — E. Ochs bespricht schwierige schwäbische Wörter. — Ph. Lenz behandelt die Betonung der Eigennamen, die Säugung e Stücker drei, und die Vorstufe be in der Mundart. — E. W. Selmer gibt ein Verfahren an zu gleichzeitiger Darstellung des musikalischen und dynamischen Akzents. —

19. Jg., 1. u. 2. Heft (Zeitschrift für A. Bachmann). M. Szadrowski gibt zahlreiche Belege für mehrfache Bedeutungen widersprechender Art bei demselben Wort im Schweizerdeutschen. — K. Bohnenberger verteidigt seine Einteilung des Alemannischen gegen Ochs. — L. Gauhat erklärt den Ortsnamen Jordil. — O. Gröger stellt den Lautstand der deutschen Mundart des Samnauns dar. — W. Henzen behandelt die Beziehungen zwischen Entrundung und Rundung. — E. Hoffmann-Kraher zeigt an Formen von Infinitiven, die durch andere Zeitwortformen und Singularen, die durch Plurale beeinflusst sind, die Einwirkung gebrauchshäufigster Formen eines Paradigmas auf andere desselben Paradigmas. — J. U. Hubschmied behandelt Ortsnamen gallischen Ursprungs in der Schweiz, die noch gallisch sprechende Bevölkerung besessen hätte, als die Germanen einrückten. Für die german. Kurznamensuffixe wird keltischer Ursprung behauptet. — J. Jud behandelt vorromanische Ausdrücke der Sennensprache. — E. Ochs gibt Proben aus dem badischen Wörterbuch. — E. Schwyzer bemüht sich um die Etymologie von busper. — S. Singer behandelt in Schweizer Mundarten erhaltene, sonst meist verlorene Wörter. — E. Steiner gibt eine Gliederung des Hochalemannischen (mit Karte). — W. Wigetörtert den Umlaut von ahd. u in den obd. Mundarten. — S. Wrede trägt eine bedeut-

same neue Auffassung der Vorgeschichte des Deutschen vor. Das Alemannische trifft in mehrfachen „Ingwäonismen“ mit dem Nd. zusammen. Das ist ein Rest eines einstmalig einheitlichen Westgermanisch-Ingwäonischer Färbung auf deutschem Boden. Es ist zerrissen worden durch einen von Osten her eingetriebenen Keil, der etwa zwischen 400 und 750 von den Baiern her, deren Sprache gotischen Einwirkungen unterlag, sich vorgedrängt hat.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 33. und 34. Jg., 1. Heft. R. Lehmann-Nitsche gibt Beiträge zur Volkskunde Argentiniens. — J. Bolte bespricht die Erzählung vom Schrätel und Wasserbär und das Rechenrätel vom Mann mit der Ziege, dem Wolf und dem Kohlkopf. — Besprechungen mit zahlreichen volkstümlichen Nachweisungen von Bolte, Löwis of Menar u. a.

Germanisch-romanische Monatschrift. 11. Jg., 5.—12. Heft. P. Schwaef behandelt die Stufen der dramatischen Gestaltung des Seelenlebens. — R. Blümel erörtert Wesen und Nutzen geschichtlicher Sprachbetrachtung. — S. Birnbaum schildert die jiddische Sprache. — R. v. Schaukal zeigt Callots Nachwirkungen bei E. T. A. Hoffmann. — G. Schoppe sammelt nomina ante res. — E. Ochs erklärt eine Stelle in der Mörin. — L. Spitzer preist Sprachmischung als Stilmittel und Ausdruck der Klangphantasie mit Beispielen aus A. Kerr. — C. Kerstien gibt Beiträge zur Einführung des Humanismus in die deutsche Literatur. — R. Jenker leugnet (teilweise mit Berufung auf Wolfram) Chrestien als Quelle des Mabinogi von Peredur. — K. Luick erörtert die Möglichkeiten der Experimentalphonetik gegenüber der Sprachwissenschaft. — H. Brinckmann bestimmt die Anforderungen an den Herausgeber mittelateinischer Gedichte am Beispiel der Benediktbeurer Hs. — H. Hellmann zeigt die Nachwirkung von Shakespeares „Maß für Maß“ im „Prinzen von Homburg“. — L. Madensen kennzeichnet den Jastiusübersetzer Lauterbel. — E. Arens und L. Kohler geben Nachträge und Berichtigungen zum Thema „Dichter und Kopfrechnen“, J. Körner zu dem von Jenisch herausgegebenen Briefwechsel A. W. Schlegels mit seinen Heidelberger Verlegern. — F. Karg beschreibt die Wandlungen des höfischen Epos in Deutschland vom 13. zum 14. Jh. — R. Petzsch gibt Erklärungen zum 2. Teil des Faust in Form einer Literaturübersicht. — Brods analysiert die Versmaße von Platens „Festgesängen“. — L. Spitzer bespricht das Wort tachimieren des österreichischen Soldatendeutsch.

Revue germanique. 14. Jg., 3. und 4. Heft. L. Brun bespricht die jüngsten deutschen Dramen und — sehr eingehend — E. Ludwigs Goethebiographie, A. Favre die neueste deutsche Enrik. — Bücheranzeigen.

15. Jg., 1. und 2. Heft. (Die 31. widmet sich von jetzt ab ausschließlich der deutschen und skandinavischen Literatur.) H. Tronçon behandelt Victor Cousin als Propheten Herders. — L. Brun bespricht Grautoffs Bücher und Aufsätze über Frankreich. — D. Fleury behandelt die Vorläufer der deutschen Republik. — A. Fournier bespricht die jüng-

sten deutschen Romane, L. Brun die neuesten Dramen. — Bücheranzeigen.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. Hg. v. d. Gesellschaft f. deutsche Philol. in Berlin. 43. Jg., Neue Folge, Bd. 1, Bibliographie 1921. — Jahresbericht über die wissenschaftlichen Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur. Hg. v. d. Literaturarchiv-Gesellschaft in Berlin. Bd. 1, Bibliographie 1921. Berlin 1924, W. de Gruyter u. Co. VIII, 165 S. u. XI, 125 S.

Die Jahresberichte erscheinen in neuem Dergange in neuer Folge und Gestalt. Der ältere Teil hat den gewohnten Grundriß behalten, die Trennungslinie gegen den neueren zieht er mit dem Jahre 1700. Ein kleinerer, aber scharfer Druck hat ihn übersichtlicher gemacht. Die Mitarbeiter sind im ganzen dieselben, nur ist fürs Niederländische Kogmann, fürs Nordische Nedel eingetreten. Höchst erfreulich ist die Wiederbelebung der Jahresberichte für neuere Literaturgeschichte, die der Krieg verschlungen hat. Der vorliegende Band stellt die Literatur von 1921 zusammen; es bleibt so eine schmerzliche Lücke von 1915—20, die man künftig einmal auszufüllen hofft; einzuweilen kann P. Mertens Forschungsbericht für sie eintreten. Die Anlage ist den früheren Eliaschen Berichten gegenüber geändert und schließt dem älteren Bericht sich an. Aufbau und Mitarbeiter sind diese: Allgemeines (Grundzüge und Bibliographie): v. d. Schulenburg und Behrend; Formprobleme (Poetik und Stilistik, Metrik, poet. Gattungen): Vietor, Borchardt, Petersen; Geistige Strömungen: v. d. Schulenburg; Stoffgeschichte u. vgl. Lit.-Gesch.: Bolte; Neuere Literaturgesch.: Man; Aufklärung bis 1750: Behrend; 1750—75: Man; Klass. Zeit: Korff und Hempel; Romantik: Neubürger; Junges Deutschland von 1848—70: G. Weber; Neueste Zeit: K. Busse und Kaulfuß-Diesch; Theaterwissenschaft: Kaulfuß-Diesch; Auslandsdeutschum: Fittbogen. Die bibliographischen Vorarbeiten für beide Berichte hat die Deutsche Bucherei in Leipzig besorgt. Dort liegt ein handschriftliches Stück zur Einsicht bereit; die gedruckten Berichte verzeichnen nur das Wichtigere.

Euphorion XXV, 1 (Leipzig, Fromme): Briefe Müllenhoffs, Hildebrands. Alfred Göge: Weltanschauung. H. Fund: Briefwechsel zwischen Lavater und Frau v. d. Rede. Ernst Elster: Das Vorbild der freien Rhythmen H. Heines. Bernhard Seuffert: Jfflands Jäger — Ludwigs Erbsörster. Karl Reuschel: Briefe Gottfried Kellers an Adolf Stern.

Euphorion. Das 17. Ergänzungsheft ist Grimmselshausen gewidmet. H. Petersen behandelt den „Teutschen Helden“, Fritz Hälfster Bildsymbol und Bildungsdeutung im Simplicissimus, Hertha v. Stegesser spricht über Gr. als Kalenderchristkeller und die Saltederschen Verlagsunternehmungen, Selig Scholz über des Dichters Verhältnis zu den Sprachgesellschaften und seinen „Teutschen Michel“, und Julie Cellarius gibt Bemerkungen zum „Seltzamen Traumgesticht“. Auch die Forschungsberichte gelten Grimmselshausen.

Die schöne Literatur. XXV. Das 6. Heft gilt vornehmlich Ricarda Huch anlässlich ihres 60. Geburtstags. Walter Harich würdigt die Dichterin. Christoph Neßle spricht über Weltgestaltung und Lebensdeutung in ihren Werken. Eine Zusammenstellung ihrer Werke und des Schrifttums über sie sowie Proben aus dem 30-jährigen Krieg und aus den Gedichten runden das Heft ab. Heft 7 gilt Wilhelm v. Scholz. Über ihn spricht Manfred Schneider. Scholz selbst steuert einen Beitrag bei. Auch für ihn werden Werke und wichtigste Aufsätze über ihn zusammengestellt. Die Jahresernte bietet eine Erzählung und Gedichte von ihm.

Die Literatur (26. Jhrg. d. Lit. Echo) Heft 8. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.) Hans Frank spricht über den Naturalismus im Drama, Ludwig Fürst über Schuld und Sühne in der deutschen Literatur, Jorg Baeder würdigt Paul Keller. Albrecht Keller weist

eine Quelle zu C. F. Meyers „Schuß von der Kanzel“ auf. Dazu Sammelberichte über Essays und Lyrik u. a.

Der Schönhof. Heft 2: Felix Voigt, Der Gott Jakob Böhmes. Heft 8: Ferdinand Günther, Goethe und Platon. Ferdinand Gregori, Der Schauspieler. In beiden Heften plaudert der Herausgeber Karl Schulze von Zeichnung, Arno Holz, Lessing und dem Schönen. Heft 4: Diktor Ludwig, Hermann Stehr, Der Dichter der Seele.

Neue Jahrbücher LIII, 2. Hans Will, Die Gebärde in den Romanen Philipps von Hessen. LIV, 2. Felix Kuberta, Der Lebensprozeß und seine dichterischen Formungen. Franz Charittus, Lessings Laotöon und die Kunst-erziehung.

Deutsches Philologenblatt, 16. Fr. Schnaß, Vom Sinn der Deutschkunde. 22. E. Draß: Wortkunst und Schule.

## Bücherchau.

Zwei wertvolle neue Lyrikbücher: Franz Werfel war mit seinem „Gerichtstag“ auf den Abweg intellektuellen Gedichtschaffens geraten. Seine „Beschwürungen“ (Kurt Wolff, Verlag, München) zeigen ihn zu seinem und unserem Heile wieder den dunkel schaffenden Urkräften nahe. Und er ist sich dessen auch bewußt. (Vgl. die Gedichte „Pfad“ und „Nachtregen“!) Wunderbar sind die beiden Gedichte „Nebel“ und „Tiefen“. Die Krone des Buches aber ist die „Romanze der Schwermut“, die noch über das frühere „Zwiegespräch an der Mauer des Paradieses“ hinausgeht.

Friedrich Schnaß, der schon mit seinem „Kommenden Reich“ Aufsehen erregte, legt einen neuen Gedichtband vor: „Vogel Zeitvorbei“ (Hellerau, Jakob Hegner). Dieses Buch ist formal vielgestaltiger als das frühere, zeigt aber den gleichen Stilwillen: nur schlüchter, einfältig-befonnen. Eine neue, traumblaue Blüte seelenhafter Romantik ist hier heimlich erblüht, der fröhlicher Erdgeruch der fränkischen Scholle entströmt. Heimatglück und -seligkeit singt sich in hymnisch erschütternden Zeilen aus.

Diese beiden Bände dürften zusammen mit Georg Tralls „Sebastian im Traum“ und Karl Thylmanns „Surt“ das wertvollste Gut der jüngsten Lyrik sein. J. K.

Hans Naumann: „Jüngste deutsche Dichtung“. 2. Aufl. Jena, Frommannsche Buchhandlung.

Das früher schon in dieser Zeitschrift besprochene Heft erscheint jetzt vertieft und reicher an guten Beispielen. Als erstes Beispiel für alt und neu immer noch empfehlenswert; doch inzwischen durch des gleichen Verfassers „Deutsche Dichtung der Gegenwart“ völlig beiseite geschoben. J. K.

Eberhard König: „Wehe, mein Vaterland, dir!“ Zeitgedichte. Leipzig 1924, Erich Matthes. (Geb. 1 M.; geb. 2 M.)

Ein Büchlein, das durch seine mannhafte, kernige Art erfreut. Keine neuen Formen, keine neue Sprache: doch durch die frische Art der Auseinandersetzung mit brennenden Zeitfragen (in und nach dem Kriege) beachtenswert. J. K.

Wilhelm Waiblinger: „Ausgewählte Werke“. Herausgeg. von Paul Friedrich. Berlin, Dom-Verlag. (Geb. 7 M.)

In dem guten und gehaltvollen Nachwort heißt es: „Die vorliegende Auswahl hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Entwicklung des Lyrikers Waiblinger in einer charakteristischen Auswahl zu zeigen.“ Und das ist gelungen. Ob freilich dieser Lyrik viel neue Freunde gewonnen werden, ist eine andere Frage. Immerhin wird das verdienstvolle Buch die Blicke wieder mehr auf den Vergessenen lenken. Es sind auch Prosastücke aufgenommen worden, die großenteils ursprünglicher wirken als die Verse. Das Trauerspiel „Anna Bullen“, die Erzählung „Die Briten in Rom“ und die früher von P. Friedrich herausgegebenen Hölderlin-Erinnerungen Waiblingers konnten nicht mit aufgenommen werden. J. K.

## Sprechzimmer.

### Zur „Iphigenie“.

(H. A. Korff, *Zeitschr. f. Deutschl.* 1921, S. 311—316; Ad. Müller 1922, S. 144; P. Lorenz 1923, S. 57.)

Sein und bedeutsam, weil neue Ausblicke eröffnend und nähere Begründung verheißend, ist an den Ausführungen Korffs besonders der Gedanke, der Sinn der Iphigenie-Dichtung reiche weiter als der Spruch: „Alle menschl. Gebr.“ usw. Nicht so neu und „überraschend“ ist für mich die Auffassung, dieser sei nicht nur auf Orests Heilung, sondern auch auf Iphigenie selbst zu beziehen. Ich darf dafür auf meine Literaturgeschichte II, 67 verweisen. Man muß festhalten, daß mit der Heilung des Orest wohl ein Gipfel der Handlung erreicht ist, aber daß sich ein zweiter noch über diesem erhebt: die Rettung der Reinheit der Seele Iphigeniens. Mir lag immer bei der Behandlung des Dramas mit den Schülern besonders daran, sie folgendes finden zu lassen: Iphigenie, die dem Orest als die „himmlische“, „Göttergleiche“ erscheint, ist nicht allein aus hoheitvoller Würde und Priesterlichkeit und Gelassenheit zusammengesetzt, sondern ein strebender, irrender, den rechten Weg aber sicher findender Mensch. Im 5. Akt spigt sich ihr innerer Kampf in den die dramatische Wendung herbeiführenden Worten aufs schärfste zu: „Ruf' ich die Göttin um ein Wunder an? Ist keine Kraft in meiner Seelen Tiefen?“ Zwei verschiedene Welten tun sich in den beiden Zeilen auf: die des Euripides und die Goethes, die der Gnade von außen und die der Selbsterlösung von innen, der Tat aus eigenem Entschluß. Die erste Zeile atmet Angst (das Weib ist so schwach dem Manne gegenüber) und Verzweifung: alles scheint zusammensinken, der Bruder verloren, die Heimkehr abgeschnitten, sie selbst großem Vorwurf und schwerem Übel preisgegeben — die Göttin hat sie schon einmal gerettet — und hat nicht schon „der reinen Schwester Segenswort hilfreiche Götter vom Olymp“ herabgerufen? Die zweite Zeile verrät siegesgewisses Vertrauen zu jener sittlichen Kraft, die der Styrischen Rauheit und Roheit bändigte und die im Kampfe mit den bösen Dämonen in Orestens und in ihrer eigenen Brust den Sieg davon trug. Und so holt sie aus des Busens Tiefen die Kraft der Wahrheit („Verherrlicht durch mich die Wahrheit!“), dieser einen Blüte reiner Menschlichkeit, vor der die Starrheit des Königs weicht, und die Kraft selbstloser Liebe, mit der sie sich selbst opfern will, und die Kraft des kindlichen Vertrauens, mit dem sie den Konflikt zwischen Thoas und Orest überwindet.

Die Lebensenergien, die aus der „Iphigenie“ strömen, sind unerschöpflich und daher — selbst von einem Goethe nicht — auf eine Formel zu bringen.

Frankfurt am Main.

Alfred Biese.

### Gesellschaft für deutsche Bildung.

Ordentliche Tagung in Berlin. 30. Sept. 9 Uhr Geschäftsitzung. 11 Uhr Festigung. Univ.-Prof. Dr. J. Petersen: Literaturwissenschaft und Deutschkunde. 3½ Uhr: Berichte (Geh. Reg.-Rat Dr. Schellberg und Prof. Dr. Sprengel) und Aussprache über den Lehrplan der deutschen Oberschule. Abends Theatervorstellung.

1. Okt. 9½—11½, Führungen durch das Kaiser-Friedrichs-Museum und das Märkische Museum. 12 Uhr: Univ.-Prof. Dr. Nedel: Die gemeinermanische Zeit. Nachmittags: St.-R. Dr. Bredner: Auslandsdeutschkunde. Ob.-St.-Dir. Dr. Lenschau: Die Mundart im deutschen Unterricht. Abends: Gemeinschaftliches Essen.

2. Okt. Ausflug nach Tangermünde.

---

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walter Hoffaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.



PERIODICAL ROOM  
GENERAL LIBRARY  
UNIV. OF MICH.

# Zeitschrift für Deutschkunde

1924 Jahrgang 38

der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lön

Herausgegeben von

Walther Hoffstaetter und Friedrich Panzer

## Inhalt:

	Seite
Die Volkskunde als Wissenschaft. Von Viktor Seramb in Graz . . . .	323
Das Hildebrandslied. Von Anne Marie Münzing †, cand. phil. in Halle a. d. S. . . . .	341
Nibelungenprobleme in neuer Beleuchtung. Von Dr. Horst Engert in Dresden . . . . .	352
Die Kerkerzene in Goethes „Faust“. Von Heinrich Meher-Benseh in Hamburg. . . . .	364
E. J. Meher, Der Heilige. Von Studentat Dr. Hermann Kalchreuter in Stuttgart. . . . .	370
Vier Novellen in der Untersekunda. Von Professor Eilhard Erich Pauls in Lübeck . . . . .	373
Der deutsche Lehrplan der deutschen Oberschule. Von Dr. Walter Schönbrunn in Berlin-Zehlendorf . . . . .	377
Schrifttum und Kunstbetrachtung auf der Oberstufe. Von Dr. Ulrich Haacke in Berlin-Zehlendorf. . . . .	380
Briefe Rudolf Hildebrands. Mitgeteilt von Dr. Helmut Wocke in Liegnitz	383
Karl Neuschel zum Gedächtnis. Die Herausgeber. . . . .	394
Literaturbericht. Volksdichtung. Von Prof. Dr. Karl Neuschel † in Dresden	394
Bücherschau . . . . .	399

Verlag B. G. Teubner, Leipzig-Berlin

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

# Zeitschrift für Deutschkunde

herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Der laufende Jahrgang erscheint in 6 Hefen. Preis für jedes Heft bei laufendem Bezuge freibleibend G.-M. 1.20; Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Bildung (Deutscher Germanisten-Verband) erhalten bei unmittelbarem Bezuge durch den Verlag 25% Ermäßigung. Einzelheft G.-M. 2.—. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an, gegebenenfalls auch der Verlag. Der Postbezug mußte aus technischen Gründen aufgehoben werden.

Die „Zeitschrift für Deutschkunde“ bezieht alle Zweige der Deutschkunde in ihren Kreis ein, um den Deutschlehrer für seine neue, größere Aufgabe auszurüsten: den Schüler das deutsche Wesen in seiner Gesamtheit erkennen und erfassen zu lehren. Dadurch wird die Zeitschrift zugleich eine Vorkämpferin für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichts in der neuen deutschen Schule. Im einzelnen bringt sie: 1. Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze in Form von zusammenfassenden Überblicken über größere Wissenschaftsgebiete, wodurch sie zwischen Forschung und Schulpraxis vermittelt. 2. Einzelwissenschaftliche Aufsätze aus den Kreisen der Deutschlehrer. 3. Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige (Literatur, Volkstunde, Sprachunterricht, Lektüreunterricht, Anfangsunterricht und Anfänge der Sprechlehre, Aufsatzunterricht, Vorträge und Ausspracheübungen, Philosophie, bildende Kunst, Musik, Frühgeschichte, deutsche Altertümer). 4. Literaturberichte. 5. Sprechzimmer. 6. Kleine Mitteilungen. 7. Bücherschau. 8. Zeitschriftenschau.

Die Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen und Literaturberichten 20, von kleineren Beiträgen 5 Sonderabdrücke. Anfragen, Mitteilungen und Beiträge (letzte nur nach vorheriger Anfrage) sind zu richten für die Abteilung 1: Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze und die Abteilung 2: Einzelwissenschaftliche Aufsätze an Prof. Dr. Panzer, Heidelberg, Neuenheimer Landstr. 12; für die übrigen Abteilungen an Studienrat Dr. Walther Hofstaetter, Dresden-A. 21, Elbstr. 1. Unverlangt eingesandte Arbeiten werden nur zurückgeschickt, wenn ausreichendes Rückpostgeld beigefügt ist. Besprechungsstücke werden ausschließlich an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3, erbeten. Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingelangter Bücher wird nicht übernommen.

Anzeigenpreise: Die zweigespaltene Millimeterzeile Goldmark —.34,  $\frac{1}{2}$  Seite Goldmark 100.—,  $\frac{1}{4}$  Seite Goldmark 55.—,  $\frac{1}{8}$  Seite Goldmark 30.—. Anzeigenannahme durch B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3.

Zum 2. August, dem Todestage Gaudigs, erschien:

## Hugo Gaudig zum Gedächtnis

Worte seiner Mitarbeiter

Mit einem Bildnis Gaudigs. [66 S.] gr. 8. 1924. Kart. M. 1.60

Vielfachen Wünschen entsprechend ist hier aus der Fülle der Trauerkundgebungen ein Teil der Nachrufe und Ansprachen, die beim Hinscheiden Hugo Gaudigs in den Tageszeitungen erschienen, bei den Trauerfeiern gesprochen wurden, zusammengestellt, in denen über den Mann, der im höchsten Sinne Schulmeister war, seine treuen Arbeitsgenossen sprechen, die Mitarbeiter ein lebendiges Bild seiner starken Persönlichkeit entwerfen. — Beigegeben ist ein Bildnis, das die Züge dieses wahrhaft schöpferischen Menschen festhält.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

## DIE ELASTISCHE EINHEITSSCHULE

Von Oberschulrat Dr. E. Edert

Geheftet M. —.80

Mit der ministeriellen Denkschrift für die preußische Schulreform übereinstimmend in der inneren Einstellung auf die Arbeits- und Erziehungsschule unter Aufgabe der allgemeinen Bildung als Zielforderung sucht die vorliegende Schrift die Organisationsfrage durch die elastische Einheitschule mit gemeinsamem Unterbau zu lösen und so vor allem den Weg zur deutschen Bildungseinheit zu ebnen.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

## Die Volkstunde als Wissenschaft.\*)

Von Viktor Geramb in Graz.

Im Wintersemester 1852/53, an den Wochentagen Montag, Mittwoch und Freitag von 12—1 Uhr mittag wurde an der Universität zu Graz das wahrscheinlich überhaupt erste Kolleg über deutsche Volkstunde gehalten.

Der damals dreißigjährige Germanist Karl Weinhold las es, freilich unter der Überschrift „Kulturgeschichte Deutschlands“. Daß es sich dabei aber vielmehr um das handelte, was wir heute Volkstunde, als um das, was wir Kulturgeschichte nennen, schließe ich aus folgenden Umständen:

Zum ersten hat Weinhold selbst seinen Berliner Freunden erzählt, daß er schon in Graz über Volkstunde gelesen habe.<sup>1)</sup> Nun habe ich daraufhin die Vorlesungsverzeichnisse der Grazer Universität für die Jahre 1851 bis 1861, also für die Zeit, in der Weinhold hier lehrte, durchgesehen. Von seinen Vorlesungen kommen da nur das genannte und daneben viel weniger, aber vielleicht zum Teil auch noch das mehrmals wiederholte Kolleg über „Deutsche Mythologie“, sonst aber kein anderes in Betracht.

Fürs zweite hat sich Weinhold gerade damals mit seinem großen volkstundlichen Werk „Weihnachtsspiele und Weihnachtslieder“ beschäftigt, das 1853 bei Damian & Sorge in Graz erschienen ist.<sup>2)</sup> Desgleichen fallen in diese Zeit auch schon seine vorbereitenden Studien für die bald danach erschienenen Arbeiten über Bauernspiele in Innerösterreich<sup>3)</sup>, über das deutsche Weihnachtsfest<sup>4)</sup> und über das deutsche Volkslied in Steiermark.<sup>5)</sup>

Und zum dritten endlich spricht Weinholds ganze Persönlichkeit, seine wissenschaftliche Neigung und Lebensarbeit dafür. Karl Weinhold ist einer

\*) Diese Ausführungen wurden vom Verfasser am 1. April 1924, anlässlich seiner Habilitation für „Deutsche Volkstunde“ auf der Grazer Universität, gesprochen.

1) Max Roediger, Gedächtnisrede auf Karl Weinhold im Verein für Volkstunde zu Berlin (Ztschr. f. Volksk. 11, 359).

2) Weihnachts-Spiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien. 1. Ausgabe, Graz, Damian und Sorge, 1853. Neue Ausgabe, Graz 1870, Leuschner u. Lubensky, 3. (Titel-)Ausgabe, Wien 1875, Braumüller.

3) Die Bauernspiele in Innerösterreich, Deutsche Wochenschrift, hrsg. von Göttsche, 1854, S. 147 ff.

4) Das deutsche Weihnachtsfest, Grenzboten 1856, 4, S. 441 ff.

5) Über das deutsche Volkslied in Steiermark, Mitteilungen des historischen Vereines für Steiermark, Bd. 9, Graz 1859, S. 61 ff.

der Hauptgestalter in der Reihe jener Männer, die die deutsche Volkstunde zur Wissenschaft gemacht haben. Und wenn nun nach mehr als 70 Jahren an unserer Grazer Hochschule wieder von Volkstunde als Wissenschaft die Rede ist, so soll damit in seinem Zeichen begonnen werden.

In seinem und im Zeichen eines seiner Zeitgenossen, auf den ich gleich zu reden komme. Ich habe als Überschrift dieses Vortrages nicht nur deswegen die Worte: „Volkstunde als Wissenschaft“ gewählt, weil sie, wie ich meine, am besten den Inhalt dessen anzeigen, was ich hier ausführen möchte, sondern auch noch aus einem anderen Grunde. Nämlich aus dem Empfinden dankbarer Ehrerbietung für einen ebenfalls längst dahingegangenen Zeitgenossen Weinholds, für Wilhelm Heinrich Riehl. Dieser ist im Gegensatz zu Karl Weinhold vom volkstundlichen Fachschrifttum zu Unrecht lange übersehen und vergessen worden und gelangt erst in allerjüngster Zeit zu der ihm gebührenden Beachtung.<sup>6)</sup> Wilhelm Heinrich Riehl, der Volksforscher und Kulturgeschichtslehrer, der von 1854 bis zu seinem Tode im Jahre 1897 an der Münchner Universität wirkte, hat fast gleichzeitig mit Weinhold ebenfalls ein Kollegium über deutsche Volkstunde, und zwar schon im ersten Semester seiner akademischen Lehrtätigkeit, im Sommer 1854, unter dem Titel „Ethnographie Deutschlands“ gelesen.<sup>7)</sup> Und Riehl hat vier Jahre danach den mit Recht berühmten, grundlegenden Vortrag: „Die Volkstunde als Wissenschaft“ gehalten.<sup>8)</sup> Auch sein Name muß heute an erster Stelle genannt werden, wenn wir von Volkstunde als Wissenschaft reden wollen.

Nun soll das aber nicht heißen, daß Riehl oder Weinhold etwa die Begründer der deutschen Volkstunde an sich gewesen wären. Eine solche Behauptung würde niemand schärfer zurückgewiesen haben als sie selbst. Wenn überhaupt Einzelmenschen, so müßte dieser Ruhm wohl am ehesten den Gebrüdern Grimm zugesprochen werden. Aber man könnte auch schon Herder oder Justus Möser und schließlich Cornelius Tacitus hier nennen. Doch abgesehen davon, daß man wohl zwischen den zahlreichen Quellen, die einer erst viel später sich gestaltenden Wissenschaft der Volkstunde, dienen, und dieser Wissenschaft selbst scheiden muß, möchte ich für meinen Teil überhaupt nicht einen Einzelmenschen als Entriegler der wissenschaftlichen Volkstunde

6) Vgl. dazu E. Mogk, Die Volkstunde im Rahmen der Kulturentwicklung der Gegenwart. (Vortrag zu Erfurt, 20. Sept. 1903), abgedruckt in den Hessischen Bl. f. Volksk. 3 (1904) S. 2 und J. Sahr, Anzeigen und Gedanken zur Volkstunde. Ztschr. f. d. deutschen Unterricht, 25 (1911), S. 210 f. u. S. 213—220; endlich V. Geramb, „W. H. Riehl“ in der Monatschrift für die ostbairischen Grenzmarken 11, Passau 1922, S. 77 ff.

7) Riehl erzählt darüber in seiner Studie über „König Maximilian II. von Bayern“ in den „Kulturhistorischen Charakterköpfen“. 2. Aufl., S. 246 f., Stuttgart 1892, Cotta. Wir erfahren dort, daß er dieses Kolleg für den König in Reinschrift verarbeitet hat. Es wäre wohl sehr dankenswert, wenn dieses Manuskript ausgeforscht und gedruckt würde.

8) W. H. Riehl, „Die Volkstunde als Wissenschaft, ein Vortrag (1858)“, abgedruckt in Riehls „Kulturstudien aus drei Jahrhunderten“. Stuttgart 1859, S. 205—229, Cotta.

bezeichnen, sondern vielmehr eine ganze Geistesrichtung: die deutsche Romantik.

Mit ihr und aus ihr sind Geister wie Herder und Hegel und Savigny und die Gebrüder Grimm emporgestiegen, und letzten Endes wurzelt auch Weinhold, als Schüler Jakob Grimms, und Riehl, als Schüler Hegels und Arnolds, in ihr. Und ich fühle mich verpflichtet, gleich von vornherein zu erklären, daß ich mich zu der Auffassung, die das wahrhaft Romantische an der Volkstunde bespöttelt, nicht bekennen könnte — wobei ich freilich unter Romantik etwas mehr als Mühlbachrauschen und mondscheinbeglänzte Ruinen verstehe. Vielmehr meine ich, daß in der Romantik, namentlich in der Frühromantik, der eigentliche „Quellort der deutschen Volkstunde“ zu sehen sei, eine Auffassung, die ich übrigens zu meiner Freude in den Arbeiten von Adolf Hauffen<sup>9)</sup>, Oskar Walzel<sup>10)</sup> und besonders in einer noch näher zu besprechenden Abhandlung von Georg Koch in Gießen<sup>11)</sup> bestätigt finde.

Deshalb kann ich — gerade auch vom Standpunkt der Volkstunde aus — nur mit Dank und mit Liebe an jene Geistesrichtung denken, die wir die romantische nennen; ja, ich gehe gern mit Georg Koch so weit, zu sagen, daß man das Wesen der Volkstunde am reinsten und ungetrübtesten im Kreise und in den Zeiten jener Romantiker wird erspüren können: „weil eben jedes Wasser an seiner Quelle am klarsten ist.“

Aber freilich gefaßt und in das kristallene Gefäß der Wissenschaft gebannt ward diese Quelle von den Romantikern noch nicht. Auch von den Brüdern Grimm noch nicht, wenngleich diese sicherlich einen wesentlichen Teil zur Grundform jenes Gefäßes geschaffen haben. Immer aber — und auch heute noch — wird an seiner Gestaltung gearbeitet; und wenn Riehl den genannten Vortrag des Jahres 1858 mit den Worten beginnen mußte: „Die Volkstunde als selbständige Wissenschaft ist eine halbvollendete Schöpfung“, so dürfen wir auch heute, also 66 Jahre danach, immer noch nicht sagen, daß diese Schöpfung nun etwa ganz vollendet sei.

Riehl war überhaupt der erste, der die Worte Volkstunde und Wissenschaft in einem Atem ausgesprochen, der von der deutschen Volkstunde als selbständiger Wissenschaft geredet hat. Die Gebrüder Grimm haben das Wort Volkstunde nie gebraucht. Und so war noch Adolf Hauffen im Jahre 1910, als er in der Berliner volkstundlichen Zeitschrift seine „Geschichte der Volkstunde“ zu veröffentlichen begann, der Meinung, daß das Wort selbst erst

9) Adolf Hauffen, Geschichte der deutschen Volkstunde, Ztschr. d. Ver. f. Volkst. 20 (1911) bes. S. 129—139 und S. 290—294.

10) Oskar Walzel, Deutsche Romantik (Aus Natur und Geisteswelt 232/233), 5. Aufl. 1923, Bd. I S. 13 u. S. 107 ff., Bd. II S. 1—16.

11) Georg Koch, Volkstunde, Romantik und l'houets Bauernpsychologie, Hess. Bl. f. Volkst. 21 (1922) S. 22 ff.

von Riehl geprägt worden sei.<sup>12)</sup> Bis wir beide, Hauffen und ich, im Frühjahr 1913 fast gleichzeitig und unabhängig voneinander entdeckten<sup>13)</sup>, daß dieses Wort schon 1822 in der kleinen, von Franz Zista in Wien herausgegebenen Sammlung „Österreichische Volksmärchen“ auftauche. Seither hat sich Otto Stüdrath in Biebrich a. Rh.<sup>14)</sup> und habe auch ich mich bemüht, dem Wort noch weiter nachzugehen, und es ist mir gelungen, dessen ältestes bisher bekanntes Vorkommen in Steiermark, und zwar im Jahre 1813 in einer der vom Erzherzog Johann veranlaßten steirischen Bezirksbeschreibungen nachzuweisen. Ich habe darüber im Jahrgang 1922 der Berliner Zeitschrift für Volkstunde berichtet<sup>15)</sup> und angeregt, man möge in den Schriften jener „Statistiker“ weiterforschen, mit denen Erzherzog Johann in Fühlung war und bei denen ich selbst die Worte „Völkertunde“ (schon 1785 bei Gerhard Philipp Normann in Rostock) und „Volksforschung“ (1803 beim Wiener Josef Rohrer) gefunden habe. Bisher ist aber nichts weiter zum Vorschein gekommen, und ich meine daher, daß das Wort „Volkstunde“ wieder in jener Romantikerzeit gebildet worden sei, in der auch die Wörter „Volkheit“ (von Goethe in den „Maximen und Reflexionen“)<sup>16)</sup>, „Volkstum“ und „Volkstumskunde“ (1810 von F. L. Jahn)<sup>17)</sup> geprägt wurden. Und ich meine weiter, nicht sehr fehlzugehen, wenn ich annehme, daß unser Wort „Volkstunde“ damals in Sinnähnlichkeit mit dem schon früher nachweisbaren Worte „Völkertunde“ entstanden sei.

Die Sache ist deswegen von einer gewissen Bedeutung, weil sie uns gleich mitten hineinführt in die Frage: „Was ist Volkstunde?“ Wenn nämlich meine Vermutung richtig ist, so hätte das Wort in der Zeit seiner Prägung, das heißt also in der Klarheit seiner Quelle besagen wollen, daß die Volkstunde von vornherein entweder „stammheitlich“ oder „national“, daß sie aber sicher nicht Völkertunde sein wollte, daß es ihr nicht um die Erforschung des Lebens der Völker, sondern vielmehr nur um ein Volk zu tun war; mit anderen Worten, daß jedes Volk seine eigene Volkstunde habe.

Das ist später nicht mehr so klar geblieben. Vielmehr hat die vielfach vertretene Auffassung, die nach dem Aufkommen der Ethnologie, seit Bastian sich mehr und mehr durchsetzte und die in der Volkstunde lediglich einen Zweig

12) A. Hauffen, a. a. O. S. 302.

13) A. Hauffen, Zur Geschichte des Wortes „Volkstunde“, f. Ztschr. d. Ver. f. Volkstunde 23, 414 f. D. Geramb, Volkstunde und Heimatchutz in d. Ztschr. Deutsch-Österreich 1 (1913, S. 300).

14) O. Stüdrath, Zur Geschichte des Wortes „Volkstunde“, Ztschr. d. Ver. f. Volkstunde 29, S. 45 f.

15) D. Geramb, Zur Geschichte des Wortes „Volkstunde“, Ztschr. d. Ver. f. Volkstunde 32, S. 71 f.

16) Cotta'sche Jubiläumsausgabe Bd. 4, S. 240.

17) Friedrich Ludwig Jahn, „Deutsches Volksthum“. Lübeck bei Neumann u. Co. 1810. Dort S. 1 ff.: „Einleitung in die allgemeine Volksthumskunde“ (!)

der Ethnologie sehen wollte, dazu geführt, daß Eduard Hoffmann-Krayer, der hochverdiente Organisator der Schweizer Volkskunde, in seiner 1902 erschienenen Schrift „Die Volkskunde als Wissenschaft“ ausdrücklich zwischen „stammheitlicher“ und „allgemeiner“ Volkskunde unterschied<sup>18)</sup>, während Adolf Straß in der Kritik der Hoffmann-Krayerschen Schrift, die er im selben Jahre in den hessischen Blättern für Volkskunde veröffentlichte, die „stammheitliche“ Volkskunde überhaupt ablehnte.<sup>19)</sup> Mit dieser Auffassung hing es wohl auch zusammen, daß sich die Blätter für hessische Volkskunde (die also das stammheitlich Hessische betont hatten) in „Hessische Blätter für Volkskunde“ umtaufen.

Ich möchte gleich bekennen, daß ich die „stammheitliche“ Volkskunde für zu eng und die „allgemeine“ für zu weit halte; daß ich vielmehr meine, wir müssen auch hier den goldenen Mittelweg gehen. Es sollte wissenschaftlich nicht stammheitliche und nicht allgemeine, sondern deutsche, französische, englische, japanische Volkskunde heißen. Das heißt: als wissenschaftliche Disziplin gibt es einerseits keine allgemeine Volks-, sondern nur eine allgemeine Völkerkunde, und es gibt ebensowenig eine etwa nur stammheitlich steirische Volkskunde, sondern nur eine steirische Teiluntersuchung als Beitrag zur „deutschen Volkskunde“.<sup>20)</sup> Denn selbst was wir — um bei diesem Beispiel zu bleiben — hier in Steiermark etwa als slawische, keltoromanische oder prähistorische Reste im Volksleben noch finden — und es gibt davon genug — interessiert uns, in der Wissenschaft der deutschen Volkskunde, nicht als prähistorisches, keltoromanisches oder slawisches Kulturgut, sondern lediglich als die Erscheinungsform, zu der sie das deutsche Volk gestaltet hat. Ganz anders dagegen wird dieselbe Sache der Prähistoriker oder der Vertreter der slawischen Volkskunde ansehen; beide werden sie von allen deutschen Umformungen loschälen müssen, also gerade von dem, auf was es uns dabei ankommt. Ich habe z. B. — wenn ich mich da selbst nennen darf — in meiner Arbeit über die Rauchstuben<sup>21)</sup> versucht, das Prähistorische und das Slawische möglichst klar zu erfassen, um dann um so deutlicher zeigen zu können, wie die

18) Eduard Hoffmann-Krayer, Die Volkskunde als Wissenschaft. Zürich 1902, S. 16. E. Amberger.

19) Adolf Straß in den Hess. Bl. f. Volksk. I (1902) S. 163.

20) Wenn Otto Waser in seiner Abhandlung „Was ist Volkskunde“ (in der Ztschr. „Schweiz“ 22, 1918, S. 368), die „allgemeine“ oder „vergleichende Sprachwissenschaft“ einerseits und die „Einzelphilologie“ (also etwa die „Deutsche Philologie“) als Vergleich heranzieht, so hat er damit vollkommen Recht. Nur haben wir für vergleichende Volkskunde eben ohnehin den Ausdruck Ethnologie und für allgemeine Völkerbeschreibung den Ausdruck Ethnographie und ich glaube daher, wir sollten um der Klarheit willen, das gute Wort „Volkskunde“ wissenschaftlich wieder ausschließlich in seiner alten Bedeutung, also „national“ gebrauchen.

21) V. Geramb, Die Kulturgeschichte der Rauchstuben, Wörter und Sachen, 9. Heidelberg (bei Winter) 1924, bes. S. 62 f.

Deutschen aus jenen früheren Kulturgütern eben die deutsche Rauchstube geschaffen haben. Denn diese deutsche Rauchstube ist — bei allen Ähnlichkeiten und Übereinstimmungen — eben doch etwas anderes als die russische oder die finnische. Sie ist — ich bitte das buchstäblich zu fassen — durchströmt von deutschem Volksgeist, und zwar nicht nur in ihrem Namen und in den Benennungen ihrer Teile und Einrichtungen, sondern auch in deren Gestaltung und in deren Zusammenklang. Und wenn wir — um ein anderes Beispiel zu geben — etwa die Motive des Märchens von den Bremer Stadtmusikanten, die wandernden Tiere usw. auch bei den Bataks auf Sumatra finden, wo Affen, Bär, Eber, Antilope, Hirsch und Ferkel auf die Wanderschaft gehen und Abenteuer bestehen<sup>22)</sup>, so wird es zwar der ethnologischen Forschung und ebenso der Völkerpsychologie um das Gemeinsame, um die Menschheits- und Elementargedanken oder aber um die Klarstellung der Wanderung dieser Motive zu tun sein; die deutsche Volkskunde aber wird zwar auch — das betone ich sehr nachdrücklich — um jenes Gemeinsame oder um jene Wanderungen wissen müssen — aber ihr eigentliches Forschungsobjekt wird dabei das sein, was eben der deutsche Volksgeist aus jenen Urmotiven gemacht hat. Und daß das wirklich etwas Eigenes ist und daß aus diesem Märlein wirklich der deutsche Volksgeist eindringlich redet, daß man — um ein schönes Wort Ludwig Richters zu gebrauchen — wirklich den Herzschlag des Volkes vernimmt, wenn man sein Ohr auf diesen Waldboden legt, das wird niemand leugnen dürfen, der je das Märchen von den Bremer Stadtmusikanten erzählte und dem davon, wie die Brüder Grimm so fein sagen, der Mund noch warm ist. Es wird ihm auch das Herz dabei warm sein — und darauf kommt's — das soll hier klar ausgesprochen sein — auch bei der Volkskunde als Wissenschaft sehr wohl an. Es handelt sich eben hier — gerade auch wissenschaftlich — nicht um Anatomie, sondern um Seele, um deutsche Volksseele.

Wir kommen darauf noch eingehender zu reden.

Schauen wir vorerst aber nochmals für einen Augenblick auf die Anfänge des Wortes Volkskunde zurück. Da zeigt sich zunächst noch ein Schwanken zwischen rein stammheitlicher und zwischen nationaler Volkskunde. Unsere steirische Quelle von 1813, die den Sohnsdorfer<sup>23)</sup> Kameralverwalter Johann Selig Knaffl zum Verfasser hat, will — das sagt sie ausdrücklich und wörtlich — „ein Beitrag zur Volkskunde der oberen Steyermark“ sein, ebenso wie die für das Jahr 1823 von Stückrath nachgewiesene Statistik eine „Landes- und Volkskunde des Herzogtums Nassau“ zu sein wünscht. Dagegen

22) Bolte und Polivka, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, Bd. I, Nr. 27, S. 254. Leipzig 1913.

23) Sohnsdorf (heute großes Kohlenbergwerk) liegt bei Judenburg im obersteirischen Murtales.



wollte Franz Ziska mit seinen im Schneeberggebiet gesammelten österreichischen Volksmärchen, wie es im Vorwort vom Jahre 1822 heißt, „einen Beitrag zur deutschen Sprache und Volkskunde“ liefern. Hinwider verwendet Goethe 1828 das Wort stammheitlich, wenn er von der „Volks- und Landeskunde von Böhmen“ spricht.<sup>24)</sup> Mag es sich hier mehr oder weniger um zufällige Wortfügungen handeln, so redet Wilhelm Heinrich Riehl um so deutlicher. Er nennt die Volkskunde als Wissenschaft in dem genannten Vortrag klipp und klar „die Selbsterkenntnis des Volkstums“, ja noch mehr, er sagt: „Die Volkskunde ist gar nicht als Wissenschaft denkbar, solange sie nicht den Mittelpunkt ihrer zerstreuten Untersuchungen in der Idee der Nation gefunden hat.“ — Riehl ist dieser Auffassung bis zum Tode getreu geblieben. Sein ganzes Leben und Wirken, sein vierbändiges Hauptwerk „Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozialpolitik“, sein Buch von den „Pfälzern“ als deutsches Volksbild, seine „Studien zur Volkskunde der Gegenwart“, seine „deutsche Arbeit“, alles war dieser Idee der Nation geweiht. Er war und blieb auch darin durch und durch, im besten Sinne des Wortes, Romantiker. Aber als dann die Ethnologie und der internationale Folklore, letzterer mit den häßlichen „deutschen“ Wortbildungen „Folklorist“ und „folkloristisch“, immer mehr in den Vordergrund traten, da wurde der „alte Riehl“ zu Unrecht beiseite geschoben und vergessen und mit ihm auch das gute und schlichte Wort „Volkskunde“. Bis es nach vereinzelt Versuchen Reinhold Köhlers, Selig Liebrechts und Gustav Meyers, endlich Karl Weinhold im Jahre 1890 zu neuem, dauerndem Leben erweckte.

Ich bitte mich übrigens hier nicht mißzuverstehen. Ich möchte vor allem die gewaltige, ja entscheidende Bedeutung, die der Ethnologie auch für die Volkskunde zukommt, nicht im mindesten herabsetzen. Ebenjowenig möchte ich den Kampf der Volkskunde mit der Ethnologie, Anthropologie, Völkerpsychologie oder auch die Tatsache, daß sich Philologen einerseits und Kulturhistoriker andererseits der Volkskunde lediglich als Teilwissenschaften ihrer Disziplinen bemächtigen wollten, bedauern oder gar mit einer verächtlichen Geste abgetan haben. Im Gegenteil, ich sehe in diesem Kampf, den uns u. a. Raimund Friedrich Kaindl<sup>25)</sup> eingehend und lehrreich geschildert hat, einerseits etwas ganz Natürliches und andererseits geradezu einen Segen. Es ist eben ein sehr gesunder und nützlicher Läuterungsvorgang, den jede neue Wissenschaft durchmachen muß und der immer dann beginnt, wenn die Quelle zum Bach wird und in Berührung mit anderen Quellgebieten gelangt. Nur

24) Goethe in der Anzeige der Monatschrift der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen. Cotta'sche Jubiläumsausgabe, Bd. 38, S. 188.

25) In seinem 1903 bei Deuticke in Leipzig in der Sammlung „Erdkunde“ erschienenem Buch „Die Volkskunde“. Auch Fr. S. Krauß hat in Dollmüllers kritischem Jahresbericht der romanischen Philologie IV (1895/96) III. eine ausführliche, mit viel Spottbeize gewürzte „Allgemeine Methode der Volkskunde“ geschrieben.

in diesem Kämpfen und Ringen kann die neue Wissenschaft Rückgrat bekommen und immer klarer sich selbst finden. Nur in diesem Kampf kann sie aber auch erkennen, wie notwendig und wertvoll für sie jene Nachbarn sind und wie nützlich sie selbst wieder diesen werden kann.

Ich glaube ja auch an den früheren Beispielen dargetan zu haben, wie sehr auch die deutsche und überhaupt jede Volkstunde der Ethnologie, der Anthropologie und der Völkerpsychologie<sup>26)</sup> bedarf, und ich will auf ihr enges Verhältnis zur letzteren sowie zur Philologie und zu den historischen Wissenschaften noch zu reden kommen. Es ist ein großes Verdienst von Raquel<sup>27)</sup>, Winternitz<sup>28)</sup> und Kaindl<sup>29)</sup> (um nur ein paar Namen zu nennen), daß sie hier Klarheit zu schaffen suchten: Kaindl z. B. bezeichnet die Ethnologie als Menschheits- oder Völkerwissenschaft, die vor allem das gemeinsame Geistige im Leben aller Menschen, die Erforschung der Elementar- und Menschheitsgedanken zum Inhalt habe; Raquel nennt sie die forschende und vergleichende Völkerwissenschaft und scheidet sie von der beschreibenden Ethnographie. Bei allen aber, ebenso wie bei der Anthropogeographie, handelt es sich um die Erscheinungswelt im Leben der verschiedenen Völker. Und davon unterscheidet sich die Volkstunde, wie Kaindl in seiner Rektoratsrede zu Czernowitz am 2. Dezember 1912 ausführte, schon dadurch, daß es ihr „auf die möglichst genaue Erforschung der Lebensverhältnisse und Eigentümlichkeiten eines Volkes, auf die Erforschung der betreffenden Volksseele ankommt. Vergleichende Beziehungen zu anderen Völkern zieht sie selbstverständlich in den Kreis ihrer Betrachtungen, aber das Besondere des einen Volkes bleibt ihr doch die Hauptsache“.

Damit hat Kaindl deutlich auf die Riehlsche Idee der Nation zurückgegriffen.

Wir sind aber damit gleichzeitig auch beim Kernpunkt der ganzen Frage und bei jenem Problem angelangt, um das sich nun der weitere Daseinskampf der wissenschaftlichen Volkstunde bewegt.

Dieses Problem heißt: Gibt es eine Volksseele, was ist sie und lassen sich Gesetze ihres Seins und Wirkens feststellen?

Ich kann mir sehr gut denken, daß so manche schon mehrmals den Kopf geschüttelt haben, wenn ich von „Durchströmtheit mit deutschem Volksgeist“, vom „Herzschlag des Volkes“ und von der „deutschen Volksseele“ redete. Vielleicht hat sie dabei ein leises Grauen vor einer drohenden „Romantik“ erfaßt.

26) Über die Abgrenzung der Volkstunde und der Völkerpsychologie vgl. neuerdings Karl Reuschel, Deutsche Volkstunde (Aus Natur und Geisteswelt) Bd. I (644), 1920, S. 14 f.

27) Fr. Raquel, Völkertunde, Bibliogr. Institut, Bd. I, 1894, S. 3—5.

28) M. Winternitz, Völkertunde, Volkstunde und Philologie (Globus Bd. 78, 1900, Nr. 22/23).

29) R. S. Kaindl, a. a. O. S. 22/23.

Ja noch mehr, ich will gar nicht verhehlen, daß Albrecht Dieterich in seiner prächtigen, hinreichend geschriebenen Arbeit „Wesen und Ziele der Volkskunde“<sup>30)</sup> wörtlich sagte: „Die Denkformen der Psyche jedes einzelnen Volkes in ihrer Verschiedenheit wissenschaftlich zu erforschen, ist bis heute eine völlige Utopie.“

Und trotz alledem: wir müssen dabei bleiben. Auch heute können wir das wissenschaftliche Endziel der Volkskunde nur in der Erkenntnis der Volksseele sehen. Daß dieses Ziel noch nicht erreicht ist, weiß ich. Aber das darf kein Grund der Ablehnung sein.

Nun weiß ich aber freilich auch ebensogut, daß es meine Pflicht ist, diese Auffassung hier wissenschaftlich zu begründen und daß es sich also um die Klarstellung eines wissenschaftlich, das heißt mit dem Verstande allein erfassbaren, nicht aber um einen transzendenten, mystischen Begriff der Volksseele handeln muß.

Eugen Mogk hat im 12. Band des Archivs für Kulturgeschichte (1916) eine sehr feine Bibliographie der deutschen Volkskunde geschrieben. Dort sagt er: „Die Volkskunde ist eine deutsche Wissenschaft. Denn während sich andere Völker mit dem Folklore (mit dem bloßen Auffammeln der Volksüberlieferungen) begnügen, hat in Deutschland das psychologische Moment, d. h. die Erforschung der Volksseele aus dem überlieferten Material von allem Anfang an in der Volkskunde eine wichtige Rolle gespielt.“

Ich denke, daß wir von der Höhe dieser Auffassung nicht ohne Grund herabsteigen wollen. Wir können vielmehr für sie noch weitere Gewährsmänner beziehen: Auch der Begriff der Volksseele selber ist ein deutscher Begriff. Herder hat ihn geprägt<sup>31)</sup>; Hegel<sup>32)</sup> und sein Schüler W. H. Riehl haben ihn mit der Bezeichnung „Nationalgeist“, „Volksgeist“ und „Volkspersönlichkeit“ übernommen. Und in seiner feinen, humorvollen Art hat Riehl gesagt<sup>33)</sup>: „Der Volksgeist ist nicht etwa ein nebliges Gespenst, über das man gut Worte machen kann, weil es doch niemand gesehen; er läßt sich vielmehr lebhaftig zitieren, wenn einer nur die rechte Beschwörungsformel weiß.“

Es wäre nun sehr verlockend, hier auf die Geschichte des wissenschaftlichen Kampfes um die Volksseele, der seit Herder und Hegel — mit Unterbrechungen — immer wieder aufgeflammt ist, näher einzugehen. Allein ich muß mich darauf beschränken, nur einige Namen wie Herbart, Lazarus und

30) Im Jahrgang 1902 der hessischen Blätter für Volkskunde, S. 190.

31) Herder spricht wiederholt von der „Seele des Volkes“, so z. B. in den „Stimmen der Völker in Liedern“ (Wiener Ausgabe 1813) S. 60/61, S. 63, S. 73, dann in den „Ideen zur Geschichte der Menschheit“ (selbe Ausgabe) bef. 2. Teil S. 130, 173, 240 u. a. W.

32) Hegel, Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften, 3. Teil, Philosophie des Geistes, vgl. besonders § 394.

33) W. H. Riehl, Die deutsche Arbeit. 4. Aufl. S. 7. Stuttgart u. Berlin. Cotta.

Steinthal, Hermann Paul und Wilhelm Wundt zu nennen und den heutigen Standpunkt, den die Wissenschaft zu diesem schwierigen Problem einnimmt, ganz kurz zu zeichnen.

Niemandem fällt es heute mehr bei, die Psychologie als solche, also die wissenschaftliche Erforschung der Gesetze abzulehnen, die sich im Wesen und Wirken der Einzelseele erkennen lassen. Im Gegenteil, diese Wissenschaft erfreut sich bekanntlich steigender Wertschätzung, und auch die schärfsten Gegner der Völkerpsychologie — etwa Hermann Paul — bestreiten keineswegs die Einzelseele, sondern sie erkennen eben nur diese an und lehnen deswegen die Kollektivseele ab.

Wundt führt dagegen in seinen „Problemen der Völkerpsychologie“ (Leipzig 1911) aus, wie Lazarus und Steinthal schließlich gerade daran Schiffbruch gelitten haben, daß sie, befangen in der Herbart'schen Seelenatomistik, zwar den Begriff „Völkerpsychologie“ verteidigten, aber vor dem Begriff der „Volksseele“ zurückschreckten und den Hegel'schen „Volksgeist“ mit dem Herbart'schen „Vorstellungsmechanismus“ verquiden wollten, mit dem er sich, um Wundt's Worte zu gebrauchen, vertrug wie Feuer und Wasser.

Volle wissenschaftliche Klarheit bringt hier nur die überzeugende Auffassung, wie sie Wilhelm Wundt selbst vertritt. Ich will daraus zunächst nur einen, allerdings einen fundamentalen Satz hervorheben. Wundt sagt<sup>34)</sup>: „Für mich ist die Seele im Sinne der psychologischen Untersuchung kein Wesen, das außerhalb des Tatbestandes psychischen Geschehens liegt, sondern vielmehr dieser Tatbestand selbst: die Gesamtheit aller inneren Erlebnisse. Nun gibt es zweifellos unter diesen Erlebnissen solche, die stets einer großen Anzahl von Individuen gemeinsam sind, ja für viele psychische Ereignisse, wie die Sprache, die mythischen Vorstellungen, die Sitte, ist diese Gemeinschaft geradezu eine Lebensbedingung ihrer Existenz. Es bleibt daher nicht abzusehen, warum wir diese gemeinsamen Vorstellungsbildungen, Gefühle und Strebungen nicht mit demselben Rechte als Inhalt einer Volksseele ansehen sollten, wie wir unsere eigenen Vorstellungen und Gemütsregungen als den Inhalt unserer individuellen Seele betrachten, oder warum wir etwa einer Volksseele weniger ‚Realität‘ als unserer eigenen Seele beilegen sollten.“

Man sieht aus dieser Darlegung — und ich möchte das nochmals betonen —, daß diese Auffassung der Seele den religiösen Begriff unangetastet läßt. Ich sage das nicht in dem Sinne, als ob ich etwa persönlich den religiösen Seelenbegriff ablehnte, was nicht der Fall ist, sondern deswegen, weil es sich dort um eine Frage des Glaubens, hier aber um eine verstandesmäßige Begriffsbestimmung, lediglich um die Tatsache kollektiver psychischer Erscheinungen und Erlebnisse handelt. Um dies noch klarer herauszuarbeiten, führe

34) „Völkerpsychologische Probleme“, a. a. O. S. 12.

ich noch einen zweiten Satz Wilhelm Wundts an<sup>35)</sup>: „Verstehen wir unter Seele (wissenschaftlich) lediglich den gesamten Inhalt seelischer Erfahrungen und unter psychischen Gesetzen die an diesen Erfahrungen wahrzunehmenden Regelmäßigkeiten, so ist die Volksseele an sich ein ebenso berechtigter, ja notwendiger Gegenstand psychologischer Untersuchung wie die individuelle Seele.“

Damit ist, wie ich hoffe, die Wissenschaftlichkeit dessen, was wir unter dem Endziel der Volkskunde verstehen, die Erforschung der Volksseele und ihrer psychischen Gesetze, klargestellt und somit eine Hauptfrage beantwortet.<sup>36)</sup>

Wir kommen aus ihr von selbst zur zweiten: Wie und woran erkennen wir die „Volksseele“? Mit anderen Worten: Welche Betrachtungsgebiete gehören in die wissenschaftliche Volkskunde und wie fassen wir die Sache methodisch an? Nun sehe ich meine Aufgabe hier nicht so an, daß ich hier etwa alle Arten von volkstundlichen Methoden, die linguistische und historische, die analogische und ethnologische, die mythologische und psychologische, zu besprechen hätte. Das würde außer den Rahmen dieses Vortrages fallen und die zur Verfügung stehende Zeit weit überschreiten. Es genügt hier, abermals auf Kaindls Buch zu verweisen, in dem alle diese Methoden ausführlich behandelt und an zahlreichen Beispielen durchgeführt sind.

Ich möchte vielmehr auch hier wieder nur auf die grundlegendsten neueren methodischen Probleme eingehen, wie sie seit dem Erscheinen des Kaindlschen Buches aufgetaucht sind.

Kaindl selbst stand damals noch auf dem großzügigen Standpunkt, den Karl Weinhold 1890 in seinem wissenschaftlichen volkstundlichen Programm eingenommen hatte.<sup>37)</sup> Danach hätte die Volkskunde die Aufgabe gehabt, alle Lebensäußerungen des Volkes, das heißt alle Lebensäußerungen einer „bestimmten, geschichtlich und geographisch abgegrenzten Menschenverbindung von Tausenden oder Millionen“ zu erforschen. Unter diesen Lebensäußerungen verstand Weinhold die physischen (also rein körperlichen) Erscheinungs-

35) W. Wundt, a. a. O. S. 20.

36) Bemerkte sei, daß sich dieselbe Auffassung (Erforschung der „Volksseele“ als wissenschaftliche Aufgabe der Volkskunde) auch in den meisten neueren Arbeiten der deutschen Sachliteratur ausgesprochen findet. So bei Eugen Mogl, Mitt. d. Verbandes deutscher Vereine f. Volkskunde, Nr. 6 (Nov. 1907) bes. S. 5/6 und im Archiv für Kulturgeschichte Bd. 12 (1916) S. 239 und S. 242/43; ferner bei Julius Sahr, Anzeigen und Gedanken zur Volkskunde (Ztschr. für den deutschen Unterricht, Bd. 25, 1911, S. 219 ff., bes. S. 229), bei Otto Waser, Was ist Volkskunde? Ztschr. „Schweiz“, XXII. Jahrg. 1918, Heft 6, bes. S. 365 f., bei Karl Reuschel, Deutsche Volkskunde (Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 644 S. 8 und S. 13—15, Leipzig 1920, Teubner) und bei Georg Koch (a. a. O. in den heft. Bl. f. Volkskunde, Bd. 21, S. 22, 1922).

37) Karl Weinhold, Was soll die Volkskunde leisten? (Ztschr. f. Völkerverpsychologie und Sprachwissenschaft, Bd. 20, 1890) S. 1 ff. und Ztschr. d. Ver. . Volkst. 1, S. 3 ff

formen, dann die Nahrung, die Tracht, die Siedlungs- und Wohnformen, Sitte und Brauch, volkstümliches Recht, Sprache, Dichtung, Ästhetik, Musik und Tanz. Dieses außerordentlich umfangreiche Programm wurde nicht nur von Kaindl, sondern auch von Hauffen<sup>38)</sup>, Jiriczek<sup>39)</sup> und Wuttke<sup>40)</sup> in vollem Umfange übernommen und von dem letzteren sogar noch etwas erweitert. Dagegen wurde nun aber von philologischer Seite, besonders von Dieterich<sup>41)</sup> und Dorekisch<sup>42)</sup>, Einsprache erhoben. Dieterich warnte — wie ich meine, nicht mit Unrecht — vor der Gefahr eines Auseinanderfließens und verlangte vor allem eine schärfere Abgrenzung gegen Kultur- und Rechtsgeschichte. Diese Abgrenzung ist ohne Zweifel notwendig. Dagegen geht es wohl zu weit, die ganze Volkstunde bloß als Philologie, wenn auch freilich, wie Dieterich betont, als Philologie im modernen Sinne, nämlich als Geschichtswissenschaft aufzufassen.<sup>43)</sup>

Gewiß steckt in dieser Auffassung insofern ein berechtigter Kern, als jede Äußerung der Volksseele etwas werdendes, etwas sich veränderndes ist, daß es sich dabei um historische oder, wie Wundt sagt<sup>44)</sup>, um „Entwicklungsgesetze“ handelt; aber damit allein kommen wir — meiner Ansicht nach — schon deswegen nicht aus, weil diese Äußerungen zwar auch, aber nicht nur historische, sondern eben außerdem und vorerst psychische Produkte sind.<sup>45)</sup>

Um ein Beispiel zu geben: Kaindl legt in seiner Rektoratsrede<sup>46)</sup> dar, daß nach einer Wiener Volks Sage die Knochen der Riesen Og und Magog in Wien aufgefunden worden seien. — Im naturhistorischen Hofmuseum befindet sich nun tatsächlich ein Mammutknochen, auf dem die Jahreszahl 1443 aufgemalt ist. Die historische Forschung belehrte uns weiter, daß dieser Knochen noch im 18. Jahrhundert am Portal der Stephanskirche aufgehängt war. Somit wissen wir jetzt, daß das Riesentor der Stephanskirche davon seinen Namen hat und daß die erwähnte Wiener Volks Sage mit dem Funde dieses Mammutknochens zusammenhängt. Nun ist es selbstverständlich, daß diese Tatsache nicht nur dem Historiker, dem Kultur- und Kunsthistoriker, sondern ebenso auch dem Volkstundeforscher höchst interessant ist und daß sie

38) Adolf Hauffen, Einführung in die deutschböhmisches Volkstunde. Prag 1896. S. 12 ff.

39) Otto Jiriczek, Anleitung zur Mitarbeit an volkstündlichen Sammlungen. Brunn 1894.

40) Robert Wuttke, Sächsische Volkstunde. Dresden 1900.

41) Albrecht Dieterich, Über Wesen und Ziele der Volkstunde. Hess. Bl. f. Volkstunde 1 (1902) S. 186.

42) C. Dorekisch, Philologie und Volkstunde, Verh. der 47. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Halle 1903. S. 129 f.

43) Albrecht Dieterich, a. a. O. S. 175.

44) W. Wundt, a. a. O. S. 17.

45) Auch J. Sahr betont a. a. O. S. 229 mit Recht, daß „jedes einzelne Erzeugnis der Volksseele zugleich ein psychisches und historisches Produkt ist“.

46) Kaindl, a. a. O. S. 30.

der letztere unbedingt wissen muß. Aber während den Historiker vor allem die Jahreszahl und die Zeitumstände des Fundes, den Kunsthistoriker besonders die Erklärung des Namens „Riesentor“ beschäftigen wird, ist der Volkskunde die Tatsache am wichtigsten, daß das Volk die Sache in seiner Art aufgriff, und daß die mythenbildende Kraft der Volksseele an die Riesen Og und Magog anknüpfte und durch Jahrhunderte dabei blieb. Man sieht, hier sind historische, mythologische und philologisch-sagenkundliche Forschungsmethoden gleichzeitig notwendig, ja unerlässlich und — das möchte ich besonders betonen — aufeinander angewiesen.

Ganz ebenso verhält es sich mit der philologischen Seite der Volkskunde. Niemand wird leugnen können, daß gewisse Gebiete, wie zum Beispiel Volkssprache und Volksdichtung — im weitesten Sinne des Wortes — ohne philologische Schulung überhaupt nicht wissenschaftlich bearbeitet werden können. Und es muß mit großem Danke festgestellt werden, daß die Mehrzahl der volkswissenschaftlichen Forscher und darunter die bedeutendsten Philologen gewesen sind. Nur darüber bitte ich, sich klar zu sein, daß die Philologie allein für die moderne wissenschaftliche Volkskunde ebensowenig ausreicht wie die Geschichte, Kultur- oder Kunstgeschichte, allein. Nicht einmal auf einem solchen Teilgebiet, wie es das Volkslied ist. Denn wir wissen seit Karl Bücher sehr genau, daß der Text allein noch lange nicht das Volkslied ausmacht, daß auch die Weise und der Rhythmus — auch der Rhythmus im Sinne körperlicher, tanzartiger Bewegung — wenigstens für die ersten Zeiten der Volksdichtungen und in vielen Fällen (denken wir an Kinderreigen, Tanzlieder und an die mit Tanzschritten begleiteten Teile unserer Volksschauspiele) bis heute wesentliche Elemente solcher Äußerungen der Volksseele sind. Hier muß also die Philologie der Volkskunde und die Volkskunde der Philologie helfen.

Und mit all dem haben wir erst ein Teilgebiet der Volkskunde, nämlich die Volksdichtung gestreift. Nun kommen dazu noch die religions- und rechtswissenschaftlichen Gebiete, soweit sie sich mit Volksglaube und Volksrecht, die kulturgeschichtlichen, soweit sie sich mit Volkstracht, volkstümlicher Nahrung und Volksbräuchen befassen, und dann erst noch das ganze Gebiet der sonstigen Realien (Siedlung, Haus, Hof, Gerät). Und daß bei alledem auch die Ergebnisse der ethnologischen und der völkerpsychologischen Forschung mitsprechen müssen, brauche ich nach der früheren Behandlung des Begriffes Volksseele wohl nicht mehr zu betonen.

Man kann es also verstehen, wenn Dieterich und andere nach Abgrenzung riefen, ja zum Teil sogar — wohl im Anschluß an Wilhelm Wundt — überhaupt nur Sprache, Mythos und Sitte als Gegenstände volkswissenschaftlicher Betrachtung gelten lassen, die Realien aber ganz ausgeschieden wissen wollten. Allein das läßt sich bei näherem Zusehen nicht durchführen. Mit Recht hat

Rudolf Meringer<sup>47)</sup> gegen Dieterich das Gebiet der Realien verteidigt. Ich brauche hier nur die bekannte Methode Meringers, die sich „Wörter und Sachen“ nennt, anflingen zu lassen, und wir alle wissen, daß das Ausschneiden der Realien nicht nur vom volkswundlichen, sondern auch vom rein linguistischen Standpunkt aus, wie wir ihn heute fassen, unmöglich ist. Weil eben die Sachen zu den Wörtern gehören, wenn wir nicht bloßen Schemen nachlaufen wollen.<sup>48)</sup> Es wird auch heute keinem Menschen mehr beifallen, etwa ein Gebiet wie die Hausforschung, das zu den besterforschten Teilen der Volkstunde gehört, ausschalten zu wollen.

Also — wird man nun fragen — so gibt es schließlich doch keine Begrenzung dieses erdrückend großen Gebietes?

Wohl, es gibt eine solche, aber sie liegt wo anders, nämlich in der Abgrenzung des Begriffes „Volk“ in der Volkstunde.

Nicht um alle die genannten Lebensäußerungen der Nation, sondern um die des „Volkes“ handelt es sich.

Ich muß es mir hier natürlich versagen, auf die schwierige, aber reizvolle Frage nach Herkunft, Bedeutung und Bedeutungswandel der Begriffe Volk und Nation näher einzugehen. Friedrich Ratzel, Alfred Kirchhoff, Ernst Renan, Otto Schrader, Friedrich Meinecke, Eduard Hahn, Robert Sieger, Othmar Spann, Wilhelm Stapel und Richard Müller-Freienfels haben sich — um nur etliche Namen zu nennen — in den letzten Jahrzehnten weiblich um die Klarstellung dieser schwer — oder vielleicht auch noch gar nicht — zu fassenden Begriffe bemüht.

Ich muß mich hier darauf beschränken, nur das klarzulegen, was man unter „Volk“ in der Volkstunde versteht. Da hat es vor allem außerordentlich befruchtend gewirkt, als Eduard Hoffmann-Krayer im Jahre 1902 das lateinische Wort „vulgus“ in die Debatte warf.<sup>49)</sup> Ein Wort, das Albrecht Dieterich sofort aufgriff, als „organisch zusammengehörige Unterschicht der Kulturnation“ erklärte<sup>50)</sup> und sehr schön mit dem Worte „Mutterboden des Volkes“ ins Deutsche übersetzte. „Wo geschichtliche Kultur erwachsen ist,“ — sagt er — „erwuchs sie aus diesem Mutterboden des Volkes, überall da gibt es Volkstunde.“ Damit ist, wie ich meine, auf das glücklichste die Abgrenzung der Volkstunde gegen die Ethnologie gegeben, die sich

47) R. Meringer, „Wörter und Sachen“ in der germanisch-romanischen Monatschrift 1906.

48) Es darf hier mit besonderer Freude festgestellt werden, daß sich kein Geringerer als Wilhelm Wundt selbst auf S. 59 seines mehrfach genannten Buches ausdrücklich dieser Theorie Meringers angeschlossen hat. Er sagt dort: „Wörter und Sachen nennt sich bezeichnenderweise eine neue Zeitschrift. So beginnt, wie mir scheint allmählich die Überzeugung durchzudringen, daß der Sprachforscher die Sprache nicht wie eine vom übrigen Menschen abzufordernde Lebensäußerung behandeln kann.“

49) Eduard Hoffmann-Krayer, Die Volkstunde als Wissenschaft. Zürich 1902.

50) O. Dieterich, a. a. O. S. 175/6.



in praxi eben nicht mit Kulturnationen, sondern vielmehr mit den noch oberflächtslosen Naturvölkern beschäftigt; und damit ist weiter auch die klare Gebietsabscheidung der Volkstunde gegen Religions-, Kultur-, Literatur-, Kunstgeschichte und Geschichte überhaupt dargelegt.

Denn bei allen diesen handelt es sich um die von betonten Individuen (Religionsstiftern, Erfindern, Dichtern, Künstlern, Fürsten, Staatsmännern, Heerführern u. ä.) getragenen Äußerungen der betreffenden Nation, also um die Äußerungen der aus dem Mutterboden emporragenden Individuen und individuell bestimmten Schichten; Gegenstand der Volkstunde aber ist dieser Mutterboden selbst.

Gegenüber der hohen Bedeutung, die dieser klaren und wichtigen Erkenntnis für unsere Frage zukommt, scheint mir der von Adolf Straß entfachte Streit um das Wort *vulgus* nicht allzu wichtig, so sehr auch dieser Kampf wieder fruchtbringend geworden ist. Eugen Mogk, dem das große Verdienst gebührt, diesen Streit sehr schön und sehr überzeugend ausgeglichen und die Werte, die sich aus ihm ergaben, unter Dach und Fach gebracht zu haben<sup>51)</sup>, hat zwar den Ausdruck „*vulgus*“ als ausschließliche Bezeichnung für den Beobachtungsgegenstand wissenschaftlicher Volkstunde auch seiententeils abgelehnt. Dagegen aber ließ er das unterscheidende Merkmal des assoziativen Denkens und Fühlens, das Hoffmann-Kraner als Kennzeichen des „*vulgus in populo*“ dargestellt hatte, bestehen, so daß er damit zwar ebenfalls wie Hoffmann-Kraner die naturnahen Schichten, die Bauern, und die Kinder als Hauptgegenstände der volkstundlichen Betrachtung hinstellte, daneben aber mit A. Straß doch auch das, was in gewissen Lebenslagen auch den Gebildeten in den Bann assoziativer Denkformen drängt, mit berücksichtigt.

Ich meine aber, daß Hoffmann-Kraners Verdienst, das Ringen der Volkstunde um ihr wissenschaftliches Rückgrat wesentlich gefördert zu haben, im vollsten Umfange bestehen und daß namentlich die Dieterichsche Fassung „Mutterboden der Kulturnation“ die klarste und schönste Definition des Arbeitsgebietes der Volkstunde bleibt, an der wir freudig und bewußt festhalten sollen.

Daß man schließlich mit dem Begriff „*vulgus*“ nicht für alle Einzelfälle haarscharf operieren kann, daß gelegentlich auch beim gebildetsten Deutschen (wie beim Gebildeten jeder Kulturnation) ein wenig vom *vulgus* durchschlägt, das halte ich für ein Glück. Denn das beweist doch nur, daß trotz der an sich gewiß beklagenswerten Spaltung unseres Volkes in naturnahe und in hochzivilisierte Schichten doch die Fäden, die die Nation immer noch zu einem Ganzen machen, nicht abgerissen sind. Daß das alte Wort des Heraklit, das für alles, was Leben heißt, gilt, das Wort πάντα ρεῖ gottlob auch hier

51) E. Mogk in den beiden nochmals genannten Arbeiten.

noch Geltung habe; denn wenn es nicht mehr gelten würde, wären wir als Nation eben schon tot.

Eine weitere sehr schöne Frucht, die letzten Endes aus dem Kampf um das Wort *vulgus* hervorgegangen ist, hat dann kürzlich der junge Frankfurter Germanist Hans Naumann gepflückt. Seine Bücher „Primitive Gemeinschaftskultur“<sup>52)</sup> und „Grundzüge der deutschen Volkstunde“<sup>53)</sup> sind, wie ich meine, für die Methoden der modernen Volkstunde von solcher Bedeutung, daß ich sie hier als wichtigste methodische Neuerung anführen muß.

Naumann sagt: „Der langwierige Streit um die Begriffsbestimmung des Volksliedes hat zwei, wie ich glauben möchte, ungemein fruchtbare Begriffe zutage gefördert: die Begriffe Gemeinschaftslied und gesunkenes Kunstlied. Mit diesen beiden Begriffen, die in etwas allgemeinerer Fassung „Gemeinschaftsgut“ und „gesunkenes Kulturgut“ lauten, hat man systematisch weiter zu operieren, wenn man in die gewaltige und bunte Masse dessen, was sich Volksgut nennt und im Arbeitsgebiet der Volkstunde lagert (Dichtung, Glaube, Sitte, Zeiten und Feste des Jahres, Haus und Hof, Siedelung und Tracht), einigermaßen Ordnung und Gliederung hineinbringen will. Handelt es sich um Gemeinschaftsgut oder um gesunkenes Kulturgut? Mit dieser Grundfrage soll man an die Dinge herantreten. Ihre Zerlegung und reinliche Scheidung in dieser Hinsicht auf dem Gebiete sowohl der Wörter wie der Sachen, der Dichtung wie der Realien ist meines Erachtens das Hauptarbeitsziel der modernen Volkstunde. Man gelangt auf diese Weise zur Bestimmung des Wesens der primitiven, individualismuslosen Gemeinschaft und es ergibt sich weiterhin ihr Verhältnis zur höheren Kultur, die zu Individualismus und Differenzierung fortgeschritten ist. Bei uns vertritt fast allein noch die ländliche Bevölkerung in vieler Beziehung die primitive Gemeinschaftskultur.“

Mit diesen Grundgedanken tritt Naumann dann tatsächlich in seinen „Grundzügen der deutschen Volkstunde“ selber Stück für Stück an jedes Teilgebiet der Volkstunde heran. So zeigt er an der Tracht, wie fast alles, was wir heute deutsche Volkstracht nennen, gesunkenes, aus höheren individualisierten Schichten entnommenes Kulturgut ist. Beim Hausrat dagegen ist schon viel mehr primitive Gemeinschaftskultur zu finden und gar erst bei den Wohn- und Siedlungsformen, die im Wesen von der individualisierten, etwa der städtischen Cottagewohnung, verschieden sind. Im volkstümlichen Gemeinschaftsleben, in den agrarischen Sitten und Bräuchen hat sich unglaublich viel uralte Gemeinschaftskultur erhalten, während im Volksschauspiel und im Volkslied massenhaft gesunkenes Kulturgut zu finden ist. Beim Märchen, bei der Sage, beim Rätsel und beim Spruch zeigt sich eine bunte Mischung

52) Bei Diederichs in Jena 1921 erschienen.

53) 1922 bei Quelle und Meyer in Leipzig erschienen.

beider Welten und es ist ungemein reizvoll, der Entwirrung dieser Fäden zu folgen.

Man muß Naumann für die klare Feststellung dieser, auch schon vor ihm manchenorts angedeuteten Methode und vor allem für deren beispielhafte Durchführung von Herzen dankbar sein. Seine Arbeit bedeutet einen weiteren wesentlichen Schritt in der Läuterung der wissenschaftlichen Volkstunde.

Ich möchte nur zur Vermeidung von Mißverständnissen betonen, daß Naumanns Arbeiten nicht etwa so aufgefaßt werden dürfen, als ob er nur die primitive Gemeinschaftskultur als Gegenstand der volkstundlichen Erfahrung gelten lassen, das gesunkene Kulturgut aber etwa ausgeschieden und der Kulturgeschichte zugewiesen haben möchte. Vielmehr gehören beide Gruppen volkstümlicher Kulturgüter, gleichgültig ob sie aus der primitiven Gemeinschaft erwachsen oder aber nur in diese hinabgesunken sind, ins Arbeitsgebiet der Volkstunde. Denn in jedem Falle sind sie eben in dieser primitiven Gemeinschaft, in dieser individualismuslosen Mutterschicht wirksam und lebendig, die eben der Gegenstand der Volkstunde ist. Auch das gesunkene (nämlich aus der individualisierten Oberschicht in die primitive Gemeinschaft übernommene) Kulturgut wird also in dem Augenblick, in dem es eben gesunken ist, Gegenstand der Volkstunde. Der barocke Gehrock gehört in das kostümtundliche Teilgebiet der Kulturgeschichte, aber sobald er etwa als „sterilcher Hastelrock“ in die primitive Gemeinschaft hinabgesunken, also ein Stück Volkstracht geworden ist, gehört er ins Arbeitsgebiet der Volkstunde. Und in den wertvollen Arbeiten John Meiers, die eine Unzahl von Volksliedern als gesunkene ehemalige Kunstlieder nachweisen, interessiert die Volkstunde weniger das ursprüngliche Kunstlied als vielmehr das, was die primitive Gemeinschaft, die es übernommen hat, daraus gemacht, wie und was sie daran verändert, wie sie es „zersungen“ hat. Und in der Volkskunst gehen die wissenschaftliche Volkskunst nicht nur die Urmotive der primitiven Gemeinschaft, sondern auch die aus der Barocke und aus dem Rokoko entnommenen, aber in der Mutterschicht dennoch wieder um- und zu neuen Ornamentalwirkungen gestalteten Kunstformen an. Und so gilt das für alle erwähnten Gebiete der „Wörter wie der Sachen“.

Naumann scheidet ferner zwischen einer „romantischen“ und einer „besonnenen“ volkstundlichen Betrachtungsart. So sehr ich verstehe und so sehr ich ihm in dem recht gebe, was er damit meint, so wenig kann ich seine Bezeichnung „romantisch“ für allen blutigen, verlogenen und süßlichen Dilettantismus gelten lassen. Wir müssen uns endlich davon befreien, alles, was albern ist, als „romantisch“ und alles, was romantisch ist, als albern zu bezeichnen. Die ganze deutsche Kultur und die Volkstunde ganz besonders verdankt — wie ich schon eingangs erwähnte — der Romantik so viel, daß es

mir als eine Pflicht erscheint, die Begriffe Romantik und romantisch als Ehrennamen in der deutschen Geistesentwicklung in Ehrfurcht rein zu halten.

Damit stehe ich wieder dort, von wo ich ausgegangen bin, bei der Romantik. Und da muß ich nun doch als ein Gegengewicht und, wie ich meine, als eine sehr notwendige Ergänzung zu Naumanns wertvollen Arbeiten nochmals die schon eingangs erwähnte, nicht leichte, aber tiefschürfende und schöne Arbeit Georg Kochs: „Volkstunde, Romantik und Houets Bauernpsychologie“ in den Hessischen Blättern für Volkstunde anführen. Es könnte sonst sehr leicht der Fall eintreten, daß so manche unter Berufung auf Naumann in den gegenteiligen Fehler verfallen und eine kaltherzige, lieblose und spöttische Betrachtungsweise des eigenen Volkes als „wissenschaftlich“ bezeichnen. Koch sieht das tiefste Wesen der Romantik in der „Andacht vor dem Unendlichen im Endlichen“, in der hingebenden „Andacht zum Unbedeutenden“, wie wir sie an den Brüdern Grimm so sehr bewundern. Er stellt dieses liebevolle, andächtige Sichversenken in den Gegenstand — meiner Überzeugung nach mit vollem Recht — als unerläßliche Voraussetzung auch für die wissenschaftliche volkstundliche Forschung hin. Er sagt:

„Mag die Rede von der wirklichkeitsfremden Romantik ihr unbestrittenes Recht haben, viel wirklichkeitsfremder noch müßten wir eine Volkstunde nennen, die ihren Menschen naiv lediglich in seiner gattungsmäßigen Begrenztheit sehe und die ebenso wirkliche unendliche Bezogenheit im Kern des Individuums, auch des assoziativ bewegten, von der Beachtung ausschöpfe.“

„Eine Volkstunde, die sich einseitig begnügt mit der Herausarbeitung des begrenzt Typischen, rückt vom Bestande der seelischen Wirklichkeit im selben Maße ab, als jenseits des Gattungsmäßigen doch auch noch andere Triebkräfte walten, individuell und universal zugleich, die erst in der Vereinigung mit jenen das wirkliche Leben gestalten.“

Diese Gefahr scheint mir bei einem Mißverstehen der Naumannschen Arbeiten sehr leicht eintreten zu können. Wer im „Volk“, im Sinne der „Mutterschicht“, nur das Herdenvieh sieht, wer „vulgus“ nur als „Rudel“ übersetzt, würde von allen guten Geistern, wie sie an der Quelle der Volkstunde standen, verlassen sein, mögen diese Geister nun Herder oder Hegel, Grimm oder Savigny, Riehl oder Weinhold heißen. Es darf nie vergessen werden, was Otto Lauffer erst neuerdings wieder an den Schluß seiner „Niederdeutschen Volkstunde“ gesetzt hat: „Wer ein Buch von deutscher Volkstunde schreibt, schreibt ein Buch der Liebe.“<sup>54)</sup>

Es ist nicht bloß ein schön klingendes Schlußwort, es ist vielmehr etwas ganz Großes, um was es sich da handelt. Freilich ist's heute leicht und billig geworden, unter dem Deckmantel stahlharter Wissenschaftlichkeit über diese

54) Otto Lauffer, Niederdeutsche Volkstunde. Leipzig, Quelle und Meyer 1917, S. 132.

„Andacht zum Unbedeutenden“ erhaben zu spötteln, sobald es sich um unsere bäuerliche Unterschicht handelt. Und ich wage es vorauszusagen, es wird in Zukunft noch viel leichter werden. Alles, was an Materialismus und Mechanisierung, an Kinokitsch und Alltagschund, an Habgier und roher oder gar franksinniger Lüsternheit so sehr in unseren individuell zivilisierten — niemals freilich in den wahrhaft gebildeten — Schichten sich breit gemacht hat, all das wird nun mit der Unfehlbarkeit eines Naturgesetzes mehr und mehr als „gesunkenes Kulturgut“ in jenen vulgus-Schichten um sich greifen.

Es wird ein unsäglicher Opfermut dazu gehören, dennoch mit der wissenschaftlichen Klarheit dieser Erkenntnis auch jene Grimmsche Andacht zu vereinigen, dennoch auch in diesem Menschlichen und Allzumenschlichen die Bezogenheit zum Unendlichen zu erfühlen, dennoch die Liebe nicht zu verlieren.

Und trotzdem ist und bleibt die Kunst jener Vereinigung von klarem, kaltem Verstand und warmer Liebe und Andacht zum „Unbedeutenden“ das große Meistergeheimnis der Volkskunde als Wissenschaft, jenes Meistergeheimnis, das die Gebrüder Grimm und das Wilhelm Heinrich Riehl in so unerreichtem Maße besaßen, und dem wir — wenn wir es auch nie ganz erreichen können — wie einem Leitstern nachgehen wollen.

## Das Hildebrandslied.

(Eine ästhetische Würdigung.<sup>1)</sup>)

Von Anne Marie Münzing †, cand. phil. in Halle a. d. S.

Eine ästhetische Würdigung des Hildebrandsliedes erscheint besonders wichtig von dem Gesichtspunkt aus, daß das Hildebrandslied das einzige deutsche Heldenlied ist, das — wenn auch verstümmelt — auf uns gekommen ist. Es ist eins der Gefäße, in denen unsere Heldensage entstand und sich entwickelte. Eine ästhetische Würdigung des Hildebrandsliedes würde also letzten Endes auf die Frage hinauslaufen, inwieweit das Hildebrandlied, als Vertreter des deutschen Heldenliedes überhaupt, für unser modernes ästhetisches Gefühl und Bewußtsein noch aufnehmbar ist, wie es von uns aus verstanden und beurteilt wird, und welches die Faktoren sind, die auf uns wirken, und die Mittel, mit denen es seine Geltung behauptet. Die philologische und die historische Betrachtung des Hildebrandsliedes sind die zwar unbedingt notwendigen, aber bewußt zurückgestellt-

1) Die Arbeit ist hervorgegangen aus einem Referat und der sich anschließenden Besprechung in den Übungen zum Althochdeutschen von Herrn Professor Baesede, Halle-Saale. Für den sprachlichen und metrischen Teil fand ich die Grundlagen zum großen Teil in der Arbeit von A. Heusler: Heliand, Liedstil und Epenstil. 3. f. d. A. Bd. 57. Eine ästhetische Würdigung des Hl. findet sich, außer in den verschiedenen Literaturgeschichten, bei Kauffmann: Das Hildebrandslied. Philolog. Studien, Festgabe für Ed. Sievers, Halle 1896 — und bei Franz Saran: Das Hildebrandslied. Halle 1915. Ich kann mich jedoch ihren Ausführungen nicht anschließen, da sie das Hl. umzudeuten scheinen, anstatt vorurteilslos an das Gegebene heranzutreten.

ten Voraussetzungen für eine absolute ästhetische Würdigung dieses Kunstwerks, wie sie hier versucht werden soll; soweit von einer absoluten Wertung durch zeitlich bedingte Menschen überhaupt die Rede sein kann, wenn ein Unmeßbares — zeitlose künstlerische Werte — mit Begriffen gemessen werden soll.

Der Stoff des Hildebrandsliedes ist der tragische Kampf zwischen Vater und Sohn, in dessen Verlauf der Vater den Sohn erschlägt. Diese nur stoffliche Tragik wird in dem Liede dadurch vertieft und auf eine höhere, allgemeinere Basis gestellt, daß sie von einer tragischen Idee her gesehen und gestaltet ist. Damit gesellt sich zu dem äußeren Kampf ein innerer und gewinnt, wenigstens in dem uns erhaltenen Bruchstück die eindrußvollste Kraft. Denn die Idee, die dem Liede zugrunde liegt, ist die des tragischen inneren Konflikts zwischen der Liebe und Treue gegen die eigene Sippe und der Treue gegen das Gebot der Ehre, die von dem Helden das größte Opfer fordert. Auf die Ansicht von K. Schulze — in dem Aufsatz: „Einige Bemerkungen zur Tragik des Hildebrandsliedes“, *Z. f. Deutschkunde*, Jhrg. 1923, S. 17 —, der dem Hildebrandsliede diesen Konflikt und damit seine tragische Grundidee abspricht, möchte ich nicht eingehen, weil m. E. der tragisch-pathetische Gehalt des Streitgesprächs, das ja den Kern der Dichtung bildet, gerade auf diesem Konflikt beruht. Ich werde das in meiner Arbeit zu beweisen versuchen. Nur das Sippegefühl veranlaßt den alten Helden zu dieser Geduld, zu dieser Bitte um Frieden dem Jüngeren gegenüber, und nur die verletzte Heldenehre treibt den Vater in den verhängnisvollen Kampf. Diesen Konflikt kämpft der alte Hildebrand in seiner Seele durch; am Ende muß sich das Sippegefühl dem Ehrgebote beugen. Es sind die beiden stärksten Gefühle, die in ihm miteinander kämpfen, und, als er das eine endlich überwunden hat, da ist es eine seelische — und für unser modernes Gefühl — darum um so tragischere Notwendigkeit, unter der er handelt. Darum läßt der Dichter den alten Helden nicht in dumpfem Widerwillen zum Schwerte greifen, sondern, als der innere Kampf ausgefochten ist, da packt ihn der Jorn über das Unrecht und über die Schmach, die ihm der Sohn zugefügt hat. Diese starke Innerlichkeit, mit der der Dichter so den eigentlichen Kampfplatz in die Seele Hildebrands verlegt und ihn handeln läßt aus einer sittlichen, selbsterkannten und selbstgewollten Notwendigkeit heraus, bringt das Hildebrandslied seinem ideellen, tragischen Grundgehalt nach auch dem modernen Leser nahe.

Der Konflikt selbst, der sich im Innern Hildebrands erhebt, ist unserm Empfinden allerdings fremder geworden. Ich glaube kaum, daß wir ihn in dieser Form: Ehrgebot gegen Sippegefühl — noch vollständig nachleben können, ohne daß wir uns in die sittlichen Anschauungen und in das sittliche Empfinden der Germanen jener Zeit hineinversetzen. Eins aber ist auch ohne jede Kenntnis der damaligen Ideale noch heute spürbar, das ist das hohe und strenge Ethos, das die Lösung des inneren Konflikts enthält. Das Sippegefühl ist das Persönliche, das Kleinere, Engere; es ist dasjenige, was den Menschen an diese Erde und an Seinesgleichen bindet, und dieses Persönliche muß überwunden werden. Das Ehrgebot trägt den Sieg davon; denn das ist das Überpersönliche, das Größere, Allgemeinere, es ist dasjenige, was den Menschen über sich selbst hinaushebt, es ist das Ideal. Dieses Ideal nimmt Hildebrand in seinen Willen auf, ihm opfert

er sein persönliches Gefühl. Die Höhe dieses Ethos empfinden wir noch heute als etwas Starkes und Positives in diesem Kunstwerk.

Leichter verstehen wir wohl noch das Persönliche und Menschliche in der Tragik dieses Liedes und die furchtbare Ironie, die in ihr liegt. Ich finde die tragische Ironie erstens darin, daß die beiden, die einander so nah verwandt sind, sich gegenseitig nicht verstehen können, weil Hadubrand, der voreingenommen ist durch die Umstände und die Art von Hildebrands Auftreten und durch das widersprechende Bild, das er sich vom Vater gemacht hat, den er tot glaubt, den Vater nicht erkennt, ja ihn durch seine Vorwürfe in den inneren und äußeren Kampf treibt. So müssen die beiden miteinander auf Tod und Leben kämpfen, die sich gegenseitig wohl am liebsten haben. Zweitens sehe ich das Persönliche der Tragik und ihrer Ironie darin, daß Hildebrand den Kampf aufnehmen muß mit dem vollen Bewußtsein ihrer nahen Verwandtschaft. Die Tragik, die in diesem wissenden Kampfe liegt, wird aber noch vertieft durch den Umstand, daß Hildebrand, der nach 30-jährigem Exil endlich den Boden der Heimat wieder betritt, dort in dem herangewachsenen Sohn, über dessen Heldennut er sich freut, sein Geschlecht vernichtet. Welche furchtbare Ironie liegt zugleich darin, daß der Vater hier von dem Sohn, der ihn nicht erkennen will, sein eigenes Schicksal erzählen hört, daß ihm der Sohn seine Tapferkeit, sein Heldentum preist in demselben Augenblick, wo dieses Heldentum das schwerste Opfer von ihm fordert. Endlich liegt das Allgemein-Menschliche dieser tragischen Ironie darin, daß gerade die beiden stärksten und wertvollsten Gefühle im Menschen — denn, daß es sich darum handelt, spüren auch wir noch aus dem hohen, adligen Ton des Liedes — in Hildebrand in einen Konflikt geraten müssen, in dem nur eines Sieger bleiben kann und nur auf Kosten des anderen. Das Reinmenschliche dieser Tragik ergreift, erschüttert noch heute, und die dunkle Ironie dieses Schicksals macht uns im Innersten erbeben.

Die unmittelbare Eindruckskraft dieser Tragik wird dadurch erhöht, daß das furchtbare Schicksal, das sich in diesem Liede erfüllt, vom Dichter mit der größten Objektivität geschildert ist, ohne jede Hindeutung auf seine Tragik. Der Dichter gibt in einem kurzen Prolog nur das Thema an: „Das hörte ich sagen, daß sich Kämpfer allein begegneten, Hildebrand und Hadubrand, zwischen zwei Heeren.“ In dieser knappen, gleichgültig klingenden Eingangsformel ist kein Wort, das etwas von Mitgefühl oder Ergriffenheit des Dichters verriete. Der Dichter steht ganz außerhalb des Liedes; er läßt nur das Geschehende selbst sprechen, und nur in der Art, wie dieses Schicksal aus ihm heraustreibt, verrät sich seine leidenschaftliche innere Erregtheit. Im ganzen Verlauf des Bruchstücks ist nirgendwo eine Einmischung des Dichters, kein Wort, das sentimentalisch vom Dichter aus auf das Furchtbare hin- oder zurückwies. Nur die beiden Helden selbst durchbrechen in ihren Streitgesprächen manchmal den Rahmen des episch-dramatischen Aufbaus und wenden sich unmittelbar an das Mitgefühl der Hörer. So, wenn Hadubrand von seinem Vater sagt: „Dat was sô friuntlaos man.“ In diesen so herb gehaltenen Worten greift das „sô“ unmittelbar in die Seele des Hörers und zwingt ihn, die Größe des Leides auszudenken, die in Hildebrands Verlassenheit liegt. Stärker noch wirkt die eine Inrische Zeile in der

großen Rede Hildebrands, jene Wehflage D. 49, welche die ganze Tragik dieses Schicksals einschließt und zum Bewußtsein bringt, jene Wehflage, die deshalb über das Dramatisch-Rhetorische hinausgeht, weil sie aus Hildebrands tiefstem Schmerz hervordrängt und unmittelbarer Ausdruck einer seelischen Stimmung ist. Abgesehen von diesen beiden lyrisch anmutenden Stellen drängt das Lied unaufhaltsam voran, und eben in jener objektiven Gedrängtheit, mit der Schlag auf Schlag das Gescheh' sich erfüllt, liegt die eindrucksvolle Gegenwärtigkeit des Liedes.

Das Hildebrandslied ist entwickelt als doppelseitiges Ereignislied; es baut sich auf im Wechsel von Erzählung und Dialog. Die Dialoge sind nicht Rahepunkte der Handlung, sondern sie übertreffen die erzählenden Stellen noch an Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit. In und mit ihnen entwickelt sich im Hildebrandslied die innere Handlung, wie man das besonders gut an der letzten, großen Rede Hildebrands erkennen kann, die Hildebrands inneres Ringen zu leidenschaftlich pathetischem Ausdruck bringt. Die epischen Stellen, die die äußere Handlung bringen, werden fast immer aus dem Wechselgespräch herausgetrieben, das als ein Streitgespräch besonders heftig aufeinanderprallt. Der Wechsel von Epischem und Dramatischem ruft einen ungeheuren Austausch von Spannungen hervor, so z. B. an der Stelle, wo Hildebrand die Ringe als Friedenspfand anbietet: Eben noch der Ausruf des alten Helden: „Weiß Gott, daß du niemals mit so nah verwandtem Manne einen Streit ausfechten wirst — — —“ — In diesen warnenden Worten liegt für den Hörer eine Hindeutung auf das nahe Verhängnis — dann folgte wohl Hildebrands Namensnennung und mit ihr eine Steigerung der tragischen Spannung; dann eine Verwicklung, eine Hoffnung: „Da wand er vom Arme gewundene Ringe, aus Kaisermünzen gemacht, wie sie ihm der König gab, der Herr der Hunnen — daß ich sie dir um Frieden gebe!“ Eine neue Spannung setzt mit diesen Worten ein: Wird Hadubrand den Frieden annehmen? Im nächsten Augenblick werden beide Spannungen aufgenommen in der Antwort Hadubrands: „Mit dem Geer soll man Gabe empfangen, Spitze wider Spitze!“ In diesem fortwährenden Wechseln und Steigern der Gespanntheit und Geladenheit ist der Aufbau des Liedes durchgeführt, der jedoch an sich sehr einfach ist. Eine einzige Kampfhandlung mit dem vorangehenden Streitgespräch ist entwickelt, und eine große Spannungskurve, die in der Eingangsformel mit ihrem ganzen tragischen Gehalt einsetzt, ist festgehalten bis zum Schluß. Innerhalb dieser einen streng geschlossenen Kurve ist ein rhythmisches Auf und Ab von Unterspannungen, wie sie sich aus dem Wechsel der Streitreden miteinander und mit den epischen Stellen ergeben. Diese Unterspannungen durchbrechen aber an keiner Stelle den Rahmen der tragischen Hauptspannung. Die eigentliche Handlung ist entwickelt aus der Frage des Älteren nach dem Namen des Gegners und treibt von da aus ohne jede Ablenkung unaufhaltsam auf das tragische Ende hin. Die Geschlossenheit des Aufbaus wird verstärkt durch die Kunst der Verschränkung, die ein Glied in der Kette der Spannungen mit dem anderen verknüpft. So endet Hildebrands Frage nach Hadubrands Herkunft: „Kind, im Königreiche kund sind mir alle Geschlechter!“ Und Hadubrands Antwort schließt: „Kund war er kühnen Mannen —“ Dasselbe finden wir an einer anderen Stelle: Hildebrands letzte Rede beginnt mit dem Preise von Hadubrands



Rüstung und endet mit dem Ausruf, daß der Kampf entscheiden möge, „wer sich heute der Rüstungen rühmen dürfe!“

Zu dieser Geschlossenheit und rhythmischen Gespanntheit des Aufbaus kommt die sinnliche Lebhaftigkeit der Handlungsbilderung als ein weiteres Moment, das die ästhetische Wirksamkeit des Liedes steigert. Es ist nicht eigentlich ein Erzählen, sondern vielmehr ein Sichtbarmachen des Geschehenden. Z. B.: „Sie richteten ihre Rüstungen, bereiteten ihre Schlachtgewänder, gürteten ihre Schwerter um, die Helden über die Panzerringe.“ Oder: „Da wand er vom Arme gewundene Ringe, uff.“ Oder die Schilderung des Zweikampfes am Schlusse des Bruchstücks. Das alles sieht man als etwas Gegenwärtiges und erlebt es mit in gesteigerter Unmittelbarkeit und Erregtheit.

Zugleich wird die Möglichkeit des Nachempfindens und des unmittelbaren Erlebens erleichtert durch die großartige Einfachheit und durch die menschliche Allgemeingültigkeit der Charaktere, die sich im Kampfe gegenüberstehen.

Es sind Typen: der alte und der junge Held. Der alte Held ist der am günstigsten beleuchtete. Er ist der weise und kluge Ratgeber seines Herrn, er ist der treue Gefolgsmann, der die Heimat verläßt und die Verwandten, um dem Herrn zu folgen, der seiner bedarf. Er ist weise und bedächtig; aber zugleich der Tapfersten einer, der die Heldenehre über alles stellt und ihr das schwerste Opfer bringt. Hildebrand ist der ideale Typus des alten Helden, der durch Leben und Kampf gereift ist, ein Idealbild, wie es im Geiste der Germanen entstanden war; aber man braucht wohl diese Erinnerung nicht, um den Charakter dieses Helden zu begreifen, und um das Ausgereifte und Große in dieser Persönlichkeit zu empfinden. Hildebrand gegenüber steht Hadubrand, der junge Held. Auch er ist als Typus gezeichnet; aber nicht idealisiert, sondern vielmehr psychologisch beobachtet und verstanden. Er ist voll aufbrausender Leidenschaftlichkeit! Er verehrt in dem totgeglaubten Vater den höchsten der Helden mit glühender Begeisterung und, als er dann vor ihm steht, da erkennt er ihn nicht in dem weisen Helden, weil er in jugendlicher Voreingenommenheit vom Äußerem des Vaters und von den Umständen ihres Zusammentreffens abgestoßen wird, so daß er den Reden der Alten im Volke mehr glaubt als den warnenden Worten Hildebrands. So führt er unbewußt und doch durch eigene Schuld den tragischen Ausgang herbei.

Nur die großen Umriffe beider Helden gibt der Dichter an, und es bleibt dem Zuhörer überlassen, diese Umriffe aus seinem Verständnis heraus zu füllen. Es fragt sich, ob diese Umriffe, die der Dichter des Hildebrandliedes zeichnet, auch heute noch stark genug und lebendig genug empfunden werden können, um in ihnen wirkliche Menschheitstypen und nicht nur historische Figuren und Ideale zu sehen. Die Typen des alten und des jungen Helden, wie sie der Dichter des Hildebrandliedes gezeichnet hat, als die des Weisen, vor den Zufällen und Fügungen des Lebens Zögernden, und des Leidenschaftlichen, Handelnden, haben auch heute noch Geltung, wenn auch gewisse Züge in ihrer Charakteristik wegfallen würden, wie etwa Hildebrands Kenntnis alter Geschlechter, und manche Züge heute anders gedeutet würden, wie etwa Hildebrands Vielerfahrenheit. Die Typen an sich bleiben doch bestehen und sind, abgesehen von allem Historischen,

auch heute noch in ihrer reinmenschlichen Wahrhaftigkeit zu erleben. Man versteht auch heute noch, daß diese beiden Helden in ihrer tragischen Gegensätzlichkeit in Kampf geraten müssen, obwohl jeder von ihnen an sich wertvoll ist, und — ich sehe auch darin ein ästhetisches Plus des Hildebrandsliedes — obwohl beide einander fast gleichwertig und gleichberechtigt gegenübergestellt sind. Gewiß ist die Vorliebe des Dichters für den alten, weisen Helden unverkennbar; doch auch im Bilde des jungen Helden ist kein abstoßender Zug, wenigstens nicht in dem uns erhaltenen Bruchstück. Seine ganze Art ist durchaus verständlich und in ihrer Jugendllichkeit stark und berechtigt. Das ist eben die tragische Ironie, daß sich der Vater zuerst freuen muß über den Heldennut des herangewachsenen Sohnes. Es ist also kein Unterschied von gut und böse zwischen Hildebrand und Hadubrand. Bewußt ist keiner von ihnen schuldig an dem Verhängnis, das sich erfüllt, und gerade das ist ein hoher ästhetischer Wert des alten Heldenliedes, daß es diese Tragik des Lebens an sich in ihrer grausamen Ironie so stark und erschütternd herausarbeitet durch die vorurteilslose Gegenüberstellung der beiden Charaktere. Die Typisierung selbst als Kunstmittel trägt mit ihrem Verzicht auf alles Nebensächliche, Zufällige und Einmalige dazu bei, dem Liede Größe und Allgemeingültigkeit zu verleihen, und hebt es über jede historische Bedingtheit hinaus.

Die beiden Helden werden nicht unmittelbar vom Dichter selbst charakterisiert, der erwähnt nur einmal von Hildebrand: „Er war der ältere Mann, der des Lebens erfahrenere.“ Sie zeichnen sich selbst, einerseits durch ihr Verhalten, andererseits durch ihre eigenen und gegenseitigen Schilderungen. Hadubrand wird allerdings niemals irgendwie geschildert, er tut sein Wesen immer nur durch sein Verhalten kund. Es ist ein ästhetisch bedeutsamer Zug, daß der rasche, junge Held sich nur durch sein Betragen verrät, daß er sich uns mitteilt in lebendiger Bewegung, während des Alten Wesen schon längst erkannt ist und bekannt auf dem Erdbreis, so daß die Greise im Volk seinem Sohn von ihm erzählt haben als von einem, dessen Bild vollendet ist und ruhmvoll überall bekannt unter den Tapferen. Durch die Kunst der verschiedenen Beleuchtung bringt uns der Dichter seinen Liebling nahe. Wir lernen ihn zuerst kennen aus der begeisterten Schilderung seines Sohnes, dann sehen wir ihn selbst handeln und hören ihn selbst sprechen, und schließlich erzählt er von sich selbst, da er in seiner Ehre als Held angegriffen ist. Der seelische Kampf zwischen Sippegefühl und Ehrgebot bringt noch einmal sein ganzes Heldentum zum Aufwallen. — Aber auch hier ist ein sehr feiner Unterschied der Charakterisierung: Während des Sohnes Kampfansage mit rascher, fertiger Formel abgetan ist: „Mit dem Geer soll man Gabe empfangen, Spitze wider Spitze!“ ist der Streitruf Hildebrands schwer abgerungen, und sein Zorn grollt auf aus der Tiefe seines Inneren, wo er das fürchtbare Geschick durchschaut, das er vollenden muß.

Nicht nur die Charakterschilderung ist zum großen Teil in den Dialog hineinverlegt, sondern auch die ganze Exposition des eigentlichen Konflikts. Der Dichter gibt nur die unmittelbare Gegenwart, aber er zieht von dieser Gegenwart aus die Linien zugleich vor- und rückwärts und faßt dadurch die Vergangenheit mit hinein in die große, sich entwickelnde Spannungskurve. Zum

ersten Male wendet der Dichter diese Technik in der Rede Hadubrands an, als dieser auf die Frage nach seinem Vater antwortet: „Das sagten mir unsere Leute — — — vorlängst zog er nach Osten — — —“, dann schreitet er in Gedanken immer weiter zurück und erzählt Hildebrands Geschichte, bis er mit den Worten: „Ich glaube nicht, daß er noch lebt!“ wieder in die Gegenwart einmündet und in die Spannung, die sich während dieser zurückschreitenden Exposition immer mehr gesteigert hat und immer mehr belastet worden ist. Denn der Zuhörer erlebt unterdessen 1. die Empfindungen Hildebrands mit, der seinen Sohn erkennt und sein eigenes Schicksal erzählen hört, der sich jetzt vielleicht noch freut über das Zusammentreffen; und ahnt 2. als Unbeteiligter aus der Stimmung des Liedes heraus, was sich begeben wird, und wird sich der furchtbaren Tragik bewußt, die sich an dem Heimkehrenden vollzieht, wenn nicht — das ist das Moment der Spannung — noch ein Erkennen eintritt. Noch einmal wendet der Dichter diese Kunstform an, als Hildebrand selbst, veranlaßt durch das Unheil, das über ihn gekommen ist, zurückdenkt an die Jahre, die er fern der Heimat zugebracht hat, und an die Gefahren, die er überstanden hat, und als er, veranlaßt durch den Vorwurf der Feigheit, der Ehren erwähnt, die ihm unter den Tapferen zuteil geworden sind. Beide Male ist dadurch, daß die Exposition mit hineingenommen ist in den Verlauf des Ganzen, erreicht, daß der Vorgeschichte jeder selbständige Wert genommen ist; sie gilt nur im Rahmen des eigentlichen Konflikts. Nur durch dieses Kunstmittel ist dies volle, wuchtige Einsehen mit dem ganzen Konflikt gleich in den ersten Versen möglich.

Die Exposition ist, was das Geschichtliche und die örtlichen und zeitlichen Nebenumstände der Handlung anlangt, nur ganz skizzenhaft angedeutet und setzt zu ihrem Verständnis die Kenntnis der hineinspielenden Sage Dietrichs von Bern voraus. Der Ort ist ganz unbestimmt gelassen, es heißt einfach: „Zwischen zwei Heeren.“ Dies ist einer der Punkte, wo das Verständnis und die Anschauungskraft des modernen Lesers ohne sagengeschichtliche Kenntnisse nicht mehr ausreichen. Seltsam erscheint es uns ferner, daß der Dichter des Hildebrandsliedes ohne jede Naturschilderung auskommt, ohne daß wir sie beim unmittelbaren Genießen des Liedes vermissen. Das Reinmenschliche in dieser Tragik ist stark genug, um die Stimmung zu tragen; ja, es ist sogar zu gewaltig und erfüllt das Gemüt des Dichters so übermächtig, daß er die Natur nebenher gar nicht mehr wahrnehmen und schildern kann. Auch dies bedeutet ein Zusammendrängen, eine Vereinfachung, die jedoch keine Verarmung ist, da die Kunstmittel des Dichters reich genug sind, um mit ihnen die Stimmung des Liedes zu beherrschen, und eindrucksvoll genug, um ihr auch noch für den modernen Leser das Gepräge dieses furchtbaren Geschehens und dieses heldischen Kampfes aufzudrücken.

Letzten Endes schafft ja alles im Kunstwerk an seiner Stimmung mit: die tragische Idee, der Gesamtaufbau, die Art und die Gegenüberstellung der Charaktere; aber das alles gehört doch im engeren Sinne nicht zu dem, was eigentlich die Stimmung erzeugt. Da ist, abgesehen von den beiden lyrischen, stimmungstragenden Stellen V. 24 b und V. 49, in erster Linie das Tempo der Schilderung zu nennen. Es ist, sobald die Handlung erzählt wird, in höchstem Maße gedrängt, ich denke etwa an V. 3—6 oder an V. 63 bis zum Schluß. Da ist die

Hefigkeit des Kampfes wiedergegeben in den abgerissenen Sätzen, die einer den andern hervorstoßen ohne Pronomen, wo das Subjekt immer verschlungen wird im Aufprallen des Verbuns. Hastig und mit leidenschaftlicher Kampflust geladen sind die Reden Hadubrands. Dagegen verlangsamt sich das Tempo, um die Schwere des inneren Ringens auszudrücken, wenn Hildebrand sagt: „Ich wallte der Sommer und Winter sechzig — — —“ Doch, als dann der heldenhafte Jorn in Hildebrand durchbricht, setzt auch das gespannte, unerbittlich treibende Tempo wieder ein, das die Stimmung des Liedes niemals zur Ruhe kommen läßt. In der Atemlosigkeit, mit der das Tempo des Liedes hindrängt auf das tragische Ziel, hat man das Gefühl, als sei die Atmosphäre rings um die Kämpfenden geladen mit schwerer Spannung.

Diese Geladenheit und Gespanntheit der Stimmung, die das gedrängte und in seiner Erregtheit doch auch pathetische Tempo hervorruft, wird gesteigert und zusammengefaßt durch die Gegensätze, mit denen das Lied arbeitet. Jeder von ihnen bringt einen neuen Anstoß, ein neues Zusammenballen, ein neues grelles Aufbrechen der tragischen Kampf Stimmung zum Ausdruck. Das wird zunächst deutlich an der fortwährend hervortretenden Gegenüberstellung der Charaktere, die ja in jeder Rede, in jeder Handlung aufeinanderprallen mit einer Gegensätzlichkeit, deren Tragik eine dunkle Ironie beigemischt ist auf dem Boden ihrer nahen Verwandtschaft. Daneben aber wirken vor allen Dingen die Gegensätze, die sich in den Streitgesprächen selbst ablösen. So kontrastiert z. B. für den Hörer die begeisterte Schilderung, die Hadubrand von dem totgeglaubten Vater gibt, mit den Vorwürfen, die er dem Lebendigen macht, den er nicht erkennt. Unmittelbarer noch wirken die Gegensätze in der letzten großen Rede Hildebrands: 1. Vers 46 gegen Vers 49; 2. Vers 50 gegen Vers 53, ein Gegensatz, der durch das emphatische „nû“ besonders betont wird; 3. Vers 55 gegen alle vorhergehenden Zeilen der Rede. Durch diese sich fortwährend abwechselnden Gegensätze wird das seelische Kämpfen in Hildebrand sehr gut herausgeholt; man spürt das widerspruchsvolle Hin und Her zwischen zwei ihn immer wieder stark anziehenden Polen, und man spürt in dem letzten großen Kontrast, Vers 58, gegen alles vorhergehende Ringen, den schwer und leidvoll abgewonnenen Sieg des Ehrgebots, von dem aus dann die alte Kampflust in dem Helden durchbricht.

Neben der Entgegensetzung verwendet der Dichter des Hildebrandsliedes die Steigerung, um die tragisch-pathetisch gespannte Stimmung zu erzeugen. Ich führe als Beispiel die beiden großen Reden Hadubrands an. Die erste erzählt Hildebrands Vorgeschichte und schließt: „Ich glaube nicht, daß er noch lebt!“ Dazwischen fällt Hildebrands Warnung, die Kunde, daß er Hildebrand, Hadubrands Vater, sei und das Friedensangebot des alten Helden. Hadubrands Antwort darauf ist der Vorwurf der Arglist und der Feigheit, und jetzt schließt seine Rede nachdrücklich: „Tot ist Hildebrand, Heribrands Sohn!“ Schien am Ende der ersten Rede noch eine Verständigung zwischen beiden Helden zu hoffen, so ist diese Möglichkeit jetzt ganz ausgeschlossen, und die so verschärfte und gespannte Lage kommt scharf in der Steigerung zum Ausdruck, die sich in der Fassung des jedesmaligen Schlusssatzes ausprägt. In der großen Streitrede Hildebrands ist ein dreimaliges Ansteigen, z. T. auch wieder ein Abschwellen bemerkbar. Die

erste Periode sehe ich von V. 46 bis V. 54; ihren Gipfel erreicht diese Periode in der Wehklage Hildebrands, V. 49, dann folgt wieder ein Abschwollen, ein Ruhigerwerden, das freilich belebt ist durch die bereits erwähnten Kontraste. Ein neues Einsetzen in V. 55 bis V. 57b, „wenn du irgend Recht dazu hast!“, in diesen Worten liegt eine letzte, zornige Warnung Hildebrands, und ohne jedes Abschwollen setzt die neue Periode in dieser Höhenlage ein und steigert sich im Abwehren der Beschimpfung bis V. 60b, der mit den Worten: „Es entscheide der Kampf!“ den letzten, entscheidenden Höhepunkt bringt. Die beiden letzten Verse der Rede schwellen in der Ausführung der Kampfanfrage wieder ab. In diesem Steigen und Sinken der Rede ist das ganze Wogen und Kämpfen, das in der Brust Hildebrands tobt und ringt, in die Stimmung des Liedes übergegangen.

Einen anderen Ton bringt das Formelhafte in die Stimmung. An einzelnen Stellen wird die freie dichterische Gestaltung auch für unser Gefühl unterbrochen von irgendwie festgewordenen Redensarten. Formelhaft ist z. B. der Prolog des Hildebrandsliedes, so daß der Eindruck des Unbewegten und Objektiven noch verstärkt wird. Formelhaft ist ferner Hadubrands Antwort auf Hildebrands Friedensangebot, oder die Redewendung, die die Wechselgespräche ständig einleitet: „Hiltibrant gimahalta, Heribrantes suno.“ Damit kommt etwas Starres und Dunkles in das Lied, das wohl in der Stimmung den Eindruck der Notwendigkeit und die Schwere verstärkt, das uns heute aber besonders in der immer wiederkehrenden Redeeinleitung zu einförmig erscheinen mag.

Die Frage des Formelhaften führt bereits darauf hin, inwieweit die Sprache des Hildebrandsliedes ästhetisch wirksam ist. Als eines der hauptsächlichsten Stilmittel fällt die variierte Wiederaufnahme von Worten oder Wortgruppen auf, die sich z. T. aus dem Wesen des Stabreims ergibt. In erster Linie aber ist diese Wiederholung von etwas schon Gesagtem, Ausdruck der heldischen Erregung des Künstlers. Der Dichter ist so lebhaft erfüllt, so leidenschaftlich gepackt von dem Geschehnis, das er erzählt, daß die Begeisterung ihm das inhaltlich Gleiche immer wieder unter neuer Bestimmtheit erscheinen läßt, daß sich ihm das Wesentliche immer wieder aufdrängt und immer wieder aus ihm her austreibt; er muß das, was sich ihm so lebendig aufdrängt, noch einmal pathetischer, eindrucksvoller sagen. So erscheint z. B. dem Dichter das „se“ in V. 5 zu farblos, so daß er es in V. 6 noch einmal nachdrücklicher, konkreter in „helidos“ aufnimmt. Dadurch ergibt sich nun freilich ein fortwährendes Wogen, ein In- und Ubergreifen der einzelnen Sätze und Satzteile, wie es für unser heutiges Sprachgefühl und für unsere Formfähigkeit kaum noch nachahmbar erscheint. Das gilt vor allen Dingen für die Wiederaufnahme eines Begriffes, die z. B. in V. 6a erst nach zwei dazwischen geschobenen Sätzen erfolgt. In V. 35a steht die Apposition erst nach dem Verbum, ebenso jedesmal in der formelhafte Redeeinführung; allerdings bringt gerade diese abgetrennte Apposition etwas nachdrücklich Pathetisches in den Ton des Liedes. In V. 2—4 wird durch die dreimalige Variation, die mit „urhëttun“ beginnt, eine Steigerung von ungeheurer Wucht erzeugt. Der Hörer vernimmt zuerst: „Zwei Kämpfer standen sich allein gegenüber.“ Dann erfährt er, daß es Hildebrand und Hadubrand sind, und sofort wird auch dieses noch übertrumpft: es sind Sohn und Vater! Da ist in drei raschen Schlä-

gen in unmittelbarer, gewaltiger Steigerung die ganze Tragik des Liedes enthüllt. Sehr häufig ist im Hildebrandslied die Variation von Wortgruppen, so V. 5 a, 21 b, 54 a, 57 a und 62. Diese Variationen sind unzweifelhaft auch für unser ästhetisches Empfinden eine Bereicherung der dichterischen Sprache des Hildebrandsliedes. Sie verstärken in V. 56 b—57 a und in V. 61 b—62 das leidenschaftliche Pathos und die heldische Erregung, und in V. 53 b—54 a bringt die Variation das, was dem greisen Vater bevorsteht, besonders nachdrücklich zu Bewußtsein. Jedesmal wird durch die Variation die Schilderung passender und mitforttreibender, der Ton des Liedes anspruchsvoller, adeliger und pathetischer.

Bilder und Vergleiche fehlen im Hildebrandslied, dadurch erhält sein Pathos etwas Herbes und Einfaches, und dieser Eindruck wird noch verstärkt durch die Einfachheit des Satzbaus. Es finden sich im Hildebrandslied ein- bis dreistöckige Perioden; aber die einfachen Sätze, wie V. 13 oder V. 27, überwiegen durchaus im Hildebrandslied. Sie stehen zu den zusammengesetzten im Verhältnis von 25 : 16. Damit wird jedes Auseinanderfließen verhindert; zugleich aber erhält die Darstellung durch diesen einfachen, kurzen Satzbau etwas Dunkles, Hartes und Abgebrochenes. Es ist ein Stil, der nicht locker läßt, der keine Ablenkung erlaubt. Es ist nicht ein freies, behagliches Gehaltensein, wie es der spätere epische Stil ausbildet, sondern es ist ein fortwährendes in Erregung Versetzen, ein mit Spannung Laden, wie wir es in diesem Maß von Kraft und Einfachheit kaum noch kennen.

Dazu kommt die hohe musikalische Wirkung, die von dem Lautlichen der Sprache des Liedes ausgeht! Der Vokalreichtum des Althochdeutschen bringt, ganz abgesehen von seiner Verwertung im Dienste der Stimmung, eine große und volle Klangwirkung mit sich, die dem Ohr wohltut und den Sinn empfänglich macht für alles Hohe und Tiefe. Diese Tiefe und diese Fülle des Klanglichen läßt uns die Stimmung des Liedes ganz unmittelbar, gleichsam nur akustisch erregt, empfinden. So hört man z. B. in V. 5 das dumpfe u immer wieder anklingen und wird das Gefühl des Drohenden nicht los, bis in V. 6 mit den helleren Vokalen doch etwas wie heldenhafte Kampfesfreude ausgelöst wird. In der Rede Hadubrands überwiegt für den Zuhörer das Helle, Klingende der Laute; so z. B. in V. 26, wo das e, das in den starken Taktteilen dreimal auf den stabenden Laut folgt, das Freudige und Stolze, das in dem Inhalt des Verses liegt, besonders hervorhebt. Ähnlich ist es in V. 40; auch da folgt auf den stabenden Laut beide Male derselbe Vokal e, der hier die Schärfe des Verdachts klar und spitz hervortreten läßt. Im Gegensatz zu den Reden Hadubrands klingen die Verse, die Hildebrand spricht, tief und dumpf, und das Reinklangliche in ihnen begleitet ihr Sinnhaftes wie seines Schicksals dunkle Melodie.

Das Versmaß endlich beherrscht und trägt die wuchtig schwere Gesamtstimmung, den einheitlichen tragischen Rhythmus, der sich durch allen Wechsel von Ruhe und Leidenschaftlichkeit, von Kampflust und Schicksalsnot hindurchzieht. Das Hildebrandslied befindet sich seinem Versmaße nach auf der Übergangsstufe vom freien Zeilenstil, dem Liedstil, zum epischen Stil. Der freie Zeilenstil bindet einen oder zwei Langverse zu einer syntaktischen Einheit zusammen, also etwa V. 18 und 19 oder V. 25 und 26. Die altertümlichere Form,

daß die Langzeile auch syntaktisch geschlossen ist, findet sich noch achtmal im Hildebrandslied, z. B. V. 12, 13, 27 u. a. Beide Formen lassen Sinneinheit und Verseinheit zusammenfallen; an einigen Stellen aber lockert sich im Hildebrandslied bereits dieser Zusammenhang, die syntaktische Einheit greift über die Langzeile oder das Langzeilenpaar hinaus. So sind z. B. die Verse 20—22 und 33—35 dem Sinne nach aus  $2\frac{1}{2} + \frac{1}{2}$  Langzeile zusammengesetzt, und die Verse 58—62 trennen sich in  $2\frac{1}{2} + 2\frac{1}{2}$  Langzeilen. Der größte Teil des Hildebrandsliedes aber hat die Übereinstimmung von Sinn und Vers, in welcher der Vers nur als Träger des Gedankens erscheint.

Mit diesem eigentümlichen Charakter des freien Zeilenstils ist die Füllungs-freiheit des Alliterationsverses eng verwandt. Da eine Langzeile dieses Verses aus zwei Kurzversen besteht, die je zwei Haupthebungen und zwei Nebenhebungen haben und mit unbestimmt vielen Sentenzen gefüllt werden können, so können Langzeilen entstehen, wie V. 13 oder V. 49, deren geistig begrifflicher Gehalt ohne jede Biegung in dem Versmaß aufgeht. Die ursprüngliche Form des Gedankens braucht sich nicht unterzuordnen; aber sie greift auch nicht über die Langzeile hinaus, der Gedanke ist seiner Form und seinem Sinne nach vollständig in dem Verse aufgehoben. So kommt es, daß die gleichmachende Wirkung, die von jedem Versmaß ausgeht, im Hildebrandslied übertönt wird von dem Rhythmus des Satzes und seines Gedankens; denn auch die Abstufung und Anordnung der Haupthebungen und Nebenhebungen im Vierertakt kann wechseln je nach der geistigen Akzentuierung. So erscheint es, als baute dieses gewaltige Schicksal sich selbst die ihm gemäße Form. Zugleich aber liegt in dieser Füllungs-freiheit der Verse die Möglichkeit, sie je nach ihrem Ausdrucksgehalt verschieden schwer zu gestalten. So stehen überall in dem Liede zwischen reicher gefüllten Versen einzelne schwere, wuchtige Takte, welche die ganze Tragik des Liedes zu fassen scheinen: V. 2b, 64a, 66b. Die Verse in der Erzählung Hadubrands enthalten durchschnittlich weniger Silben, als die in Hildebrands Streitrede. Seine kurze, hastige, aber leidenschaftlich empfundene Art zu sprechen kommt sehr gut zum Ausdruck in den Kurzversen, die nur vier Silben enthalten und die in seiner Rede oft rasch aufeinander folgen, z. B. V. 21a und b, V. 22a, 25b und 28b. Hildebrands Verse sind sehr viel gefüllter, auch Auftakte sind häufiger und von größerer Silbenzahl in seiner Rede, so daß seine Bedachtsamkeit hervortritt, und es deutlich wird, wie schwer sich die Sätze bei ihm losringen. Vier-silbige Kurzverse finden wir bei ihm nur im zweiten Halbvers, der dann meistens auf einen langen, gefüllten ersten Halbvers folgt, es ist dann immer ein Zusammenballen. Man empfängt den Eindruck, als bräche das Furchtbare, das Drohende, mit dem er noch ringt in seinen Worten, immer mitten in seinen leidvollen Erwägungen, in seinem schweren Kampf mit voller, gedrängter Wucht über ihn herein.

Das dynamische Auf und Nieder des Liedes wird rhythmisiert durch den Stabreim. Der Stabreim verbindet zwei Kurzverse durch gleichen Anlaut ihrer starken Takteile zu einer Langzeile. Bis auf die Verse 8—10 wechselt der Stab mit jeder Langzeile und hat dadurch in jedem Verse neue Kraft und neue Lebendigkeit. Da nur die Hebungen des Verses den Stab tragen, diese Hebungen aber fast immer Stimmakzente sind, so ist der Stabreim mehr als nur Schmuck des

Verses. Er lenkt die Aufmerksamkeit der Hörer auf die Worte, die das Wesentliche des Gedankens fassen, und wird damit zum Gipfelbildner. Damit ist dem Rhythmus des Verses ein Bindendes, Periodisierendes eingegliedert, das inmitten der freien, lebendigen Fülle ganz gewaltige Höhepunkte schafft, die — wenigstens akustisch — den Takt vollkommen beherrschen und dem Rhythmus des Liedes eine Kraft und eine Wucht verleihen, die uns heute unerreichbar scheinen. Diese große Wirkung kommt daher, daß es sich bei dem Stabreim um eine geistige und akustische Akzentuierung zugleich handelt. Denn der Stabreim hat keine selbständige ästhetische Geltung, wie sie in einem modernen Gedicht vokalischer oder konsonantischer Gleichklang haben würde, sondern er ist aufs engste mit dem Wesen des freien Verses verbunden, das sinngemäß akzentuierend und rhythmisierend vorgeht.

Dieser so gewaltig wuchtende Rhythmus vermag uns mit seiner lebendigen Dynamik wohl die größte und unmittelbarste Ahnung zu geben von der dichterrisch gestaltenden Kraft der Germanen. Von ihm aus spüren wir es wohl im Innersten, daß wir im Hildebrandslied, und damit in der Gattung des deutschen Heldenliedes überhaupt, eine Dichtung zu sehen haben, die ihre Geltung nicht nur durch die literarhistorische Betrachtung erhält, sondern sie über ein Jahrtausend hinweg in unserem unmittelbaren ästhetischen Genießen behauptet.

## Nibelungenprobleme in neuer Beleuchtung.

Von Dr. Horst Engert in Dresden.

Die philologisch-historische Methode, die die Literaturgeschichtsforschung und -schreibung des 19. Jahrhunderts fast unumschränkt beherrschte und die zumal die älteren deutschen Dichtungen weniger als Kunstwerke denn als Sprach- und Kulturdenkmale betrachtete und wertete, hat ihnen und so auch dem Nibelungenliede gegenüber bei den einzelnen Motiven für gewöhnlich nur nach dem sagengeschichtlichen Woher gefragt und auf diesem Wege versucht, zu den älteren Entwicklungsstufen der Sage vorzudringen, wobei sie ja gerade für die Nibelungenlage in den nordischen Fassungen fruchtbare Hinweise vorfand; sie war also vorwiegend stoffgeschichtlich eingestellt. Nachdem nun aber die Lachmannsche Liedertheorie, die ein solches Vorgehen stützte, wenn nicht geradezu als das einzig richtige rechtfertigte, als überwunden angesehen werden darf und die Forschung sich gewöhnt hat, in dem Nibelungenliede das Werk eines Dichters, eines Spielmannes im Dienste Wolfgers von Passau<sup>1)</sup>, zu sehen, dürfte es an der Zeit sein, jene philologisch-historische Betrachtungsweise durch eine mehr auf das Ästhetische gerichtete zu ergänzen, wie sie bereits von Andreas Heusler und Josef Körner auf das glücklichste und erfolgversprechendste angebahnt worden ist. Von diesem Stand-

1) Vgl. Hermann Fischer, Über die Entstehung des Nibelungenliedes. Sitz.-Ber. d. kgl. bayr. Akad. d. Wiss., philosph.-philol. u. hist. Klasse, Jahrg. 1914, 7. Abh. München 1914.



punkt aus rückt an Stelle des sagengeschichtlichen Woher der einzelnen Motive eine andere Frage in den Mittelpunkt des Interesses, nämlich die Frage, welche Rolle das einzelne Motiv im künstlerischen Gesamtorganismus der ganzen Dichtung spielt. Es handelt sich also bei dieser Einstellung darum, wozu der Dichter ein Motiv aufnimmt und verwendet, ganz gleich, woher und ob er es überhaupt entlehnt oder etwa selbst erfindet. Kurz, man hat, wie Körner sagt, „auf die Finalität, nicht auf die Kausalität der Motive zu achten“.

Es ist ohne weiteres anzunehmen, daß durch die Methode dieser neuen Fragestellung, die allerdings die Überzeugung von der einheitlichen Konzeption unseres Volksepos voraussetzt, auf eine Reihe von viel erörterten, aber noch immer ungelöst gebliebenen Problemen, auf die man bei einem tieferen Eindringen in das Nibelungenlied stößt, ein klärendes Licht wird fallen können, und so soll es die Aufgabe der folgenden Aufsätze sein, vier solcher Probleme in dieser neuen Beleuchtung zu zeigen.

### I. Siegfried und Brunhild.

Als Friedrich Hebbel es unternahm, „den dramatischen Schatz des Nibelungenliedes“ zu heben und „für die reale Bühne flüssig zu machen“, da hat er, wie er in der aus seinem Nachlasse veröffentlichten Vorrede „An den geneigten Leser“<sup>2)</sup> ausdrücklich betont, es sich zum Grundsatz gemacht, dem „gewaltigen Schöpfer unseres Nationalepos, in der Conception Dramatiker vom Wirbel bis zum Zeh“, „mit schuldiger Ehrfurcht für seine Intensionen auf Schritt und Tritt zu folgen, soweit es die Verschiedenheit der epischen und dramatischen Form irgend gestattete“. Ein Abweichen von diesem Wege schien Hebbel nicht nur erlaubt, sondern geboten lediglich „bei den klaffenden Verzahnungen, auf die der Geschichtschreiber unserer Nationalliteratur“<sup>3)</sup> bereits mit feinem Sinn und scharfer Betonung hinwies“. Vergleicht man Hebbels Werk mit dem Nibelungenliede, so kann es keinem Zweifel unterliegen, daß diese Bemerkung in erster Linie auf das Verhältnis Siegfrieds und Brunhildens zueinander hinzielt. Und in der Tat hat die Literaturforschung seit Sachmanns Tagen bis in unsere Zeit der Ansicht gehuldigt, daß das Nibelungenlied gerade in diesem Punkte Voraussetzungen mache, die außerhalb des Rahmens der Dichtung selbst lägen, daß gewisse Stellen des Epos mit Notwendigkeit die Annahme einer früheren persönlichen Bekanntschaft Siegfrieds und Brunhildens erforderten, wenn auch von dieser in der Dichtung selbst niemals ausdrücklich die Rede ist.

2) Friedrich Hebbel, Sämtl. Werke, hist.-krit. Ausg. v. R. M. Werner. Berlin 1904. I. Abt., 4. Bd., S. 341 ff.

3) Gemeint ist, wie R. M. Werner (a. a. O., S. 341) bemerkt, Gervinus; doch habe ich die Stelle, auf die Hebbel hier anspielt, noch nicht auffinden können und wäre für Hinweise dankbar.

So sagt Scherer<sup>4)</sup> in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“, Siegfried müsse Brunhild früher gekannt haben, und Roman Woerner<sup>5)</sup> erklärt, einige Stellen des Nibelungenliedes wiesen noch auf das frühere Verhältnis Siegfrieds und Brunhildens zurück. Ja, auch die neueste Nibelungenforschung kann sich von dieser Anschauung nicht freimachen. Bei Holz<sup>6)</sup> lesen wir: „Gewisse Beziehungen zwischen Siegfried und Brunhild werden durch die eigentümliche Art der Darstellung in unserem Liede zweifellos vorausgesetzt“, und selbst Körner<sup>7)</sup> meint noch: „daß Siegfried von früher her Brunhild kennt, ist wohl ausgemacht.“

Eine durch ein Jahrzehnt immer wieder erneute eingehende Beschäftigung mit dem Nibelungenliede, die vor allem seiner epischen Eigenart und Motivführung galt, hat mir die Überzeugung gebracht und je mehr und mehr befestigt, daß es sich bei dieser Anschauung um ein zum literaturgeschichtlichen Dogma gewordenes Vorurteil handelt, das seine Entstehung der Tatsache verdankt, daß mit den ersten wissenschaftlichen Bemühungen um das Nibelungenlied das Bekanntwerden der eddischen Fassungen der Nibelungensage in Deutschland zeitlich zusammenfiel und man ohne weiteres glaubte, in ihnen die ursprüngliche Sagenform sehen zu dürfen.

Heute dagegen ist wohl allgemein anerkannt, daß die Geschichte von Siegfrieds und Brunhildens Vorverlobung und von dem Vergessenheitstrank am Wormser Hofe späte nordische Zudichtung ist und in der ursprünglichen fränkischen Sage von Siegfried und Brunhild keine Stelle hatte.<sup>8)</sup> Der Weg, auf dem es zu dieser — erst in der Völsungasaga ganz ausgestalteten — Zudichtung kam, ist bereits aus der Edda einigermaßen deutlich zu erschließen. Mit der Brunhildsage sind offenbar auch die Sagen aus der Jugend Siegfrieds mit nach dem Norden gewandert. In ihnen aber spielte neben der Lehre beim Schmied, der Drachentötung und Hortgewinnung die Befreiung einer Jungfrau eine große Rolle. Sie wird uns in der Edda im Liede von Sigrdrifa (Sigrdrifumál)<sup>9)</sup> erzählt. Man brauchte nur, wie geschehen, Sigrdrifa mit Brunhild und die im Scheine der untergehenden Sonne aufleuchtende Schildburg mit der Waberlohe gleichzusetzen, und die Geschichte von der Vorverlobung, die dann ohne weiteres auch die vom Vergessenheitstrank bedingte,

4) Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Literatur, 10. Aufl. Berlin 1905. S. 114.

5) Das Nibelungenlied. Bearb. u. eingel. v. Roman Woerner. Cotta'sche Bibl. der Weltliteratur. Stuttgart o. J. S. 10.

6) Georg Holz, Der Sagentreis der Nibelungen, 2. Aufl., „Wissenschaft u. Bildung“ Nr. 6. Leipzig 1904. S. 37.

7) Josef Körner, Das Nibelungenlied, ANuG, Bd. 591. Leipzig 1921. S. 39.

8) Vgl. Andreas Heusler, Nibelungensage und Nibelungenlied. Dortmund 1921. S. 21 f., 24.

9) Die Edda, übersetzt und erläutert von Hugo Gering. Leipzig und Wien o. J. S. 210—218.

war fertig<sup>10)</sup>; zugleich ging dadurch auch die Walfüreneigenschaft auf Brunhild über, während sie ja in anderen Eddaliedern als Tochter Budlis und Schwester Atllis bezeichnet wird.

Jedenfalls geht aus alledem meiner Ansicht nach überzeugend hervor, daß auch die nordischen Fassungen der Nibelungensage keinerlei zuverlässigen Anhalt dafür bieten, daß in der ursprünglichen fränkischen Brunhildsage eine frühere persönliche Bekanntschaft zwischen Siegfried und Brunhild eine Rolle gespielt hat, und diesem negativen Befund entspricht auch Heuslers Rekonstruktionsversuch dieser ältesten Sagenstufe.<sup>11)</sup>

Nachdem so die nordischen Quellen für die Lösung unseres Problems völlig ausscheiden, erhebt sich die Frage, ob sich im Nibelungenliede selbst wirklich irgendwelche Anzeichen finden, die die Annahme einer früheren persönlichen Bekanntschaft zwischen Siegfried und Brunhild zur unerläßlichen Voraussetzung machen. Eine gesicherte Antwort auf diese Frage wird man am leichtesten gewinnen, wenn man ohne jedes Hinschieln auf andere Fassungen unserer Sage einmal sorgfältig und vorurteilsfrei untersucht, in welchem Verhältnis im Nibelungenliede Siegfried zu Brunhild und umgekehrt Brunhild zu Siegfried steht.

Siegfrieds ganzes Verhältnis zu Brunhild erschöpft sich im Nibelungenliede darin, daß er eine gewisse Kenntnis von ihr hat. Bei drei Gelegenheiten tritt diese hervor: bei den Vorberatungen in Worms (Str. 330—331, 340, 344), bei der Fahrt nach Istein (Str. 378, 382, 384) und bei der Ankunft daselbst (Str. 391—393, 407).<sup>12)</sup> Diese Kenntnis Siegfrieds geht allerdings über die bloße Kenntnis des Weges nach Istein, die meist<sup>13)</sup> als der Hauptgrund für die Annahme einer früheren persönlichen Bekanntschaft Siegfrieds und Brunhildens angeführt wird, wesentlich hinaus, und doch darf es zunächst fraglich erscheinen, ob sie genau und umfassend genug ist, um eine solche Annahme zu rechtfertigen oder gar zu bedingen. Man muß sich deshalb einmal vergegenwärtigen, was denn eigentlich Siegfried von und über Brunhild weiß.

Am Eingange der VI. aventure wird Str. 326—328, 1 zum ersten

10) Vgl. „Das Nibelungenlied“, hrsg. v. Prof. Walter Freye. Berlin o. J. S. XXVII der Einleitung des Herausgebers und „Edda“, I. Bd.: Heldendichtung. Übersetzt von Felix Genzmer mit Einl. und Anm. von Andreas Heusler, Sammlg. Thule, Bd. I, 2. Aufl. Jena 1914. S. 131.

11) Heusler, a. a. O. S. 9ff.

12) Die Strophen des Nibelungenliedes werden nach der Ausgabe von Walter Freye (vgl. Anm. 9) zitiert, die die gleiche Strophenzählung wie die Ausgabe von Bartsch hat und den Text B bietet. Nur wo es besonders nötig ist, werden die Texte A u. C herangezogen. Dann wird A zitiert nach: „Der Nibelunge Noth und die Klage“, hrsg. von Karl Lachmann, 12. Abdruck des Textes, Berlin 1901, und C nach: „Das Nibelungenlied“, hrsg. von Friedr. Zarnke, 3. Aufl. Leipzig 1868.

13) Vgl. Scherer, a. a. O. S. 114 und Woerner, a. a. O. S. 10.

Male von Brunhild und den schweren Bedingungen erzählt, die sie ihren Freiern auferlegt und denen schon viele erlegen sind. „Daz gevriesch bi dem Rine ein ritter wol getan.“ Und zugleich mit Gunther, der hiermit gemeint ist, erfahren es natürlich auch die Vertrauten seiner nächsten Umgebung. Das ist die stillschweigende, aber selbstverständliche Voraussetzung des folgenden Gespräches zwischen Gunther, Siegfried und Hagen. Aus Siegfrieds ersten Worten in dieser Angelegenheit (Str. 330) geht zunächst in keiner Weise hervor, daß seine Kenntnis von Brunhild über diese allgemeine Kenntnis, die er mit den anderen teilt, irgendwie hinausginge. Nur weiß er die Gefährlichkeit einer Werbung um Brunhild besser einzuschätzen als der zu dem Wagnis rasch entschlossene Gunther und rät deshalb davon ab. Hagens Worte: „sît im daz ist so künde, wie'z umbe Prünhilde stât“ (Str. 331, 4), erscheinen demnach hier noch keineswegs gerechtfertigt, was wir uns für spätere Überlegungen merken müssen.

Im weiteren Verlaufe der Vorberatungen und des Unternehmens selbst stellt sich schließlich doch heraus, daß Siegfried von Brunhild tatsächlich mehr weiß als die Burgunden, und zwar in dreifacher Hinsicht.

Erstens zeigt er sich über einige Gepflogenheiten am Ilsensteiner Hofe besonders unterrichtet. Er macht darauf aufmerksam, daß alle Begleiter eines in einem der Wettkämpfe versagenden Freiern mit diesem zugleich ihr Leben verlieren (Str. 340), und rät deshalb, nicht, wie vorgeschlagen, 30 000 Ritter auf die Brautfahrt mitzunehmen, sondern „in recken wise“ „selbe vierde“ nach Ilsenstein zu fahren (Str. 341). Er weiß ferner Bescheid um den Kleiderluxus, der am Hofe der Brunhild — wie aber wohl an allen Höfen der Zeit — getrieben wird (Str. 344), und schließlich belehrt er Hagen noch in Ilsenstein selbst darüber, daß es die Sitte in Brunhildens Burg den Gästen vorschreibt, die Waffen abzugeben (Str. 407).

Zweitens kennt Siegfried den Seeweg in Brunhildens Land (Str. 378) und ist imstande, dieses sogleich zu erkennen (Str. 382, 4)<sup>14)</sup> und Gunther als solches zu bezeichnen (Str. 384).

Drittens endlich kann Siegfried bei der Anfahrt in Ilsenstein Gunther die Aufgabe stellen, unter den in den Fenstern der Burg sichtbaren Damen Brunhild herauszufinden (Str. 391), und ihm seine Wahl dann auch ganz bestimmt als die richtige bestätigen (Str. 393).

Woher Siegfried all das weiß, wird im Nibelungenliede nirgends gesagt, all diese Kenntnisse Siegfrieds werden von unserem Dichter durch kein Wort,

14) „erkant“ hier nicht „bekannt“, sondern „erkennbar“ (vgl. Matthias Lexer, *Mhd. Taschenwörterbuch*, 9. Aufl. Leipzig 1908. S. 51). A (Str. 371) liest allerdings „bekant“. C (S. 58, Str. 6) hat ganz abweichenden Text: „daz hêt von Tronege Hagene ê vil selten bekant“. Ob damit eine Mißdeutung der B-Version im Sinne von A vermieden werden sollte?

durch keinen Hinweis irgendwie ausdrücklich begründet. Und doch dürfen wir bei diesem Dichter, der, wie der nächste Aufsatz an einem Beispiele zeigen wird, in der Verzahnung und Auswertung der Motive sonst überall so sorgsam zu Werke geht, nicht, wie bisher geschehen, annehmen, daß er sich hier eine Ungeschicklichkeit in der Komposition und Motivführung hat zuschulden kommen lassen und bei seinen Lesern Kenntnisse aus der Siegfriedsage voraussetzt, die er offenbar selbst nicht hat. Aber auch die Erklärung Panzers<sup>15)</sup>, ein derartiges Wissen des Helden einfach unbegründet zu lassen, entspreche der Märchentechnik, die hier übernommen sei, erscheint mir zu bequem, so sehr ich mich in der Ablehnung der alten Auffassung mit ihm eins fühle. Die Sache liegt vielmehr so: Nichts von all dem, was Siegfried von Brunhild weiß, macht die Annahme einer früheren persönlichen Bekanntschaft zwischen ihm und Brunhild nötig, sondern alles kann er durchaus vom Hörensagen wissen. Bei seiner Kenntnis von gewissen Gepflogenheiten auf Isenstein bedarf diese Auffassung überhaupt keines Beweises. Brunhildens Land und sie selbst kann Siegfried ebenfalls auf Grund einer genauen Beschreibung erkennen, zumal die Königin sich offenbar durch Gestalt und Kleidung von ihren Damen so augenfällig unterscheidet, daß sogar Gunther, der sie zweifellos zuvor nie gesehen hat, sie sogleich richtig herausfindet. Übrigens erkennt ja Hagen Siegfried bei dessen Ankunft in Worms auch sogleich und weiß ziemlich ausführlich von seinen Heldentaten zu erzählen, und doch ist es, soweit ich die Nibelungenliteratur kenne, noch niemandem beigefallen, daraus eine frühere persönliche Bekanntschaft zwischen Hagen und Siegfried herzuleiten. Hagens sofortiges Erkennen Siegfrieds ist einfach ein Zeichen seiner ritterlichen Bildung und Erfahrung. Denn es gehört eben nach den Anschauungen der Zeit zu einem untadeligen Helden, daß er von allen berühmten zeitgenössischen Helden und Heldinnen durch Beschreibung und Erzählung eine so lebendige Vorstellung hat, daß er sie auch bei einer zufälligen Begegnung sofort erkennt. Siegfried, der spätere Gatte der Hauptheldin<sup>16)</sup> des Epos, durfte Hagen darin gewiß nicht nachstehen, hatte er doch am Hofe seines Vaters auch in geistiger Beziehung eine sorgfältige Erziehung genossen (Str. 25, 3—4), und war er doch schon in seiner Jugend weit in der Welt herumgekommen (Str. 21, 2). Daraus erklärt sich denn auch zwanglos seine Kenntnis des Weges nach Isenstein. Dem Helden, der sich in dem nach Str. 484 nur eine Tagereise von Isenstein entfernten Nibelungenlande den Nibelungenhort erwarb, kann eben das nordische Meer nicht unbekannt sein.

Mit Vorbedacht wurde deshalb oben nur gesagt, daß der Dichter keine ausdrückliche Begründung der Kenntnisse Siegfrieds gebe. Seine Jugend-

15) Friedrich Panzer, Studien zur germanischen Sagengeschichte, II. Bd.: Sigfrid. München 1912. S. 178 ff.

16) vgl. hierzu den folgenden dritten Aufsatz.

geschichte, wie sie im Nibelungenliede dargestellt ist, sein untadeliges Heldentum und seine weiten Abenteuerfahrten waren ihm für seine Zwecke Begründung genug. Jedes Mehr hätte von der geraden Linienführung seiner Erzählung und deren künstlerischem Hauptzweck, von dem im dritten Aufsatze gehandelt werden soll, nur abgeführt und dem Grundsatz der Sparsamkeit in den künstlerischen Mitteln, dem unser Dichter wohl unbewußt aus seinem hohen Künstlertum heraus in bewundernswerter Weise gehorcht widersprochen.

Gibt so Siegfrieds Verhältnis zu Brunhild, wenn man das Nibelungenlied nur wirklich unbefangen liest, keinerlei Veranlassung, eine frühere persönliche Bekanntschaft beider anzunehmen, so ist das bei dem umgekehrten Verhältnisse Brunhildens zu Siegfried erst recht nicht der Fall.

Mit den Damen ihrer Hofhaltung weilt Brunhild an den Fenstern ihrer Burg und sieht von da aus die fremden Helden auf ihrem Schiffe herankommen. Sie befiehlt sogleich ihren Damen, die Fenster zu verlassen, und die ziehen sich auch in die Gemächer zurück und schmücken sich nach Frauenart für den Empfang der Gäste. Dann aber treibt sie die Neugier doch wieder an die Fenster. Und gewissermaßen mit ihren Augen gesehen, wird nun die Landung der Helden und ihr Anreiten zur Burg geschildert. Nachdem die Helden die Burg betreten, Rosse und Waffen abgegeben haben und ihnen ihre Gastgemächer angewiesen worden sind, wird der Königin in der üblichen höfischen Weise gemeldet, „daz unkunde recken dâ komen wæren“ (Str. 409).

410. „Ir sult mich lāzen hœren“, sprach die kœnegin,  
„wer die vil unkunden recken mûgen sîn,  
die in mīner bûrge so hêrlīchen stān . . .“

Obwohl also Brunhild die Helden hat kommen sehen, obwohl sie sie auch jetzt, wie aus der letzten der zitierten Zeilen zur Genüge hervorgehen dürfte vom Gemache aus wohl im Hofe erblickt, fragt sie doch, wer sie seien. Das aber wäre unmöglich, wenn ihr auch nur einer von ihnen bekannt wäre. Und nun folgt die für unsere Frage entscheidendste Strophe:

411. Dô sprach ein ir gesinde: „vrouwe, ich mac wol jehen,  
daz ich ir deheinen nie mêr habe gesehen,  
wan gellīche Stvrīde, einer drunter stāt.  
den sult ir wol enpfāhen: daz ist mit triuwen mīn rāt“.

Einer ihrer Hofbeamten also — wir dürfen wohl annehmen, ein alter, erfahrener Mann, der die Frage an sich gerichtet fühlt, weil er bei Brunhild eine ähnliche Rolle spielt wie Hagen am Hofe zu Worms — antwortet ihr und erklärt: „Ich kann gut behaupten, daß ich ihrer keinen jemals gesehen habe.“ Die folgende, dritte Zeile ist keine Einschränkung dieser Behauptung, denn das sie einleitende „wan“ bedeutet hier nicht etwa „außer“, sondern ill

ein adversativ und mit „jedoch“ zu übersetzen.<sup>17)</sup> „Jedoch steht einer darunter siegfriedgleich. Den sollt Ihr gut empfangen: das ist in Treuen mein Rat.“ Die ganze Stelle erinnert bis in die Gleichheit der Reime hinein auf das lebhafteste an die Erkennung Siegfrieds durch Hagen (Str. 86). Und genau wie dort kein Gedanke daran ist, daß Hagen Siegfried vorher jemals gesehen hat, ebensowenig darf man das von dem Höfiling Brunhildens annehmen. Die Erkennung erfolgt hier wie dort lediglich auf Grund des Rufes, den Siegfried — selbst in dem abgelegenen Eisenstein — genießt. Wie groß dieser Ruf und daß er wenigstens zum Teile auch schon zu Brunhild gedrungen ist, geht aus der Antwort hervor, die die Königin gibt, nachdem sie noch die Charakterisierung der drei anderen Helden angehört hat. Sie nennt ihn so gleich den „starken“ Siegfried. Aber nichts deutet darauf hin, daß sie ihn schon von früher her persönlich gekannt oder gar in näheren Beziehungen zu ihm gestanden hätte. Vielmehr verhält sie sich auch seiner etwaigen Werbung gegenüber durchaus ablehnend:

416. „... und ist der starke Sivrit durch willen mīner minne, ich vürhte in niht so sere,	komen in ditze lant ez gât im an den Itp. daz ich werde sin wip.“
---	---

Man hat in der Tatsache, daß Brunhild Siegfried dann doch als ersten begrüßt, einen Widerspruch zu diesen ihren Worten gesehen<sup>18)</sup> und zum Teil geglaubt, aus diesem Gruße zum mindesten auf ein tiefergehendes Interesse Brunhildens für den Niederländer schließen zu dürfen. Aber das ist ganz falsch. Brunhild begrüßt Siegfried zuerst nicht „wie einen alten Bekannten“, sondern als den einzigen unter den fremden Gästen, dessen Namen sie nunmehr zu kennen vermeinen darf; denn es würde für sie bedeuten, sich eine Blöße geben, einen Mangel an ritterlicher Bildung zeigen, wenn sie bei einer Begrüßung der offenbar nicht unbedeutenden Reden, die die Fahrt zu ihr gewagt haben, sich jeder Namensnennung aus Unkunde enthalten müßte. Das ist die höfische Auffassung, und für höfische Leser ist das Nibelungenlied geschrieben. Man sollte sich das mehr, als bisher meist geschehen, vor Augen halten. Zudem haben wir auch zu dieser Stelle wieder eine Parallele in der früheren Begrüßungsszene zu Worms (Str. 106). Auch Gunther hat von Hagen nur die Vermutung vernommen, daß der eine der angekommenen Helden Siegfried sei, und doch geht er unbedenklich sogleich auf ihn zu und redet ihn mit diesem Namen an.

Es ist also auch in dem ganzen Verhalten Brunhildens zu Siegfried nicht nur nicht die leiseste Spur zu entdecken, die auf eine ehemalige persönliche Bekanntschaft beider hinwiese, vielmehr geht aus ihm sogar ganz unzweideutig hervor, daß Brunhild Siegfried von früher her nicht kennt.

17) Vgl. Hermann Paul, *Mhd. Grammatik*, 7. Aufl. Halle a. S. 1908. S. 151, § 332.

18) So Hölz, a. a. O. S. 38.

Wie unstatthaft es ist, gar die Tränen, die Brunhild später an der Hochzeitstafel vergießt (Str. 618), zum Gegenbeweise heranzuziehen und aus ihnen auf verborgene Eifersucht zu schließen, wozu selbst Heusler<sup>19)</sup> noch neigt, hat schon Körner<sup>20)</sup> betont und darauf hingewiesen, daß die vermeintliche Mißheirat einer Schwägerin vom Standpunkte der höfischen Auffassung mit ihrem Rangstolz sehr wohl ein ausreichender Grund für Tränen war, da man sich in einer so nahen Verwandten selbst entehrt fühlte.

Hat nun aber, wie nach den bisherigen Ausführungen wohl als erwiesen gelten kann, der Dichter des Nibelungenliedes von einer früheren persönlichen Bekanntschaft zwischen Siegfried und Brunhild nichts gewußt und infolgedessen in seiner Dichtung auch nirgends auf eine solche angespielt, ist also offenbar von ihr auch in der vom Dichter für den ersten Teil seines Werkes benutzten Quelle nichts erzählt worden, so muß man unbedingt fragen, wozu er dann Siegfried jene besonderen Kenntnisse von Brunhild und ihrem Lande — ganz zweifellos aus eigener Erfindung heraus — verliehen hat. Erst mit einer befriedigenden Antwort auf diese Frage wäre der Ring der Beweisführung geschlossen. Und man wird auch sie nur finden können, wenn man immer und überall die höfischen Anschauungen seiner Zeit, aus denen heraus und für die der Nibelungendichter geschaffen hat, zu Rate zieht.

Der Siegfried der vorhergehenden Sagenstufe, wie sie Heusler<sup>21)</sup> mit bewundernswerter Umsicht und Vorsicht in den Hauptzügen wohl durchaus richtig erschlossen hat, war zur Zeit der Brautfahrt Gunthers nach Isenstein bereits dessen Schwager, Blutsbruder und Mitregent. Durch dieses nahe verwandtschaftliche und politische Verhältnis war seine Teilnahme an Gunthers Brautfahrt ohne weiteres hinlänglich begründet. Ganz anders liegen die Dinge im Nibelungenlied. Hier steht Siegfried, als man in Worms zum ersten Male von Brunhild hört und Gunther um sie zu werben beschließt, zu diesem noch in keinem anderen Verhältnis als in dem des zufällig anwesenden Gastes. Daß es für einen solchen etwas nach höfischer Auffassung höchst Ungewöhnliches war, sich an auswärtigen Unternehmungen seines Gastgebers zu beteiligen, geht schon daraus mit ziemlicher Deutlichkeit hervor, daß es der Dichter unseres Epos bereits bei der Erzählung vom Sachsenkriege, die ich, wie im dritten Aufsatze zu erläutern sein wird, mit Heusler<sup>22)</sup> als eine Erfindung dieses letzten Dichters betrachte, für unerläßlich hält, Siegfrieds Teilnahme an ihm durch ganz besondere Umstände zu begründen. Die Frist, die von den Boten der feindlichen Könige den Wormsfern bis zum Kriegsbeginn gesetzt wird (Str. 145), deutet Hagen zu kurz, um den ganzen

19) Heusler, a. a. O. S. 141.

20) Körner, a. a. O. S. 64. Vgl. auch: Franz Saran, Das Nibelungenlied: „Handbücherei f. d. deutschen Unterricht“, 1. Reihe, Bd. 2, Halle a. S. 1922, S. 50 f.

21) a. a. O. S. 26—36.

22) a. a. O. S. 110.



burgundischen Heerbann aufzubieten, der zur Abwehr der Feinde nötig erscheint, und er rät Gunther deshalb, über die Angelegenheit mit Siegfried zu sprechen (Str. 151, 3—4). Der König tut dies nicht einmal sogleich; so sehr sucht er den Schein zu vermeiden, als ob er den Gast um Hilfe anginge. Sondern erst als Siegfried ihn nach dem Grunde seines zur Schau getragenen Kummers fragt und in ihn dringt, sich ihm als einem Freunde zu offenbaren, spricht er sich aus. Wenn unserem Dichter also auf Grund höfischer Anschauung schon für die Teilnahme Siegfrieds am Sachsenkriege eine so umständliche, viele Strophen in Anspruch nehmende Begründung nötig schien, so konnte er erst recht die höfisch noch viel auffälligere Teilnahme Siegfrieds an Gunthers Brautfahrt nicht unbegründet lassen. Daß Gunther aber seine körperliche Unterlegenheit im Vergleiche zu Brunhild eingesehen oder gar eingestanden und Siegfried unumwunden aus diesem Grunde zur Mitfahrt nach Isenstein aufgefordert hätte, war höfisch erst recht unmöglich. Gunther ist im Nibelungenliede doch eben auch ein Held und nach seinen Worten (Str. 329) bereit, sein Leben um Brunhildens willen aufs Spiel zu setzen. So macht denn der Dichter wiederum Hagen zum Urheber des Gedankens, auch für dieses neue Unternehmen Siegfrieds Hilfe in Anspruch zu nehmen. Und obwohl, wie oben bereits festgestellt wurde, Siegfrieds Abraten von dem Wagnis noch in keiner Weise auf Kenntnisse Siegfrieds von Brunhild hinweist, die über das auch den Burgunden Bekannte hinausgingen, so deutet Hagen Siegfrieds Worte doch sofort in diesem Sinne, um seinen Gunther gegebenen Rat in höfisch zulässiger Weise zu begründen. Ob er damit sein Mißtrauen in bezug auf Gunthers Körperkraft nur bemänteln will, bleibe dahingestellt.

Nachdem so der Gedanke, Siegfried besitze besondere Kenntnisse von Brunhild, zur Begründung seiner Teilnahme an Gunthers Brautfahrt einmal aufgetaucht ist, wird er vom Dichter weiter ausgebaut und zu verschiedener Motivierung auf das glücklichste ausgenützt. So kommen die besonderen Einzelkenntnisse Siegfrieds von Brunhild, ihrem Lande und den dortigen Gepflogenheiten zustande.

Wenn ein König in höfischer Zeit auszog, um um eine Königin oder Prinzessin zu werben, mußte es ihm darauf ankommen, der künftigen Braut nicht nur durch sein eigenes Auftreten, sondern auch durch die Größe, Statlichkeit und Ausrüstung seines Gefolges die Größe seiner Macht und seines Reichtums recht anschaulich vor Augen zu führen. Man kann ruhig sagen: je größer die Macht eines Königs, um so größer auch das Gefolge, mit dem er bei solcher Gelegenheit auszog. Und so läßt denn unser Dichter, der, was Zahlen anlangt, den Mund immer gern recht voll nimmt, Gunther den Gedanken äußern, 30 000 Recken nach Isenstein mitzuführen, was der Bearbeiter von C in 2000 abgeschwächt hat. Nun sprachen aber gewichtige

Gründe dafür, die in der Sage überlieferte alte Form der Fahrt nach Ienstein als Redenreise zu dritt (Gunther, Siegfried, Hagen) — unser Dichter fügt nur seinen von ihm selbst erfundenen Liebling Dantwart als vierten diesen dreien hinzu — beizubehalten. Denn erstens war gewiß auch für die Leser der damaligen Zeit schon die Fahrt in dieser Form von einer besonders anziehenden romantischen Abenteuerlichkeit umwittert, zweitens durfte doch der bei den Kampfspielen an Brunhild verübte Betrug nicht zu viele Mitwiffer haben, und drittens wäre es Siegfried, wenn so viele Reden niederen Standes zur Verfügung gestanden hätten, sehr schwer gewesen, sein Weggehen zum Schiffe zu bemänteln. All das wirkte gewiß zusammen zu dem Entschlusse des Dichters, die Sagenüberlieferung in diesem Punkte unangestastet zu lassen. Aber einer besonderen Begründung der unhöfischen Art und Weise, in der Gunther zur Brautwerbung auszieht, bedurfte er nun, und deshalb dichtete er Siegfried die besondere Kenntnis jener den Freiern Brunhildens auferlegten Bedingung an, nach der bei einem Versagen des Freiern in den Kampfspielen auch alle seine Begleiter dem Tode verfallen sind (Str. 340), und läßt Siegfried daraus den Vorschlag der Redenreise zu viert entwickeln (Str. 341). Wir haben hier also eine zweite motivische Auswertung der Kenntnisse Siegfrieds von Brunhild festgestellt und zugleich erkannt, daß der Inhalt dieser Kenntnis jedenfalls in diesem Punkte durchaus ad hoc erfunden ist.

Eine dritte Auswertung des gleichen Motivs ist weniger wesentlicher Natur, muß aber doch der Vollständigkeit wegen erwähnt werden. Es handelt sich dabei um Siegfrieds Kenntnis von dem am Iensteiner Hofe getriebenen Kleiderluxus (Str. 344). Siegfrieds Angaben darüber sind allerdings so allgemein gehalten, daß sie, wie oben schon angedeutet, wohl auf jede Hofhaltung der Zeit gepaßt hätten und daß Gunther sich das, was er aus Siegfrieds Munde erfährt, ohne jede besondere und nähere Kenntnis des Iensteiner Hofes hätte selbst sagen können. Der Zweck des Zwiegesprächs, das selbst A merkwürdigerweise beibehält, während es die viel wichtigeren Strophen 340—341 getilgt hat, ist ohne weiteres klar und tritt schon in Siegfrieds letzten Worten (Str. 344, 3—4) unverhüllt zutage. Es dient lediglich dazu, die anschließende Szene zwischen Gunther und Kriemhild sowie die folgenden sogenannten „Schneiderstrophen“ an das Vorhergehende anzuknüpfen und so in den Gang der ganzen Erzählung motivisch einzubeziehen. Auch diese Einzelkenntnis Siegfrieds darf also als ad hoc erfunden betrachtet werden.

Was die kleine Episode bei der Ankunft der vier Helden im Iensteiner Burghofe anlangt, wo sich Hagen zunächst weigert, die Waffen abzugeben, bis ihn Siegfried eines Besseren belehrt (Str. 406—407), so möchte ich auch diese für eine Neuerfindung unseres Dichters halten. Sie befriedigt sein Be-

dürfnis, Hagen schon hier nach einer bestimmten, für den Verlauf des Ganzen wichtigen Seite hin zu kennzeichnen, und verdankt ihre Entstehung wohl dem Hinblick auf jene Szene am Eichelhofe, in der sich im Gegensatz zu unserer Stelle die Burgunden auf Grund der Warnung Dietrichs von Bern trotz Zuredens erfolgreich weigern, ihre Waffen abzuliefern (Str. 1745 f.). Auch sonst ist ja das Bestreben unseres Dichters zu beobachten, im ersten Teile seines Werkes gewisse Parallelszenen zu denen des zweiten Teiles zu schaffen, worauf allerdings im Rahmen unserer Betrachtungen nicht des Näheren eingegangen werden kann.

So bleibt schließlich nur noch die Frage zu erörtern, zu welchem Zwecke unser Dichter Siegfried den Weg nach Ifenstein kennen läßt und ihm die Fähigkeit verleiht, das Land Brunhildens und vor allem sie selbst sofort richtig zu erkennen. Die Richtung ihrer Beantwortung ist durch die bisherigen Überlegungen schon gegeben. Diese Kenntnisse gerade sind es nämlich, die Siegfried haben muß, um Hagens Worte: „sit im daz ist so künde, wie'z umbe Prünhilde stât“, nicht doch noch als leeres Gerede erscheinen zu lassen. Die bisher erörterten Einzelkenntnisse Siegfrieds würden zur höfischen Begründung seiner Teilnahme an Gunthers Brautfahrt nicht ausreichen. Der Leser muß vielmehr nachträglich den Eindruck gewinnen, als habe Hagen mit vollem Rechte aus Siegfrieds Abraten von der Werbung um Brunhild viel mehr herausgehört, als ausdrücklich darin lag, was wiederum auf Hagens Klugheit und Menschenkenntnis ein bezeichnendes Licht wirft. Aber damit erschöpft sich die Bedeutung dieser wichtigsten Kenntnisse Siegfrieds noch nicht. Bei der Ankunft des niederländischen Helden in Worms hatte sich Hagen, gemäß dem wohl schon auf früheren Sagenstufen von den Dichtern empfundenen Bedürfnis, hier gewisse wichtige Ereignisse aus der Jugendgeschichte Siegfrieds nachzutragen, als ein Redde bewährt, der in allen die berühmten Helden seiner Zeit betreffenden Dingen auf das genaueste Bescheid wußte. Unser Dichter, der, wie im dritten Aufzuge darzulegen sein wird, alles tut, um Siegfried, den Gatten seiner Heldin, in jeder Beziehung zum glänzendsten, untadeligsten, unübertrefflichsten Vertreter des Heldentums seiner Zeit zu machen, mußte notwendigerweise nach einer Gelegenheit suchen, um zu zeigen, daß Siegfried auch in dieser Hinsicht nicht hinter Hagen zurücksteht. Keine günstigere konnte sich ihm bieten als die Möglichkeit, Siegfried mit viel weitergehenden Kenntnissen über Brunhild auszustatten, als sie selbst der erfahrene Hagen besitzt. Wie sehr trägt es zur Hebung Siegfrieds bei, daß Hagen selbst es ist, der diese seine Überlegenheit erkennt und anerkennt. Und wie überzeugend wird der Unterschied im Charakter der beiden Helden zum Ausdruck gebracht, wenn der kluge, vorsichtige Hagen sich bei der Erkennung Siegfrieds fast hypothetisch ausdrückt, die Subjektivität seiner Meinung besonders betonend: „so wil ich wol gelouben“ (Str. 86, 3), währ-

rend Siegfried bei der Erkennung Brunhildens in naiver Selbstsicherheit gleich ganz bestimmt erklärt:

336. „Dir hat erwelt vil rehte dīner ougen schin:  
ez ist diu edel Prūnhild, daz schœne magedin.“

So erfüllen zweifellos gerade die wichtigsten Kenntnisse Siegfrieds von Brunhild zwei Aufgaben: die besondere, Siegfrieds Teilnahme an Gunthers Brautfahrt höfisch zu begründen, und die allgemeine, beizutragen zur Kennzeichnung Siegfrieds als des herrlichsten, liebenswertesten Helden seiner Zeit.

Damit hat die Frage nach dem Wozu unseres Motivs zu einer Antwort geführt, die mit dem negativen Befunde aus der Untersuchung der Frage nach seinem Woher völlig zusammenstimmt. Siegfrieds Kenntnisse von Brunhild beruhen im Nibelungenliede nicht auf einer früheren persönlichen Bekanntschaft zwischen beiden, das Motiv geht also auch nicht auf frühere, etwa halb vergessene Formen der Sage zurück, so sehr seine inhaltliche Verwandtschaft mit der späten nordischen Zudichtung der Vorverlobung zu dieser Annahme verleiten könnte. Es ist vielmehr vom Dichter des Nibelungenliedes neu erfunden und eingeführt und dient im künstlerischen Gesamtorganismus dieser Dichtung mannigfachen Zwecken. Deren wichtigste sind, Siegfrieds Teilnahme an Gunthers Brautfahrt und deren unhöfische Form als Redenreise zu viert höfisch zu begründen und Siegfried auch auf dem Gebiete ritterlicher Erfahrungheit und Bildung als den alle überragenden Helden hinzustellen.

## Die Kerkerzene in Goethes „Faust“.

Von Heinrich Meyer-Bensen in Hamburg<sup>1)</sup>.

Zunächst: Wo spielt die Szene? Zu Anfang stehen wir mit Faust vor der Tür des Kerkers. Dann sind wir im Kerker. Das wäre mit einer geteilten Bühne zu leisten: links die Straße, rechts der Innenraum, seitwärts offen. Aber so ist es offenbar von Goethe nicht gemeint. Denn im Anfang sollen wir nicht ins Innere sehen: „es singt innwendig“ heißt es in der szenischen Anweisung. Man müßte also zuerst auf die geschlossene Tür, dann durch die geöffnete Tür hineinschauen. Aber man kann sich doch nicht die ganze Szene im Rahmen der Türöffnung gespielt denken. In Wahrheit hat also Goethe das Bild überhaupt nicht szenisch gesehen. Er hat sich ganz mit Faust identifiziert, und von ihm aus sieht und stellt er alles dar. Das bestätigt weiter die eigentümlich naive, schauspielerisch nicht zu realisierende Anweisung nach 3. 12: „Er hört die Ketten klirren und das Stroh rauschen.“ Und wiederum

1) Probe einer Interpretation des „Urfauts“, die für meine Sammlung „Klassische Dramen“ geplant war, aber unter den heutigen Umständen nicht erscheinen kann. Grundlage liegt also überall „Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt“, und die Zellenzählung geht auf die Ausgabe von Erich Schmidt.

am Schlusse: „Man hört verhallend“ — verhallend doch nur, weil Faust und mit ihm die Darstellung (Dichter wie Leser) sich von der (nicht mehr sichtbaren) Ruhenden entfernt. Das alles ist trotz seiner intensiven Geschaulichkeit nicht für das reale Theater, sondern für die innere Bühne der Phantasie geschaffen. Eine eigenartige, jedem Naturalismus aufs äußerste widersprechende Technik, die später im „Osterspaziergang“ ihren Triumph feiert, aber auch im Urfaust ihre Parallelen hat. („Domzene“, „Nacht. Offen Feld“.)

Ein kurzer Monolog Fausts von wunderbar kondensierter Kraft des Ausdrucks beginnt. Dann hört er drinnen den Gesang der gestörten Margarethe. Sie singt ein Volkslied in dieser letzten, wie in ihrer ersten Szene. Die Anregung gab wohl der Gesang der gestörten Ophelia; doch darf man auch daran erinnern, daß Friederike Brion gern ihre „Elsasser- und Schweizerliedchen“ sang. Diesmal ist es ein wirkliches Volkslied, aus dem Märchen „Von dem Machandelboom“, das sie singt. Es kann uns nicht wundern, daß der Wortlaut, wie ihn Goethe in Frankfurt 1775 niederschrieb, sich nicht ganz mit dem in Runge's niederdeutscher Fassung von 1808 deckt, die dann in die „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm übergegangen ist (Nr. 47). Immerhin ist die Frage erlaubt, ob Goethe ihn so wiedergab, wie er ihm geläufig war, oder ob er ihn für diese besondere Verwendung umänderte, um ihm Beziehung auf Margarethe zu geben. Und da spricht die erste Zeile für die letztere Alternative; denn im Märchen ist es keine „Hure“, sondern eine böse Stiefmutter, die das Kind umbringt.

Margarethe erkennt Faust nicht, hält ihn für den Henker. Sehr natürlich: Es ist tiefe Nacht. Sie hat niemand als den Henker zu erwarten, es kann sonst niemand zu ihr, der aber wird bestimmt mit Tagesanbruch erscheinen. Und doch liegt in ihren Worten eine bittere, ungewollte, aber verdiente Ironie für Faust, der sich selber nachher (38) ihren Mörder nennt. — Aber der Henker kommt zu früh. Sie bittet ihn um Erbarmen. Sie leugnet ihre Tat. Sie weiß, in ihrem Wahn, wirklich nichts von dem, was sie getan. Sie fühlt sich als junges, unschuldiges Mädchen und deutet auf ihren Jungferntanz (20 f.). Dann, unvermittelt, gibt sie das Kind zu (25), aber es ist für ihre Vorstellung gegenwärtig, lebend. Sogleich aber ist es fort — weggenommen. Daß sie es selbst umgebracht, ist nur Gerede der Leute, und dies Gerede fließt nun zusammen mit dem Liede, das sie selbst zu Anfang gesungen, das sie aber nun den Leuten zuschreibt und dem sie nun eine Beziehung auf sich gibt, eben indem sie sie leugnet. (Daß wirklich Lieder auf ihr Verbrechen gesungen wurden, ist zu diesem Zeitpunkte kaum wahrscheinlich; das wird erst nach der Hinrichtung der Fall sein, wodurch der Fall erst seinen Abschluß erhält und öffentliche Angelegenheit wird.) Ein widerspruchsvoller, und doch dichterisch klarer und planmäßiger Fluß der Darstellungen; denn wir erleben hier, wie in Margarethe das Bewußtsein

ihrer Geschichte stufenweise, und in genauer Zeitfolge (Verführung — Geburt — Kindesmord) wieder erwacht.

Fausts verzweifelter Anruf stört sie auf. Sie erkennt seine Stimme, aber nicht ihn selbst. Ihn erkennt sie erst an seinen Liebtönen. Sie nimmt sie gierig an und vergißt darüber alles. Sie ist jetzt nur vom Gefühl ihrer Liebe beherrscht und ausgefüllt, die andere Wirklichkeit ist in ihrem Bewußtsein ausgelöscht. Sie wähnt, er sei auch jetzt zum Lieblosen gekommen, wie sonst, wenn er zur Nacht erschien; sie ist enttäuscht, daß er sich nicht ebenso hemmungslos der Zärtlichkeit hingibt, und empfindet seine Angst und Ungeduld als Kälte.

Nun folgt eine Pause der Besinnung. Sie begreift, daß er da ist, daß sie befreit ist, und wundert sich. Ihr Bewußtsein ist vorübergehend ganz wach, und nun ist auch das Schuldbewußtsein da. Vor dem Fenster leugnete sie ihre Schuld, da sprach die natürliche Todesangst und Lebensliebe der Kreatur. Dem Befreier muß sie beichten. Ihr Gewissen, nicht mehr unterdrückt, wirkt „wie ein unbeirrter Instinkt“ (Discher). Sie beichtet Faust, als ob sie ihm gegenüber schuldig wäre. Aber sie gedenkt auch seiner Tat, ohne Vorwurf. Der kalte Schweiß an seiner Hand (oder ist es Nachttau?) scheint ihr Blut, und in neuer momentaner Sinnesverwirrung ist es ihr, als ob der Zweikampf erst jetzt vor sich gehen sollte. — Und nun ergibt sie sich in ihr Schicksal. Aber noch einmal wacht der Lebenstrieb auf, ein letzter Rückfall. Sie möchte mit ihm hinaus in die Welt. Aber sie fürchtet sich vor den Gespenstern ihrer Taten, die draußen auf sie lauern. Und wir verstehen, daß sie mit diesen Gewissensqualen nicht leben könnte. In neuer Umnachtung wird ihr der Kindesmord (wie vorher die Tötung des Bruders) grausvolle Gegenwart. Bei der Mutter ist es dagegen das Bild des unheimlichen, nicht zu brechenden Schlafes, des Totseins, dem kein Sterben vorausging, das sich ihr eingepägt hat. Und an diese Visionen der Vergangenheit schließt sich dann, durch Fausts Mahnung ausgelöst, die der nächsten Zukunft: der bevorstehenden Hinrichtung, — die nun die Vollendung ihrer Liebe ist, anstatt des ersehnten Hochzeitstages, und in ihrer Phantasie zu diesem wird. Daher darf niemand wissen, daß Faust in der Nacht vorher bei Gretchen war, denn sie will doch im Kranze zur Trauung gehen. (So umspielt auch diesen Nachtbesuch im Kerker eine schmerzliche Ironie.) Und nun wird aus wenig aller kürzesten Sätzen ein unheimlich lebengesättigtes Bild der Richtszene aufgebaut.

Aber in die seherische Vorschau dringt plötzlich, in unmittelbarem Anschluß, die Wirklichkeit. Die Armeeünderglocke ertönt wirklich, denn der Tag graut. Nun erscheint auch Mephistopheles warnend in der Tür: es ist der äußerste Moment, denn die Zauberpferde verschwinden mit Tagesanbruch, und damit schwindet die Möglichkeit der Rettung. Aber jetzt erkennt Mar-

garethe mit dem Hellblick des Wahnsinns klar seine teuflische Natur, die sie früher nur dumpf empfunden. Sie meint, er sei gekommen, sie zu holen, und flüchtet sich nun erst recht vor ihm zu dem Gericht Gottes und in den Schutz der Engel, die die Seele des bereuenden und büßenden Sünders empfangen.<sup>1)</sup> Ihr Grauen vor dem Begleiter dehnt sich dann auch auf den Geliebten selbst aus (vgl. D. 1189), dem sie auf ewig Lebewohl sagt. Doch ihr letzter, angstvoll mahrender Ruf zeigt, daß die Liebe zu ihm trotzdem noch nicht erloschen ist; sie hat das letzte Wort.

Die Darstellung Margarethens ergibt allerdings das Bild der „Verwirrtheit“. Sie weiß nicht, was sie getan. Sie erlebt Vergangenes und Zukünftiges als unmittelbare Gegenwart. Sich widersprechende Vorstellungen lösen einander ab (25 ff.; 76/7). Sie kann sich anfangs nicht in die gegenwärtige Situation finden; dann besinnt sie sich, ohne doch ganz klar zu werden; dann setzen Visionen ein; erst am Schlusse ist volle Entschiedenheit und Klarheit da. Nur zum Teil hört und beantwortet sie Fausts Reden (31, 54, 64, 71 ff., 92), aber sie faßt zuweilen nur die Worte auf, nicht den Sinn, den sie für ihn haben (wenn sie etwa sein „Du bringst mich um“ 64 wörtlich nimmt, oder 92). Im ganzen wie im einzelnen ein Ringen zwischen Faust und Margarethe, zwischen seiner verständigen, liebevollen und doch unzulänglichen, verkehrten Absicht und ihrem Wahn, dem doch in Wahrheit die Stimme des Gewissens und damit die tiefere Weisheit Inhalt und Stärke gibt, — ein Ringen von hoher dramatischer Energie und eigentümlich ergreifender Gewalt. Der wahre Inhalt der Szene ist also nicht Fausts mißlingender Versuch, Margarethe zu befreien, sondern ihre innere Läuterung. Solange der Tod ihr als äußerer Zwang droht, erhebt sich dagegen der natürliche Lebenstrieb und verdunkelt das Bewußtsein ihrer Schuld. Jetzt, wo ihr Rettung geboten und der Zwang fortgenommen wird, erwacht ihr Gewissen, das nun freiwillig Sühne will. Indem sie ihre Tat in der Phantasie wiederholt, vollzieht sich zugleich die sittliche Ablösung und Befreiung. (Kathartisch.)

Was soll diese Wahnsinnschilderung? Sie bedeutet auf der einen Seite die höchste Stufe von Gretchens Elend und damit von Fausts Schuld, denn auch hierbei muß er sich als Urheber empfinden. Andererseits bietet sie

1) Wie im Altertum eine Hinrichtung nicht ein bloßer staatlicher Strafvollzug, sondern ein religiöser Akt, eine Menschenopferung an eine Gottheit war, so ist auch hier das Blutgericht nicht eine profane Staatseinrichtung wie sonst Gerichte, es wird im Namen Gottes ausgeübt und steht unter besonderem Schutze. Daher ist der Teufel machtlos dagegen: er kann nicht in den befriedeten Raum eindringen, die Bande Gretchens nicht lösen (s. die große vorangehende Prosaszene, S. 82, 44 f., 61—66). So fühlt sich Gretchen im Kerker vor ihm sicher. — Das hat Goethe auch noch später, als er den „Faust“ weiter dichtete, klar und stark empfunden, s. D. 3714 f., was durchaus begründet und ernst zu nehmen ist. Und so wird der Kerker in der metrischen Umdichtung als „heiliger Ort“ (4603) bezeichnet.

einen wichtigen künstlerischen Vorteil: die Möglichkeit, uns auch das Vorhergehende und Folgende, das sich direkter Darstellung entzieht, mit aller Gewalt unmittelbarer Gegenwart aufzudrängen und seelisch miterleben zu lassen. In dieser Hinsicht ist hier mit wenig Zeilen ein Äußerstes geleistet. Überhaupt ist nichts verkehrter, als diese Szene wie eine Skizze zu behandeln, die noch der weiteren Ausführung bedarf, um wirklich Kunst zu sein. Gerade so, wie sie hier vorliegt, in ihrer wortkargen Art, ist sie ein Meisterwerk ohnegleichen, das Zeugnis einer ganz reifen und souveränen Kunst. Sie erreicht mit den denkbar geringsten Mitteln ein Höchstes in Wirkung; denn jedes Wort ist mit einer wunderbaren Treffsicherheit gewählt und mit Suggestivkraft und Gefühlsgehalt geladen. Sie vereint in einziger Weise schlichte, volkstümliche Natürlichkeit und Echtheit der Sprache und konzentrierte Ausdruckskunst. An Tiefe des inneren Miterlebens wie an Gewalt und naturwüchsigiger Kunst der Vergewärtigung ist sie in der Dichtung des jungen Goethe das Höchste. Wohl auch das Letzte. Sie ist jedenfalls im Anschlusse an die vorhergehenden Prosaebenen gedichtet, kurz vor dem Aufbruch nach Weimar.<sup>1)</sup>

Vergleicht man mit dieser Urgestalt von 1775 die Umarbeitung von 1798 (vgl. Goethe an Schiller 5. Mai 1798), so ist ja selbstverständlich, daß hier eine Umkehrung in einen anderen Stil vorliegt, und da wird es von der Geschmacksrichtung des einzelnen Lesers abhängen, ob ihm die gedrungene, naturalistisch unmittelbare Weise der einen Fassung oder die ausgeführtere, idealistisch aufgehöhte und stilisierte der anderen besser gefällt, ob er etwa das lakonische, stark betonte „(Mein Kind hab ich ertränkt.) Dein Kind! Heinrich!“ oder das spätere „War es nicht dir und mir geschenkt? Dir auch“ — den bloßen Ausruf „Hier! Hier!“ dort oder den daraus entwickelten Vers „Hier wohnt sie hinter dieser feuchten Mauer“ vorzieht. Jedenfalls aber herrscht in der ursprünglichen Gestalt eine eigene, vollberechtigte und mit Meisterschaft gehandhabte Kunstweise. Auch wird man nicht leug-

1) Die Begründung dieser Zeitbestimmung läßt sich nicht trennen von der Frage der Chronologie des „Urfaust“ im ganzen. Aber es ist kein Grund, von der nächstliegenden und natürlichen Annahme abzugehen, daß die wesentlichen Teile in der Reihenfolge entstanden sind, die sie in der Dichtung einnehmen. Für diese Szene ist die Datierung gegeben in dem zu wenig beachteten gediegenen Buche von J. Collin, Goethes Faust in seiner ältesten Gestalt, Frankfurt a. M. 1896, S. 256—270. Es scheint mir durchaus überzeugend, daß die Kerkerzene am Schlusse von „Claudine von Villa Bella“ (Frühjahr 1775) eine Vorstudie zu ihr ist. Andererseits kann ihre Bedeutung als Vorbild für H. L. Wagners „Kindermörderin“ kein Grund sein, ihre Ausführung vor April 1775 anzusetzen. Weder fand damals ein Bruch zwischen Goethe und Wagner statt, noch steht der Annahme, daß Goethe schon damals den Schluß der Gretchen-Tragödie im Kopfe gehabt und dem Genossen erzählt habe, ein ernsthaftes Bedenken entgegen. Somit dürfte die Ansetzung auf Anfang Oktober 1775 allen in Betracht kommenden Momenten gerecht werden. [Vgl. jetzt meinen Aufsatz „Die Entstehung des Urfaust“, Preuß. Jahrb. Juni 1923, S. 279—312.]



nen, daß von ihr eine stärkere Wirkung ausgeht. Denn der Vers bringt nicht nur eine immerhin breitere, wortreichere Ausführung (die Szene bleibt doch noch sehr knapp) mit sich, sondern auch eine mehr literarische Ausdrucksweise, eine Entfernung von der unmittelbaren Lebenswahrheit und Natürlichkeit, die zugleich einen Teil der kondensierten Kraft preisgibt, die eine Milderung, eine Abschwächung des Ausdrucks bedeutet. Das eben wollte der spätere, klassizistische Goethe damit erreichen. Man kann darüber streiten, ob das künstlerisch einen Vorteil oder einen Nachteil bedeutet. Stellt man sich aber auf den Standpunkt des späteren Goethe, dann kann man die feinfühligte Sorgfalt und meisterliche Sicherheit, mit der er die Übertragung ausgeführt, möglichst treuen Anschluß an das Original mit freiem, natürlichem Fluß von Vers und Reim zu vereinigen, die Schönheiten der Vorlage festzuhalten und zu vermehren gewußt hat, nicht genug bewundern. Wie schön ist die naive Bühnenanweisung am Anfang umgesezt in die Verse!

Sie ahnet nicht, daß der Geliebte lauscht,  
Die Ketten klirren, das Stroh, das rauscht.

(V. 4421 f., ähnlich 4574 f.)! Der Vers: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an“ (4406, der gegenüber dem ursprünglichen „Inneres Grauen der Menschheit“ eine Sinnesänderung und vielleicht ein Mißverständnis bedeutet) gibt Gretchens Schicksal seine symbolische Bedeutung und bringt damit gerade die Haltung des „Urfaust“ zum Ausdruck (vgl. S. 81, 21—28; 88, 98 f.). Trotzdem läßt sich nicht verkennen, daß im einzelnen kleine Anstöße begegnen, wie es ja unvermeidlich ist, daß der Reim Verse hervorruft, die sonst kein Daseinsrecht haben (wie 4408), oder daß leichte stilistische Unebenheiten geblieben sind. Das kühne Bild „Da sizt meine Mutter auf einem Stein und wackelt mit dem Kopf!“, das gerade in seiner Alltäglichkeit so grauenhaft ist, hätte der Goethe von 1798 gewiß nicht hingesezt oder nicht so ausgedrückt. Nun stand es da, und wir begreifen, daß er es weder aufgeben noch ändern möchte, aber es steht jetzt etwas fremd in seiner Umgebung, und vollends geht es schlecht zusammen mit der unvolkstümlichen, poetischen Konvention entstammenden und in Gretchens Munde doch recht unpassenden Bezeichnung „der Freund“ für Faust (4435, 4461; mein Freund 4485, 4505). Schwerer wiegt, daß es auch nicht an Stellen fehlt, wo der Sinn geschädigt und der Zusammenhang gestört ist. Die Verse 4434—4436 zeigen, daß Goethe später den ursprünglichen Sinn und die schöne Stufenfolge der Entwicklung nicht mehr im Bewußtsein hatte. 4453 ff. ist es ein guter Gedanke, daß Gretchen zu dem Knienden hinkniet, aber die Verse von der Hölle und dem Bösen, schon für sich reichlich opernhafte, sind nicht ganz glücklich. Es ist ein möglicher Gedanke, daß der Teufel, vor dem Gretchen im Kerker geschüzt ist, vor der Tür oder unter der Schwelle auf sie lauert, aber es steht hier fremd und unmotiviert. Vielmehr ist es Faust, der die höllischen Mächte mitbringt, sie

sind um ihn oder zwischen ihm und ihr, und so war es im Urfaust (34) gemeint. Deutlich ist der Zusatz 4545—9 aus Mißverständnis von Urf. 79 entstanden. Die Verse sind von hoher Schönheit; in wenigen, schlichten Worten ist das ganze Elend ihrer Irrfahrten sichtbar gemacht, aber sie stören hier; nicht die auflauernden Häscher sind es, vor denen sie sich fürchtet, sondern die Sputzgestalten ihres Gewissens. Auch die Rede 4471—8 läßt sich mit dem Folgenden nicht vermitteln und lockert den Zusammenhang, der im „Urfaust“ bei aller scheinbaren Unordnung durchweg innerlich planvoll und klar ist. Und so haben wir doch nur in der ursprünglichen Gestalt die ganz reine und vollkommene Realisierung der dichterischen Konzeption.

## C. F. Meyner, Der Heilige.<sup>1)</sup>

Eine abschließende Stunde in Oberprima.

Von Studienrat Dr. Hermann Kalkreuter in Stuttgart.

Nachdem uns schon andere Werke C. F. Meyners beschäftigt haben, haben Sie sich nun durch häusliche Lektüre des Heiligen auf die heutige Stunde vorbereitet. Geben Sie zunächst den Gang der Erzählung<sup>2)</sup> wieder! Was ist für Meyner die Hauptsache, das, dessentwegen er die ganze Erzählung geschrieben hat? Das psychologische Problem der Umwandlung, der Bekehrung des Thomas Becket. Woraus ersieht man, daß nicht etwa der Verlauf der Ereignisse wesentlich ist? Immer wieder wird geffentlich auf den weiteren Gang und das schließliche Ende hingewiesen. So wird vom Chorherrn schon vor des Armbrusters Erzählung der Heilige als der Mann bezeichnet, der dem Könige „Leib und Seele zerstört hat, sei es, während er als Kanzler ihm zu Diensten war, sei es später, da er als heiliger Bischof, sein Feind und sein Opfer, ihn zur Verzweiflung und ins Verderben trieb“ (S. 13 f. uff.: S. 33, 62, 71, 78, 105, 113, 168, 185).<sup>3)</sup> Die Aufmerksamkeit des Lesers soll also ausschließlich auf das seelische Problem gerichtet werden. Auch wir wollen, nachdem wir über andere Seiten von C. F. Meyners Kunst schon bei anderen Werken gesprochen haben, heute uns nur mit diesem seelischen Problem befassen, und zwar so, wie wir es auch sonst zu machen pflegen: d. h. wir wollen das Werk möglichst aus sich selbst heraus verstehen und nach Möglichkeit darauf verzichten, literaturgeschichtlichen, biographischen oder anderen Stoff von außen her zur Erklärung beizubringen.

Meyner hat einen geschichtlichen Stoff bearbeitet. Ist nun alles, was er an Tatsachen berichtet, ihm gegeben oder hat er selbst etwas Wesentliches dazu getan? Seine freie Erfindung ist das Geheimnis des Königs mit

1) Literatur: H. Dedelmann, Die Literatur des 19. Jahrhunderts im deutschen Unterricht. 1914<sup>2</sup>. S. 329 ff. — K. Credner, C. F. Meyner, Der Heilige. 1905. — Ad. Frey, Conrad Ferdinand Meyner, Sein Leben und seine Werke. 1919<sup>4</sup>. — F. F. Baumgarten, Das Werk Conrad Ferdinand Meyners. 1917. — W. Linden, Conr. Ferd. Meyner. 1922.

2) Ausführliche Inhaltsangabe bei Dedelmann. S. 330 ff.

3) Seitenzahlen nach der 57. Aufl. Häßfel 1910.

des Kanzlers Tochter. Dieses „wird in keiner Chronik verzeichnet stehen“ (S. 62). Wenn die Verführung von des Kanzlers Tochter eine Erfindung des Dichters ist, was werden wir dann von vornherein für einen Schluß ziehen in bezug auf diese sehr eingehend behandelte Episode? Daß sie für das Verständnis des seelischen Problems eine wesentliche Bedeutung hat. Wollen wir also in das seelische Problem eindringen, so müssen wir über seinen Zusammenhang mit der Verführung der Grace klar werden.

Spricht der Dichter irgendwo sozusagen in eigenem Namen seine Meinung aus? Nein, er erzählt die Geschichte ja nicht selbst, sondern legt sie Hans dem Armbruster in den Mund. Wir müssen also aus den Worten und dem Verhalten der Beteiligten seine Meinung zu erschließen suchen.

Wie denkt der Armbruster? Fraglos ist er überzeugt, daß der Kanzler aus Rache sucht seine Haltung gegenüber dem König gewechselt habe. In des Kanzlers Augen, wie er neben dem Sarg der Tochter lag und von dem Armbruster des Königs Brief erhielt, „entglomm eine Flamme, grausam und gramvoll wie die Hölle“ (S. 100, ferner 159, 182). Und als bei dem Versöhnungsversuch auf der Heide des Königs Lippen sich zum Friedensstusse dem Erzbischof nähern wollten, da erinnerte ihn dieses Gesicht „an die Erwürgung der kindlichen Gnade“ (S. 187). Ist diese Meinung des Armbrusters auch die des Dichters? Nein, denn hätte der Armbruster recht, dann müßten wir doch fragen: „Wie kommt es, daß der Kanzler dem König in unentwegter Treue weiterdient? Warum warnt er den König, ihn aus der Hand zu geben? Warum sträubt er sich so hartnäckig gegen die Ernennung zum Erzbischof?“ Der Dichter läßt auch gar keinen Zweifel darüber, daß der Armbruster kein zuständiger Beurteiler für die tiefsten Ursachen von des Kanzlers Wandlung ist. Erinnern Sie sich an jenes Gespräch unter der Eiche, in dem der Kanzler dem Könige den Rat gibt: „Gib mich nie aus Deiner Hand in die Hand eines Herrn, der mächtiger wäre als Du! — Denn in der Schmach meiner Sanftmut müßte ich ihm allerwege Gehorsam leisten und seine Befehle ausführen auch gegen Dich, o König von Engelland . . .“ Wie bezeichnet der Armbruster selbst dieses Gespräch? Als „wunderbar und dem Menschenverstand unglaublich“ (S. 114). Das heißt mit deutlichen Worten, daß Hans die Rede des Kanzlers nicht verstanden hat.

Wie urteilt der König? Er ist zunächst ohne Mißtrauen, ja von so prahlerischem Vertrauen (S. 115), daß er ihm sogar die Würde des Erzbischofs aufzwingt. Nachher ist er allerdings ebenso fest überzeugt, daß Thomas rein aus persönlicher Rache sucht sich gewandelt habe: „Du willst mich und mein Reich zerstören! . . . Seit Gnade, die Gott verdamme, dahin ist, brütest du Tag und Nacht über meinem Untergange, du Heuchler, du Verderber, du rachsüchtiger Heide!“ (S. 192).

Und Thomas Bedet selbst? Als Kanzler wie als Erzbischof betont er, daß er nur das Beste seines königlichen Herrn suche (S. 116, 122, 149, 193). Freilich betont er auch zweimal unumwunden, daß es ihm bei seiner Natur unmöglich sei, gleichzeitig zwei einander widerstreitenden Herren zu dienen (S. 114 ff., 150). Eignen wir uns diese Selbstbeurteilung Thomas Bedets an,

dann erhebt sich für uns notwendig die Frage: „Was soll die freie Erfindung der Gnade-Episode? Muß sie nicht als eine überflüssige, ja irreführende Erweiterung des gegebenen Stoffes erscheinen?“ Hören Sie, was hierüber ein neuerer Beurteiler sagt (S. S. Baumgarten, S. 132f.): „Im Heiligen ist die ‚Gnade-Episode‘ . . . die Erfindung Meyers. Erst dieses Motiv, mit dem er den Legendenstoff bereicherte, trägt das Problem hinein in die konventionelle Mirakelgeschichte. Nach der Legende bewirkt die Erhebung des Thomas in den Bischofsstuhl seine religiöse Erleuchtung. Dieses zentrale Ereignis der Legende, die Ernennung des Thomas zum Erzbischof, ist in der Novelle beibehalten, gewinnt aber von dem Tode Gnades aus gesehen, der als zweites zentrales Ereignis konkurrierend hinzutritt, eine ganz neue Beleuchtung und Bedeutung . . . So wird die nach der Ernennung eintretende Umkehr des Thomas zum Teil von Motiven abgeleitet, die von der Ernennung ganz unabhängig sind und auf ein anderes Ereignis (den Tod Gnades) hinweisen: die Ernennung zum Erzbischof ist verdrängt aus der zentralen Stellung, die sie in der Legende eingenommen hatte. Der Novelle fehlt die Einheit; statt eines hat sie zwei zentrale Ereignisse. Das Novellenmotiv und das Legendenmotiv stehen neben- und gegeneinander, sie laufen, ohne in eine Einheit zu verschmelzen, weiter, auch nachdem das Novellenproblem mit der Erhebung des Thomas einmündet in die Legendengeschichte. Die mangelhafte Verarbeitung der beiden Elemente verschuldet die Unklarheiten der Novelle. Das Legendenmotiv läßt die Erklärung zu, daß die Umkehr des Thomas aus religiöser Erleuchtung, das Novellenmotiv, daß sie aus persönlicher Rache erfolge, statt daß durch die Verschmelzung der beiden Elemente in eine höhere Einheit . . . gezeigt würde, daß das Handeln des Thomas einheitlich aus seinem Charakter fließe . . .“

Für die Auseinandersetzung mit diesem schwerwiegenden Vorwurf gegen den Künstler ist es, wie ja auch die letzten Worte dieser Kritik nahelegen, unumgänglich, von der Persönlichkeit des Thomas Becket zu sprechen. Was ist der Grundzug, die Summe dieses Charakters vor der Umwandlung? Thomas ist der vollendete Weltmann, freilich eine fremdartige Erscheinung neben dem derb genießenden König und seiner normännischen Ritterschaft, aber in seiner vornehmen Schönheit ein völlig einheitlicher, geschlossener Charakter. Nachher ist er der wahre Bischof, der demütige Nachfolger des Heilands, der Vater der Bedrückten. Es ist ein Schritt in eine ganz andere, fremde Welt. Aber auch so ist Thomas eine völlig einheitliche, geschlossene Persönlichkeit.

Diese Umwandlung als Ganzes muß man sich klarmachen und zu verstehen suchen. Fragt man bloß nach den Beweggründen des veränderten Verhaltens gegenüber dem König, so eignet man sich unwillkürlich die Betrachtungsweise des Armbrusters an, man heftet den Blick auf eine bloße Äußerung der geschehenen Umwandlung. Für den Dichter lag die Frage tiefer. Für ihn lautete sie: Wo ist die Brücke von dem auf feinstem Genuß der Schönheit aufgebauten Lebensgefühl des Kanzlers zu dem Lebensgefühl des Erzbischofs, das sich gründet auf tiefstes, schmerzvolles Verständnis für das Leid und Unglück in der Welt? Die Antwort konnte nur sein: es muß ein eigenes leidvolles Erlebnis dazwischen liegen, an dem die frühere Harmonie des Lebens zerbrochen ist. Am

eigenen Leid geht dem Kanzler der Sinn des Kreuzes auf: „Auch du hast gelitten, so hauchte er, und wohl, so grauig, als du hier in der Marter schwebst! . . . Siehe, ich gehöre dir zu und kann nicht von dir lassen, du geduldiger König der verhöhten und gekreuzigten Menschheit!“ (S. 120). Es geht ihm der Sinn auf für die Weltordnung, deren Wesen Gerechtigkeit ist: „Es regen sich unter dem Tun eines jeglichen unsichtbare Arme. Alles Ding kommt zur Reife und jeden ereilt zuletzt seine Stunde“ (S. 124). Als ein Werkzeug der Gerechtigkeit betrachtet der Erzbischof sich selbst und sein persönliches Leid als ein Mittel in den Händen Gottes (S. 187, 191). Er will dem König helfen, dem Arm der rächenden Gerechtigkeit zu entrinnen. Als dieser in seiner Verblendung die dargebotene Hand ausschlägt, da ist er allerdings durch seinen Tod dann auch das Werkzeug, dessen sich der Weltriichter gegen den König bedient. Auf die Frage, aus wessen Händen er seine Würde als Primas empfangen, antwortet er den vier Rittern: „Aus den Händen meines Königs zu seinem Gericht!“ (S. 211). Dieser „in den menschlichen Dingen verborgenen Gerechtigkeit“ (S. 223) hat Thomas seine Rache anheimgestellt und sein eigenes Leben zum Opfer gebracht. Und wir sehen „die Vergeltung des Menschen, der an das Schicksal gebunden ist und es in sich aufnimmt“ (W. Linden, S. 86 f.), mit unerbittlicher Folgerichtigkeit an dem König sich vollziehen. Die völlige Unterwerfung des eigenen Ich unter den höheren göttlichen Willen: das ist der Inhalt und tiefste Sinn von Thomas Becket's Umwandlung. Daß er hierzu gelange, mußte er da getroffen werden, wo es einzig wirksam war: als Vater des über alles geliebten Kindes. Es mußte der menschliche Sinn seines Lebens zerstört werden, damit ihm der göttliche aufgehe.

So bilden, denke ich, für den, der sich wirklich in die Erzählung vertieft, die beiden Motive durchaus keine sich gegenseitig störende Konkurrenz. Im Gegenteil: das „Novellenmotiv“ war unerlässlich, um der Legendengeschichte ihren menschlichen Gehalt zu geben, um die Befehrung des Erzbischofs aus einem unerforschlichen Mirakel Gottes zur Tragödie des gebundenen Menschen zu machen.

## Vier Novellen in der Untersekunda.

Von Professor Eilhard Erich Pauls in Lübeck.

Der vorsichtige Schulmeister hatte sein Jahrespensum erlebigt, und das bestand in einer gründlichen Behandlung beinahe sämtlicher Schillerscher Dramen. Aber das Vierteljahr war lang, und die Finanzlage ermöglichte schon wieder den Ankauf einiger Reclambändchen. So kamen denn vom Drama her die Untersekundaner zuerst zu Kleists Michael Kohlhaas, weil der Schulmeister meinte, das wäre eigentlich eine Tragödie; sehr deutlich sei der tragische Charakter des Helden, der unbedingt und allein auf Rechtlichkeit gestellt, eben durch maßlose Übertreibung dieser Rechtlichkeit zum Unrecht und zur Ungerechtigkeit käme. Denn das ist das Recht eines jeden Menschen, das zu sein, was er ist; aber wenn dieser Mensch sein eigenes Leben lebt, kommt er schicksalsgebunden in Widerspruch mit dem Recht der Umwelt, die Gott oder Gesellschaft, Idee oder eine andere Einzelpersonlichkeit sein kann, und zerbricht daran. Aber dieser Widerspruch

liegt nicht außerhalb des Helden, sondern vollzieht sich als ein tragisches Erlebnis in seiner Brust. Seit Michael Kohlhaas vor Luther gestanden hat, kennt er seine Ungerechtigkeit aus Rechtsgefühl. Diese Szene also ist Höhepunkt und zerbricht den Menschen. Wenn nun die fallende Handlung sofort einzusetzen und rasch vor sich zu gehen hat, so weiß der Dichter zugleich, daß die Unerbittlichkeit und vorausbestimmte Gesetzmäßigkeit alles Geschehens bei dem Leser, da er doch alles schon voraus weiß, was geschieht, Gleichgültigkeit erzeugt, ja Langeweile, die einzige Todsünde jeder Kunst. Ein retardierendes Moment, eine Wendung, die den Leser vor die Aussicht setzt, daß alles auch anders und besser kommen könnte, ist es, wonach der Dichter in solcher Gefahr greift. Deshalb erzählt Kleist die Geschichte von der Wahrsagerin und ihrer Prophezeiung. Aber nun ist nicht mehr Kohlhaas, sondern der Kurfürst von Sachsen Held der Novelle geworden, zwischen Höhepunkt und Katastrophe ist eine neue fremde Handlung eingeschoben. Unsere Teilnahme ist zerrissen, zumal die neue Handlung breit, für einen Bestandteil der fallenden Handlung zu breit gegeben ist.

Der Untersekundaner hat bei der ersten Novelle, die sein Schulmeister mit ihm behandelt hat, schon Erkenntnisse gewonnen, die ihn im Vergleich von Drama und epischer Erzählung ein Gesetz ahnen lassen, das jeder Dichtung gilt, weil es ein Gesetz des Lebens ist. Und das wurde der Klasse bald deutlicher, als Mozart auf der Reise nach Prag in der Untersekunda abstieg. Wieder eine Novelle, denn zur Romanlektüre fehlt der Schule doch die Zeit. Nun gibt es überall Schüler, die noch Lichtenstein oder Eckehard oder gar schon Auch Einer, wenn auch nur irgend-einen Herzog oder Strah oder gar Agnes Günther, Marlitt — Eschstruth rediviva, gelesen haben. Da kommt denn der Unterschied von Roman und Novelle zutage, denn man muß sich natürlich nicht wundern, daß bei einer solchen ersten Lektüre die allgemeinsten Begriffe zuerst erläutert werden. Aber ich möchte fast glauben, daß auch Leute, die gebildeter als Sekundaner sind, den Unterschied beider Erzählungsarten in der Länge suchen. Die Dichtung gibt immer den Menschen, gibt ihn zumeist in der anschaulichen Darstellung eines oder weniger „Helden“, die dann typisch für alle stehen. Der Roman gibt den Helden in Beziehung zu seiner gesamten Umwelt, die Zeit, Ort, Milieu und jede andere körperliche und geistige Verbindung ist; die Novelle gibt denselben Helden, sein ganzes Leben, nun jedoch nur an einer Stelle mit dem All verflochten, aber diese einzige Stelle muß bezeichnend sein, bedeutend im Goetheschen Sinne dieses Wortes. Mozart in der Mörikeschen Novelle tritt uns als 13jähriger Knabe in seinem Neapolitanischen Erlebnis entgegen, das Wunderkind am Anfang seines Lebens, und wird bis zum unerbittlichen Ende geführt, dem frühen Tode des raschen Genies, den er selbst mitten in der Arbeit am Don Juan ahnt, der in Mörikes Lied „Ein Tännlein grünet wo, wer weiß, im Walde —“ rührend ausklingt. Zwischen Kindheit und Tod das ganze Leben, aber dieses nun zusammengedrängt in ein Weniges, das alles bedeutet. Daß Dichten Verdichten heißt, wissen die Schüler schon von den Balladen her, die sie gelesen haben. Liebermann sagt: „Malen heißt Weglassen!“ Das Gemeinsame in allen Künsten; eben das, was nun über alles Technische Kunst ist, kann nicht deutlich genug gefühlt werden. Darum erklärt sich der Sekundaner nunmehr den Ablauf der Handlung an ihrer Architektur, die niemals zufällig

ist. Es war ja am Ende des Jahres, daß die Klasse solche Arbeit trieb. Da kam ihnen ein Erlebnis zustatten, ihnen zur Erkenntnis zu helfen. Die Abiturienten waren entlassen worden. Für die Feier war folgendes Programm aufgestellt worden: 1. Gesangsvortrag, 2. Rede eines Abiturienten, 3. Gesangsvortrag, 4. Abschiedsrede des Direktors, 5. Vortrag des Schulorchesters, 6. Mendelssohns Komitat „Nun zu guterleht“, das traditionelle Abschiedslied. Was war nun falsch an diesem Programm? Wo war es langweilig, obwohl die Absicht des Gesangslehrers, die Feier zu schmücken, nur lobenswert war? Denn daß da irgendwo Langeweile war, ist außer Frage. Die Frage des Schulmeisters nach dem Höhepunkt der Handlung ergibt sofort die Antwort. Natürlich war die Abschiedsrede des Direktors der Höhepunkt. Und die Langeweile lag im Orchestervortrag, obwohl alles Interesse für die Leistungen der Mitschüler vorhanden war, weil jede Handlung nach dem erreichten Höhepunkt, über den hinaus nichts lockt, schnellstens zu Ende gebracht werden muß. Die Architektur des Kunstwertes besteht also nach einer stimmenden Einleitung, die, sagen wir, die Saaltüren erst schließen muß, in einer breit zum Höhepunkt steigenden, von ihm steil fallenden Kurve. In der Novelle gibt die Fahrt der Eheleute Gelegenheit zur Exposition: der Mann in Charakter und Lebens-, das ist Schaffensweise. Die Handlung steigt in langsamen Stufen, auf deren Zahl es nicht ankommt: 1. Empfang im Schloß, 2. Arie aus Figaros Hochzeit und Mozarts Spiel, 3. Mozarts Erzählung, 4. der Oleanderbaum, der schon vorher das erregende Moment abgegeben hatte, 5. Madame Mozarts Erzählung, 6. Mozarts Spiel aus Don Juan. Dabei führen die Abschnitte 1, 2, 4 die gegenwärtige Handlung fort, die symbolisch für Mozarts Leben steht, das im 3. und 5. Abschnitt entwickelt wird, so daß beides im 6. schon zusammenklingt. Nunmehr zeigt der Höhepunkt, der durch Handlung und Erzählung vorbereitet ist, Mozart bei seiner Arbeit am Don Juan, einer Arbeit, die erzählend berichtet wird, aber zugleich auch handelnd vorgeführt wird, also wieder beide Linien vereinigt. Dieser selbe Höhepunkt, die Spitze der architektonischen schiefen Pyramide, ist in Mozarts Todesahnung der Umschwung der Handlung. 60 Seiten zählt in meinem Druck die Novelle, davon bis zum Umschwung 57, für den Rest ganze drei Seiten. Die fallende Handlung der Abreise endet in der Katastrophe des Liedes vom Tode, das Eugenie singt.

Wenn der Schulmeister nun eine dritte Novelle, Abdias von Stifter, für seine Jungen ausgesucht hatte, dann hatte er sich freilich auch hier vorher ein wenig überlegt, was er sagen wollte. Er kam jedoch diesmal nicht dazu. Denn als er einen Schüler bestimmte, zuerst einmal den Inhalt zu erzählen, geriet er an einen Eilhard von Dewitz, der so überzeugt blond war, daß man eigentlich von einem flammenden Rot seines Haares sprechen mußte, der also noch mehr deutschtümelnd völkischer Antisemit war, als alle anderen Sekundaner waren. Nun war der Schulmeister aber einer, bei dem die Bengel sich doch eigentlich nie ganz sicher fühlten. Selbst wenn sie sich am Anfang der Stunde vergnügt zugeflüstert hatten, daß er heute gut aufgelegt wäre, konnte ein sehr heftiges Donnerwetter aus blauem Himmel losgehen. Und es ging los. Aber als der Sturm wie gewöhnlich nach dem Einschlagen auch sehr rasch wieder vorüber gegangen war, wußte der Schulmeister, was er zu Stifters „Abdias“ zu sagen hatte. Also warum hat Stif-

ter sich einen Juden zum Helden ausgesucht? Denn erst einmal: für den Dichter gibt es nur einen Stoff — das ist der Mensch. Ob Kind oder Greis, Mann oder Frau, Jude oder flachsblonder Germane: dem Dichter ist es ein Mensch. Der Dichter gehört zu keiner Partei, weil die Partei den Menschen vom Menschen trennt. Es ist nicht gleich nötig, daß der Dichter so sehr apolitisch ist, wie Goethe das war, weil es ja nicht gleich nötig ist, daß der Dichter so sehr Dichter ist wie Goethe. Aber auch für jeden anderen Dichter verliert sein Werk, was es durch Tendenz und Parteifärbung wahrscheinlich an Beliebtheit gewinnt, jedenfalls an Kunst. Der Dichter hat hier einen Menschen dargestellt, den die Sekundaner etwa von Wallenstein her so kennen, daß in dem Helden zwei Seelen ach! in seiner Brust streiten, da Wallenstein ebenso sehr Ottavio ist wie eben Wallenstein, ebenso sehr der treue Mann mit dem Gefühl für die Masse als der einzelne, der zum Herrschen über diese Masse geboren ist. Zwei Seelen sind im Stifterschen Helden vereinigt: der Drang und die Fähigkeit zum äußeren Erfolge, das Wirken im weitesten Kreise und die Verklammerung in dem engsten Kreis, die Sehnsucht, sein Glück in der Enge seiner Familie zu genießen, die Fähigkeit zugleich zu einem solchen kleinsten Glück in der Enge, also Gefühlsinnigkeit. Was für einen Menschen sollte nun der Dichter nehmen? Einen Feldherrn etwa und einen König? Aber Napoleon sowohl wie Friedrich der Große kannten nur das Wirken in der Weite; die Enge zerbrach ihnen. Und so manch anderem von diesen Männern der Weltgeschichte wird das Glück in der Weite und das Glück in der Enge nebeneinander Platz haben, weil sie zeitlich voneinander getrennt sind. Einen Bismarck vielleicht, obwohl das gerade Stifter nicht so ganz möglich gewesen wäre? Bismarck, der beamtenhassende Landmann, der zugleich erster Beamter des Staates ist und am Hofe zu leben hat, er hat vielleicht gerade diese beiden Seelen in seiner Brust. Aber wird es gelingen, die Arbeit eines Staatsmannes anschaulich zu fassen? Oder wenn das, so liegen hier doch die Gegensätze versöhnt nebeneinander, so daß das eine das Ausruhen von und das Kräftesammeln zu dem anderen ist. Aber der Jude bietet sich dem Dichter von selbst an. Denn der Jude hat den Sinn, nach außen zu wirken, den Tätigkeitsdrang, Erwerbssinn, das Geschäft, und Abbias wird so weit geführt, daß er nicht nur zum reichen Mann, sondern auch zum Helden der Schlacht gemacht wird. Aber der Jude hat auch den Familiensinn als Rassenmerkmal, in Abbias durch seine Kindheit vorbereitet, durch sein Verhältnis zu Deborah und zu Ditha zweimal dargestellt — das sind die drei Kapitel der Novelle. Und nun vernichtet das eine das andere und das andere das eine. Seine Geschäftserfolge zerstören in dem Überfall des Ben die Familie, aber sein Familiensinn, die rührende Liebe, mit der er sein Kind Ditha umgibt, zerstört seinen Außenwillen. Erst als er nach Dithas Tode ein alter, schwacher Mann geworden ist, als er körperlich unfähig geworden ist, plant er, wieder in echt jüdischer Weise — das ist für den Dichter ein Geschenk gewesen — Rache zu nehmen.

Als der Schulmeister das alles herausgefragt und entwickelt hatte, gab er sich nicht der Hoffnung hin, deutsche, dem Hakenkreuz verfallene Schuljugend vom nur negativen Antisemitismus bekehrt zu haben, und wenn ihm die Sekundaner geglaubt haben, daß die Kunst mit diesen Dingen nichts zu schaffen habe, so



sind die Jungen ganz gewiß dadurch nur von der Minderwertigkeit der Kunst gegenüber der deutschvölkischen Partei überzeugt worden. Aber auch hoffnungslos, mußte der Schulmeister doch sagen, was er meinte.

Zur Belohnung für alle Arbeit gab es eine vierte Novelle, Rilkes „Weise von Liebe und Tod des Kornets Christoph Rilke“, wovon hier nicht gesprochen werden soll, weil die Zeitschrift vor Jahren schon einen Aufsatz über diese Dichtung brachte. Der gnädige Schulmeister hatte seinen Schülern nur ein Geschenk machen wollen und ließ die Dichtung vorlesen. Worauf der Primus, der es sich ohne Schaden leisten konnte, sich für dumm zu erklären, da er doch die Eins kriegte, behauptete, das hätte er nicht kapiert. Also mußte der Schulmeister wieder eine Stunde für Rilke verwenden und freute sich, als Primus Friedrich Wilhelm Wessendorf danach bat, daß nun das Ganze noch einmal vorgelesen würde. Und die Gesichter der Leute waren andere geworden, die Augen leuchtender, als sie vorher gewesen waren. Nun war es doch ein Geschenk des Schulmeisters.

## Der deutsche Lehrplan der deutschen Oberschule.<sup>1)</sup>

Von Dr. Walter Schönbrunn in Berlin-Zehlendorf.

Nachdem die „Richtlinien für einen Lehrplan der Deutschen Oberschule und der Aufbauschulen“ erschienen sind, arbeiten amtliche Kommissionen daran, nach diesem Rezept auch für die übrigen Schulformen, die durch die Neuordnung des höheren Schulwesens geschaffen worden sind, Lehrpläne herauszugeben. Noch ist es Zeit, Einwendungen laut werden zu lassen. Und es ist dringend und bitter notwendig. Am notwendigsten vom Standpunkte des Deutschunterrichts aus. Kein einziges Fach wird derartig von den neuen Gesichtspunkten betroffen als das deutsche. Kein Wunder, man kann ihm am leichtesten alles zumuten. Wenn das neue Prinzip geschlossener Einheitlichkeit des Klassenzieles wahr gemacht werden soll, was soll dann bei Mathematik und Naturwissenschaften groß angefangen werden, wenn das Klassenziel etwa das „Mittelalter“ bedeutet. Da bleibt es immer mehr oder weniger bei Randbemerkungen oder bei Gegensätzlichkeit. Aber beim Deutschen läßt sich so etwas glänzend erreichen. Das Deutsche kann vollkommener jedem fremden Ziele untergeordnet werden. Doch so hoch auch das Bestreben nach Geschlossenheit des Gesamtklassenunterrichts zu bewerten ist, es muß mit größter Entschiedenheit dagegen protestiert werden, daß damit der deutsche Unterricht zum Anhängsel, zum Nebenbetrieb des Geschichtsunterrichts herabgewürdigt wird. Es heißt bei der Obertertia: „Schrifttum wie in Untertertia entsprechend dem durch den Geschichtsunterricht der Klasse zugewiesenen Gesamtunterricht. Die Geschichte im Spiegel der modernen Novelle und des leichteren historischen Romans.“ Der Deutschunterricht sinkt zur Illustration der Geschichtstatsachen herab. Nirgends kommt in den Richtlinien zum Ausdruck, daß die deutschen Geisteskräfte, die deutschen Geistes schöpfungen an sich Lebenswerte darstellen, Erlebnismöglichkeiten bieten, an denen der junge Deutsche wachsen und werden kann. Die Richtlinien fassen die deutsche Dichtung des Mittelalters, die deutschen Baudenkmäler oder Goethes Faust ausschließlich als Wissensquel-

1) Anm.: Ich habe geglaubt, die folgenden Ausführungen trotz ihrer Schärfe ohne jede Milderung aufnehmen zu sollen, weil sie wirklich auf eine Wunde hinweisen, an der der Deutschunterricht lang siechen kann. W. S.

len über die Lebensformen deutscher Kultur auf. Gewiß sind sie das. Aber sie haben auch einen Eigenwert, einen überzeitlichen, einen überpersönlichen, einen ewigen Wert, und dieser bestimmt ganz allein ihre Aufgabe und ihre Stellung im Unterricht, nicht der zufällige Zeitpunkt ihrer Entstehung. Die Richtlinien wollen in ganz gefährlicher Weise wieder eine Wissensschule aufbauen, einen Rationalismus, der gerade im Geiste der Gegenwart überwunden zu werden beginnt. An diesen Schätzen des Geistes wächst und weitet sich das junge Herz, öffnet sich sein Blick und schärft sich seine Fähigkeit, geistig zu leben. Das darf nicht bloß so ein Gewinn nebenbei sein, sondern muß durchaus im Vordergrunde stehen. Wenn man aber davon ausgeht, dann muß dem Lehrer erst mal als wichtigstes Recht zugesichert werden, daß ihm die Auswahl und die Reihenfolge seines Lesestoffes nur von den Gesetzen vorgeschrieben werden, die ihm die Eigenart seiner Klasse, die Entwicklung seiner Jungen diktieren. Das werden oftmals ganz verschiedene sein. Jetzt wird mit der größten Ängstlichkeit die historische Reihenfolge als die einzig mögliche dem Lehrer ein für allemal angeordnet. So weit gingen selbst die früheren Lehrpläne nicht, die mit wohlüberlegter Absichtlichkeit für OII—OI die Verteilung des Stoffes dem Lehrer überließen. An Stelle der zeitlichen Anordnung der Kunstwerke muß die nach ihrem Erziehungswert und nach den Schwierigkeiten ihrer Aufnahme treten. Nach inneren eigenen Gesetzen schließen sie sich zu Gruppen zusammen. Es wird nach den Richtlinien verlangt, daß die mittelalterlichen Kunstschöpfungen in Obersekunda behandelt werden, ohne Rücksicht darauf, daß gerade die mittelalterliche Kunst zu dem am schwersten faßlichen und wahren Verständnis am letzten zugänglichen Gut deutschen Geistes gehört. Mit den griechischen Tragödien, die derselben Klasse zugewiesen werden, ist es ja letzten Endes auch nicht viel anders.

Es widerspricht doch wohl allen Gesetzen der geistigen Entwicklung der Jugend, wenn lange vor Schiller behandelt werden soll: „Euripides und Stoffe aus der griechischen Philosophie.“ Wobei es dann weiter heißt: „Die wesentliche Aufgabe der Klasse ist, im kulturkundlichen Gesamtunterricht ein möglichst allseitiges Verständnis der mittelalterlichen Kultur in ihren verschiedenen Lebensformen zu erzielen. Dem deutschen Unterricht fällt dabei besonders die Einführung in das mittelalterliche Geistesleben zu, seine Dichtung und seine Kunst.“ Und dann folgt ein ungeheurer Stoff, von lateinischer Literatur bis zu den Mytikern. „Das wissenschaftliche Schrifttum berücksichtigt auch die anderen Lebensgebiete der mittelalterlichen Kultur, vor allem die germanische Mythologie, das Recht, die Wirtschaft, die Sitte.“ (Was macht eigentlich dann der Geschichtsunterricht?) Dazu tritt noch ein fast unübersehbares Gebiet der Kunstbetrachtung, das nicht bloß seiner Stofffülle nach, sondern vor allem infolge der unglaublichen Ansprüche an das Verständnis des Schülers in das allerletzte Schuljahr verwiesen werden mußte. „Vor allem aber sucht sie den künstlerischen Ausdruck der Lebensstimmungen und Vorstellungen des kirchlichen und ritterlichen Mittelalters, auch in seiner Verschiedenheit vom griechischen Kunstwillen, deutlich zu machen.“ „Die Baugedanken des romanischen, des gotischen Stiles, der Renaissance.“ Das Übermaß des Stoffes schließt liebevolles Verweilen und Vertiefen aus. Wir kehren zur Literaturgeschichte mit Musterbeispielen zurück.

Der deutsche Unterricht hat die Aufgabe, mehr wie andere Fächer, den Idealismus der Jugend zu wecken. Aber das geht nicht so einfach, wie der Verfasser der Richtlinien sich das denkt, indem man eben „den deutschen Idealismus von 1800“ in den Mittelpunkt der Primarbeit „als die klassische Bildungsperiode

deutschen Lebens" stellt. Was bei einem solchen bewußten Einstellen auf behördlich approbierten Idealismus herauskommt, das haben doch die Jahrzehnte vor dem Kriege bewiesen, wo die intensive Beschäftigung mit Schiller zu guter Letzt Überdruß, Abwenden, gänzlichen Materialismus zur Folge hatte. Nun wiederholt sich der verhängnisvolle Irrtum, als könnte man Anschauungen, Lebensansichten lehren. Weßen kann man sie, nicht anordnen. Im Unbewußten muß solche Erziehung vonstatten gehen, nicht im Intellekt. Die Intellekterziehung wird sogar immer an den eigenen Idealen herumändern müssen; wie soll man sonst den Lebenskünstler Goethe ad usum delphini herausbekommen? Was heißt denn Idealismus weßen? Doch wohl den Glauben an den Geist und seine alles schaffende Wirksamkeit in den Seelen unerschütterlich aufpflanzen, den Glauben an den Geist schlechthin gegenüber der Materie. Dieser Glaube muß etwas Notwendiges und Allgemeingültiges in sich tragen, genau wie der Sieg des Geistes etwas überall Gültiges und Notwendiges bedeuten muß. Darum wird das Säen dieses Glaubens vergeblich bleiben, wenn bloß eine besondere, zufällige Erscheinung des Geistes dem Schüler als die endgültige und wesentliche hingestellt wird, als der Höhepunkt. Lebendigen Glauben kann nur weßen, wer auch die Überzeugung von ewig neu lebendig werdenden Kräften weßt. Und so muß die deutsche Kunst des Mittelalters mindestens ebenbürtig neben dem Idealismus von 1800 stehen, und so muß die deutsche Dichtung als der Sonderfall des großen weltumspannenden, überweltlichen und darum auch übervölkischen Geistes erscheinen. Welche kümmerliche Rolle spielt Homer in den Richtlinien (Quarta!); wo bleibt Cervantes, wo Kalidasa? Und das alles in demselben Augenblick, in dem der deutsche Geist unserer Zeit sich vertieft zu einer Kulturanuschauung, die nicht mehr linear, sondern in allumfassender Breite sich der Welt bemächtigt. Dieselbe Ironie des Schicksals ist es, daß nunmehr Kant als der endgültige deutsche Philosoph den Schülern hingestellt werden soll, in demselben Augenblick, in dem wir von kantischen Pflichtbegriffen und Lebenskategorien immer mehr in Goethesche Auffassungen hineinwachsen. Aber Kant als Rationalist muß naturgemäß in den rationalistisch eingestellten Richtlinien die Hauptrolle spielen.

Aus dem Schematismus der bloß zeitlichen Anordnung erwächst aber noch eine viel größere Gefahr. Es muß ein gewaltiger Stoff unter allen Umständen auf ganz bestimmte Klassen verteilt werden. Da kommen die seltsamsten Dinge heraus. In Sexta und Quinta sollen den Kindern die fremdesten und unfindlichsten Vorstellungen übermittelt werden. Bezeichnenderweise läßt auch der Verfasser vorsichtshalber die Unterstufe schon in der Quinta abgeschlossen sein. Stoffe, die gelegentlich mal gestreift werden können, werden mit größter Wichtigkeit in den Lehrplan aufgenommen.

Ein paar Beispiele: Sexta: „Verständnis der Naturformen des Menschenlebens und der Jahreszeiten, der Feste.“ „Kunstbetrachtung unter Bevorzugung des Gegenständlichen, auch in Anlehnung an Lesestoff und Gedichte.“ Quinta: „Naturleben und deutsche Naturempfindung.“ „Deutsche Lebensformen in ihrer landschaftlichen Verschiedenheit. Deutsches Leben im Auslande. Deutsche Wirtschaft, deutsche Arbeit in Geschichte und Gegenwart. Rechtsitten.“ „Überall Heranziehung entsprechender Werke der bildenden Kunst, besonders auch von Bildern deutscher Städte und Dörfer, Burgen und Kirchen, Märkten und Straßen, und zwar aus dem gesamten deutschen Kulturgebiet.“ Quarta: „Einführung in die Kulturfunde von Hellas und Rom. Stellen aus den alten Dichtern und Schriftstellern (!) in künstlerisch bedeutamen

Übersetzungen. Proben aus den Kulturdenkmälern der anderen alten Völker. (Ägypter in Quarta!) Auch einfachere Proben aus dem wissenschaftlichen Schrifttum über das ganze Gebiet der Antike.“ (Was geht das alles den Deutschunterricht an?) Poetik: „Das Verständnis für die Kunstform bewußt entwickeln, soweit dieses zur Vermittlung des künstlerischen Genießens (!) dient.“ Untertertia: „Überschau über die Kultur der alten Germanen. Kunstdenkmäler des Mittelalters!“

Mag das auch noch so allgemein und populär gemeint sein, gerade dann muß um so energischer dagegen protestiert werden, daß auch wieder durch solche großen Worte Phrasenhaftigkeit, ja innere Unwahrhaftigkeit großgezogen werden. Auch muß davor gewarnt werden, daß der so erfreuliche Aufschwung des deutschkundlichen Unterrichts dadurch gefährdet wird, daß in schrecklicher Übertreibung nunmehr im Deutschunterricht nichts mehr als Deutschkunde getrieben wird. Überall macht sich eben der Grundfehler bemerkbar, daß Kulturkunde statt Kulturweckung das letzte Ziel ist. Und der stammt wieder aus dem unglückseligen Grundgedanken der ganzen Lehrplanreform: aus dem Gedanken der formalen, der äußeren Einheit. Man kann fast sagen, der äußerlichen Einheit. Die kann natürlich nur eine zeitliche sein, und muß darum notwendigerweise das Kulturgut zum bloßen Mittel herabwürdigen. Die Einheit einer Erziehung, und darum die Einheit einer Schule kann aber gar nicht im Stofflichen liegen, sie kann immer nur in dem geistigen Ideal, in dem Menschenbilde liegen, das erreicht werden soll, zu dem der junge Mensch geformt werden soll. Zu ihm müssen alle Lehrer und alle Fächer hinarbeiten, aber jeder natürlich auf seinem besonderen Wege und mit seinem besonderen Stoff. Aber ein solcher Menschentypus, ein solches Menschenideal findet man nirgends in den ganzen Richtlinien. Darum bleibt nur die stoffliche Einheit. Diese muß immer trocken und dürr, schematisch werden. Doch gerade das Schematische ist im tiefsten Grunde undeutsch. Deutsch ist die Vielheit, aus deren Ringen eine höhere Einheit sich herausarbeitet. Deutsch ist das Persönliche und Individuelle, was durch solches Schema mindestens erschwert wird. Deutsch ist die Freiheit, die durch solche Lehrpläne eingeengt wird. Lieber Stoffanarchie, aber dafür Liebe zum Buch erwecken, Achtung und Hineigung zu geistigen Werken. Demgegenüber ist die Systematisierung der Kenntnisse gleichgültig.

Aber wenn solcher Geist die Richtlinien und die ganze Neuordnung des höheren Schulwesens geleitet hätte, dann hätte man ja nicht den hoffnungsvollsten Ansaß zu einer völligen Wiedergeburt des höheren Schulwesens ganz und gar vernichten können: die Wahlfreiheit. Auch das wird sich aber vor allem am Deutschunterricht, und zwar bei der philosophischen Lektüre, bitter rächen.

## Schrifttum und Kunstbetrachtung auf der Oberstufe.

Von Dr. Ulrich Haade in Berlin-Zehlendorf.

Kann man die dithyrambischen Ausbrüche des jungen Goethe nachempfindend erleben, ohne vorher oder gleichzeitig (!) eine Vorlesung über Pindar oder Klopstocks freie Rhythmen über sich ergehen zu lassen, kann einem der Faust zum unverlierbaren seelischen Besitztum werden, auch wenn man von Puppenspiel, Volksbuch, Neuplatonismus, Hans Sachs und Parazelsius nur sehr dunkle oder gar keine Vorstellungen hat? Wehe dem Kunstwerk, das nicht imstande ist, durch sich allein zu wirken, das ohne seine Vorgeschichte nicht lebensfähig ist! Ein

Kunstwerk ist eine Welt für sich, ruht in sich selbst, spricht für sich selber. Ein Kunstwerk hat mit gelehrter Forschung nichts zu tun. Die intellektualistischen Jahrzehnte der jüngsten Vergangenheit mit ihrer Vergötterung des Historismus waren anderer Meinung. Und viel von dieser Anschauung ist noch heute in unseren Schulen lebendig. Wir fangen zwar an, Kunstbetrachtung an Stelle von Kunstgeschichte, Sprachkunde an Stelle von gelehrter historischer Zerfaserung der Muttersprache zu setzen, aber die Art, wie die Dichtwerke auf der Oberstufe vielfach an den Jungen herangebracht werden, steckt noch tief in der historischen Betrachtungsweise drin. Jetzt mehr als je, wo die „Querverbindungen“ zwischen Geschichte und Deutsch dies Fach in eine dienende Stellung herabdrücken, es zu einer Art Geistesgeschichte stempeln. O II: Mittelalter bis Luther. U I: von Luther bis Lessing, von Lessing zum jungen Goethe. O I: nachdem der rechte historische Unterbau geschaffen, das Verständnis dafür, wie alles geworden ist, erzielt worden, kommt nun: die Blütezeit des Klassizismus. Was über 1832 hinausliegt, wird gelegentlich irgendwie als Lückenbüßer, als angenehmes Nebenbei ohne inneren Zusammenhang eingestreut oder als „Privatlektüre“ kurz abgemacht. Hier widerspricht sich das historische Prinzip also selbst. Auf Klopstocks Oden z. B. blickt der so erzogene Junge unwillkürlich mit einer gewissen Geringschätzung herab, denn er ist ja nur „Vorstufe“, „Vorläufer“. Wie unrecht, wie unnatürlich!

Also: ein wüstes Durcheinander des Dargebotenen, heute das, morgen jenes, wie es der Laune des Lehrers einfällt? Oder gibt es noch eine andere sinnvolle Aufeinanderfolge, eine andere Art, von einem Kunstwerk Licht auf das andere fallen zu lassen, als die historische Reihenfolge? Zunächst: die Aufnahmefähigkeit der reisenden jugendlichen Seele. Auf die kann bei der geschichtlichen Reihenfolge keine Rücksicht genommen werden. Griechische Kunst und Parzival in O II, Klopstock in U I, Eichendorff und Schwind womöglich in O I! Gerade eine jugendpsychologisch orientierte Anordnung des Lesestoffes kann die werdende Persönlichkeit, das dunkel wogende Empfinden Schritt für Schritt zu größerer Klarheit über sich selbst führen. Dann aber: es ist ja gar nicht wahr, daß gerade die zeitlich benachbarten Kunstwerke sich gegenseitig am stärksten aufhellen. Vom Faust ist der Weg zu Parzival und zur Gotik viel gangbarer als zur Iphigenie oder zu Lessing. Treten die Kunstwerke dem Jungen in derartig innerlich gebundenen Gruppen entgegen, so wird er sie als Seiendes, als Ewiges betrachten lernen und nicht als gewordene Erscheinungen einer bestimmten Zeit. Er wird fühlen, daß es Fragen und Einstellungen zum Leben gibt, mit denen alle geistig ringenden Völker und Zeiten sich auseinandergesetzt haben, daß die Antwort und die Einstellung von der Verschiedenheit der menschlichen Eigenart bedingt ist und daß es seine eigene Sache ist, um die es sich dabei handelt. Der Einwand könnte erhoben werden, daß bei der Zusammenordnung zu „Problemgruppen“ das einzelne Werk unter einseitigem Gesichtswinkel betrachtet wird. Es wird nur vom Lehrer abhängen, daß diese Einseitigkeit vermieden und nie vergessen wird, daß in jedem Kunstwerk eine Fülle von Gefühlsströmen und Lebensmöglichkeiten zu einer unauflöselichen Einheit zusammenschießen. Dasselbe Werk wird in den verschiedenen Gruppen wiederkehren und so immer wieder in neuem Lichte erscheinen. Es sei schließlich noch hervorgehoben, daß die Gruppen nicht rationalistisch als „Probleme“, sondern ganzmenschlich als Einstellungsmöglichkeiten zum Leben, als Formen des Erlebens gefaßt sein wollen.

Im folgenden ein Versuch, die ausgeführten Gedanken in die Tat umzusetzen. Der Entwurf wurde für die Berliner Kommission zur Ausarbeitung

eines Lehrplannvorschlags für Oberrealschulen von Dr. Schönbrunn und mir verfaßt und dem preußischen Ministerium eingereicht. An unserer Oberrealschule Zehlendorf unterrichten wir Deutschlehrer nach dieser Methode seit Jahren mit schönem Erfolg.

**Lehrplan für Schrifttum, Kunstbetrachtung und philosophische Lektüre (falls in der Hand des Deutschlehrers) auf der Oberstufe (O II—O I).**

Die Oberstufe bildet ein Ganzes, innerhalb dessen die O II die Vorstufe ist und die Grundlagen erarbeitet, die I die Vertiefung und Vollendung gibt. Die Einheit des Zieles jeder einzelnen Klasse wird auf der Oberrealschule durch die Zusammenarbeit mit der Naturwissenschaft erreicht, auf deren philosophische Probleme der Deutschunterricht immer bewußter hinarbeitet. Die Auswahl und Reihenfolge der einzelnen Dichtungen und Kunstwerke wird dabei bestimmt durch die jeweilige Stufe der geistigen Entwicklung der Schüler, deren inneres Reiferwerden unmittelbar gefördert werden soll durch die Lösung ihrer seelischen Kräfte unter dem Einfluß mächtiger Eindrücke. Darum in O II mehr Frohsinn, Lebenslust und andererseits starke äußere Tragik. In I allmählich immer größere Verinnerlichung, bauend auf der immer mehr erwachenden Gefühlsmöglichkeit des jungen Menschen und diese vergeistigend. Die Dichtungen ordnen sich zu Gruppen entsprechend gleicher oder entgegengesetzter geistiger Einstellung oder nach gemeinsamen Problemen. Sie werden immer wieder rückblickend zusammengefaßt nach Kunstgattungen, Kunstrichtungen, Zeitströmungen, Kunstwollen oder ästhetischen Begriffen.<sup>1)</sup>

**Obersekunda: Zusammenarbeit vor allem mit der Erdkunde und Biologie.** 1. Weckung des Sinnes für die Landschaft und ihre verschiedenen Auffassungen. Menschentypen als Ausdruck der Landschaft. (Aus der Edda. Homer: Odyssee. Novellen von Storm, Keller, Reuter. Otto Ludwig: Zwischen Himmel und Erde. Goethe: Hermann und Dorothea. Tolstoi: Volkserzählungen. Jeremias Gotthelf. Humboldt: Aus dem Kosmos; Nächtliche Stimmen im Urwald. Briefe über Rheinwanderungen aus: Bettina Brentano, Briefwechsel mit Goethe. G. Hauptmann: Der griechische Frühling. Forster: Ansichten vom Niederrhein. Riehl: Land und Leute. Volkstunde. Haus- und Siedlungsformen. Schulze-Naumburg: Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen. Ergänzung durch Lyrik: Droste-Hülshoff, Eichendorff, Lenau usw.) 2. Freiheit und Naturausalität. Wie trägt der Mensch sein Schicksal? (Nibelungen. Shakespeare: König Lear, Macbeth, Richard III. Wallenstein. Balladen. Beethoven: Sonaten. Sophokles: König Oedipus. Kleist: Michael Kohlhaas. Grimmschen: Simplicissimus. K. F. Meyer: Novellen.) 3. Abhängigkeit des Menschen von seiner gesellschaftlichen Umwelt. Die soziale Frage. (Meier. Helmbrecht. G. Hauptmann: Der Biberpelz. Knut Hamsun: Segen der Erde. Polenz: Der Büttnerbauer. G. Keller: Regine.) 4. Überwindung und Ergänzung materialistisch-wirtschaftlicher Lebensauffassung durch Erlebnis der Lebensansicht anderer, besonders idealistischer und romantischer Temperamente. (Jean Paul: Kahenbergers Badereise. Eichendorff: Taugenichts. Walter von der Vogelweide. Cervantes: Kapitel aus Don Quixote. Tolstoi: Jünglingsjahre. Walter Fleg: Der Wanderer zwischen zwei Welten. Griechische Kunst. Kunst der Niederländer. Impressionismus. Richter. Schwind. Böcklin usw. Romantische Musik.)

<sup>1)</sup> Die im folgenden gegebenen Beispiele sind als Möglichkeiten zu verstehen, aus denen der Lehrer gemäß seiner und der Klasse Eigenart eine Auswahl treffen wird.

Prima: Das in OII gewonnene Verständnis für die Möglichkeiten, das Leben zu sehen, wird nunmehr erweitert und vertieft, um dem einzelnen dazu zu verhelfen, die seiner Eigenart gemäße Einstellung zum Leben zu gewinnen. Dabei ist immer eine Auseinandersetzung mit den Fragen anzustreben, vor die sich der Mensch des naturwissenschaftlichen Zeitalters gestellt sieht. Ziel ist das Weltbild der Naturwissenschaft, begründet auf dem deutschen Idealismus, getragen von kosmisch-religiösem Geiste, für den Goethe dauernd Führer und Deuter sowohl mit seinen Schöpfungen wie mit seiner ganzen Persönlichkeit ist. Die verschiedenen biologischen Typen der Lebensauffassung und -äußerung. Das verschiedene Lebenswollen. Die Lebensspannungen. Die Polaritäten. 1. Das bewußte, verstandesmäßige Erleben. Der moderne geistig freie Mensch. (Aufklärung. Lessing. Herder. Don Karlos. Das junge Deutschland. Schopenhauer: Kleine Schriften. Ibsen. Hauptmann.) 2. Freude am Mithandeln und Mitverantwortlichsein. Dichtung als Tat. (Walter von der Vogelweide. Luther. Hutten. Kant: Kleine Schriften. Jean Paul: Kleine Schriften. Fichte: Politisches Testament. Politische Dichtung 1848. Reden aus der Paulskirche. Bismarcks Reden. K. A. Lange: Die Arbeiterfrage. Der junge Schiller. Der junge Goethe.) Staatsbürgerliche Auffassung des Lebens (Gottfried Keller — zum Gegensatz: Raabe). Individualitäts- und Gemeinschaftsgefühl (Nietzsche. Humboldt. Kleist. Hebbel. Dostojewski.) 3. Das liebevolle Erleben des Absonderlichen, Kleinen, Unscheinbaren. Gemüt und Humor. (Jean Paul. Raabe. Reuter. Spitzweg. Richter.) 4. Das triebhaft-dämonische Erleben. (Kleist. Euripides. Der junge Goethe. Schelling: Rede über das Verhältnis der bildenden Künste zur Natur. Michelangelo. Gotik und Barock. Grünwald. Dostojewski. Nietzsche. Strindberg. Moderne Dichtung: Barlach.) 5. Das faustische Bewußtsein. (Goethe. Platon. Giordano Bruno. Dante. Parzifal. Gotik) und im Gegensatz dazu das Gegenwartsgefühl (Antike. Goethe: Italienische Reise) und die Weltverneinung (Orient). 6. Der Realist und der Idealist. (Casso. Philosophische Lektüre aus dem idealistischen und dem positivistisch-realistischen Ideenzirkel.) 7. Die kosmisch-religiöse Einstellung. (Goethe: Gott und Welt, Fragment über die Natur. Über den Granit. Schiller: An die Freude. Mynster. Hölderlin. Novalis. Wackenroder. Fr. Schlegel: Aphorismen. Klopstock. Morike. Nietzsche. Gotik. Expressionismus.)

Höchstes Ziel: Verständnis und Duldung der verschiedenen Lebensmöglichkeiten einerseits und Fähigkeit zu persönlicher Stellungnahme und zur Begeisterung andererseits. Erworben im Gesamtleben der Schule, in dem Schulaufführungen und Ausflüge wichtige Glieder bedeuten.

## Briefe Rudolf Hildebrands.

Mitgeteilt von Dr. Helmut Wode in Liegnitz.

Vor hundert Jahren, am 13. März 1824, ward Rudolf Hildebrand in Leipzig geboren — auf den 28. Oktober d. J. fällt sein 30. Todestag. Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin veranstaltete im Frühjahr eine würdige, stimmungsvolle Feier.<sup>1)</sup> Und auch in Tagesblättern wurde

1) Vgl. Rudolf Hildebrand, sein Leben und Wirken. Zur Erinnerung der Hundertjahrfeier seines Geburtstags am 13. März 1924 (Verlag von Julius Beltz, Langensalza). Das Büchlein bringt einen vortrefflichen, tiefschürzenden Beitrag von Konrad Burdach: „Rudolf Hildebrands Persönlichkeit und wissenschaftliche Wirkung“. Über R. H.

des großen Gelehrten, des trefflichen Menschen, des vorbildlichen Lehrers, des tiefgründigen Philosophen warm gedacht.

Aus dem reichen Nachlaß Hildebrands, den mir die Erben zur Durchsicht und Veröffentlichung anvertraut haben, stammen die folgenden Briefe. Sie sind nicht willkürlich ausgewählt. Der Gelehrte freilich kommt in ihnen weniger zu Worte — den gütigen Menschen spiegeln sie vor allem wider, der an dem Ringen der Jugend warmen Anteil nahm und im stillen viel Trost spendete, aus einem Leben heraus, dessen Harmonie in schmerzvollen Kämpfen täglich aufs neue erobert sein wollte.

### I. An Hermann Schmidt.<sup>1)</sup>

1.

Leipzig, 4. September 1849.

... Habt ihr denn zur Goethefeier etwas gethan? Ich möchte darüber unterrichtet sein, vielleicht im Gymnasium? wir haben einen Actus gehabt in der Schule, freilich war er ziemlich ledern; aber mir persönlich war ganz feierlich zu Muthe in jenen Tagen, und Nahrung für eine solche Stimmung war viel bei uns; im städtischen Museum war acht Tage lang eine Ausstellung auf Goethe bezüglicher Gegenstände aller Art, aus der Stadt zusammengebracht, zum Theil vom höchsten Interesse; eine Menge Briefe von seiner Hand, Zeichnungen und Kupferstiche von seiner Hand, Bilder von Personen aus seiner Leipziger Zeit, aus Wahrheit und Dichtung bekannt; ich selbst habe damals billig ein Bild von ihm gekauft, ihn darstellend aus dem Jahre 1779 . . .

2.

Leipzig, 8. Februar 1850.

Lieber Hermann!

Ich danke Dir herzlich für Deine Theilnahme und Deinen Trost; der Fall<sup>2)</sup> hat mich im ersten wirklich furchtbar getroffen; denn ohne daß ichs selbst recht wußte, war die eine Hälfte meines Lebenszieles, meinen Vater an seinem Lebensabend womöglich noch ruhig und froh und — Dir als Freund kann ichs ohne Mißverständniß sagen — womöglich stolz auf seinen Sohn zu machen. Wächstest Du genauer, wie meines guten Vaters Leben beschaffen

---

und unsern Deutschunterricht spricht Georg Wolff, über R. H. und die höhere Schule Kurt Lewinstein. Warme Erinnerungen an den Vater gibt Hedwig Hildebrand. Den Schluß des Bändchens bildet ein Gedicht Otto Lhons „Zu R. H.'s 70. Geburtstag“. — Vgl. ferner das feinsinnige, dichterisch-schöne Erinnerungsblatt von Julius Goebel in The Journal of English and Germanic Philology (Urbana, Illinois), January 1924, S. 94 ff. Ebendort: Der Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und R. H., herausgegeben und erläutert von Helmut Wode, S. 1 ff.

1) Einen Jugendfreund aus Arnstadt.

2) Tod des Vaters.



gewesen ist, wie er nur im Dienste der strengen Pflichtidee und ohne Rücksicht auf sich als Individuum gestrebt und gerungen hat, als wäre er ein studierter und eifriger Kantianer — dann wüßtest Du auch, was ihm das gewesen sein würde. Nun hatte ich ihm wirklich noch wenigstens zehn Jahre zugetraut, da er ursprünglich von einer urkräftigen Constitution war; aber seine Leiden müssen doch noch größer gewesen sein als seine Tragkraft und haben ihn eher aufgezehrt. Mir wars in den ersten Tagen, als müßt ich gleich mitsterben, als hätt ich in der Welt gar kein Ziel mehr; die Rechte der Welt und der sich entwickelnden Natur machten sich aber doch bald wieder geltend und ich strebe jetzt gerade ruhiger und freudiger vorwärts und sehe sicherer und vertrauender in die Zukunft, weil mir das Leben seitdem etwas wie einen Anstrich von Spielerei bekommen hat, und wenn ich mein Ziel scharf ins Auge fasse, so ist immer die höchste Spitze davon die Aussicht wieder mit meinem Vater zusammenzukommen. Die Zeit übrigens von meines Vaters letztem Leiden und Tod ist mir, was ich dabei innerlich durchgemacht habe, eine wahrhaft heilige Zeit und sie hat mein voriges Leben wie weit in den Hintergrund gelegt.

Aber genug davon; wir können, was Dich daran theologisch oder philosophisch interessiert, hoffentlich einmal mündlich des Näheren besprechen; z. B. in Deinem Briefe klingt die Stelle, wo Du die Unsterblichkeit berührst, doch etwas untheologisch, und obwohl ich Dir gerade das nicht zum Vorwurf, eher zum Vortheil anrechnen würde, möchte ich doch das Materielle betrachtet gern in einen Disput mit Dir eingehen, wie Du Dich so zweifelhaft darüber ausdrücken kannst, wenn ich jetzt dazu aufgelegt wäre. Hättest Du schon einmal eins Deiner Lieben, das Du auf ewig nicht entbehren kannst, sterben sehen, Du würdest nicht mehr nach Gründen fragen, um das dem gläsernen, luftigen, wesenlosen, naseweisen Verstande zu beweisen, was der innerste Besitz der allein existenten Seele ist; um das dem geistigen Auge äußerlich aufzuzeigen, wie man eine mathematische Figur an die Tafel hinmalt, was man im geheimsten, ewigen Kerne der persönlichen Existenz leben und wirken fühlt. Na, ich bin doch darauf eingegangen, der Gegenstand hat mich mit fortgezogen; aber jetzt genug davon...

3.

28. Dezember 1851.

... Du hast mich inzwischen mit Deinem lieben Briefe und dem köstlichen Weihnachts überrascht — ich bin beschämt. Meinen schönsten Dank, ich bin Dein Schuldner. Ich kann die Münzen vortrefflich brauchen, nur drei Doubletten haben sich ergeben, mit denen ich Flügel<sup>1)</sup> beglücken will. Ich bin diese Weihnachten so reichlich beschenkt worden mit Büchern, daß ich

1) Selig Flügel, Herausgeber englischer Wörterbücher.

Arbeit habe, mich nur oberflächlich über Werth und Inhalt derselben in Kenntniß zu setzen; namentlich trifft das eine ganze Sammlung alter Bücher aus dem Nachlasse eines gestorbenen deutschen Philologen, Dr. Herm. Lenzer, dessen Bruder mir den Rest des Nachlasses geschenkt hat. Dabei ist z. B. eine Sammlung von 35 Büchern der ältesten Buchdrucker Leipzigs, und noch vieles andere Werthvolle, auch Handschriftliches, darunter ein merkw. deutsches Manuscr. aus dem 13. Jh.; Handschriftenproben bis zum 12. Jh. zurück; ferner 3 Originaldrucke von Calderonschen Stücken aus Spanien; Hans Sachsens Wittenbergische Nachtigal, erster Druck, sehr selten, fliegende Blätter mit Volksliedern aus verschiedener Zeit; ein Holzschnitt von Lucas Cranach dem ält., einer von H. Holbein; Sachen von Virgil, Persius, Cicero, Seneca, Sallust usw. in Incunabeldrucken — kurz, ein Schatz, der mir ordentlich den Kopf verdreht hat. Ferner halb geschenkt hab ich bekommen die ganze Illustrierte Zeitung von Anfang 1843 bis jetzt; von einem Schüler eine Ausg. des Hans Sachs in 4 Bdn.; vom Buchhändler Reimer Dahlmanns franz. Revolution, aus seinem Verlage.

Ich corrigire nämlich seit mehr als einem Jahre philologische Bücher für Weidmanns; in dieser Woche z. B. beginnt der Druck des lang erwarteten neuhochdeutschen Lexicons von den Gebr. Grimm, 7 Bde. zu je 100 Bogen, von Luther bis Goethe, und ich bin zum Corrector bestellt; ich rechne das als eine hohe Ehre für mich, als eine hohe Nationalpflicht. So kannst Du Dir etwa zusammenbauen, wie mein praktischer Ideentreis aussieht; meine Bibliothek hat sich in Jahresfrist bedeutend vermehrt, namentlich für deutsche Poesiegeschichte aller Zeiten — aber mein Herz ist leer, schrecklich leer, außer was Freundschaft darin zuweilen erwärmt. Die heilige Liebefähigkeit, die dem Glücklichen alles Rauhe und Uebertriebene zum Mildem und Maßvollen, zu seligem Frieden, zu organisch aufbauender Wärme temperirt, ist auch mir mehr eine gebundene vulkanische Gluth, die in ewigem Kampfe steht mit der erdgeborenen Form; ich verstehe Deine Klagen vollkommen. Je größer der Kampf, desto süßer der Lohn, komme er wann er wolle. Ein andermal mehr davon. Adieu.

Dein Rud. Hildebrand.

## II. An Woldemar Goethe.<sup>1)</sup>

Leipzig, 1. Dezember 1872.

Geehrter Herr Doctor, lieber Freund!

Erst heute komme ich einmal zum Briefschreiben, das Wb. sitzt mir eigentlich schlimmer auf dem Nacken als je, und erst im Laufe des kommenden Jahres hoffe ich mehr aufatmen zu können. Daß Sie den Tell vornehmen,

1) Geb. 1843 in Dresden, gest. 1898 in Leipzig als Direktor der Lehrerbildungsanstalt für Knabenhandarbeit. W. Goethe hatte in Leipzig bei Hildebrand und Jarnde

ist gewiß ganz recht, das Wert ist für Schulzwecke nicht mit Golde aufzuwiegen. Daß Sie aber in Freiberg bloß den Text zur Verfügung haben sollen, kommt mir wie unglaublich vor. Schon die Schulausgaben neuerer Zeit, auch die Cotta'schen, zu billigstem Preise, bieten sachliche und sprachliche erklärende Zuthaten, ebenso, so viel ich weiß, die bei Brockhaus erschienene, in der wenn ich nicht irre auch das alte Tellenspiel mitgetheilt ist, das jüngst wieder gedruckt wurde von Hoffm. v. Fall. im Weim. Jahrb. 5, 52 ff., besser neuerdings von W. Fischer, die Sage von der Befreiung der Waldstätte nach ihrer allm. Ausbildung Leipz. 1866 (1 Rth.), als Beilage S. 169 ff., mit Erkl. u. a.

Für Schulzwecke unmittelbar bestimmt ist: Joach. Mener, Schillers W. T., auf seine Quellen zurückgeführt und sachlich und sprachlich erläutert (philologisch dürftig) Nürnberg. 1840, ein Programm. Besser ist und in der Hauptsache ausreichend: W. E. Weber, Sch's Tell erläutert, 2. Ausg. (Titelausg.), [ich hab nicht notirt wo und wann und kann das Buch bei mir nicht gleich wiederfinden, hab es glaub ich verborgt]; darin steht auch die ganze einschlagende Stelle aus Tschudi, das Büchlein ist billig. NB. Bremen 1862, bei G. Henke.

Mir ist als würde Ihnen das ungefähr genügen. Die entsprechende Stelle aus Etterlins Chron., die Schiller auch wohl zugezogen hat<sup>1)</sup> und vortrefflich für die Schule dient, steht in Wadernagels Lesebuch 3. Theil 1. Bd. 1847 (ein Buch, dem Sie überhaupt ernstlich nachtrachten sollten, falls Sies nicht schon haben). In der 1. Sc. des 4. Aufzugs stehn nicht unwichtige, vielleicht schon für Ihre Knaben verwendbare Beiträge in Zachers Zeitschr. 1, 353 fg. von Jänide, und von mir das. 2, 188, es handelt sich um den Nachweis, daß da Schiller ein paarmal Tschudis Deutsch nicht verstanden, darum fallsch übersezt hat.<sup>2)</sup> Sie könnens aber auch wohl entbehren.

Mit Weiterem, falls Sies wünschen, steh ich gern zu Diensten.

Herzlich grüßend und Ihnen alles Beste wünschend

R. Hildebrand.

### III. An Gotthold Klee.<sup>3)</sup>

1.

Leipzig, 16. September 1872.

Lieber Konfamule!

... Daß Ihnen Ihr Dresden so misfällt, thut mir leid, aber hoffentlich ändert sich das auch. Greifen Sie nur erst, aus dem abstrakten Studenten-

Deutsch studiert. Seine erste Anstellung erhielt er am Gymnasium zu Freiberg im Erzgebirge; dahin ist Hildebrands Brief gerichtet.

1) Vgl. jetzt: Die Quellen von Schillers Wilhelm Tell. Zusammenge stellt von Albert Leitzmann (Bonn 1912).

2) Wiederabgedruckt in R. Hildebrands Gesammelten Aufsätzen und Vorträgen S. 113 f. (Leipzig 1890).

3) Gotthold Klee, der bekannte Germanist und Literaturhistoriker, der Sohn Julius Ludwig Klees, von dem Treitschke einmal brieflich bekannte: „er war der einzige Lehrer im vollen Sinne des Wortes, den ich je gehabt“.

leben heraus, an einer bestimmten Stelle in das Getriebe des Lebens ein, das — ich meine das Getriebe — eben nur eins ist und bei allen Mängeln unvergleichbar mehr wert als die beste nur gedachte Welt, so werden Sie sich erst heimisch fühlen, auch in Ihrer Heimat wieder. Und da wärs für Sie doch bei weitem das Beste, daß Sie in das Getriebe des Staats einträten und, koste es was es wolle, da Fuß fassen. Nur ein fester Entschluß und ein festes Greifen und alles wird gut. Sie sind im Grund des Herzens ein so frischer Kerl (mancherlei Unfrisches wird sich abstreifen, ist nur äußerlich), daß es Ihnen bei einem festen Zugreifen gar nicht fehlen kann. Ich möchte Sie noch als wohlbestallten sächsischen Gymnasialdirektor sehen, erleben, der — an der so heilig nötigen Reform unseres höheren Menschenbildungswesens tapfer mit arbeitet. Sie können das auch schon lange vor dem Director.

Aber ich muß ans K—, nur noch ein Händedruck für die mich betreffende Äußerung. Sehen Sie, das sind die Lehrerfreuden, wie Sie sie sich auch schaffen müssen und können.<sup>1)</sup> Ich hab Sie übrigens, ganz wahrhaft gesprochen, auch recht lieb gewonnen, Sie fehlen mir sogar ein wenig. Mit bestem Gegengruß an Ihre gute Frau Mutter grüßt Sie aufs herzlichste

R. Hildebrand.

2.

Leipzig, 11. Mai 1873.

Endlich komme ich ein wenig zu mir und darum auch zu Ihnen wie zu andern Briefgläubigern, die ins Dußend gehen oder drüber. Herzlichsten Dank vor allem für Ihren Glückwunsch zum Geburtstage, er war so gut und herzlich, daß ich Ihnen die Hand drücken würde, wenn ich Sie da hätte. Der nachfolgende Brief war ja aber etwas hypochondrisch — Sie hypochondrisch! machen Sie daß Sie ins Fahrwasser des Lebens kommen, da werden Sie sich erst kennen lernen. Nichtwahr, am Examen halten Sie fest? ich beschwöre Sie, das zu thun, feß und kühn, und alle Grillen und alles Stimmungsleben so lange gänzlich bei Seite, es kommt nachher um so farbiger und frischer wieder ...

3.

Leipzig, 31. December 1878.

Lieber Herr Doctor!

Ich hätte gern früher geschrieben, war aber zu bedrängt mit Arbeit, und auch die Gesundheit macht mir doch noch zu schaffen genug, obßchon es

1) Otto Erjon schrieb an R. Hildebrand am 15. Mai 1879: „Der Anregung (hier in Döbeln) bedarf ich nicht, die ist mir seit Ihrem Unterrichte, der mir in demselben Augenblicke den Frieden zertrat und wiedergab, für immer gegeben“. In demselben Briefe heißt es: „So führe ich ein glückliches Dasein, getragen im wesentlichen von der Weltanschauung, die ich in Ihrem Colleg von Stunde zu Stunde eingesogen habe, und die kann mir kein Teufel erschüttern, am allerwenigsten ein Döbelner Spießbürger“.

oft genug recht leidlich geht. Sie haben aber also auch schwere Krankheit im Hause gehabt? Ja das ist der Anhang des Familienlebens, der doch im Haushalt des Seelenlebens eine gar bedeutsame Rolle hat, er nährt die Liebe und weckt schlafende Kräfte. Man wird oberflächlich, wenn man gesund ist, sagte meine theure Frau einmal zu mir auf ihrem Krankenlager, vermuthlich in einem Augenblick des Glaubens an ihre Wiederherstellung, während sie doch ahnende Todesworte schon fast ein Jahr vorher geäußert hat, und nie gegen mich, da verbarg sie es. Ja das Leben selber vertieft uns selten, glücklicher Fluß des Lebens macht uns unfehlbar leichter und seichter, erst Stöße gegen das Dasein weisen uns wieder auf die Tiefe, auf der doch alles Dasein ruht. Das ist auch meine schwere Lehre aus dem letzten Jahr fünf.

Sie wünschen sich sehnlich nach Sachsen zurück und denken ernstlich an Übersiedelung. Ja das glaub ich Ihnen gern, so wenig leicht es uns hier einleuchten will, daß es jemand im Weinlande nicht soll gefallen können. Ich kenne ja die Verhältnisse dort nicht, aber daß Sie den Schritt nur reichlich erwogen thun möchten, das möchte ich Ihnen doch rathen. Das Trachten nach Stellen an dem neuen Staatsgymnasium hier ist sehr groß, wie ich höre, aus ganz Sachsen herum hoffen und streben Viele hierher, außer von Dresden. Die Eröffnung soll wol noch 1879 stattfinden. Ich natürlich würde mich nur freuen, wenn Sie kämen, und wünsche Ihnen darum alles Glück dazu.

Wissen Sie daß wir jetzt in der Familie Gudrun lesen? d. h.: altdeutsch, und nicht nur so obenhin, das sagte ich gleich voraus und stellte es als Bedingung, sondern ordentlich nach meinen Begriffen, d. h. nicht gerade mit Knaupeleien über Grammatik und Metrik und Kritik, sondern daß die Helden und Heldin als lebendige Mitte stehen bleiben, aber ganz genau im Auffassen des Wortlautes. Und das geht ganz gut, besser als ich erwartet, die Mädchen thun tapfer mit (die kleine bringt ziemlich viel Mhd. aus der Schule mit), und wir sind oft schon geradezu entzückt aufgestanden. Das ist gesund durch und durch, empfinden wir dann und sagens auch mit Freude. Da ist mehr gesundes Leben drin, als auch im Göthe, und Schönheit, innerlichste Schönheit nicht weniger. Über die feine Auffassung der Mädchen bin ich manchmal förmlich verwundert.

Das muß ich Ihnen, dem Gudrunmanne, doch vermelden, dazu daß wir natürlich auch Ihre Übersetzung<sup>1)</sup> zuziehen. Es ist manchmal förmliche Neugier: wie wird denn das K. gegeben haben? Da findet sich nun freilich am öftesten, daß — die Dinge eigentlich gar nicht zu übersetzen sind, aber doch auch: ja das ist gut, das ist hübsch. Angefangen haben wir bei der Erscheinung des Schwan-Engels am Strande, und sind nun beim Beginn der

1) Gudrun. Ein altdeutsches Heldengedicht, übersetzt von Gotthold Klee. Leipzig 1878. S. Hirtzel.

Erlösungskämpfe. Gudrun und Gerlint und Hartmut sind Allen förmliche Bekannte geworden, so wie etwa Ingo usw. in einem Frentagschen Roman.

Aber zum Schluß zu kommen: bestes, besseres Glück zum Neuen Jahr für Sie und die lieben Ihrigen, das wünscht Ihnen mit herzlichstem Gruß, den die Meinigen theilen,  
Ihr R. Hildebrand.

#### IV. An Ludwig Bod.<sup>1)</sup>

1.

Leipzig, 18. Juni 1876.

Mein lieber deutscher Amerikaner!

... Ich freute mich daß Ihnen Amerika Ihr Deutschgefühl schärft, da ich zu oft erfahren habe daß auch tüchtige Leute Deutschland dort zuerst verächtlich ansehen lernten. Aber es muß ja überhaupt jetzt draußen anders aussehen als vor 1870, wie mich seitdem das geschichtliche Deutschland in allen Jahrhunderten anders ansieht als mans ein halbes Leben lang hatte gewohnt werden müssen. Damals gehörte Entsamung und Tapferkeit dazu, voll und ganz nichts als Deutscher zu sein, jetzt fängt es an eine Lust zu werden, trotz der Ratten die noch an den Grundbalken nagen. Mir ist eine Genugthuung, mein Lebensprogramm so spät doch so glänzend gutgeheißen zu sehen, d. h. all mein Denken und Thun auf den einen Punkt zu richten, wo und wie das Deutschtum gestärkt werden könne. Mir wars immer, als wäre das der einzige Durchgangspunkt für alles Weitere, und jetzt erhebt sich das glaub ich in das Licht weltgeschichtlicher Beleuchtung. So fühl ich mich jetzt in guten Stunden genau an dem Punkte, an den ich mich wünschen müßte wenn ich nicht drauf und dran stände, bin natürlich auch oft in mir unaussprechlich glücklich. Mein Unglück schlägt mir zugleich zum Heile aus darin, daß ich den hier überschaubaren Lebenskreis nur als ein kleines Stück eines ungeheuren Ganzen sehe, das macht ruhiger, und wie ich in mir tiefen Frieden habe, so suche und finde ich ihn auch in den Kämpfen hienieden. Ich habe Frieden und Freundschaft mit Zarncke<sup>2)</sup> mit der strengen Wissenschaft überhaupt, mit den Büchern, die mir alle immer mehr lebendige Menschen werden mit ihren Tugenden und Mängeln, kurz wenn sich meine Lebenskraft wieder heben sollte (und es scheint wirklich so), steht mir ein glückliches Alter in Aussicht, mit den in der Jugend heiß gewünschten Früchten. Selbst das Dichten regt sich wieder in mir, und ich sehe daß es mit wissenschaftl. Arbeit eins ist. Eins fehlt mir freilich, und ist unerseßlich, aber Blüte und Frucht davon

1) Auf Dr. Ludwig Bod aus Frankfurt a. M. setzte Rudolf Hildebrand wissenschaftlich die größten Hoffnungen, die sich aber nicht erfüllen sollten: Bod endete durch eigene Hand. Vgl. Hildebrands Brief an Frau Pelissier.

2) Friedrich Zarncke (7. Juli 1825 bis 15. Oktober 1891).

trag ich unvergänglich in mir, und meine Kinder sind so gut, schaffen mir Leben um mich herum, daß ichs eben aushalten kann bis zur nächsten Station.

Da bin ich doch ins Plaudern gekommen. Sehen Sie daraus, wie nahe ich Sie mir innerlich fühle und wünsche daß Sie sich mir nicht entfremden. Wie Ihnen das Stundengeben schmeckt, möcht ich schon auch wissen, es ist eine Hauptprobe für die Geistesart, und hier höhnten Sie so gern die damit behafteten Unglücklichen! Ich gieng einst auch mit Widerwillen dran, und doch fand ich mich zu Freude und Glück hinein, daß ichs noch jezt eigentlich vermisse. Es machte mir reines Geistesvergnügen, einem seine Eigenart abzuhören, mich ihr anzuschmiegen, aber nur um ihn aus seiner Besonderheit, zu heben dem Allgemeinen näher, und das muß ja der rechte Lehrer zugleich können oder lernen. Zum bloßen Pauken hab ich mich nie hergegeben....

Mein Hugo <sup>1)</sup> studiert nun auch —  
Philos.! fängt mit Chemie u. dgl.  
an! nun, es ist der Zeitstrom, Recht  
behalten ste doch nicht. . . .

2.

Leipzig, 12. November 1876.

Mein lieber Freund!

Wie freut mich alles was nun von Ihnen kommt, nicht nur die liebevolle Anhänglichkeit die Sie mir beweisen und die mir in meiner immer noch zweifelhaften Lage so wohlthuend, erfrischend, lebengebend ist, sondern noch vielmehr die Vorstellung des neuen Lebens, das nun in Ihnen selber aufkeimt, Sie selbst beglückt. Dachte ich vorher an Sie, war mirs mehr als ob ich in eine düstere Kammer blickte, wo eine edle Kraft eingesperrt grollte, nun aber, wenn ich an Sie denke, tritt mir vollständig ein Garten entgegen über dem die Frühlingssonne aufgeht u. s. w. Gott segne Sie, Guter, ich möchte fast noch einmal mit Ihnen jung sein und Lehrer werden, denn niemand pflückt so rasch Blumen und Früchte als der Lehrer der es einigermaßen richtig anfängt, das hab ich Ihnen glaub ich öfter gesagt.

Offen gesagt, ich hätte nicht gedacht, daß bei Ihnen die Freude so rasch aufblühen würde, denn ich kenne auch die Schwierigkeiten des Anfangs und die sonstigen Hemmnisse zu gut. Sie sind vielleicht jezt geringer geworden seit der Zeit meines Anfangs, ich fand ein ziemlich wildes Geschlecht vor (Sommer 1848), der Umschwung von 1870, der sich ja bei uns langsamen Naturen überhaupt recht langsam vollzieht, äußert sich aber doch wol schon bei der Jugend, wo nicht die pessim., material., sozialistischen Windströmungen etwa störend, herabziehend, verschiebend dazwischen kommen. Aber daß Sie so rasch froh sind, d. h. sich in der Age der Gesamtbewegung fühlen, freut

1) Rudolf Hildebrands ältester Sohn.

mich lebhaft, beweist zugleich die Gesundheit Ihrer Natur. Fehler werden Sie wol auch noch machen, jeder macht andere, sodaß einem da eigentlich niemand mit seiner Erfahrung beispringen kann. Ich arbeite noch täglich an meinen Fehlern; es gibt aber keinen schärfern Prüfstein für unsern Fehler als die Jugend in so einer Gemeinde beisammen, die sich doch im Grunde selbst regiert nach alter Weise. Aber das Lehren an und für sich macht Ihnen wol Freude? Ich kenne eigentlich keine größere. Und wie ganz anders jetzt, wo nicht bloß Kenntnisse zu lehren sind, die unser eigenstes Ich eigentlich nicht angehen, sondern wo alles immer mehr sich um einen lebendigen Punkt kreisend gliedert, der zugleich wir selber sind als vertretendes Glied des großen Ganzen, das wieder als solches auf die Weltbühne tritt.

... Wenn Sie Müllenhoff<sup>1)</sup> besuchen, wie es scheint, so bitt ich, grüßen Sie ihn doch bestens von mir, ich bin ihm eigentlich Dank schuldig für eine Zusendung in Sachen der Orthographiefrage, die mir offen gesagt eine Art Greuel ist, ich kann das staatliche Machen von solchen Sachen nicht leiden, dahinter steckt der franz. rom. Staatsbegriff und außerdem eine falsche Wertschätzung vom Kleide der Sprache.

Nun denn, frisch vorwärts, mein Lieber, ich hatte nicht gehofft Sie so rasch wiederzugewinnen. Nur überarbeiten Sie sich nicht. Schreiben Sie mir so oft Sie möchten, Ihre Briefe geben mir Leben.

Mit Gruß von Hugo (der mir ein Naturmann<sup>2)</sup> wird!) und allerbesten Grüßen und Wünschen für Sie  
Ihr R. Hildebrand.

3.

Leipzig, 27. April 1877.

Lieber Freund!

Freilich nehme ich warmen Theil an dem Todesfall in Ihrem Kreise — wer so weiß was Tod ist, wie ich, weidet sich beinahe in dem Schmerze, der ihn umgibt, er ist ein bitterer Lebenstrank, ich schmecke ihn noch täglich. Ihre gute Schwester ist tapfer, wie Sie sie schildern, sie wirds durch den Schlag dann noch mehr werden — und Liebe entzündet sich am Sterben, wie sonst nirgends. Grüßen Sie sie doch von mir, die Hülfe die die Welt bietet, ist unerschöpflich, wenn man nur gesund und tapfer ist, und den Glauben und die Liebe noch hat....

4.

Leipzig, 8. Juni 1879.

Lieber Freund!

Lieber Sohn dürfte ich sagen nach Ihrem Anfang — aber ich muß gelassen bleiben, das fordert mein Befinden, das eigentlich noch wie ein zartes

1) Karl Müllenhoff (1818—1884). Vier Briefe Müllenhoffs an J. Zacher hat kürzlich J. Bolte im Euphorion Bd. XXV, S. 10 ff. (1924) herausgegeben.

2) Hugo Hildebrand studierte (in seinen ersten Semestern) eifrig Naturwissenschaften.



Pflänzchen ist, das sich nach den Märzlüften heraus wagt ans milde Licht. Also wieder einmal voller Einklang nach mehrerlei Misklang oder Zwielfang. Ich dank Ihnen für Ihren Brief, er ermuthigt mich, wenn er mir auch hier und da keineswegs klar klingt. Ja, ich selber möchte so fortfahren, und Größeres in Angriff nehmen, gebe auch die Hoffnung nicht auf, daß ich noch dazu komme. Körnchen aus meinem Hauptspeicher habe ich doch da schon mit eingestreut. Er ist so voll, daß ich an der Fülle in mir leide. Nur auf mehr äußere Freiheit und größere innere Ruhe warte ich, um mehr an Tag zu geben, am liebsten in Bezug aufs Heiligste, an dem ich täglich arbeite, mein eigen Leiden zwingt mich dazu. Einstweilen hab ich mir seit Jahresfrist Hefte angelegt, in denen ich zwischen Colleg und Vb.sarbeit hinein Einfälle eintrage, um sie fester zu haben als nur im Gedächtniß, und es ist schon ziemlich viel drin, meist in der Sonntagsfrühe in Hast geschrieben, es sind wie Pfeile die ich schneide für den Kampf und — Wundsalbe zugleich, und einzelne Friedenspunkte für den letzten Frieden, nach dem es in mir drängt, um — die fröhliche Arbeit ungehemmt beginnen zu können, mit hohen Festen dazwischen, denen Gott und die Götter lächelnd nahe beiwohnen würden. O die Welt ist so herrlich und blühend und gut wie nur je im Morgentraum eines wahren Dichters, wenn man sie nur vom gefundenen rechten Punkt aus sieht, nicht hinter den Gefängnißmauern, welche der stolze Vernunftmensch sich selber gebaut hat, um doch sich als Selbstherr zu fühlen in Nummer Sicher, und nennt das mit gehobenem Haupte Wissenschaft usw. Jeder wirklich große Wissenschaftsmann hat immer durch die Mauern ein Loch gebrochen, aber die Nachfolger bauen es immer wieder zu. Ich möchte das Bild gleich durchführen, so ahnungsvoll wahr leuchtet es vor mir. Aber ich denke, Sie verstehen mich. Und sehen Sie, Solches kann ich doch auch nur an Sie schreiben, Anderen wäre es Unsinn, höchstens jugendlich unausgegohrner Most von schlechter Sorte, und kommt doch als Wein aus der harten Kelterpresse eines langen schwerernsten Lebens; hat auch schon lange genug auf Lager gelegen, um abzugähren, ein Vierteljahrhundert lang, nur daß ich ihn meist für mich allein kosten soll, ist mir eine Plage, und es wäre doch genug, um ganze Festplätze damit zu versehen. Nun man gibt die Hoffnung nicht auf auf gemeinsame Freude, die ja allein welche ist...

Ihnen das Beste wünschend — das ist aber im Grunde ein froher Glaube — an die Welt und sich — und Gott — auch mit Grüßen von Hugo

Ihr R. Hildebrand.

(Schluß folgt.)

## Karl Reuschel zum Gedächtnis.

Am 20. August verschied in Dresden der ord. Honorar-Professor an der Technischen Hochschule, Dr. Karl Reuschel, im Alter von 52 Jahren. Bis Ostern dieses Jahres Oberstudienrat an der Dreikönigsschule zu Dresden-Neustadt, hatte er sich eben freigemacht, um ganz der geliebten Wissenschaft zu leben, da ward all seiner Arbeit ein Ziel gesetzt. Er war ein unermüdlicher Arbeiter, in seinem Fleiß allen, die ihn gekannt, vorbildlich. Unsere Zeitschrift dankt ihm viel. Seit 1898 kehrte er immer wieder hier ein mit größeren und kleineren Beiträgen aus dem Gebiete der Sprache, der Literaturgeschichte und der Volkskunde. Ganz besonderen Dank aber schulden wir ihm für seine eingehenden Berichte über das germanische und deutsche Altertum, über Mythologie, Märchen, Sage und Volkslied sowie über altdeutsche Literatur. Einer dieser Berichte zeugt in diesem Heft von der Art des Entschlafenen, einen weiteren hatte er für den 21. August in Aussicht gestellt, stattdessen traf uns die Kunde von seinem Heimgang. Wir werden des treuen Mitarbeiters und des reinen Menschen stets dankbar gedenken.

Die Herausgeber.

### Literaturbericht.

#### Volksdichtung.

(Märchen, Sage, Volkslied, Volksschauspiel, Sprichwort.)

Von Prof. Dr. Karl Reuschel in Dresden.

Die uns zur Besprechung eingegangenen Schriften verteilen sich ziemlich ungleichmäßig auf die einzelnen Gebiete. Das deutsche Märchen und das Volkslied haben einen nur geringen Anteil, dagegen ist die Sage reich vertreten. Die vor dem Kriege und noch in ihm rüstig fortgesetzten Sammlungen von Liedern sind durch die Ungunst der Verhältnisse ins Stocken geraten, während die Volksfrage, die sich besonders zur Besinnung auf deutsches Wesen eignet, viel Aufmerksamkeit findet. Auch des alten Volksschauspiels gedenkt man, doch handelt es sich weniger um Ausgraben vergessenen Gutes als um mehr oder minder gelungene Versuche, schon Bekanntes praktischen Zwecken nutzbar zu machen. Von der Lenens und Paul Zaunerts „Märchen der Weltliteratur“ bieten eine dankenswerte Ergänzung auch nach der vaterländischen Seite hin durch einen gut zusammengestellten zweiten Band der Deutschen Märchen seit Grimm, den Paul Zaunert besorgt hat.<sup>1)</sup> Erst wenn der verheißene dritte Band über die Quellen und die Behandlungsweise die nötige Aufklärung verschafft, kann eine wissenschaftliche Auswertung des Unternehmens geschehen; vorläufig lassen wir uns an dem Gesammelten als an einem Zeugnis der üppig sprudelnden Schöpferkraft genügen und hoffen, daß Lisa Tegner, die berufene Märchenerzählerin, der Zaunert das Buch widmet, zur weiteren Verbreitung der Geschichten beitragen wird. Es sind köstliche Stücke aufgezeichnet, nicht alle Märchen in engerem Sinne, sondern auch rein Anekdotisches wie das auf den Alten Fritz Bezügliche und der eine oder andre Novellenstoff, z. B. S. 236, Der Pfiffigste. Mehr Anordnung nach inneren Gesichtspunkten wäre zu wünschen, gelegentlich eine Sachklärung. S. 175 sollte Medwischer Margreti mit Mediacher erläutert werden; ein siebenbürgisches Städtchen Medwisch, von dem Zaunert schreibt, gibt es m. W. nicht. Auf einzelne Motive, etwa das vom Rattenfänger (S. 23), Anklänge an die Heldensage (Die Königstochter in der Flammenburg S. 217, Die zwölf Kühe S. 282) und die Übereinstimmung mit Rückerts „Die Araber hatten ihr Feld bestellt“ in dem Märchen „Die ge-

1) Deutsche Märchen seit Grimm. Zweiter Band. Jena 1923, Eugen Diederichs.

teilte Ernte“ S. 86 f. sei schon jetzt hingewiesen, ebenso auf „Griffeldede“ S. 186. Immer wird der Erzähler ton glücklich getroffen. Das Buch verdient ein Hausbuch zu werden. Irreführend ist der Titel des hübschen Werkchens von Heinrich Mühlengeweg.<sup>2)</sup> Sicher hat der Verfasser nicht aus dem Volksmunde geschöpft, sondern seine eigene Erfindungskunst walten lassen, wobei ihn vielleicht Anekdotes leitete. Als Proben mundartlicher Dichtung mögen einige der Gespräche dem Deutschlehrer willkommen sein. Eine wirklich geschmackvolle und gesunde Kost bereitet er zu. Kunstmärchen veröffentlicht ebenfalls Hans Friedrich Blund, ein längst anerkannter Dichter.<sup>3)</sup> Zur Kenntnis von Land und Leuten seiner Heimat sind diese tiefpoetischen Phantasteerzeugnisse höchst beachtlich. Von der Lebens kritische Sammelwerk befriedigt strengste wissenschaftliche Ansprüche. Den zweiten Band über die deutschen Heldensagen hat der Verfasser neugestaltet, um den Abschnitt über die Urzeit gekürzt und mit einem Namen- und Sachweiser versehen, der dem Benutzer erst den ganzen Inhalt erschließt. Er will noch deutlicher als in der früheren Auflage seine Überzeugung begründen, „daß aus dem germanischen Heldenlied der Völkerwanderungszeit die ganze germanische Heldendichtung gewachsen sei.“<sup>4)</sup> In den Anmerkungen setzt er sich vornehm und immer selbständig mit den Forschungsergebnissen namentlich Andreas Heuslers, Panzers, Nedels, Singers, Jägemanns und R. F. Schröders auseinander. Ich vermissen beim Beowulf nur Mogks Grendeldeutung. Weniger durchgreifend und im wesentlichen auf die Kapitel 2 bis 4, die von den Toten handeln, beschränkt sind die Änderungen in Friedrich Rantes viertem Teil des gleichen Wertes.<sup>5)</sup> Zum „lebenden Leichnam“ vergleiche man noch die Aufsätze von Rud. Meißner und A. Wiedemann Zs. f. rhein. u. westfäl. Volkskunde 14 (1917). Mittweida (S. 41) liegt nicht bei Leipzig. Mit dem Motiv der geheimnisvollen Todesbotschaft (S. 287 f.) hat sich zuletzt Archer Taylor (Northern Parallels to the Death of Pan, Washington University Studies, vol. X, Oktober 1922) sorgfältig befaßt. Er lehnt Gerhards auf Mannhardt zurückführende Anschauung, die Gespichte sei ein verkümmertes Vegetationsmythos, ab und erklärt sie als Folge von Gehörshalluzinationen; ihre Verwendung zu verschiedenem Gebrauch zeigt er einleuchtend; dabei kommt ihm eine erstaunliche Belesenheit zustatten. Als Wegweiser durch die Welt der Volksagen hat Rantes Arbeit einen um so größeren Wert, als er mit Geschick das Bezeichnendste jeder Gattung auswählt und vortreffliche zusammenfassende Betrachtungen der Hauptgegenstände gibt. Ein Seitenstück zu den „Märchen der Weltliteratur“ bildet Paul Zauerters „Deutscher Sagenschatz“, von dem unser letzter Bericht einen ersten Band anzeigen konnte. Gustav Jungbauer, dem wir schon so manchen Beitrag zur Volkskunde seiner engeren Heimat verdanken, spendet Böhmerwaldsagen<sup>6)</sup>, ungemein reiche Überlieferung und neben dem schätzbaren Büchlein von Hans Wahlit (siehe Zs. f. Volkskunde 36, 309) geeignet, die Freude an sagenhaften Geschichten in diesem Gebiete als noch ungemindert zu erweisen. Welche Fülle von guten Beobachtungen steckt allein in der Einleitung! Es fesselt uns, wie der fleißige Sammler allgemeinere Schlüsse aus seiner Arbeit zieht, wie er des näheren hervorhebt, daß der Glaube an die Wahrheit der erzählten Begebenheiten sich nach der Art der Stoffe richtet, daß die Frauen mehr Sinn für die Sagen besitzen als die Männer, die sich lieber an Schwänken erfreuen, daß die Tschechen die Märchen bevorzugen und als Flachlandsbewohner eigentliche Bergsagen nicht kennen, daß das Erklärungsbedürfnis lange nicht die wichtige Rolle spielt, wie man gewöhnlich annimmt, und daß im Böhmerwalde die Riesen- und Zwergsagen hinter den Sagen von Wassergeistern stark zurücktreten. Auch die Bemerkung über die zwei Arten von Hexen (S. 195), solche menschlichen und solche übermenschlichen, dämonischen Ursprungs, und eine andre, daß der Glaube an den wilden Jäger älter sein müsse als der Wodansglaube (S. 19), zeugen von dem tiefen Eindringen in das Volkswejen. Jung-

2) Westdeutsche Volksmärchen. Düsseldorf 1923, A. Bagel.

3) Märchen von der Niederelbe. Jena 1923, Eugen Diederichs.

4) Die deutschen Heldensagen. Zweite, völlig neubearbeitete Auflage. München 1923.

C. F. Beckche Verlagsbuchhandlung Oskar Bed.

5) Die deutschen Volksagen. Zweite, verbesserte Auflage. München 1924, ebd.

6) Böhmerwald-Sagen. Jena 1924, Eugen Diederichs.

bauer hat die Unterstützung der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen erfahren dürfen, die ihm Handschriftliches überließ, und vieles noch Ungedruckte sonst erhalten. Er zerlegt sein Werk in drei Bücher: Landschaft und Volkstum, Geschichte und Christentum Volk und Geisterwelt. Schöne alte Abbildungen heimgeln an. Daß ziemlich kurze Zeit nach Kühnau's gewaltigem Werk ein neues schlesisches Sagenbuch mit wissenschaftlichen Ansprüchen möglich sein würde, hätte wohl so leicht niemand für möglich gehalten. Will Erich Peukert<sup>7)</sup> wagt es, damit aufzuwarten, und man wird ihm zugestehen müssen: er hat nichts Überflüssiges geschaffen. Seine Begeisterung gewinnt auch den Leser. Er will eine volksmäßige Darstellung bieten und Kühnau ergänzen, der z. B. die schlesischen Wenden unberücksichtigt läßt. „Ich arbeitete so, als habe sein Buch nie existiert. Ich sage das auch darum, weil nun die Möglichkeit besteht, ohne noch einmal zu den Quellen zurückgehen zu müssen, einzig durch den Vergleich einer Sage bei ihm und mir, deren Herkunft ganz sicher festzustellen. Nur etwa ein Viertel der „Kühnau'schen“ Sagen wurden hier übernommen, nämlich soweit sie Züge der schlesischen Sage bezeugten, für die ich keine Parallelen im ungedruckten Material vorfand.“ Sehr zweckmäßig ist es, daß Peukert die schwer erreichbaren kleineren örtlichen Sammlungen stark heranzieht. Freilich, was noch lebendiges Erzählungsgut ist, läßt sich kaum ermitteln. Hauptabschnitte sind: Gestern und hegejstern; die Dinge der Zukunft; Mächte und Meister; Die wandernde Seele; Das andere Reich; Riesen, Tod und Teufel; Landauf, Landab. Man spürt einen Dichter am Werke. Erwähnt seien etwa die Geschichten vom eingemauerten Kind (S. 31), vom Glockenguß zu Breslau (S. 31), Spielmann und Wolf in der Grube (S. 33), Luthersagen (S. 47), Anekdoten vom Alten Friß (S. 59), Überlieferungen von Napoleon (S. 61), vom Ewigen Juden (S. 65), vom Antichrist (S. 70), von Jakob Böhme (S. 73), natürlich von Rübzahl (S. 176 ff.). Alte Städteansichten, Bilder von Rübzahl, vom Flind, von Walenzeichen erhöhen die kulturgeschichtliche Teilnahme. Ein alter Bekannter sind Otto Schells Bergische Sagen.<sup>8)</sup> Der bewährte Sammler vereinigt mit ihnen die 1905 erschienenen „Neuen Bergischen Sagen“ in der Weise, daß sie in die geographische Anordnung eingefügt werden. Die Sammlung hat ihren besonderen Charakter durch die ungewöhnlich große Zahl der von Schell aus dem Volksmunde aufgezeichneten Stücke und liefert den Beweis von der jagenerzeugenden Kraft eines Bezirks, in dem bei dem Vorherrschen der Industrie am allerwenigsten solche Fülle zu erwarten war. Gerade bei diesem Buche vermißt man schmerzlich ein alphabetisches Register. Wehmütige Eindrücke erweckt das Heft von Friß Bouchholz<sup>9)</sup>, es erinnert an das, was wir im Westen verloren haben. Auch hier ist nicht der stoffliche Grundsatz für die Reihenfolge maßgebend, sondern der geographische Kreis. Wissenschaftliche Absichten hegt der Herausgeber und Bearbeiter nicht. Es kommt ihm darauf an, die bis in sehr frühe Zeiten zurückweichende Überlieferung schlicht zum Herzen sprechen zu lassen und Zeugnis abzulegen von der Widerspiegelung deutschen Wesens in den Geschichten, auch wenn diese ursprünglich französisch niedergeschrieben waren. Einen strengen Maßstab dagegen verträgt die fleißige Arbeit von Anton von Mailln.<sup>10)</sup> Sie führt uns in Gegenden, die durch die Jonzofschlachten berühmt geworden sind, in die neue italienische Provinz Venezia Giulia, ein Land, das sich aus dem einstigen österreichischen Küstenlande, Teilen von Krain und Kärnten sowie dem Westen der Friauler Mark zusammensetzt. Die Deutschen sind ganz in der Minderzahl. Von Mailln bringt Sagen von Geistern und Gespenstern, von Elfen und Baumgeistern, Wassergeistern, Dämonen und Hexen, Riesen und Zwergen, Schatzsagen, Tier-sagen, Bestrafungen sündiger Handlungen, Sagen von Kirchen, Klöstern und heiligen, letztere besonders stark vertreten, von Burgen und Schlössern, endlich auch ein paar geschichtliche, in vorzüglicher Übersetzung und mit vielen Anmerkungen, denen die Gelehr-

7) Schlesische Sagen. Ebd. 1924.

8) Zweite vermehrte Auflage. Elberfeld 1922, A. Martini & Grüttesien, G. m. b. H.

9) Lothringische Sagen. Berlin und Leipzig 1923, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger. Walter de Gruyter & Co.

10) Sagen aus Friaul und den Julischen Alpen. Leipzig 1922, Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung.

amkeit Johannes Boltes zugute kommt. Mündliche Berichte überwiegen. Das meiste ist in Deutschland neu, höchstens, daß es einmal, wie „Slatorog“, einen unserer Dichter gereizt hat. Sehr weit faßt den Begriff „Sage“ S. Baron von Schulze-Galera.<sup>11)</sup> Er bietet z. B. auch rein Kulturgeschichtliches und vielerlei über Sitte und Brauch, beinahe nur nach gedruckten Quellen, die er aber sorgsam ausschöpft. Auch seine Erklärungen zeugen von heißem Bemühen. Das Werk ist jedenfalls brauchbar und ein Zeugnis großer Liebe zu Heimat und Volkstum. Als nicht unverächtliche Ergänzung zu Kühnlaus Schlesiſchen Sagen dient das Büchlein von Paul Fräger<sup>12)</sup>, das, als erste einer Reihe heimatkundlicher Schriften gedacht, den Heimatsinn beleben soll. Fräger, ein Seminarlehrer, hat nach bewährtem Muster seine Schüler zu Sammlern herangezogen, und damit wie durch Nachspüren in alten Schriften einen schönen Erfolg gehabt. Die Geschichte einer einzigen Sagengestalt schildert Gustav Jungbauer in einer musterhaft klaren, alle Zeugnisse geschickt verwertenden Untersuchung.<sup>13)</sup> Seine kleine Schrift zerfällt in sechs Abschnitte. Zunächst behandelt er Rubezahl vor Prätorius, dann das Verhältnis dieses Vielwissers zu den Rubezahlüberlieferungen, weiter die Entwicklung zwischen Prätorius und Musäus, ferner dessen fünf Legenden, den Stoff in neuerer Kunst und Literatur und endlich den mythischen Geist im Volksglauben von heute. Seine Hauptergebnisse sind die folgenden: Ursprünglich war R. ein Berg- und Waldgeist und den Deutschen wohl schon vor der slawischen Einwanderung bekannt. In der Namensdeutung schließt sich Jungbauer an Siebs an, doch mit der Einschränkung, daß dem hriobo „der Rauhe“ erst zage beigefügt wurde, da man bereits spöttisch den ersten Bestandteil des jetzigen Wortes als „Rübe“ gedeutet hatte. Die Form ohne n ist älter. In das Sudetengebiet eingewanderte deutsche Bergleute brachten die Vorstellung von guten und bösen Bergmännlein mit und übertrugen sie auf Rubezahl. Aber abgewiesen wird die Ansicht, R. sei von Anfang an schon rein bergmännisches Wesen. Zu erwähnen ist die Bereicherung der Sagenzüge durch das Auftreten der Venediger oder Walen. Auch Patron der Kräuterjäger und Wurzel männer wird Rubezahl. Prätorius hat im zweiten und dritten Bande seiner Dämonologia Rubinzalii Silesii und im Satyrus mehrere ihm mündlich zugekommene Sagen benutzt, von sich aus aber mancherlei hinzugetan. Zwischen Prätorius und Musäus liegen die ersten Fremdenbücher auf der Schneekoppe, die ein Bild der Volksmeinung von dem dämonischen Beherrscher des Riesengebirges geben können. Musäus stützt sich vorwiegend auf Prätorius, doch schafft er die Geschichten zu novellistischen Märchen um, in denen die Aufklärungszeit mit ihrer Überlegenheit über alles Volkstümliche eine Rolle spielt. Knapp und doch wohl abschließend wird der Rubezahlstoff in Kunst und Literatur dargestellt, und wie seit Musäus die Beziehungen Rubezahls zum weiblichen Geschlecht betont werden, zeigt ein Blick auf die Volksanschauung von Rubezahl in der Gegenwart. Vielleicht hätte noch bemerkt werden können, wie künstlich, aber ohne Erfolg versucht worden ist, den Rubezahl in anderen Gegenden, z. B. in der Sächsischen Schweiz, einzubürgern. Freiligraths Bruchstück eines ergreifenden sozialen Gedichts „Aus dem Schlesiſchen Gebirge“ (Schwering 3, 211) scheint Jungbauer übersehen zu haben.

Für den Unterricht vorzüglich geeignet ist Alfred Wirths Auswahl aus deutschen Volksliedern.<sup>14)</sup> Die Einleitung behandelt mit voller Stoffbeherrschung die wichtigsten Fragen, die sich an Begriff und Geschichte knüpfen, die Auslese beweist Geschmack und berücksichtigt alle Gattungen, die Anmerkungen bieten nicht nur Worterklärungen, sondern führen auch in kulturgeschichtliche und ästhetische Dinge ein. Durch die Sammlung von Paul Alpers, der schon 1911 eine weithin beachtete Doktorarbeit über das alte niederdeutsche Volkslied geschrieben hat, sind wir zum erstenmal über den Umfang

11) Die Sagen der Stadt Halle und des Saalkreises. Halle a. d. S. 1922, Wilhelm Hendrichs.

12) Sagen aus Stadt und Kreis Brieg (unter Berücksichtigung der Grenzgebiete). Brieg 1922, Hugo Sähmann.

13) Die Rubezahlsage. Reichenberg 1923, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus.

14) Das deutsche Volkslied. Deutsche Schulausgaben. Herausgegeben von Dr. J. Ziehen, Nr. 109. Leipzig, Dresden, Berlin, L. Ehlermann.

der Volksliedbewegung auf niederdeutschem Boden unterrichtet.<sup>15)</sup> Den Überblick über die Geschichte des niederdeutschen Volksliedes und über das Verhältnis zum Volksliede der germanischen Nachbarn dürfte jeder Benutzer dem entjagungsvoll fleißigen Manne danken, nicht weniger die Sammlung selbst und die gediegenen, aufschlußreichen Anmerkungen, die überall den bis ins einzelne mit dem Gegenstand vertrauten und von Liebe zu ihm erfüllten Kenner verraten, der sich übrigens durch diese warme Zuneigung nicht dazu verleiten läßt, die Bedeutung des niederdeutschen Volksliedes zu übertreiben. Mit dem westpreußischen Volksliede beschäftigt sich der tüchtige Vorsitzende der deutschkundlichen Gesellschaft in Danzig **Arno Schmidt**<sup>16)</sup> in einem hübschen, lehrreichen Vortrage, der schon die handschriftlichen Sammlungen **Karl Hermanns Prahls** und **Heinrich Löbners** — beide im Besitze des Danziger Heimatbundes — verwertet und bezeichnende Beispiele enthält, auch Allgemeines über das Volkslied und seine Kunstmittel zu sagen weiß. Dem neueren niederdeutschen Volkslied „von Herrn Pastor **Jiene Koh**“ widmet **Karl Wehrhan**<sup>17)</sup>, der in den verschiedensten volkskundlichen Sätteln **Gerechte**, eingehende Darlegungen. Er bringt die Verse, die eine riesige Wandlungsfähigkeit und Anpassungsgabe besitzen, mit den sogenannten **Viertestamenten** zusammen und verfolgt sie bis zum Jahre 1868 zurück. Der Zusammenhang mit der **Kuh** ist in den Fassungen bisweilen ganz vernachlässigt. Nicht weniger als 13 Singweisen bietet der Schlußteil des erstaunlich reichhaltigen Schriftchens, und das ist nicht viel weniger als ein Drittel der **Wehrhan** bekannt gewordenen. Der **Kehrreim** der zweiten bis vierten **Melodie** lehnt sich übrigens an den des **Kinderliedes** „Es ging ein **Bäuerlein** in die Stadt“ an, **Melodie 7** und **8**, abgesehen vom **Kehrreim**, sind durch „**Mariechen** saß auf einem **Stein**“ stark beeinflusst, und bei **Melodie 11** fühlt man sich an den **Kehrreim** des von **Plenzat** veröffentlichten Liedes „**Zogen** einst drei wilde **Schwäne**“ gemahnt.

Schöne Ergebnisse liefern **Konrad Bittners** Beiträge zur Geschichte des **Volkschauspiels** von **Doktor Faust**.<sup>18)</sup> Diese werden vor allem durch sorgfältige Erwägungen über die tschechischen Texte erzielt, deren Urgestalt C aus **Österreich** nach **Böhmen** gelangt ist, und zwar bald nach 1700. Das **Kreuzmotiv** stammt aus den **Alpenländern**. Der **süddeutschen katholischen Gruppe** stand ein schon vor **Marlowe** vorhandenes **deutsches Schauspiel** nahe, das diesen neben dem **Volksbuch** angeregt haben dürfte, während seine „**Tragicall History**“ nachträglich auf **Deutschland** einwirkte. Den Versuch einer möglichst alle Arten des **deutschen Volkschauspiels** beurteilenden Auswahl habe ich gemacht.<sup>19)</sup> Spiele in der **Weihnachtszeit**, teilweise nur einzelne **Szenen**, dann **Oster- und Passionsspiele**, das **obersteirische Spiel** vom reichen **Prasser** und vom armen **Lazarus**, das **siebenbürgisch-sächsische „Königslied“**, **Schwerttanz**, **Sommer** und **Winter**, **Faustspiele** und ein **Kaiser-Karl-Spiel** aus dem **Salzachgau** sind mit **Einleitungen** und **Erläuterungen** abgedruckt. **Max Wenzel** bietet „**Erzgebirgische Christ- und Mettenspiele**“.<sup>20)</sup> **Wissenschaftliche Ansprüche** macht er nicht und kann er nicht machen; es kommt ihm hauptsächlich, wie der **Untertitel** zeigt, auf die **Verwendung** dieser **Erzeugnisse** für **volksmäßige Vorführungen** an; ein solches Stück fügt er aus dem **Vorhandenen** nicht ungeschickt zusammen. Die **Ansicht**, **Bergleute** hätten die **Stücke** aus **Schlesien** und **Süddeutschland** gebracht, wird ohne **rechten Beweis** vorgetragen. Die **Literaturangaben** sind **mangelhaft**, **Druckfehler** nicht selten. Daß das **Christkindenspiel** **L. Günther Ehrenfriedts**<sup>21)</sup> **künstlerisch** mehr

15) Die alten niederdeutschen Volkslieder. Hamburg 1924, Quidborn-Verlag.

16) Vom westpreußischen Volksliede. Danzig 1923, Danziger Verlags-Gesellschaft m. b. H.

17) Leipzig 1922, Otto Lenz.

18) Reichenberg i. B. 1922, Sudetendeutscher Verlag Franz Kraus (= Prager deutsche Studien 27).

19) Das deutsche Volkschauspiel. Bielefeld und Leipzig 1922. Velhagen & Klasing, Deutsche Schulausgaben Band 194.

20) Ein Versuch zur Rettung alten Volksgutes. Chemnitz 1921, H. Thümmers Verlag.

21) Nach bairischen und schlesischen Texten zusammengestellt. Greifswald 1921, Verlag Dr. Karl Moninger (= Deutsche Sammlung. Reihe: Alte und neue deutsche Spiele, 1. Band).

befriedigt, liegt an den Vorlagen. Ehrenfriedt hat aber auch eine besonders glückliche Hand. Neben Otto Falkenbergs Deutschem Weihnachtspiel und Otto Alfred Hermanns Gotteskind wird man die neue Fassung in Betracht ziehen, wenn Liebhaberaufführungen vorbereitet werden.

Das Sprichwort, dem Friedrich Seiler seine gelehrte Aufmerksamkeit widmet, ist in einem Ausschnitt, auf Westpreußen beschränkt, von Arno Schmidt sachkundig und klar, so daß für die Kulturgeschichte viel Ausbeute zustande kommt, behandelt worden.<sup>22)</sup>

## Bücherschau.

Don Walthar Hoffmaetter.

### Ausgaben.

**Tacitus Germania.** Deutsch von Wilh. Vesper. 4.—6. Tausend. München C. F. Bed. Aus ehrlicher Begeisterung für Tacitus ist dies Buch entstanden und aus dem Wunsch, es allen Deutschen zu schenken als eine Warnung, eine Mahnung und einen Trost. Die Übersetzung lieft sich ausgezeichnet, die Ausstattung ist sehr ansprechend.

**Edwards Waltharius in Auswahl.** Hg. von Dr. W. Haf. Eclogae Graecolatinae fasc. 7. Leipzig. Teubner. — 50 M. Die Auswahl bringt die Vorgesichte, das Leben der Königsfinder an Ehels Hofe und ihre Flucht, Ausschnitte aus dem Kampf mit den Frankenhelden und endlich den Kampf mit Gunther und Hagen und die Versöhnung. Einleitend Bemerkungen über Verfasser und Bedeutung und über das Mittelaltel, Anmerkungen unter dem Text erleichtern die Übersetzung.

**Thule.** Altnordische Dichtung und Prosa. 21. Bd. Isländische Heldenromane. Übertragen von Paul Herrmann. Jena. Diederichs. Br. 4.50, geb. 6.— M. Dieser Band beanprucht besondere Aufmerksamkeit, enthält er doch neben den Geschichten von Ragnar Lodbrok, von Nornagest und von Hrolf Kraft als Hauptteil die Geschichte von den Völsungen. Der Herausgeber zeichnet mit Liebe die Umwelt, in der diese Romane entstanden sind, geht dann der Geschichte der einzelnen nach und würdigt ihre Bedeutung. Bei der Völsungengeschichte muß er dabei auch das Nachleben aufzeigen: Wagners Nachdichtung wird in ihrer Entstehung und in ihrem Verhältnis zum Vorbild eingehend beleuchtet. Die anderen Geschichten sind leider noch nicht in die deutsche Dichtung gedrungen.

**Bauern und Helden.** Geschichten aus Alt-Island. 2. Band. Die Schwurbrüder. Übertragen von Walter Baetke. Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt. 2.— M. Diese Sammlung will wie die meisten Veröffentlichungen des gleichen Verlags wertvolles altes Gut in breitere Kreise tragen. Sie setzt daher viel weniger voraus als Thule. Die Einleitung gibt die geschichtlichen Voraussetzungen und verweist besonders eingehend bei dem kulturgeschichtlichen Hintergrund der Sage, dann bespricht sie den Aufbau des Wertes und Persönlichkeit wie Kunst des Dichters. Die

Übersetzung lieft sich gut. Eine Karte und Verzeichnisse erleichtern das Verständnis. Möchte es dieser Sammlung gelingen, recht viele Deutsche für das wertvolle Sagengut Alt-Islands zu gewinnen.

Die alten niederdeutschen Volkslieder. Gesammelt von Paul Alpers. Hamburg. Quikborn-Verlag. Geh. 3.50, geb. 4.50 M. Dies Buch befriedigt in gleicher Weise den tiefer Dringenden wie den nur Genießenden. Jenen bietet es eine Geschichte des niederdeutschen Volksliedes und eine Betrachtung über sein Verhältnis zum Volkslied der germanischen Nachbarn, diesem 109 Volkslieder, die in ihrer Mannigfaltigkeit den ganzen Kreis ausfüllen, der uns sonst vom Volkslied bekannt ist. Es ist erstaunlich, welche Kraft diese Lieder atmen und welche Anmut, Bekanntes klingt auf und Unbekanntes tönt dazwischen. Ein Ehrenkranz wird hier den niederdeutschen Stämmen gewunden, auf den sie stolz sein können, aber auch das ganze deutsche Volk.

**Wandersmann-Bücherei.** Goethe. Nr. 5, Novelle. 18/19. Raiflose Liebe (Lieder und Gedichte) 20 Hinauf! (Hymnen), 21/22 Der Sänger (Balladen und Romanzen), Worte sind der Seele Bild (Sprüche in Versen). Berlin-Zehlendorf. Fritz Hender. Jede Nr. 0.75 M. Diese ansprechenden Hefte gewinnen sofort für sich. Die Gedichte hat Klavund ausgewählt und nach der Zeit der Entstehung geordnet, die Jugendgedichte vielfach in ursprünglicher Fassung. Die Auswahl enthält im wesentlichen das, was allgemein als Wertvollstes anerkannt ist. Gerade als Auswahl wird sie auch für den Unterricht gut nutzbar gemacht werden können.

**Goethes Faust.** Kritisch durchgesehen, eingeleitet und erläutert von Robert Petsch. Leipzig. Bibliographisches Institut. Geb. 6.— M. Dieses Werk deutschen Gelehrtenfleißes wird alle Goethefreunde erstaunen und erfreuen. Was Petsch hier aus reichen eigenen Forschungen und aus Ergebnissen anderer zusammengewoben hat, erscheint erschöpfend. Der Philologe wird seine Freude haben und ebenso der Philosoph, der Ästhetiker und der Volkskundler. Von den älteren Sagen von Magiern und Teufelsbündnern zur Maguslegende der Renaissance und der Ent-

22) Eine Wanderung durch das westpreußische Sprichwort. Danzig 1924, Danziger Verlags-Gesellschaft m. b. H.

stehung der Faustsage, vom Leben des Faust in der Dichtung bis zu Lessing und dem Sturm und Drang hören wir, dann verfolgen wir das Werden des Goetheschen Faust in allen einzelnen Phasen. Dem Text schließen sich die Parallelen an in übersichtlicher Anordnung. Der Erklärung des Textes dienen Fußnoten, die sich erfreulicherweise auf das Nötigste beschränken und die Anmerkungen, fast 100 Seiten kleinsten Druckes, sie verweisen überall auf das Wichtigste aus der Goetheliteratur, geben aber das Notwendige zum sprachlichen Verständnis, zur philosophischen Wertung und ästhetischen Würdigung selbst. So stellt Petschs Arbeit für lange Zeit die Faustausgabe dar. Die Ausstattung ist sehr gut.

Rüdert. O du Heimatflur. Gedichte und Sprüche. Ausgewählt und eingeleitet von Julius Kühn. Nürnberg. Verlag „Der Bund.“ Eine Art Rettung! Kühn erkennt deutlich die Ursachen, die dazu geführt haben, daß man sich von dem einst allzu beliebten Dichter abgewandt hat. Aber er weiß durch diese Sammlung nach, daß man dem Gesamtwerk Rüderts damit unrecht tut. Er hebt das heraus, was den Deutschen, den fränkischen Dichter kennen lehrt. Dabei kommt so viel Schlichtes, rein menschlich Wertvolles zutage, daß man dem Sammler von Herzen dankbar wird. Verstärkt wird dieser Eindruck noch durch eine Reihe feiner Zeichnungen bester Künstler, die mit liebevoller Hand eingestreut sind.

W. H. Riehl, Die deutsche Arbeit. Stuttgart u. Berlin. Cotta. Geb. 3.20 M. Wieder einmal geht dieses Ehrenbuch der Arbeit hinaus, uns will scheinen zu rechter Zeit. So oft hören wir jetzt, wir seien zu Sklaven geworden, unsere Arbeit zur Fron. Da hebt Riehl unsere Arbeit wieder heraus aus dem Alltag und läßt uns ihren Wert erkennen, ihre Schönheit, das Ewige in ihr und das Nationale. In der Art, wie es seine Arbeit auffaßt, spiegelt sich ein Volk. Möge unser Spiegel immer wieder reine Linien zeigen.

### Sammlungen.

Die Schweiz im deutschen Geistesleben. Bd. 28. Gedichte von Dramor (Ludwig Ferdinand Schmid). Ausgew. v. Otto Grenerz. Bd. 29. Josef Nadler, Der geistige Aufbau der deutschen Schweiz (1798 bis 1848). Bd. 30. J. J. Bachofen, Das lrische Volk und seine Bedeutung für die Entwicklung des Altertums. Hg. v. Manfred Schröder. Bd. 31. Emil Ermatinger, Wieland und die Schweiz. Bd. 32. Eduard Korrodi, Schweizerdichtung der Gegenwart. Erst kürzlich (s. S. 228) habe ich auf die ganze Sammlung und ihre Vielseitigkeit hingewiesen. Damals lagen 24 Bände vor, heute sind fünf Bände hinzugekommen, die im wesentlichen literargeschichtlich eingestellt sind. Bei den meisten Bänden sagt Titel und Name des Herausgebers genug. Besonderen Dank verdient Korrodi, weil er ein Gebiet behandelt, das in den deutschen Literaturgeschichten nicht immer ganz zu seinem Rechte kommt. Hier finden wir nun ein Gesamtbild mit kräftigen Farben. Dramor ist wenig bekannt, aber Grenerz lehrt uns den Mann schätzen, der fern von der Heimat (in Brasilien) sich eine tiefe Liebe

zu ihr bewahrt hat und dessen Dichtung einem echten Gefühl entströmte. Das Bändchen über Bachofen will einen eigenwilligen Menschen, der in seiner ganzen Art ein echter Schweizer war, dem Verständnis der Heimat nahebringen.

Der deutsche Spielmann. Herausgegeben von Ernst Weber. Bd. 12, Frühling. 3. Aufl.; Bd. 13, Sommer, 3. Aufl.; Bd. 14, Herbst, 3. Aufl.; Bd. 16, Winter, 3. Aufl.; Bd. 17, Himmel und Hölle, 2. Aufl.; Bd. 18, Stadt und Land, 2. Aufl.; Bd. 19, Bach und Strom, 2. Aufl.; Bd. 21, Arme und Reiche, 2. Aufl.; Bd. 22, Abenteurer, 2. Aufl. München. Georg D. W. Callwey. Je 1.—M. Man wird ruhig behaupten können, daß diese Bände die gleiche Bedeutung für die Bildung unseres Volkes haben wie die Kunstwartbilder des gleichen Verlags. Viele sind durch diese schmucken, einladenden Hefte tiefer für deutsche Dichtung gewonnen worden, haben durch sie gelernt, daß vieles, was sie als Schulgut betrachtet hatten, Lebensgut war, daß aber neben dem allgemein Bekannten noch ein uner schöpflischer Schatz an Wertvollstem erwas sen ist, dem es nachzuspüren gilt. So ist's kein Wunder, daß sich diese Hefte immer größerer Beliebtheit erfreuen und gänzlich vergriffen waren. Nun erstehen sie in neuen Auflagen. jeder Band sorgfältig durchgesehen, auch zu neueres Gut bereichert. Vielleicht könnte das Neue hier und da noch mehr berücksichtigt werden — das ist aber auch der einzige Wunsch, den man noch äußern könnte.

Reclams Universalbibliothek. 6451 Hermann Bahr, Die schöne Frau. 6452 Rudolf Hans Bartsch, Pfingstküsse. 6453 Karl Franz Gingley, Brigitte und Regina. 6454 Robert Hohlbäum, Von ewiger Kunst. 6457 Alfons Pegold, Das letzte Mittel. 6458 Arthur Schnitzler, Die dreifache Warnung. 6459 Karl Schönherr, Die erste Beicht. 6460 Karl Hans Strobl, Der betrogene Tod. Leipzig, Reclam, je 0.30 M. — Alle auch in der geschmackvoll gebundenen Ausgabe: Der schöne Reclamband (Pappband), je 0.60 M. Fast in jeder Nummer der Zeitschrift konnte ich auf Neuerscheinungen unter der Reclam-Bändchen hinweisen, die für jeden Freund deutscher Dichtung bedeutsam waren. Mit den vorliegenden Bändchen geht Reclam auf dem Weg fort, beste deutsche Erzähler nahe zu bringen. Was hier von Österreichern zu Worte kommt, ist auch im Reich längst bekannt und beliebt. Wenn man diese Bändchen durchliest, wird man wieder gewahr, wie — verschieden in Lebensauffassung und Art der Darstellung alle diese Dichter sind — doch alle eins eint: dies wunderbar Klingende, dies Universalische in ihnen — selbst bei Pegold bringt es durch — dieser Schweiz, der nur den Österreichern eigen ist. Diese Hefchen lehren deutlich, wela wichtigen Einschlag diese süddeutsche Art in der deutschen Dichtung bedeutet. Ihre Veröffentlichung ist ein Ruhm für Reclam.

Die Haessel-Reihe. Bd. 7, Ricarda Huch, Mondregen von Schlaraffs. Bd. 8, Wilh. Döpler, Der Pfeifer von Niclashausen. Bd. 10, der J., Der arme Konrad. Bd. 11, der J., Der Bundschuh zu Lehen. Bd. 12, Ricarda Huch, Der arme Heinrich. Bd. 13,



Teufeleien und andere Erzählungen. Leipzig. Haessel. Bd. 10 u. 11 je —.75 M., geb. 1.40 M. Bd. 7, 9, 12, 13 je 1.50 M., geb. 2.20 M. Nun beginnt auch der Verlag Haessel mit einer Reihe billiger Erzählungen. Eine Reihe von Dichtungen der Ricarda Huch, die man bisher nur in den „Erzählungen“ vereint kannte, suchen nun allein den Weg und werden sicher für die feinsinnige Dichterin werden. Wie versteht sie es doch, sich in vergangene Zeiten zu versetzen, wie unbedingt sicher trifft sie den Ton. Desper tritt hier mit geschichtlichen Erzählungen auf, mit knappen Linien zeichnet er Bilder aus den bewegten Zeiten um 1500, herb, unerbittlich die Not aufzeigend, die vergeblich um Hilfe rang.

### Neue schöne Literatur.

Kurt Arnold Findeisen. Der Weg in den Aschermittwoch. Leipzig. Grethlein & Co. Hatten die „Herzen und Masten“ Robert Schumann bis zur Vereinigung mit Klara Wied geleitet, so verfolgen wir nun den Leidensweg beider bis zu dem bitteren Zusammenbruch. Ein unendlich trauriges Bild aus der Geschichte deutscher Musik, herzbeklemmend gemalt in einer Technik, die aus tiefem Versenken in jene Menschen und ihre Zeit erwachsen ist. Gemildert aber wird das Drückende dadurch, daß man immer fühlt, mit welcher Liebe hier ein begeistertes Herz seinem Helden nachgeht.

Josef Ponten, Der Urwald. Erzählung. (Sammlung „Der Falte“ Nr. 17.) Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. —.65 M. Das ist Kunst, aufs sorgsamste gestaltete Phantasie — ein Urwald erwacht in einem Gewächshaus und verzehrt ein einsames Menschenkind, läßt es aufgehen und sich auflösen in der Natur, eine Naturverbundenheit und Naturbeseelung, wie sie in solchem Maße wohl nur Ponten hat.

Josef Windler, Der Ruf des Rheins. (Saalebücher Bd. 6.) Köln, Saale-Verlag. 2.— M. Ein Bekenntnis zum Rhein und zur deutschen Arbeit, vielseitig (die verschiedenen Dichtungen entstammen 3. T. der Zeit von 1913—14, 3. T. dem Jahre 1922) in Form von Gedanken, Rhapsodien, Gedichten, dazwischen Kühn gesehene Bilder in Prosa, aber alle durchglüht von dem Wissen: nur die einige deutsche Arbeit kann uns retten, eine neue Zeit harten Wollens aber doch fröhlicher Arbeit und das andere „Freiheit“: „Weltbrücke ist nur der deutsche Rhein!“ „O heiliger Strom für Freiheit und Brot, erfülle den ganzen Ozean mit brausendem Ruf wie ein Orkan von deutscher Treue und deutscher Not.“

### Heimatbücher.

Deutsch-Österreich. Ein Heimatbuch. Hg. von S. Aßanger, K. d'Estler u. H. E. Rossegger. Leipzig. Brandstetter. Geb. 5.50 M. Die Brandstetter'sche Sammlung rundet sich ab. Noch fehlte der Südosten. Hier mußte ein Band besonderer Art erblühen. Wenn von Land und Leuten erzählt wird, so weiß man nicht, was mehr anzieht, Wien und das Gebirge oder die Wiener und die Tiroler. Ein zweiter Abschnitt erzählt allerlei aus guten und bösen Tagen, dann kommt der stolze dritte: ein Jahrtausend österreichischer Dichtung. Der vierte aber greift uns ans Herz: Bei den verspreng-

ten Brüdern; Südtirol steigt vor uns auf. Naturgemäß haben in diesem Band die Dichter das erste Wort, aber auch die Wissenschaft kommt zu ihrem Recht und die freie Schriftstellerei.

### Geschichte.

Walther Classen, Um Freiheit und Einheit. 1812—1858. Hamburg. Hanseatische Verlagsanstalt. 2.50 M. Dieses Heft (13/14) stellt die erste Hälfte dar des Schlußbandes von Classens „Werden des deutschen Volkes“. Auch dieses Heft zeichnet des Verf. Art aus, hinter die Dinge sehen zu lassen, die Kräfte aufzuzeigen. Bezeichnend der Abschnitt Stilles Wachen: Im deutschen Vaterland nach der Franzosenzeit. — Geistiges Leben. — Die deutsche Familie.

Johannes Hohlfeld, Geschichte des Deutschen Reiches 1871—1924. Leipzig. Hirzel. Geb. 13.— M., geb. 15.— M. Ein Buch von großer Bedeutung. Hohlfeld will nichts Geringeres als den Nachweis liefern, daß die Revolution von 1918 nicht einen Zusammenbruch des Bismarck'schen Werkes bedeutet, daß Bismarck selbst „eine Möglichkeit, wie sie der 9. November 1918 schuf, sehr wohl als denkbar erwogen hat und daß er niemals bereit gewesen wäre, zur Rettung der Dynastien das Reich zu opfern“. Danach sind „die Vorgänge der Jahreswende 1918/19 nicht nur Umsturz, sondern auch Entwicklung gewesen“. „An diese keine gesunder organischer Fortentwicklung muß sich Nationalgefühl und staatlicher Lebenswille halten, wenn sie nicht in stagnierender Opposition verkümmern sollen.“ Das einzuleiten, ist Aufgabe dieses Buches, um aus dem politischen Meinungsstreit herauszuheben zur Erkenntnis innerer Zusammenhänge, die zur Mitarbeit zwingen. — Also eine politische Geschichte, die je nach dem Standpunkt verschieden aufgefaßt werden wird. Gelingt es ihr aber, diesen Standpunkt zu erschüttern, rechts und links glaubt ja, der seine sei unerschütterlich — dann ist viel erreicht. Und eins bringt der Verf. hierfür mit: den festen Glauben an seine Aufgabe und eine tiefe Hingabe an sie, dazu den Mut, unparteiisch zu sagen, wie er die Dinge sieht. Die praktische Bedeutung des Buches liegt daneben darin, daß es bis Ende 1923 führt.

Paul Harms, Vier Jahrzehnte Reichspolitik, 1878—1918. Leipzig. Quelle und Meyer. Geb. 4.80 M. Schärfste Kritik, schonungslos deckt der Verf. alles auf, was ihm als Ursache des Zusammenbruchs erscheint, er sieht sie immer klarer in dem Mangel an Verständnis für die gesellschaftspolitischen Probleme, in dem Auseinanderregieren, dem Auseinanderfallen. Aber damit ist es nicht getan. Aus dem allen will Harms herausführen zum Glauben an uns und zum Willen zum Staat. Unabhängigkeit vom Ausland und Gleichberechtigung im Innern sind das Ziel. So wirkt das Ganze nicht als Kritik, sondern wie das Tun eines Arztes, der die Wunde ausschneidet, aber dann alles tut, um die Heilkraft zu stärken.

Franz Schnabel, 1789—1919. Eine Einführung in die Geschichte der neuesten Zeit. Leipzig. Teubner. Kart. 3.— M., geb. 4.— M.

Eine glänzende Leistung an klarer Bewältigung des Stoffes; eingestellt auf ununterbrochene stärkste Mitarbeit des Lesers, dem eine Fülle von Material vorgelegt wird, so daß er selbst die Schlüsse mit ziehen kann.

### Dom deutschen Wesens.

E. K. Fischer, Deutsche Kunst und Art. Von den Künften als Ausdruck der Zeiten. Dresden. Sibyllenverlag. 6.— M., Hw. 8.— M. „Angesichts einer knappen Auswahl von Denkmälern aller lebendiges darstellenden Künste einen Blick zu tun in die Wandlungen deutscher Seele“, das ist das Ziel, „den lebendigen Geist einer Zeit zu erfassen, der sich uns offenbart im Werk der Schaffenden“. Mit diesem Ausgang von schaffenden Menschen fallen die Schranken zwischen den „Sächern“, es gibt also keine Niedergangsperioden, sobald man erkannt hat, daß „die Kunst nicht in mehreren Lebenslinien dahinfließt, die etwa im Drama, im Lied, in der Baukunst, in der Malerei nebeneinander hergehen, sondern daß eine einzige Linie ihren Zickzack- und Ringelkurs kreuz und quer durch die Künste nimmt“. So erscheinen der altdeutsche Mensch, der gotische, dann das Ringen um den harmonischen Menschen, der Mensch des deutschen Barock, des Rokoko, der klassisch-romantische, der Mensch des Impressionismus und der neue Mensch in der Kunst. Hier ist also Ernst gemacht mit den Zusammenfassungen im Querschnitt, die so unendlich schwer sind, aber erst ein wahres Bild des deutschen Wesens einer Zeit geben. Vorsichtig wird dies alles hingestellt, nicht Wertung, nur Deutung wird erstrebt. Das ganze deutsche Wesen offenbart sich so nicht, dazu fehlt der Gedanke der Entwicklung, aber das Wesen einer Zeit tritt uns entzückend deutlich vor Augen. Eine Gesamtchau, wie wir sie noch nicht besitzen.

Ludwig Benninghoff, Geprägte Form. Zeugnisse unserer seelischen Schöpferkraft. Hamburg. Hanseatische Verlagsanstalt. Geb. 12.— M. Will Fischer aus aller Kunst einer Zeit diese deuten, so will Benninghoff aus Dichtung und Bildern aller Zeiten das schöpferische Wesen des Deutschen im ganzen über schauen lassen. Er gibt nach einer Einstimmung nur Proben, Dichtung von der Edda bis zu Morgenstern. Bilder von der romanischen Kunst bis zu den Modernsten. Das Ganze gliedert sich: die Kraft zum Mythos, die Gnade der Mystik, Gott und All. Die Einstellung und Auswahl ist ganz persönlich, aber das ist das Schöne, daß man zu diesem Buch immer wieder gern zurückkehrt, daß man in diesem Persönlichen Allgemeingültiges fühlt. Es ist, als führe uns eine sichere Hand auf hohen Wegen und weise immer wieder auf neue Schönheiten. Die Ausstattung des Buches trägt das ihre zur Gesamtwirkung bei, daß dies Buch 1923 ge-

schaffen wurde, wird immer ein Ruhm für den Verlag bleiben. Ein Geschenk wert ersten Ranges.

### Kunst.

Oskar Beyer, Norddeutsche gotische Malerei. Mit 67 Abb. Braunschweig. G. Westermann. Geb. 8.— M. In Hans Muchs Sammlung „Die hansische Welt“ tritt nun neben die Plastik, die Backsteinbauten und das Kunsthandwerk die Malerei. Gleich den anderen Bänden wirkt dieser wie eine Offenbarung, denn diese Bilder kannte man bisher nur zum Teil, und noch nie waren sie so zusammengefaßt, daß man einen Gesamtüberblick bekam. Der Eindruck ist groß und stark, eine leidenschaftliche Hingabe, eine tiefe Innerlichkeit bei allem Blick für das Charakteristische schlagen uns in Bann, dazu das Ringen um die Beherrschung der Form. Das wird vertieft durch eine liebevolle Einleitung, die sich nicht aufdrängt, aber helfen will. Wer den Geist der Gotik, aber auch wer die deutsche Religiosität ganz verstehen will, kann an diesem Buch nicht vorbeigehen.

Josef Kreitmaier, S. J. Beuroner Kunst. Eine Ausdrucksform der christlichen Mystik. 4. u. 5. Aufl. Freiburg. Herder. 4.50 M. Von der gotischen Malerei zu dieser Kunst ist ein weiter Weg. Hier ist alles auf Stille, auf feierliche Linien, auf Verklärung gestellt; und doch ist eine Verwandtschaft da mit der alten Mystik, man denke nur an all das, was in alte Mönchster an geheimnisvollen Beziehungen hineingebaut ist. So ist auch hier alles voll innerer Beziehungen, die auch auf den wirken, der nicht unter dem Einfluß der Liturgie steht.

Wilibrord Verfaede, Die Unruhe zu Gott. Erinnerungen eines Malermönchs. 16. Tausend. Freiburg i. B. Herder. 5.50 M. Dies Buch ergänzt das vorige; es zeigt, wie ein ganz unkirchlich gesinnter Maler der katholischen Kirche und der Beuroner Kunst gewonnen wurde.

Karl Anton, Hans Thoma, ein Meister der Menschheit. 2. Aufl. Karlsruhe. G. Braun. Geb. 4.— M., geb. 5.— M. Was gegeben werden soll, zeigt der Untertitel: Der Maler als Musiker, Dichter und Mensch. Aus persönlichem Verkehr mit dem Meister und unter Benutzung vieler Briefe zeigt der Verf. den Menschen, den Lebenskämpfer. Thoma selbst hat in seinen Schriften diese seine Seite immer deutlicher betont, hier wird nun das Menschlich-Vorbildliche klar herausgestellt, ohne daß das Menschlich-Liebenswertige dabei verkümmert oder dem Künstler sein Recht beschnitten würde. 50 Abb. von zum Teil seltener veröffentlichten Bildern und Zeichnungen erhöhen den Wert des Buches.

# Zeitschrift für Deutschkunde

1924 Jahrgang 38

der Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon  
Herausgegeben von  
Walther Hoffstaetter und Friedrich Panzer

## Inhalt:

	Seite
Literaturwissenschaft und Deutschkunde. Von Julius Petersen . . . . .	403
Nibelungenprobleme in neuer Beleuchtung. Von Dr. Horst Engert in Dresden	415
Liederichtung. Von Walther Kühlborn in Bernburg . . . . .	424
Die hochdeutsche Wortstellung. Von Oberstudiendirektor Dr. Agard in Frankfurt a. d. Oder . . . . .	429
Erziehung zur Kunst. Von Prof. Robert Mielke in Charlottenburg . . .	441
Bildende Kunst im Unterricht. Von Dr. Edward Carstenn in Danzig- Langfuhr . . . . .	447
Briefe Rudolf Hildebrands. Mitgeteilt von Dr. Helmut Wocke in Liegnitz	451
Das Fest des Heimatdichters. Von Studienrat Sothmann in Schwerin i. M.	456
Gesellschaft für deutsche Bildung. Von W. Hoffstaetter. . . . .	459
Jugend und Bühne. Von Dr. E. Maser-Leonhard in Frankfurt a. M. .	463
Deutsch-schwedischer Ferienkurs in Hindås. Von Studienrat W. Kose in Berlin-Halensee . . . . .	467
Die Erziehung zur Form und das Lehrbuch. Von Studienrat Georg Bessell in Bremerhaven . . . . .	469
Schriften zur Kunst und zur Kunstszziehung. Von Oberstudienrat Dr. Paul Ueding in München-Gladbach. . . . .	470
Literaturbericht . . . . .	480
Bücherschau . . . . .	481
Zeitschriftenschau . . . . .	482

Verlag B. G. Teubner Leipzig-Berlin

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

# Zeitschrift für Deutschkunde

herausgegeben von

Walther Hofstaetter und Friedrich Panzer

Der laufende Jahrgang erscheint in 6 Hefen. Preis für jedes Heft bei laufendem Bezuge freibleibend G.M. 1.20; Mitglieder der Gesellschaft für deutsche Bildung (Deutscher Germanisten-Verband) erhalten bei unmittelbarem Bezuge durch den Verlag 25% Ermäßigung. Einzelheft G.M. 2.—. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen an, gegebenenfalls auch der Verlag. Der Postbezug mußte aus technischen Gründen aufgehoben werden.

Da dem Deutschunterricht durch die Schulreformen in den deutschen Ländern eine überragende Stellung in allen Schularten eingeräumt wird, erwachsen unserer Zeitschrift neue große Aufgaben, die sich ohne Umfangserweiterung derselben nicht werden durchführen lassen. Im Vertrauen darauf, daß sich diese durch Gewinnung neuer Bezieher auch auf die Dauer sicherstellen läßt, haben Herausgeber und Verlag geglaubt, mit der Umfangsvermehrung nicht länger warten zu sollen. Sie hoffen, daß die bisherigen Bezieher der Zeitschrift treu bleiben und darüber hinaus gern versuchen werden, ihr auch neue Freunde zuzuführen.

Der Jahrgang 1925 wird nunmehr also in 8 Hefen im Gesamtumfang von 40 Bogen zum Preise von M. 6.— für das halbe, M. 12.— für das ganze Jahr erscheinen.

Leipzig, im Dezember 1924.

Dr. W. Hofstaetter, Prof. Dr. F. Panzer  
B. G. Teubner

Die „Zeitschrift für Deutschkunde“ bezieht alle Zweige der Deutschkunde in ihren Kreis ein, um den Deutschlehrer für seine neue, größere Aufgabe auszurüsten: den Schüler das deutsche Wesen in seiner Gesamtheit erkennen und erfassen zu lehren. Dadurch wird die Zeitschrift zugleich eine Vorläuferin für die zentrale Stellung des deutschen Unterrichts in der neuen deutschen Schule. Im einzelnen bringt sie: 1. Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze in Form von zusammenfassenden Überblicken über größere Wissenschaftsgebiete, wodurch sie zwischen Forschung und Schulpraxis vermittelt. 2. Einzelwissenschaftliche Aufsätze aus den Kreisen der Deutschlehrer. 3. Aufsätze über die verschiedenen Unterrichtszweige (Literatur, Volkskunde, Sprachunterricht, Lektüreunterricht, Anfangsunterricht und Anfänge der Sprechlehre, Aufsatzunterricht, Vorträge und Ausspracheübungen, Philosophie, bildende Kunst, Musik, Frühgeschichte, deutsche Altertümer). 4. Literaturberichte. 5. Sprechzimmer. 6. Kleine Mitteilungen. 7. Bücherchau. 8. Zeitschriftenchau.

Die Verfasser erhalten von größeren Aufsätzen und Literaturberichten 20, von kleineren Beiträgen 5 Sonderabdrück. Anfragen, Mitteilungen und Beiträge (letztere nur nach vorheriger Anfrage) sind zu richten für die Abteilung 1: Allgemeinwissenschaftliche Aufsätze und die Abteilung 2: Einzelwissenschaftliche Aufsätze an Prof. Dr. Panzer, Heidelberger Neuenheimer Landstr. 12; für die übrigen Abteilungen an Studienrat Dr. Walther Hofstaetter, Dresden-R. 21, Elbstr. 1. Unverlangt eingesandte Arbeiten werden nur zurückgeschickt, wenn ausreichendes Rückporto beigelegt ist. Besprechungsräte werden ausschließlich an die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner, Leipzig, Poststr. 3, erbeten. Eine Verpflichtung zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingesandter Bücher wird nicht übernommen.

Anzeigenpreise: Die zweigepaltene Millimeterzeile Goldmark —.34,  $\frac{1}{2}$  Seite Goldmark 100.—,  $\frac{1}{2}$  Seite Goldmark 55.—,  $\frac{1}{4}$  Seite Goldmark 30.—. Anzeigenannahme durch B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3.

## Literaturwissenschaft und Deutscheunde.

Ansprache bei der Festigung der Gesellschaft für deutsche Bildung in der alten Aula  
der Universität Berlin am 30. September 1924.

Von Julius Peterfen.

Die ehrenden Begrüßungen, die unserer Versammlung in dieser Stunde zuteil wurden, schließe ich ab mit dem Willkommensgruß der Friedrich-Wilhelms-Universität, die dieser Tagung gastfrei ihre Tore öffnete. Der alte Festraum der Hochschule umfängt uns Germanisten als ein Ahnensaal unserer Wissenschaft, wie ein heiliger Hain, in dem der Quell ihrer Geschichte rauscht. Von den Wänden dieses Saales grüßen im Bilde die Begründer unserer Wissenschaft, die in diesem Hause gewirkt haben: Jakob und Wilhelm Grimm schauen herab aus der Fensternische zur rechten Hand; zu Karl Lachmanns ehrwürdigem Haupt blick ich hinüber, wenn ich mein Auge nach links wende. So befinden wir uns in der Gesellschaft derer, die vor nahezu 80 Jahren, im September 1846, zur ersten Germanistenversammlung in Frankfurt a. M. mit den führenden Wissenschaftsvertretern der deutschen Geschichte und des deutschen Rechtes zusammentraten. Jakob Grimm als Forscher in drei Reichen stand damals an der Spitze; unter seiner Führung konnten die Kanäle vaterländischer Wissenschaft sich vereinen zu einem großen Strom, der den Zusammenfluß alles deutschen Wesens, die Zusammenhänge aller Lebensäußerungen des deutschen Geistes und die Ausprägung aller deutschen Art in sich begriff, dem die Liebe zur eigenen Vergangenheit und der Lebenswille der Zukunft sich beimischten und der im Grunde nichts anderes darstellte als ein Sinnbild der ersehnten politischen Einheit. Damals entstand als Frucht des in der klassischen Zeit begründeten nationalen Selbstbewußtseins und als Ausdruck des großen Organismusgedankens der Romantik und ihres geschichtlichen Sinnes der Begriff, für den unsere Zeit erst den Namen Deutscheunde gefunden hat.

Weder eine neue Wissenschaft noch eine neue Methode trat damit ins Leben; es war vielmehr eine durch nationalpädagogische Ziele zusammengeleitete Arbeitsgemeinschaft von Einzelwissenschaften, die im Bewußtsein gegenständlicher Verwandtschaft sich wechselseitige Erhellung und methodische Förderung versprechen durften. Sprachwissenschaft, Rechtswissenschaft, Geschichtswissenschaft verzichteten durch die Begegnung auf gemeinsamem Bo-

den so wenig auf die allgemeinen Aufgaben ihres Eigendaseins, als heute Philosophie, Religionswissenschaft, Kunstwissenschaften, Länderkunde und Anthropologie ihre Selbständigkeit verlieren würden, wenn sie mit ihren deutschen Provinzen an solcher Gemeinschaft sich beteiligten.

Auch die allgemeine Literaturwissenschaft kann mit der Gesamtwissenschaft vom Deutschtum keineswegs zur Deckung gebracht werden. Umgekehrt als bei Wort und Begriff der Deutschkunde ging hier die Wortbildung der Begriffsentwicklung weit voraus. Das Wort Literaturwissenschaft ist alt; es war zunächst so gut wie bedeutungsgleich mit Philologie; es war eine Wissenschaft ohne nationale Bindung, deren Grundsätze auf Texte aller Sprachen anzuwenden waren. So hat Karl Lachmann, der das Nibelungenlied nach dem Vorbild der Homerkritik analysierte und von dem Mittelalter Analogieschlüsse auf das Altertum erhoffte, klassisches und deutsches Studium als eine Einheit betrachtet und Properz und Walther von der Vogelweide nach den gleichen Methoden ediert.

Jakob Grimm war sich des Richtungsunterschiedes, der zwischen seinem eigenen warmen Gemütsanteil und der kühlen Objektivität des Freundes lag, wohl bewußt; es war eine Verschiedenheit nicht nur des Temperamentes, sondern auch der Wissenschaftsauffassung, wie sie ähnlich in der Altertumswissenschaft durch Grimms Altersgenossen August Böckh und Lachmanns Lehrer Gottfried Hermann vertreten war. Jakob Grimms Gedächtnisrede auf Lachmann hat durch die berühmte Scheidung der Philologen in solche, die die Worte um der Sachen und solche, die die Sachen um der Worte willen treiben, diesen Gegensatz charakterisiert. Die weitere Ausführung der Antithese ersetzte dann, um Lachmann gerecht zu werden, „Wort“ durch „Form“ und wog die Vorzüge beider Richtungen mit mildem Ausgleich ab: „Denn jeder wird eingeständig sein, daß die Form mit dem Wesen einer Schrift und gar eines Gedichts innig zusammenhänge und auf allen Fall der eines großen Teils ihres wahren Gehalts sicher habhaft werde, dem es in diese Form einzudringen gelungen sei, während Rücksicht auf die Sache selbst von der Eigenheit einzelner Werke abzusehen und bienenartig auf den Honig bedacht zu sein pflegt, der aus mehreren zusammengesogen werden soll.“

Die Gegenüberstellung von Sache und Form trifft zusammen mit Schillers Dualismus zwischen Sachtrieb (später Stofftrieb) und Formtrieb, den die „Briefe über ästhetische Erziehung“ schließlich zum Gegensatz von „Leben“ und „Gestalt“ weitergebildet hatten. Wenn nun die „lebende Gestalt“ des Kunstwerks diesen Gegensatz in schöpferischer Synthese aufhebt, so läuft die wissenschaftliche Behandlung des Kunstwerks doch wieder Gefahr, in Stückerwerk zu zerfallen. Und gerade in der Gegenwart kommt der typische Zwiespalt der menschlichen Natur, der jeder Kulturwissenschaft eingeboren scheint, in methodischen Auseinandersetzungen wieder zu verschärftem Austrag; hier

Sachwissenschaft, dort Formwissenschaft; hier unübersehbarer Reichtum des Lebens, dort vereinheitlichte Ordnung von Formtypen; hier Geschichte, dort Systematik; hier nationale Ausprägung, dort menschliche Allgemeingültigkeit. Im Lichte dieser auf wechselseitige Ergänzung angewiesenen Gegensätzlichkeit stellt sich uns nun der Unterschied zwischen Jakob Grimm und Lachmann dar, und ein gegensätzliches Begriffspaar gleicher Art, das in ständiger Wechselwirkung stehen muß, können die Worte Deutschkunde und Literaturwissenschaft bedeuten.

Was ist für die Gegenwart mit dem Wort Literaturwissenschaft gesagt, das teils als Ersatz für „Literaturgeschichte“ in Aufnahme gekommen ist, teils geradezu ihr Widerspiel bedeuten soll? Wenn in dem kürzlich erschienenen Werk eines Romanisten (Emil Winkler, Das dichterische Kunstwerk) das literaturwissenschaftliche Grundproblem in der Aufgabe gesehen wird, das literarische Kunstwerk als etwas Gegebenes, Selbständiges ästhetisch zu erfassen und sowohl seine Entstehung als seinen Stoff und seine Idee zurücktreten zu lassen hinter der Bestimmung der ästhetischen Wirkung, so spricht sich darin nicht allein ein vollkommener Gegensatz zur historisch-genetischen Auffassung der Sachwissenschaft aus, die das Kunstwerk innerhalb des Kulturzusammenhanges betrachten will, sondern ein nicht geringerer Widerspruch gegen die Philologie, die der ästhetischen Erfassung nicht gerecht werden kann. Kein Zweifel, daß für die Gegenwart die Auseinandersetzung zwischen philologischer und ästhetischer Behandlungsweise sogar als die weit brennendere, grundsätzlich wichtigere und hitziger umstrittene Frage in Erscheinung tritt. Dieser Gegensatz aber kann sich vielleicht nur deshalb so zuspitzen, weil Philologie und Ästhetik die extremen Glieder der gleichen Reihe sind, denn beide gehören zur Formwissenschaft, indem sie das Einzelne zum Gegenstand haben und es nach allgemeinen Gesichtspunkten betrachten, während die Sachwissenschaft auf das Ganze gerichtet ist und es in seiner speziellen Struktur begreifen will. Trotz der gelegentlich zutage tretenden Geringschätzung braucht kein Wort darüber verloren zu werden, daß die Literaturästhetik auf die Arbeit der Philologie angewiesen ist, da die Zuverlässigkeit des Textes die unentbehrliche Grundlage jeder ästhetischen Untersuchung sein muß. Ebenso wenig kann die entscheidende Bedeutung ästhetischer Gesichtspunkte für die höhere Kritik der Philologie geleugnet werden. Gleichwohl besteht der Gegensatz. Indem Philologie als Kritik des Wortlauts und Ästhetik als Kritik der Wirkung die denkbar größte Spannung innerhalb der formwissenschaftlichen Reihe darstellen, bezeichnen sie zugleich die Grenzpunkte der Entwicklung, die deutsche Literaturwissenschaft innerhalb eines Jahrhunderts durchlaufen konnte.

Zwischen dem philologischen und ästhetischen Prinzip steht vermittelnd das psychologische, das die Form der Dichtung aus der Lebensform des

Schöpfers erklärt, typische Kunstformen mit typischen Geistes- und Weltanschauungsformen in Parallele bringt und durch den Erlebnisbegriff zum nationalen und geschichtlichen Zusammenhang die Brücke schlägt. Die Verbindungslinie zwischen den Extremen der Philologie und der Ästhetik verläuft demnach als eine Ausbiegung nach Seite der Sachwissenschaft.

Die Literaturgeschichte ist die Mittlerin, indem sie das von der Philologie bereite Textmaterial übernimmt, ordnet, in geschichtlichen Zusammenhängen deutet und nach Wirkungszusammenhängen in Folge bringt, um dann dasselbe Material in der von ihr getroffenen Auslese zur ästhetischen Betrachtung weiterzugeben. Die Ästhetik übernimmt die Auslese, aber sie ist bestrebt, dieses Material aus allen den Zusammenhängen, in die die Literaturgeschichte es gestellt hatte, wieder herauszulösen. So müßte vom Standpunkt der reinen Formwissenschaft aus die Arbeit der Literaturgeschichte als beinahe zwecklos erscheinen (wie es auch heute gelegentlich zu hören ist), wenn sie nicht auf der anderen Seite durch ihre Verkettung mit der Sachwissenschaft dieser die wertvollsten Dienste leistete. Weil nämlich nur innerhalb einer Nationalkultur und Sprachgemeinschaft dieses Material in stetiger geschichtlicher Folge und engem Wirkungszusammenhang gesehen werden kann, ist zunächst überhaupt nur eine nationale Literaturgeschichte möglich, die sich jenem kulturkundlichen Zusammenhang eingliedert, den wir für unseren Lebenskreis als Deutschkunde bezeichnen.

Die nationale Literaturgeschichte ist demnach die sachwissenschaftliche Vermittlerin zwischen den formwissenschaftlichen Gegenpolen der Philologie und der Ästhetik. Philologie und Ästhetik sind die beiden Flügel des Baues, die seine Struktur bestimmen und begrenzen. Betrachten wir dies Verhältnis entwicklungsgeschichtlich, so können wir sagen: Zwischen den Anfangs- und Endpunkten einer reinen Philologie, wie sie Lachmann vertrat, und einer reinen Ästhetik, wie sie heute vielfach gefordert wird, liegt die Geschichte der deutschen Literaturgeschichte.

Der junge Herder hatte in seinem Fragment „Von der griechischen Literatur in Deutschland“ die Stationen bestimmt und die Rollen verteilt unter den an einer allgemeinen Literaturwissenschaft beteiligten Disziplinen. „Studieren heißt zuerst den Wortverstand erforschen, und das so gründlich, als es zu folgenden Stücken gehört: man suche aber auch mit dem Auge der Philosophie in ihren Geist zu blicken: mit dem Auge der Ästhetik die feinen Schönheiten zu zergliedern . . ., und dann suche man mit dem Auge der Geschichte Zeit gegen Zeit, Land gegen Land und Genie gegen Genie zu halten.“

In der wissenschaftlichen Beurteilung der deutschen Literatur verschob sich diese Reihenfolge, indem die Geschichte der Philosophie und Ästhetik zuvorkam.



Die erste große Gesamtdarstellung der deutschen Literatur war das Werk eines Historikers, der seine Aufgabe sogar, wie wir sagen dürfen, in extrem deutsch-kundlichem Sinne auffaßte. Georg Gottfried Gervinus, einer der Teilnehmer an jener Germanistentagung von 1846, war als politischer Historiker zur Literatur gekommen und in der Literaturgeschichte Historiker geblieben. Nicht die großen Künstler, sondern die gefinnungsstarken Ideenträger und Repräsentanten des Zeitgeistes waren seine Helden, der Volksgeist in seiner nie versiegenden Kraft das durchgehende Thema und Leitmotiv seines Aufbaus. Das Zeitlose und Überzeitliche blieb gleichgültig; einem Hölderlin wurde mit Verständnislosigkeit, einem Goethe mit Abneigung begegnet. Namentlich die Goethische Idee einer Weltliteratur wurde bekämpft; nur das Eigenleben der Nationalliteratur sollte gesucht werden. Mit ästhetischer Kritik wollte Gervinus nichts zu tun haben; schon 1833, als er von der Literaturgeschichte als einer werdenden Wissenschaft sprach, wollte er die Ästhetik nur als Hilfsmittel gelten lassen, etwa in der Bedeutung, die für den Historiker die Politik habe. Tatsächlich aber war selbst dem Literaturhistoriker Gervinus die Politik viel wichtiger als die Ästhetik: die ästhetische Erziehung, das Ideal der klassischen Zeit, hatte das ihre getan; nun sollte die Literaturgeschichte als „Stimme der patriotischen Weisheit und Verbesserin des Volkes“, wie Herder sie genannt hatte, zu nationalem Selbstbewußtsein und tatkräftigem Wollen, zu Staatsgefinnung und politischer Arbeit am Aufstieg der Nation wirken. Von der Dichtung schien für die Zukunft nichts mehr zu erhoffen; die höchste Blüte der Literatur gehörte der Vergangenheit an; „unsere Dichtung hat ihre Zeit gehabt; und wenn nicht das deutsche Leben still stehen soll, so müssen wir die Talente, die nun kein Ziel haben, auf die wirkliche Welt und den Staat locken, wo in neue Materie neuer Geist zu gießen ist“. So ist im vierten Bande der „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ zu lesen, das heißt mit anderen Worten: „Die Literatur ist tot; es lebe die Literaturgeschichte als Erweckerin zum tätigen Leben.“

Eine merkwürdige Mischung von romantischen und jungdeutschen Tendenzen. Romantisch ist der rückgewandte historische Sinn und die Ideologie des Volksgeistes; jungdeutsch ist die Richtung auf das politische Leben der Gegenwart. Jungdeutsch gebärdete sich Gervinus gegenüber den Romantikern; romantisch gegenüber den Jungdeutschen, deren verwandte Ziele er verkannte. Gerade die Kräfte seiner Zeit, die er der Dichtung entziehen und dem politischen Leben zuführen wollte, waren ja innerhalb der Zeitdichtung um dieselbe Gegenwartsforderung politischer Zielsehung bemüht. Um so schmerzlicher mußte die Verleugnung der Zeitdichtung ihre Vertreter treffen. Mit den dichtenden Zeitgenossen hat Gervinus es gründlich verdorben, indem er die deutsche Literatur mit Goethes Tod aufhören ließ, und es blieb nicht allein beim Widerspruch gegen seinen Historismus, sondern der Protest

gewann praktische Gestalt, indem sich nun gerade die jungdeutschen Literaten und politischen Dichter (Robert Prutz, Heinrich Laube, Theodor Mundt, Rudolf Gottschall) der Literaturgeschichte annahmen und dabei den Schwerpunkt auf das Feld verlegten, das bei Gervinus links liegen geblieben war, auf die Literatur der Gegenwart. An Stelle der geschichtlichen trat zeitgeschichtliche Betrachtung, und in ihrem Gefolge stellten sich notwendigerweise die Ausblicke her, denen Gervinus sich verschlossen hatte: ästhetische Kritik und Berücksichtigung der internationalen Beziehungen. Große Gesamtdarstellungen des ganzen Organismus der Nationalliteratur wurden von dieser Generation nicht geschaffen, aber wenn einmal eine geschichtliche Periode in ganzem Umfange erfaßt wurde, wie es Hermann Hettner für das 18. Jahrhundert unternahm, da geschah es im Querschnitt der ganzen europäischen Literatur unter Aufgebot aller ästhetischen und philosophischen Beziehungen, unter Berücksichtigung der Wechselwirkungen mit anderen Künsten und in der ausgesprochenen Absicht, nicht Geschichte von Büchern, sondern Geschichte von Ideen zu geben.

Gerade das, was für Gervinus nebensächlich erschienen war, die ästhetische und ideengeschichtliche Grundrichtung, in der der Zeitgeist sich charakterisierte, wurde nun zur Hauptsache; aber das, was den großartigen Aufbau seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ zusammengehalten hatte, der Organismusgedanke, die Zusammenfassung der ganzen deutschen Literatur als eine im Volkstum gegebene Einheit, diese deutschkundliche Zentralidee ging den Nachfolgern verloren. Diesen Gedanken hat erst Wilhelm Scherer wieder aufgenommen, vor dessen Auge von neuem der Begriff einer universellen Wissenschaft vom Deutschtum stand, die Grammatik, Literatur, Charakter- und Kulturgeschichte des Volkes zusammenfassen und aus der historischen Selbsterkenntnis geradezu ein System nationaler Ethik gewinnen wollte.

Scherer kam von der Sprachwissenschaft und Textphilologie her, Jakob Grimm und Müllenhoff waren seine Lehrer. Aber die Romantik, aus deren Geist die germanistische Wissenschaft hervorgegangen war, bedeutete ihm bereits ein verklungenes Märchen. Nicht die Geschichte, sondern die Naturwissenschaft war die führende Disziplin seiner Zeit; ihr an Exaktheit der Methoden und Sicherheit der Ergebnisse gleichzukommen, schien das Kriterium der Wissenschaftlichkeit überhaupt. An Stelle der inneren Gesetze, denen sich die Darstellung des Gervinus unterworfen hatte, mußte eine äußere Gesetzmäßigkeit treten, die in geschichtsphilosophischer Konstruktion und in einer neuen Zuwendung zur Formwissenschaft erstrebt wurde. Auch der Ästhetik gegenüber nahm Scherer nicht die ablehnende Haltung des Gervinus ein. Er wollte zwischen Literaturgeschichte und Ästhetik keinen feindlichen Gegensatz anerkennen; ein Streit zwischen beiden Wissenschaften konnte nach seiner

Meinung nur ausbrechen, wenn eine von ihnen oder beide auf falschen Wegen wandelten. Den falschen Weg der Ästhetik sah er in ihrer spekulativen Richtung; eine empirisch von unten aufbauende Ästhetik war die Forderung der Zeit. Er selbst ging nach Abschluß seiner Literaturgeschichte daran, ihr in der „Poetik“ eine Theorie der Dichtung zur Seite zu stellen, deren Wesen aber charakteristischerweise aus ihrer Entstehung erschlossen werden sollte: die dichterische Hervorbringung, die wirkliche und mögliche, vollständig zu beschreiben in ihrem Hergang, ihren Ergebnissen, ihren Wirkungen, war das Ziel, dessen naturwissenschaftliche Bedingtheit sich schon durch die Forderung „vollständiger Beschreibung“ verrät.

Scherers skizzenhaftes Kollegheft einer „Poetik“, das seine naturalistische Enge deutlicher verrät als die „Geschichte der Literatur“, deren positivistischer Schematismus durch die lebensvollen Farben der Darstellung gedeckt wird, hat wenig fruchtbare Wirkung ausgeübt; es ist erdrückt worden durch die Bausteine, die Wilhelm Dilthey gleichzeitig in seiner Abhandlung „Von der Einbildungskraft des Dichters“ zusammentrug. Die Werke der beiden Freunde, die sich als Arbeitsgenossen fühlten und, von verschiedenen Methoden ausgehend, schließlich zusammenzutreffen und sich gegenseitig zu stützen hofften, sind indessen nicht so grundverschieden, wie man gemeinhin denkt. Auch Dilthey suchte zunächst naturwissenschaftliche Gesetzmäßigkeit. Im Dezember 1886 bekannte er in einem Brief an den Grafen Nord v. Wartenburg fast verzweifelt, wie lange er mit der Drucklegung gezögert habe, weil er immer noch hoffte, eine Entdeckung wie die des Lautgesetzes auf dem Gebiet der Grammatik infolge seiner analytisch hergestellten Elementarvorgänge machen zu können: „sie schwebt vor mir her: ich muß indes darauf verzichten, sie zu erzwingen, sondern hoffen, daß später ein glücklicher Augenblick mich beschenkt“. Ein tief erschütterndes Bekenntnis faustischen Suchens nach dem Stein der Weisen! Wie Schiller einstmal das Wesen der Schönheit fassen wollte, so sollte hier die Einsicht in den Schaffensvorgang auf eine das Wesen der Dichtung erschließende Formel gebracht werden. Es ist nicht gelungen. Diltheyns Forschen endete nach dieser Richtung hin in Resignation; im Alter sprach er von historischem Skeptizismus und Anarchie der Werte, von der Unmöglichkeit, die Fülle der historischen Individualitäten zu systematisieren und die ganze geschichtlich-gesellschaftliche Art nach Allgemeinbegriffen zu ordnen und zu erklären. Was möglich bleibt, ist, zwischen der generellen, rationalen Psychologie des Experimentes und der irrationalen Individualpsychologie des Nacherlebens ein Zwischenreich zu gründen in einer beschreibenden, vergleichenden Psychologie, die zur Erkenntnis geistesgeschichtlicher Weltanschauungstypen gelangt.

In Dilthey war der Philosoph hervorgetreten, unter dessen 3. T. posthumer Nachwirkung die neueste Entwicklung der deutschen Literaturwissenschaft

den Weg zur begrifflichen Ordnung und zur Gliederung geistesgeschichtlicher Zusammenhänge geschritten ist. Dilthey selbst hat als Literaturhistoriker eigentlich nur in der Individualpsychologie, in der erlebten Darstellung der inneren Struktur und des seelischen Werdeganges einzelner großer Persönlichkeiten seine Meisterchaft entwickelt. Im Jahre 1895 hatte er eine Sammlung „Dichter als Seher der Menschheit“ geplant, worin unter höchsten pädagogischen Gesichtspunkten die Literaturgeschichte „einen Impuls in die Tiefe des menschlichen Bewußtseins“ erfahren sollte. Diesen richtunggebenden Anstoß hat zehn Jahre später die Sammlung „Erlebnis und Dichtung“ ausgeübt, die unter Beschränkung auf die deutsche Dichtung nur einen Teil des ursprünglichen Planes durchführte. In einer Zeit, da die Monographie zur Hauptaufgabe literarhistorischer Darstellung geworden schien (als notwendige Zusammenfassung der in großen Ausgaben und biographischen Einzeluntersuchungen getroffenen Vorarbeiten), verhalf dieses Vorbild zur Befreiung von der Überlast des Stofflichen und zur Herausarbeitung des geistigen Gehaltes. So haben wir es denn in den letzten Jahrzehnten erlebt, daß die Monographie, fortschreitend von realistischer zu idealistischer Methode, den historischen Zusammenhängen immer mehr entwuchs und auf die Erkenntnis des wesentlich Zeitlosen, des Persönlichkeitswertes, auf die Konstruktion des geistigen Sinnes, des begrifflich Erfassbaren, ja des Formelhaften einer Existenz ihren Schwerpunkt verlegte.

Damit liegt der Weg zu neuer Synthese offen. Hatte die erste Entwicklungsphase der Literaturgeschichte von der großen Gesamtdarstellung über Periodendarstellung zur Einzeldarstellung geführt, so wird die neue geistesgeschichtliche Zielsetzung wieder von der Individualität über den Typus zur Totalität emporsteigen müssen. Der gegenwärtige Stand unserer Wissenschaftsbemühungen läßt die Ankunft auf der zweiten Entwicklungsstufe erkennen, denn keine Aufgabe scheint den neuesten literaturwissenschaftlichen Richtungen wichtiger als die Bestimmung des Wesens, der geistigen Einheit und der Ausdrucksform einer Altersgemeinschaft, einer literarischen Gruppe oder eines Zeitalters, sei es Barockzeit, sei es Aufklärung, sei es Sturm und Drang, Klassik oder Romantik.

Wie verschieden die Wege verlaufen, die zu solcher Wesensbestimmung eingeschlagen werden, zeigt vielleicht am besten die gegenwärtige Bemühung um die begriffliche Erfassung der Romantik. Drei Richtungen heben sich deutlich erkennbar voneinander ab: eine ethnologische, die die Kräfte des Blutes, des Stammes und des Heimatbodens in der Dichtung zum Ausdruck kommen läßt und die deutsche Romantik als eine Renaissance des Ostens, als eine geistige Bewegung der erwachenden Neustämme des Kolonisationsgebiets zu erklären sucht (Madler); eine ideengeschichtliche, die in der Romantik den Höhepunkt der in den verschiedenen europäischen Ländern im

18. Jahrhundert durchbrechenden irrationalen Geistesströmung erblickt (Unger, Korff); eine ästhetische, die alle romantische Stilform durch die Grundidee der Unendlichkeit und ihre Gegensätzlichkeit zum Begriff der Vollendung bestimmt sieht (Strich). In einem Fall muß die Romantik als eine nationale, im zweiten als eine europäische, im dritten als eine allgemeinenmenschliche, um nicht zu sagen metaphysische Tatsache betrachtet werden.

Ohne Kritik der Einseitigkeiten, in die jede dieser Richtungen verfallen müßte, wenn sie zur Alleinherrschaft käme, möchte ich hier nur andeuten, daß ihr Widerspruch allein durch eine dreidimensionale Betrachtung aufgehoben werden kann. In den beiden ersten Richtungen leben alte romantische Begriffe wie Volksgeist und Zeitgeist wieder auf. Die Basis des Volkstums, der angestammten Art, des ererbten Temperaments, des bodenständigen Heimatsinnes, der hergebrachten Sitte, der Mundart, der ständischen Formen liegt als ein konservatives Element in der Dimension der Breite. Dagegen wird ein Antrieb zur Höhe durch die Ideenrichtung der Zeit in Schwung gebracht, die in einheitlicher Bewegung alle gleichzeitigen Lebensäußerungen der verschiedensten Nationen gleicher Kulturstufe erfährt. Der Volksgeist ist stetig, der Zeitgeist dem Wechsel unterworfen; die Entwicklungsmöglichkeit des Volkstums ist bei aller Langsamkeit der Fortbildung an sich unendlich; dagegen gibt es nur eine begrenzte Zahl von Windrichtungen, und die geistigen Bewegungen müssen periodisch wiederkehren. So stellt sich der horizontale und vertikale Zusammenschluß des Gerüsts als eine ständige Auseinanderziehung zwischen Beharrlichkeit und Fortschritt dar; die Entwicklung dieses Verhältnisses aber können wir nur in der Längendimension verfolgen, gemessen nach dem Zeitmaß, das für geistesgeschichtliche Betrachtung allein möglich ist, nach dem der Generation. Die Altersgemeinschaft der Menschen stellt als Ergebnis gleicher Bildungseinflüsse und Erlebniseindrücke eine Einheit dar, die wie der Jahrgang eines Weines auch bei verschiedenartiger Kreszenz herauszuschmecken ist. Wie die heiligen drei Könige folgen die Glieder einer Generation demselben Stern und treffen so, ohne voneinander gewußt zu haben, zusammen. Die nächstfolgende Generation aber sieht ihren Leitstern wieder an einer anderen Stelle. Diese Gegensätzlichkeit der Generationen bedingt den Rhythmus der Entwicklung und läßt den regelmäßigen Richtungswechsel zwischen den Gegenpolen, das wogende Auf und Nieder von Realismus und Idealismus, Objektivität und Subjektivität, Rationalismus und Irrationalismus, Einfühlung und Abstraktion, Statik und Dynamik, Vollendung und Unendlichkeit und wie die gebräuchlichen Begriffspaare alle heißen, verständlich werden. Durch die einfache Polarität eines dieser Begriffspaare aber ist der Rhythmus der geistigen Bewegung keineswegs zu erfassen, da die Entwicklung nicht eine mechanische Pendelbewegung zwischen zwei Extremen darstellt. Für das Verhältnis

der aufeinanderfolgenden Generationen bietet sich vielmehr mindestens dreifache Möglichkeit: entweder die schroffe Antithese einer polaren Reaktion oder die Synthese der zwischen den beiden vorausgehenden Generationen bestehenden Gegensätze oder endlich die Aufhebung des Gleichgewichtes durch Steigerung. Um ein Beispiel dieser Folge zu geben, stellt sich Sturm und Drang als Antithese zur Aufklärung dar, die Klassik als Synthese zwischen rationalem und irrationalem Prinzip und die Romantik als die Steigerung der im deutschen Wesen wurzelnden Unendlichkeitstendenz über das klassische Gleichmaß hinaus. Damit erklärt sich nun auch, daß die Romantik in anderen Ländern zu früherem oder späterem Zeitpunkt einsetzte und ganz anderes bedeutete als in Deutschland: teils weil (wie in England) gar keine Klassik unmittelbar vorangegangen war, teils weil (wie in Frankreich) die Auflösung der Form nicht dem Nationalcharakter entsprach. Es zeigt sich weiter an diesem Beispiel, daß jede Nation ihren eigenen durch äußere Schicksale und Nationalcharakter bedingten Rhythmus geistiger Bewegung besitzt, dessen Immanenz zu ergründen eine weitere Aufgabe der Geistesgeschichte sein wird.

Unmöglich kann die neue geistesgeschichtliche Richtung der deutschen Literaturwissenschaft, die sich bisher fast ganz an die philosophische Entwicklungslinie von Leibniz bis Hegel gebunden hielt, bei der geistigen Erfassung einzelner Perioden stehen bleiben. Gebieterisch stellt die durch Wilhelm Dilthey aufgeworfene Problematik das größere Ziel, dem inneren Gesetz der Gesamtentwicklung des deutschen Geistes auf die Spur zu kommen.

Wenn Dilthey in seiner positivistisch beeinflussten Entwicklungsphase noch ein Gesetz der Poetik zu finden hoffte, das dem grammatischen Lautgesetz an die Seite zu stellen wäre, so war er vielleicht des Glaubens, einen ähnlichen Kreislauf, wie ihn die Verschiebung der indogermanischen Tenuen, Aspiraten und Medien nach primitiver, heute berichtigter Erkenntnis darstellte, zwischen den drei Begriffen Persönlichkeit — Weltanschauung — Kunstwerk zu ermitteln. Die Persönlichkeit schafft ihrem Weltanschauungserlebnis Ausdruck im Kunstwerk. Das Kunstwerk verhilft in erziehender Wirkung der Persönlichkeit zur Weltanschauung. Weltanschauung wirkt durch das Kunstwerk auf die Persönlichkeit. Der Zusammenhang zwischen diesen drei festen Punkten des poetischen Schaffensprozesses wiederholt sich mit vergrößernder Projektion in den Kollektivbegriffen Generation — Ideenrichtung — Stil. Wie die persönliche Individualität einen Menschen mit seinem Widerspruch darstellt, so bedeutet die Generation eine Einheit mannigfaltiger Individualitäten. Und so muß schließlich auch die Vielheit zahlloser Generationen über alle räumliche und zeitliche Trennung sich als die Einheit eines Volksganzen begreifen lassen. Ist dieser große Zusammenschluß, über den nur noch die Dreieitigkeit Menschheit — Geist — Dichtung hinausreicht, gewonnen, so wird sich endlich der Lebensprozeß der ganzen deutschen Literatur in der stetig wirken-

den Beziehung von deutschem Volkstum — deutschem Geist — deutscher Dichtung erfassen lassen. Und der Wirkungszusammenhang rundet sich zum Kreislauf, wenn wir die Dichtung als die Erzieherin des Volkstums begreifen.

Mit solcher Zielsehung mündet die Wissenschaft von der deutschen Literatur in vollem Umfange in den großen Strom des allumfassenden Begriffes Deutschkunde. Die alte Verbindung mit den Wissenschaften vom deutschen Recht, von deutscher Kunst, von deutscher Geschichte und alle anderen, die den Gegenstand des deutschen Geistes und den Boden des Volkstums gemeinsam haben, erneuert sich. Dieser Zusammenschluß bedeutet aber keinen Abschluß gegenüber dem großen europäischen Kulturzusammenhang. Vielmehr bestimmt sich die Eigenart des deutschen Geistes ja erst durch die Rolle, die ihm im Zusammenspiel der Kulturnationen, im Parallelismus der geistigen Strömungen, in der Wechselwirkung des Empfangens und Gebens, der gegenseitigen Befruchtung und des Wettbewerbes mit andern Völkern zuteil wird. So muß die Deutschwissenschaft in engstem Zusammenhang bleiben mit den als Neuphilologie bezeichneten Wissenschaften, die in kulturkundlicher Umfassung ihres Bereiches jetzt die gleiche Totalität erstreben, die einstmals nur die Altertumswissenschaft für sich in Anspruch nahm. Mit ihren Vertretern haben wir uns in dieser Tagung vereinigt.

Vor Jahrzehnten wollte man eine vergleichende Literaturgeschichte ins Leben rufen, die in stoffgeschichtlichen Aneinanderreihungen sich verzettelte. Aber was kann ein Vergleich zwischen einzelnen Werken verschiedener Literaturen für einen Sinn haben, wenn nicht der ganze große Kulturzusammenhang der Nation hinter dem einzelnen Werke steht und sich in ihm erfassen läßt. Erst von Nationalgeist zu Nationalgeist kann vergleichende Literaturwissenschaft fruchtbar werden. Erst dann bietet sich die von Herder ans Ende gesetzte Aufgabe, mit dem Auge der Geschichte Zeit gegen Zeit, Land gegen Land und Genie gegen Genie zu halten.

Außerhalb der großen hier gesehenen Zusammenhänge würde nur eine Literaturwissenschaft bleiben, die nichts weiter sein wollte als reine Ästhetik. Aber eine abstrakte Stilkunde würde im luftleeren Raum bauen, wenn sie nicht den Lebenszusammenhang mit der Kultur beachtete, der bei der Dichtung inhaltlich und formal eben ein viel engerer ist als bei den anderen Künsten. Dichtung ist Sprache gewordener Geist, so wie Sprache die Substanz der Dichtung darstellt. Die Sprache erst füllt den dreidimensional untrassenen Raum mit wahren Leben aus. Und die Sonderstellung der Dichtung im System der Künste kann man nur verkennen, wenn man die Sprache als totes Material der Kunst auffaßt und nicht als Kunst selbst.

Heute nun kommt eine idealistische Sprachwissenschaft, die vom Mechanismus naturwissenschaftlicher Betrachtung erlöst ist, der Literaturwissenschaft aufs neue entgegen und knüpft das alte gelockerte Band des organischen Zu-

sammenhanges wieder fester. Sie wirbt in Würdigung des schöpferischen Sprachgeistes auch um die Ästhetik, die ohne sprachwissenschaftliche Einsicht gar nicht imstande ist, die besondere Problematik einer literarischen Stilkunde zu erfassen. So muß auch die letzte Trennung von Form- oder Sachwissenschaft fallen, wenn Leben und Gestalt wie im Kunstwerk in wahrer Kunstwissenschaft eins werden. Und wir sehen schließlich allumfassend vor uns das Schauspiel des deutschen Geistes im Zeichen eines riesenhaften Makrokosmos:

Wie alles sich zum Ganzen webt,  
Eins in dem andern wirkt und lebt!

Rätselhaft, undurchdringlich, die Quellen allen Lebens versprechend und doch verhüllend! Und wenn es uns gelänge, das letzte Geheimnis des Bildes zu entschleiern, was würden wir schauen? Nach den Worten des Novalis: Wunder des Wunders: uns selbst!

„Erkenne dich selbst!“ steht auch über dem Nationalheiligtum, das unserem Volke in seiner Dichtung geöffnet ist. Es ist das Gebot der Stunde, der Abschluß des Rückblickes in die Vergangenheit und der erste Augenaufschlag des Blickes in die Zukunft. Wenn ich mir nun versagen muß, zu entwickeln, wie Deutschwissenschaft in deutsche Bildung umzusetzen ist, wie die Bildungswerte der Selbstkenntnis zu den Lebenswerten des Selbstgefühls und Selbstbewußtseins gesteigert werden können und wie sich das von Scherer geforderte System einer nationalen Ethik verwirklichen kann, so vermag ich nur von Ferne hinzuweisen auf die nationalpädagogischen Aufgaben, die bei jener ersten Germanistentagung des Jahres 1846 im Vordergrund standen und die gewiß heute keine geringere Bedeutung haben als damals. Das Wort, das jetzt für den damals bereits geschaffenen Begriff in Aufnahme gekommen ist, das Wort Deutschkunde (mancher nimmt daran Anstoß) schmeckt nach Pädagogik. Es ist aus dem Sprachgebrauch der Schule empfunden, die aus ihrem Lehrbedürfnis zur gleichen Zielsetzung gelangen mußte, zu der die Wissenschaft zurückkehrt. Die Schule mußte in gewissem Sinne vorgehen, da bei ihr die enge Arbeitsgemeinschaft verwandter Fächer dringendes Gebot ist, während ihre praktische Organisation in der Wissenschaft vielfach noch Wunsch bleibt. Sind die oft geforderten Forschungsinstitute der Nationalwissenschaft an den Hochschulen noch ein Traum der Zukunft, so kann jede höhere Schule ein solches Forschungsinstitut im kleinen bereits heute gegenwärtigen. Das bedeutet für die Schule als gewaltige Forderung eine Erhöhung ihres wissenschaftlichen Lebens, wie es für die Wissenschaft den Ruf nach Verstärkung ihrer pädagogischen Wirkung und Zusammenfassung bedeutet.

Die Wissenschaft, die im Leben wurzelt und heute, wie kaum zuvor, den Drang auf das Leben zu wirken in sich trägt, kann dem Rufe der National-



pädagogisch sich nicht versagen. Selbsterziehung aus Selbsterkenntnis muß heute die größte, die heiligste, die rettende Aufgabe unseres gesunkenen Volkes sein. Wie sollen andere Völker uns verstehen lernen, wenn wir uns selbst nicht verstehen? Wo können wir besseres Selbstvertrauen hernehmen als aus unserer Sprache, dem letzten Gemeinbesitz aller Deutschen, deren unerschöpfliche, schöpferisch immer neu sich bereichernde Urkraft den Verflachungen der Zivilisation noch immer siegreich widersteht und in sich die Bürgerschaft der Auferstehung trägt? Wo können führerlos wir besser leitende Kräfte hernehmen als aus der vaterländischen Geschichte und aus dem Nachleben großer Persönlichkeiten unserer Vergangenheit? Wo können wir, verloren in materialistischem Chaos, besser uns selbst finden, als im Spiegel unserer Dichtung, der uns in Wahrheit unser besseres Selbst entgegenträgt als ein zielweisendes Idealbild unserer Bestimmung, der wir folgen müssen, auf daß das Wort erfüllet werde, das einstmals der erste Rektor dieser Hochschule sprach, der große Nationalerzieher Johann Gottlieb Fichte: „Wir müssen werden, was wir ehemals sein sollten, Deutsche!“

## Nibelungenprobleme in neuer Beleuchtung.

Von Dr. Horst Engert in Dresden.

### II. Siegfrieds Vasallität.

In engstem Zusammenhange mit dem im ersten Aufsätze behandelten Problem der Beziehungen zwischen Siegfried und Brunhild steht ein anderes, das ich kurz das Problem von Siegfrieds Vasallität nennen möchte. Diese vorgebliche Vasallität oder Unfreiheit Siegfrieds, die außer im Nibelungenliede in keiner älteren Fassung der Nibelungen Sage anzutreffen ist, hat den Beurteilern und Auslegern unseres Epos immer und immer wieder unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet, deren auch die neuere Nibelungenforschung noch nicht völlig hat Herr werden können. Nennt doch Heusler dieses Motiv geradezu einen „eigentümlichen, beunruhigenden Schatten, der da und dort auf die Fläche fällt“<sup>1)</sup>; und Holz<sup>2)</sup> macht, obwohl er das hauptsächlichste Wozu und Woher des Motivs durchaus richtig erkennt, dem Dichter sogar den Vorwurf der Ungeschicklichkeit in der Erfindung. Man kann es füglich als einen Prüfstein der im folgenden versuchten Lösung des vorliegenden Problems betrachten, wenn es durch sie gelingt, diese Vorwürfe zu entkräften.

Zunächst muß zu diesem Zwecke eine kurze Darstellung des Sachverhaltes, wie er im Nibelungenliede vorliegt, vorausgeschickt werden. Als sich die vier Helden: Siegfried, Gunther, Hagen und Dankwart, auf ihrer Fahrt Istein,

1) Andreas Heusler, Nibelungen Sage und Nibelungenlied, S. 138. Dortmund 1921

2) Georg Holz, Der Sagenkreis der Nibelungen, 2. Aufl., S. 38. Leipzig 1904.

der Feste Brunhildens, auf Sichtweite genähert haben, gibt Siegfried den Rat, sie möchten vor Brunhild alle einhellig daselbe sagen:

386, 3: „Gunther si min herre                    und ich si sin man:  
des er dâ hât gedingen,                    daz wirdet allez getân.“

Siegfried erklärt also ausdrücklich, daß das Eingehen auf seinen Rat eine Vorbedingung für den glücklichen Ausgang des Unternehmens sei. Und damit man das nicht etwa nur für eine subjektive Meinungsäußerung Siegfrieds halte, stellt der Dichter in der folgenden Strophe, rein objektiv erzählend, noch einmal ausdrücklich fest, wie nützlich es für die Helden beim Zusammentreffen mit Brunhild war, daß sie sich alle zu der von Siegfried gewünschten Aussage bequemten, die nach der ganzen übrigen Darstellung des Nibelungenliedes offenkundig eine Lüge ist. Siegfried rechtfertigt sie und die in ihr enthaltene Selbsterniedrigung vor seinen Fahrtgenossen, indem er sich an Gunther wendet:

388: „Jâne lob' ich'z niht sô verre    durch die liebe dîn,  
sô durch dîne swester    daz schœne magedin.  
diu ist mir sam min sêle    und sô min selbes lip:  
ich wil daz gerne dienen,    daz si werde min wip.“

Als die Helden dann in Istein landen, tut Siegfried in der richtigen Annahme, daß sie von der Burg aus heimlich beobachtet werden, alles nur Mögliche, um der Glaubwürdigkeit der geplanten Lüge vorzuarbeiten. Er führt eigenhändig als erstes Gunthers Roß auf den Strand (Str. 396, 2) und hält es am Zaume, bis der König aufgeessen ist (Str. 397), leistet ihm also einen besonders augenfälligen Vasallendienst. Dann erst holt er sein eigenes Roß und besteigt es. Zeugen dieses ganzen Vorganges sind nicht nur die Hofdamen Brunhildens (Str. 398, 4), sondern auch die Königin selbst (Str. 401, 4).

Trotzdem läßt sich Brunhild dadurch nicht davon abhalten, Siegfried beim förmlichen Empfange in ihrer Burg als ersten zu begrüßen, woraus in Ergänzung zu dem hierüber im ersten Aufsätze Dargelegten zur Genüge hervorgehen dürfte, daß dieser Gruß nicht ohne weiteres als eine Bevorzugung Siegfrieds, sondern vielmehr als eine Art Notbehelf zu deuten ist, da sie die Namen der anderen Ankömmlinge nicht kennt. Siegfried aber wird durch diesen Gruß Brunhildens veranlaßt, die von ihm anempfohlene und durch sein Verhalten am Strande wohl vorbereitete Lüge als erster selbst auszusprechen:

420: „Vil michel iuwer genâde,    min vrou Prânhilt,  
daz ir mich ruochet grêzen,    vürsten tochter mit,  
vor disem edelen recken,    der hie vor mir stât:  
wan der ist min herre:    der êren het ich gerne rât.“

Noch zweimal im Verlaufe seiner Rede betont Siegfried sein Vasallitätsverhältnis zu Gunther, indem er ihn (Str. 421, 4) als seinen „Herrn“ bezeichnet und am Schlusse erklärt, daß er nur auf seinen Befehl mit nach Istein ge-

fahren sei, hätte er es ihm verweigern können, so würde er die Fahrt unterlassen haben (Str. 422,3 u. 4). Die beabsichtigte Täuschung Brunhildens gelingt Siegfried vollauf. Die Königin ist ja ganz ohne Arg, zumal Siegfrieds Worte der von ihr beobachteten Szene bei der Landung durchaus entsprechen. Gewiß nicht ohne Absicht, sondern um dem Leser die Arglosigkeit und Gutgläubigkeit Brunhildens recht anschaulich zu machen, läßt er diese ihre Gegenrede mit den Worten einleiten: „ist er din herre und bistu sin man.“ Damit ist Siegfried für Brunhild ein für allemal gesellschaftlich eingeordnet.

Der Leser aber weiß, daß diese Einordnung den wirklichen Tatsachen nicht entspricht, und für ihn erhebt sich daher die Frage, zu welchem Zwecke der Dichter Brunhild also täuschen läßt. Ein Blick auf die älteren Fassungen der Nibelungensage, wie sie von Heusler vor allem mit Hilfe der nordischen Fassungen erschlossen worden sind, wird ihn leicht darüber belehren.

Den Angel-, Höhe- und Wendepunkt in der Handlung der alten Brunhildsage, die ja auch dem ersten Teile des Nibelungenliedes zum Grunde liegt, bildet, das ist selbst aus den bruchstückhaftesten Überlieferungen zu ersehen, von alters her der Streit der Königinnen. Mag dieser im Bade um die höhere Badestelle, im Saale um den Ehrensiß entbrennen oder vorm Münster um den Vortritt zum öffentlichen Austrag kommen, immer beruht sein Anfang auf dem Rangstolz Brunhildens Kriemhild (nordisch: Gudrun) gegenüber. In allen uns bekannten älteren Fassungen der Brunhildsage hat dieser Rangstolz der Königin auch wirklich einen guten Grund. Denn obwohl Siegfried in ihnen allen königlicher Abkunft ist und er in keiner von ihnen in irgendeinem Vasallenverhältnis zu Gunther steht, so stimmen doch alle darin überein, daß Siegfried seine Jugend in Niedrigkeit verbracht hat, zumeist als Knecht des Schmiedes, der ihn aufzog, und daß er vor allem kein Erbreich besitzt. Zu seiner königlichen Regentenstellung ist er erst durch die Blutsbruderschaft und Verschwägerung mit Gunther und seinen Brüdern gelangt. So ist denn Brunhild in den älteren Fassungen der Sage tatsächlich äußerlich berechtigt, sich als die edler Vermählte gesellschaftlich über Kriemhild zu stellen, die den ehemaligen Knecht des Schmiedes zum Gatten hat. Und es ist sehr bezeichnend, daß Kriemhild diesem Anwurfe nichts gesellschaftlich Stichtaltes entgegenzusetzen weiß, sondern den Streit aus dem Gesellschaftlichen ins rein Menschliche wenden muß, indem sie Siegfried als den größeren Helden ausweist, ohne dessen Hilfe Gunther niemals imstande gewesen wäre, Brunhild zu gewinnen.

Nun hat aber der Dichter des Nibelungenliedes, um seiner Hauptheldin Kriemhild einen nach höfischer Auffassung in jeder Beziehung untadeligen Helden zum Gatten zu geben, sich einen schwerwiegenden Eingriff in den Tatbestand der alten Sage erlaubt. Er läßt Siegfried am Hofe seines Vaters

zu Xanthen als königlichen Prinzen in allen Ehren aufwachsen, schildert, um den Glanz dieses Hofes dem Leser recht eindringlich und anschaulich zu machen, das siebentägige Fest von Siegfrieds Schwertleite in den leuchtendsten Farben und stattet den Helden außer mit dem väterlichen Erbreiche auch noch mit dem Nibelungenreiche aus, das er sich durch kühne Jugendtät erworben hat. Damit fällt natürlich auch all und jeder Grund für Brunhildens späteren Rangstolz Kriemhild gegenüber weg. Wollte der Dichter trotzdem den altüberlieferten Gedankengang des Streites der Königinnen unangetastet beibehalten — und dazu lag wohl in der allgemeinen Berühmtheit der Szene hinlänglicher Grund vor — so mußte er ein neues Motiv erfinden, das Brunhildens überhebliches Auftreten gegen Kriemhild wenigstens subjektiv ausreichend rechtfertigt. In erster Linie diesem Zwecke dient, wie schon in der neueren Literatur über das Nibelungenlied fast allgemein anerkannt worden ist<sup>3)</sup>, Siegfrieds Lüge, mit der er sich bei Brunhild als Gunthers Vasallen einführt.

Holz behauptet, wie schon erwähnt, daß das „ziemlich ungeschickt angefangen“ sei, aber es läßt sich leicht erweisen, daß er damit Unrecht hat. Denn die Erfindung eines epischen Motivs wird man dann als geschickt beurteilen müssen, wenn es einerseits kausal genügend begründet ist und andererseits sich, abgesehen von seinem Hauptzweck, auch sonst für den Gang der Handlung als fruchtbar erweist. Beides ist bei Siegfrieds Lüge der Fall.

Zunächst ist es eben nicht, wie Holz meint, „gleichgültig, ob Siegfried als Gunthers Freund oder als sein Vasall nach Island kommt“. Aus der Tatsache, daß der Dichter des Nibelungenliedes es für nötig gehalten hat, Siegfrieds Teilnahme am Sachsenkriege wie an Gunthers Brautfahrt nach Hienstein eingehend durch ganz besondere Umstände zu begründen, ist schon im ersten Aufsätze gefolgert worden, daß eine derartige Beteiligung eines Gastes an auswärtigen Unternehmungen seines Gastgebers für die höfische Auffassung etwas Außerordentliches und Ungewöhnliches war. Ist dies aber richtig, so mußte eine solche Teilnahme für Dritte, Unbeteiligte, die ihre Gründe nicht kannten und, wie in dem vorliegenden Falle, auch nicht kennen durften, auch etwas Auffälliges an sich haben. Brunhild mußte sich, würde ihr Siegfried als Gunthers Gast und Freund vorgestellt, die Frage wenigstens im stillen vorlegen, was seine Teilnahme an der Fahrt wohl zu bedeuten habe, und so würde das Auffällige leicht unter den obwaltenden besonderen Umständen zu einem Verdächtigen werden. Daß Siegfried um des glücklichen Ausgangs des Unternehmens willen das größte Interesse daran haben muß, dies zu vermeiden, liegt auf der Hand. Dieses Ziel erreicht er, indem er sich als Gunthers Vasall einführt, dem die Mitfahrt von seinem

3) z. B. „Das Nibelungenlied“, hrsg. von Prof. Walter Srenge, Berlin o. J., II. Bb. S. 309, und Georg Holz, a. a. O. S. 38 u. 40.

Lehnsherrn geboten wurde. Nur im Lichte dieser Auffassung gewinnt überhaupt die Schlußwendung von Siegfrieds Rede an Brunhild, auf die schon oben hingewiesen wurde, einen guten Sinn:

422, 3: „jā gebōt mir her ze varne der recke wol getān:  
mōht' ich es im geweigert haben, ich het ez gerne verlān.“

Nicht ejne im Minnedienst um Kriemhild freiwillig auf sich genommene übertriebene und sinnlose Selbsterniedrigung, wie Saran<sup>4)</sup> meint, sondern ein wohlüberlegtes Glied in der Kette der zu Brunhildens Täuschung nötigen Maßnahmen sind diese Worte Siegfrieds.

Und noch ein zweiter Grund für Siegfrieds Lüge kommt hinzu. Will Siegfried Gunther im Kampfe mit Brunhild, durch die Tarnkappe unsichtbar gemacht, beistehen, so muß er ja für alle Beteiligten verschwinden. Die übernatürliche Ursache dieses Verschwindens aber darf außer den burgundischen Helden, die an der Fahrt teilgenommen haben und die allein um das Geheimnis wissen, niemandem bekannt werden. Zu diesem Zwecke behielt ja der Dichter, wie im ersten Aufzuge schon erwähnt, die unhöfische Redenreise zu viert bei. Vor allem Brunhild, ihre Damen und Gefolgsleute müssen vielmehr glauben, Siegfried sei einfach weggegangen. Dies Weggehen aber muß natürlich, um jedem Verdachte vorzubeugen, wiederum begründet werden. Diesem Zwecke dient die Wechselrede, die Siegfried bei seinem Wiedererscheinen nach dem Siege Gunthers „wisliche“, wie der Dichter ausdrücklich betont, veranlaßt (Str. 470—474). Siegfried ist während des Kampfes, so erklärt Hagen, jenes Absicht sogleich klug durchschauend und auf sie eingehend, bei dem Schiffe gewesen. Aber auch das würde auffällig und verdachterregend sein, wenn Siegfried sich als ein Gunther ebenbürtiger König und als sein Gast und Freund bei Brunhild eingeführt hätte. Denn am Schiffe nach dem Rechten zu sehen oder von da etwas zu holen, kann nicht die Aufgabe eines freien Königs sein, solange Vasallen wie Hagen und Dankwart zur Verfügung stehen, die man damit beauftragen kann. Nur dadurch, daß sich Siegfried in den Augen Brunhildens und der Ihrigen durch seine Lüge auf die Rangstufe eines solchen Vasallen stellt, macht er sich also ein unverdächtiges Verschwinden, ohne das er Gunther die versprochene Hilfe nicht leisten kann, überhaupt erst möglich. Die ganze Art und Weise, wie er dann listig eine ausdrückliche Aussprache über dies sein Verschwinden vor Brunhild herbeiführt, zeigt deutlich, daß es sich auch hierbei um eine wohl-erwogene Maßnahme handelt.

Hatten wir vorher gesehen, daß der Dichter Siegfrieds Lüge einführt, um im objektiven Gang der Handlung einen Ansatzpunkt für den Streit der Königinnen zu gewinnen, da er den von der alten Sage gebotenen durch seine

4) Franz Saran, Das Nibelungenlied, „Handbücher f. d. deutschen Unterricht“, Reihe 1, Bd. 2, S. 46 f. Halle a. d. S. 1922.

Umgestaltung der Jugendgeschichte Siegfrieds ausgeschaltet hat, so hat sich nunmehr auch der subjektive Zweck geklärt, den Siegfried selbst mit seiner Lüge verfolgt, und damit ist erwiesen, daß das Motiv der vorgeblichen Dasallität Siegfrieds auch psychologisch-kausal streng in dem Gange der Handlung begründet ist. Nur einem Einwand ist vielleicht noch zu begegnen. Man könnte nämlich im Hinblick auf die eben entwickelten Gedanken Anstoß daran nehmen, daß der Dichter nicht schon an der Stelle, wo Siegfried seinen Fahrtgenossen die Lüge anrät, diesen die damit verfolgten Absichten entwickeln und so seinen Rat ausführlich begründen läßt, und man könnte deshalb die Richtigkeit der obigen Darlegungen als einer Begründung a posteriori anzweifeln. Dem ist folgendes entgegenzuhalten: Siegfried begründet ja, worauf bei der Darstellung des reinen Sachverhaltes schon hingewiesen wurde, seinen Rat tatsächlich, indem er sagt: „des er dâ hât gedingen, daz wirdet allez getân.“ Das ist gewiß sehr allgemein ausgedrückt, aber hier schon auf Einzelheiten einzugehen, lag nicht nur kein Grund vor, sondern es sprachen sogar gewichtige Gründe dagegen. Vor allem muß man bedenken, daß Siegfried zu Männern spricht, die das Besondere und Ungewöhnliche ihres Unternehmens und ihrer Lage zum mindesten gefühlsmäßig voll erfaßt haben, da sie ja selbst vollständig im Banne der höfischen Denk- und Empfindungsweise stehen. Ihr sofortiges Eingehen auf Siegfrieds Rat ohne jede Gegenfrage nach dessen Gründen zeigt, daß sie seine Absicht wenigstens ihrer Richtung nach sogleich richtig verstehen. Aber auch der Dichter hatte keine Veranlassung, durch eine genauere Begründung an dieser Stelle der Erzählung der weiteren Ereignisse vorzugreifen, weil er sich mit seiner Dichtung ja an Leser wendete, die ebenfalls in der höfischen Anschauungsweise völlig zu Hause waren. Daß Siegfried dieses Inkognito zur glücklichen Durchführung der Täuschung Brunhildens brauchte, wird ihnen daher von vornherein viel klarer gewesen sein als dem heutigen Leser, der gezwungen ist, sich die höfische Auffassung aus den Literaturdenkmälern jener Epoche erst mühsam zu rekonstruieren. Zuviel hätte der Dichter auch von dem ganzen Täuschungsplane verraten müssen, wenn er sich hier schon in Einzelheiten eingelassen hätte, und Wiederholungen wären dann kaum zu vermeiden gewesen. Indem er Siegfried sich mit einer allgemeinen Andeutung begnügen läßt, schafft er die echt epische Spannung des Wie des Teilvorganges.

Kann also nunmehr als erwiesen gelten, daß das Motiv von Siegfrieds vorgeblicher Dasallität im Nibelungenliede psychologisch-kausal genügend begründet ist, so gilt es ferner, es auf seine Fruchtbarkeit für den Gang der weiteren Handlung zu untersuchen. Auf die Hauptaufgabe, die es zu erfüllen hat, nämlich den Rangstolz Brunhildens im Streite der Königinnen zu untergründen, ist dabei nicht von neuem einzugehen, vielmehr sind hier nur seine Nebenfunktionen in Betracht zu ziehen.

Da ist denn zunächst darauf hinzuweisen, daß sich das Motiv von vornherein in den Dienst der Haupttendenz fast aller Änderungen stellt, die der Dichter des Nibelungenliedes im ersten Teile seines Epos am alten Sagengute vorgenommen hat, der Tendenz nämlich, seine Hauptheldin Kriemhild so sehr zu erhöhen als nur irgend möglich. Der Dichter läßt Siegfried die Selbsterniedrigung, die in der von ihm selbst vorgeschlagenen Lüge für ihn enthalten ist, sehr wohl empfinden. Ja, aus der Tatsache, daß er sie vor seinen Fahrtgenossen ausdrücklich zu rechtfertigen sich gedrungen fühlt, kann man sogar schließen, wie peinlich er sie empfindet. Aber er hat keine Wahl. Nur dadurch, daß er Brunhild durch List für Gunther gewinnt, kann er sich Kriemhild verdienen. Aber zur erfolgreichen Durchführung von Gunthers Brautwerbung ist Siegfrieds Selbsterniedrigung unbedingt nötig. Und so entschließt er sich zu ihr, nicht Gunther zuliebe, sondern um Kriemhildens willen:

388, 3: „diu ist mir sam mîn sêle      und sô mîn selbes lip:  
ich wil daz gerne dienen,      daz si werde mîn wîp.“

Wie hoch muß das Mädchen stehen, wie begehrenswert muß es sein, wenn um seinetwillen sich ein Held wie Siegfried an einem Unternehmen beteiligt, das ihm eine solche Selbsterniedrigung aufzwingt!

Eine weitere Auswertung des Motivs kann man bei dem Empfang der Helden durch Brunhild feststellen. Aus dem Gruße Brunhildens erkennt Siegfried, was er in seiner Naivität und Bescheidenheit nicht hat vorhersehen können, daß er selbst nämlich am Hohensteiner Hofe berühmter ist als Gunther, den man dort nicht einmal dem Namen nach kennt. Er muß befürchten, daß Brunhild ihn deshalb für den Führer des Unternehmens hält und wohl gar von seiner Seite eine Werbung erwartet, was ja auch, wie der Leser aus den Worten der Königin (Str. 416) weiß, tatsächlich der Fall ist. Wie sollte er nun die Unterlassung der Werbung in einer Weise begründen, die nichts Verletzendes an sich hat, wenn er sich Brunhild als freien König vorstellte? Seine aus ganz anderen Gründen geplante Lüge kommt ihm hier zugute und leistet nebenher etwas, was man meiner Ansicht nach nicht, wie Saran<sup>5)</sup>, als im Plane Siegfrieds von vornherein liegend auffassen darf, nämlich Gunther in den Augen Brunhildens heraufzusetzen, da er einen so berühmten Helden zum Vasallen hat. Dieser Erfolg bleibt allerdings nicht aus: für Brunhild kommt nunmehr als Freier nur noch Gunther in Betracht, und so wird hier die Handlung durch Siegfrieds Lüge in das richtige Geleis gebracht, was auf älteren Sagenstufen nicht nötig war, da dort Siegfried ja Brunhild in Gunthers Gestalt gegenübertritt.

Und noch an zwei späteren Stellen wird das Motiv der vorgeblichen Vasallität Siegfrieds dazu verwendet, um Neuerungen, die der Dichter des Nibe-

5) Saran, a. a. O., S. 46.

lungenliedes im Sinne höfischer Auffassung oder im Dienste seiner Hauptabsicht, von der im dritten Aufsatze gesprochen werden soll, am überlieferten Sagengute vorgenommen hat, mit den beizubehaltenden Hauptzügen der alten Sage wieder in Einklang zu bringen.

Der höchste Trumpf, den Kriemhild im Streite der Königinnen auszuspielen hat, ist die Beschimpfung Brunhildens als Kebsle Siegfrieds. In der ältesten Form der Sage, wie sie sich in den Liedern der Edda widerspiegelt, geht dieser Vorwurf auf die Art und Weise zurück, wie Brunhild da geworben wird. Siegfried ist allein imstande, zu Brunhild vorzudringen. Ob das dabei zu überwindende Hindernis von alters her die Waberlohe war, wie Heusler<sup>6)</sup> meint, Panzer<sup>7)</sup> aber bezweifelt, ist für unsere Betrachtung gleichgültig. Jedenfalls tritt Siegfried Brunhild in der Gestalt Gunthers entgegen, teilt mit ihr drei Nächte lang das Lager, berührt sie aber nicht, sondern legt sein blankes Schwert zwischen sie und sich, vorgebend, es sei ihm vom Schicksal bestimmt, in dieser Weise die ersten drei Nächte seiner Ehe zu verbringen. Die Kenntnis von diesen auf gemeinsamem Lager verbrachten Nächten gibt ursprünglich für Kriemhild den subjektiven Grund zu ihrem gegen Brunhild erhobenen Vorwurf ab. Schon auf der zweiten Stufe der Brunhildensage aber, die sich mit einiger Sicherheit aus der Thidreksaga erschließen läßt, ist nach Heuslers<sup>8)</sup> Meinung, das einsame Vordringen Siegfrieds zu Brunhild durch öffentlich stattfindende Wettkämpfe ersetzt worden, bei denen Siegfried an Gunthers Stelle Brunhild besiegt, ohne daß diese den Betrug merken kann, da entweder der alte Gestaltentausch beibehalten oder schon das neue Requisit der Carntappe eingeführt war. Damit nun die Möglichkeit der Beschimpfung Brunhildens durch Kriemhild im Streite der Königinnen nicht entfiel, mußte eine neue Szene erfunden werden, die hinreichenden Anlaß zu der üblen Nachrede bot. Brunhild, die ihre übernatürliche Kraft erst mit ihrem Magdum verliert, verweigert sich Gunther in der Brautnacht, Siegfried muß erneut gegen sie zu Hilfe gerufen werden. Diese Szenenfolge hat auch der Dichter des Nibelungenliedes übernommen. Aber die Weigerung Brunhildens, die sich dem Sieger in den Wettkämpfen zu vermählen gelobt hat, ist ein Wortbruch, der eine Begründung verlangt. Denkbar, daß der knappere Liedstil die Unterlassung dieser Begründung möglich machte. Aber schon die Saga erfordert sie eigentlich, und „der nordische Nacherzähler huscht,“ wie Heusler<sup>9)</sup> sagt, „über die Schwierigkeit weg“. Der in der Motivierung so außerordentlich peinliche Dichter des Nibelungenlieds dagegen glaubte sie in seinem Epos auf keinen Fall entbehren zu können. Dem Grundsätze der Sparsamkeit in den künstlerischen Mitteln gehorchend, greift er auf das schon mehrfach von

6) Heusler, a. a. O., S. 9f. u. 13.

7) Friedrich Panzer, Studien zur germanischen Sagengeschichte, Sigfrid: Bd. II, S. 192f. München 1912.

8) Heusler, a. a. O., S. 28f.

9) ebda., S. 30.



ihm fruchtbar gemachte Motiv von der vorgeblichen Vasallität Siegfrieds zurück. Daß sie sehen muß, wie ihre Schwägerin Kriemhild mit dem Eigenhold Siegfried vermählt wird, verletzt Brunhildens stark ausgebildeten Rangstolz bis zu Tränen (Str. 618, 620). Die gewundenen Ausreden Gunthers leuchten ihr nicht als stichhaltig ein (Str. 624, 1). Sie wittert hier offenbar — der Leser weiß: mit Recht — ein Geheimnis, hinter das sie unter allen Umständen kommen will. Und so schwört sie, sich Gunther nicht eher hinzugeben, als bis er es ihr enthüllt habe (Str. 622). So ist die als unstatthaft empfundene Motivlücke geschlossen, ohne daß sich der Dichter in die Unkosten der Erfindung eines neuen Motivs hat stürzen müssen.

Schließlich wird das Motiv der vorgeblichen Vasallität Siegfrieds noch dazu benutzt, um die Handlung, die eigentlich auf einen toten Punkt geraten ist, von neuem in Bewegung zu setzen. Siegfried ist, wie schon erwähnt, im Gegensatz zur alten Sage von dem Dichter des Nibelungenliedes zum unabhängigen Beherrscher zweier eigener Reiche, des Niederlandes und des Nibelungenreiches, gemacht worden. Nach seiner Hochzeit kehrt er selbstverständlich mit seiner Gattin in diese zurück. Damit wäre die Geschichte zu Ende, wenn es nicht gelänge, Siegfried und Kriemhild wieder an den Wormser Hof zu bringen. Mehr als zehn Jahre sind verfloßen. Brunhild hält nach wie vor Siegfried für einen Vasallen ihres Gatten. Heusler<sup>10)</sup> nimmt daran Anstoß, daß sie so lange in ihrem Irrtume verharret. Aber bei der umständlichen und nachdrücklichen Art, mit der er in ihr erzeugt worden ist, und bei der verhältnismäßig selbständigen Stellung, die auswärtige Vasallen ihrem Schutzherrn gegenüber einnahmen — man denke etwa an Boleslav Throbrys Stellung zum deutschen König —, erscheint das doch nicht so verwunderlich. Und zudem: das wirklich Auffällige am Verhalten Siegfrieds als eines vermeintlichen Vasallen, das Ausbleiben des Zinses und die Unterlassung der Hofdienste, fällt Brunhild ja tatsächlich auf, ja es wird sogar der Grund für ihr an Gunther gerichtetes Verlangen, Siegfried und Kriemhild nach Worms zu bescheiden. Das kann nun Gunther freilich nicht, da er ja in Wirklichkeit nicht Siegfrieds Lehnherr ist; aber sie einzuladen, dazu ist er bereit. Und da Siegfried und Kriemhild der Einladung freudig Folge leisten, so ist damit die Situation geschaffen, die ein Weiterstreiten der Handlung im Sinne der alten Sage ermöglicht, geschaffen durch ein erneutes Zurückgreifen auf das Motiv der vorgeblichen Vasallität Siegfrieds.

Damit aber ist erwiesen, daß dieses Motiv nicht nur streng kausal in die Handlung einbezogen ist, sondern daß es sich auch, abgesehen von seinem Hauptzweck, in vierfacher Richtung für deren Tendenz und Fortgang als außerordentlich fruchtbar und bedeutsam bewährt, so daß die abschätzig Be-

10) Heusler, a. a. O., S. 158

urteilung, die es bisher meist erfahren hat, kaum länger dürfte aufrecht erhalten werden können.

Wer den Ausführungen Panzers<sup>11)</sup> zu unserem Problem beipflichtet, wird freilich unser Motiv nicht als eine freie Erfindung des Dichters des Nibelungenliedes anerkennen, sondern in ihm eine Entlehnung aus der alten Werbungssage sehen, wie sie im Laufe des 19. Jahrhunderts vor allem in Südrußland in verschiedenen Fassungen aufgezeichnet worden ist. Denn in ihr nimmt immer der starke „Helfer“, wie Panzer diese Gestalt kurz nennt, eine dem schwächeren Freier untergeordnete gesellschaftliche Stellung ein. Aber auch diese Auffassung kann das Verdienst des Dichters des Nibelungenliedes meiner Ansicht nach nicht schmälern. Ob freie Erfindung oder Entlehnung, das Motiv war aus der Nibelungensage verschwunden, und die Art und Weise, wie er es wieder einführt und auswertet, ist unseres Dichters eigene künstlerische Tat und sein geistiges Eigentum.

## Tierdichtung.

Hermann Löns zu Ehren.

Von Walthar Kühhorn in Bernburg.

Senriswolf, Reineke Fuchs und Mümmelmann — diese kurze Reihe, die man noch durch zahlreiche Typen erweitern könnte, deutet schon klar genug an, aus wie verschiedenartigen Elementen sich die Gattung „Tierdichtung“ zusammensetzt. Ja, es scheint bei einer solchen Zusammenstellung sogar fraglich zu werden, ob der Begriff Tierdichtung so umfassende Geltung hat. Nun ist freilich nicht jede Dichtung, in der Tiere eine Rolle spielen, welche über bloße Erwähnung hinausgeht, schon Tierdichtung, weil ja Natur überhaupt den Gegenstand dichterischen Schaffens bildet. Aber es gibt eben Dichtungen verschiedensten Gepräges, in denen der Hauptgehalt des Wertes durch eine besondere Einstellung des Verfassers zum Tiere bestimmt oder doch mitbestimmt wird; und wenn man die Haupttypen dieser Gattung einmal festzustellen und zu betrachten versucht, kommt man auf bestimmte seelisch-künstlerische Haltungen, die wieder mit dem entsprechenden Kulturgehaben zusammenpassen, und das heißt doch, daß man auch bei solchem Hin- und Herblättern im Bilderbuche der Menschheit zu, je nach Bedürfnis und Anforderungen, unterhaltenden oder belehrenden Beobachtungen kommen kann.

Wenn der naive, das heißt in diesem Falle weder ethisch noch rational völlig bedingte Mensch den Zusammenhang mit den unsichtbaren Mächten, den Geistern oder dem Geiste sucht, kann ihm eine Verdeutlichung des Undeutbaren nicht in begrifflichen Umschreibungen, sondern nur im Bilde gelingen, zu welchem ihm die Umwelt den Stoff darbietet; also findet er diesen auch in der bunten Mannigfaltigkeit der Tiere, mit denen er — freundlich und feindlich — auf Schritt und Tritt in Berührung kommt.

11) Panzer, a. a. O., S. 180.

Natürlich wird in solchem Falle das Tier nur in sparsamen Umrissen, nach einer bestimmten Seite hin gesehen und in den Rahmen des vorhin erwähnten Bildes hineingestellt; es handelt sich meist um besonders hervorstechende Eigenschaften und Gewohnheiten, die ein Irreales, Dämonisches an- und ausdeuten sollen. So geschieht es beim gierig schlingenden Fenriswolf, bei den Spechtmeisen in Siegfrieds Geschichte, die ja den germanisch-nordischen Wald im Frühjahr mit besonders geschwähigem, emsigem Geflöt erfüllen, so bei der wunderbaren indischen Kuh Saballa, aus deren strotzenden Euter sich ihr Besitzer die märchenhaftesten Dinge herausmelken kann; immer ist es nur ein charakteristischer Zug an einem Tiere, der hervorgehoben und verwendet wird. Niemals wird das Tier (worauf diese Arbeit gegen Ende hinzielt) in seiner Gesamtheit erlebt und dargestellt. Der Mensch, der Mythos dichtet — denn darum handelt es sich in diesem ersten Falle — kann kaum als genauer, gleichsam wissenschaftlicher oder auch nur umsichtiger Beobachter der Tierwelt angesprochen werden; er kennt das Tier nur, soweit praktische Forderungen das heißen. Die allgemeine Haltung unserer Landbevölkerung in dieser Frage scheint solcher Annahme recht zu geben. Denn trotz einzelner trefflicher Beobachter (Johann Friedrich Naumann!) ist der Bauer kein Tierkennner im weiteren Sinne, sondern oft ganz unwissend oder von schwärzestem Köhlerglauben erfüllt.

Sind nun aber solche Tiergestalten des Mythos überhaupt Tierdichtung? Gewiß, denn das Tier ist in solchem Falle nicht Staffage oder Einzelzug im Gesamtbilde, sondern Hauptbestandteil, und daß die Absicht des „Verfassers“ erreicht wird, kommt eben daher, daß das Tier in solcher Sage eine bestimmte Rolle zugewiesen bekommt, in welcher es der „Verfasser“ erlebte, in der es die Hörer nacherleben. Freilich ist das Tier nicht an sich Gegenstand des religiös künstlerischen Schaffens, es ist nur Ausdruck einer Idee, nur Mittel zum Zwecke, wohl dichterisch erfaßt, aber nicht nach allen Möglichkeiten ausgenutzt. Die Ehrfurcht, die im religiösen Erleben wurzelt, hält noch die Hand auf der Freude am Fabulieren, die aus dem Tiermythos das Tiermärchen macht.

Damit gelangen wir in das Reich der eigentlichen Dichtung. Denn wenn auch oft genug die mythologische Idee wie ein stummer Gletscherriese in die bunte Blumenwelt des Märchens hineinragt — der Verfasser erzählt nicht um dieser Idee willen, sondern aus Trieb zum Gestalten und aus Freude daran. Dabei ist das Tier immer noch nicht in seiner Ganzheit zum Erlebnis geworden, der Wolf in der Geschichte vom Rotkäppchen, der gestiefelte Kater, die Tiere in den Bremer Stadtmusikanten spielen nur immer eine Rolle im Ganzen, treten nur nach bestimmten Gesichtspunkten in Erscheinung; wo aber Tiere allein gezeigt werden, wie im Märchen vom Hähnchen und Hühnchen, führen sie auch nur eine bestimmte Rolle durch, werden etwa auch in charakteristischen Einzügen treffend gezeichnet — besonders im Reineke Fuchs, der in dieser Hinsicht einen gewaltigen Schritt nach vorwärts bedeutet. Der Fuchs ist wirklich listig und gewandt, der Löwe macht einen majestätischen Eindruck auf den Beschauer, der Dachs ist täppisch in seinen Bewegungen, der Bär hat etwas Ontelhaftes usw. Die Tiergeschichten der Naturvölker aber, bei denen Schakal, Hyäne, Schlange, Gazelle, Elefant und andere Typen der einheimischen Tierwelt auf-

treten, stimmen in ihrer ganzen die Tiere in Einzelzügen treffenden, die Geschichten wichtig und unterhaltsam ausstattenden Art mit unseren Tierepen sehr überein.

Allen diesen Tiermärchen ist aber mit den Märchen überhaupt ein Zug gemeinsam: sie enthalten eine Lehre, die den Zuhörer klüger machen soll, ein rationalistisches Element. Im Märchen erscheint dies noch ziemlich unauffällig, tritt in das Publikum gleichsam spielend über und enthüllt sich oft im Schlusse erst. Der Leser oder Hörer kann beinahe ungestört mit seiner Phantasie zwischen den Tieren herumschweifen. Anders aber ist das in der Tierfabel, welche in diesem Punkte viel unbedenklicher vorgeht und sich von Anfang an viel mehr auf das Lehrhafte einstellt. Doch sind die Übergänge vom Märchen zur Fabel oft gleitend („Die Stadtmaus und die Feldmaus“) und eine scharfe Sondernung der beiden ist nicht immer möglich. Auch Reineke Fuchs ist ja halb Märchen und halb Fabel.

Die eigentliche Fabel wird immer in Zeiten auftreten, die besonders auf das Verstandesmäßige eingestellt sind. Es muß also die Welt, in der die Sammlung des „Äsop“ ihre Gestalt gewann, eine besondere Vorliebe für rationalistische Haltung gehabt haben. Für die Zeit, in der Äsop für die deutsche Dichtung Bedeutung gewinnt, ist das ohne weiteres klar. Das Jahrhundert Luthers und Hans Sachsens ist in Hinsicht auf allgemeine und wirkliche Kunstausübung bedürfnislos, es kam jenen Menschen weniger auf das Schöne wie auf das Rechte und Richtige an; und die Zeit Gellerts, Gleims, Lessings und ihrer Nachtreter unter den Fabeldichtern führt doch schlechtthin eine Hochflut rationalistischer Geisteswelt zwischen ihren Ufern dahin.

In dieser Zeit des Rationalismus beginnt aber der Mensch, langsam eine andere Haltung der Tierwelt gegenüber einzunehmen. Eine starke Stütze rationalistischer Religiosität ist der Glaube an die umsichtige und vollkommene Einrichtung der Welt durch Gott. Von diesem Standpunkte aus beobachtet man auch die Tiere genauer, um in ihrer Ausstattung und Lebensführung den weisen Schöpferplänen Gottes nachzuspüren. Charakteristisch dafür sind die gereimten Betrachtungen des Hamburgers Brodes über einen Lammstopf, ein anderes bezeichnendes Beispiel gibt der Thüringer Pfarrer Christian Ludwig Brehm, der Vater des bekannten Alfred Brehm; von dem alten Herrn wird sogar erzählt, daß er einmal auf die Kanzel ein paar ausgestopfte Vögel mitgebracht habe, um seinen Zuhörern Gottes Weisheit möglichst anschaulich vorzudemonstrieren. Die eigentliche Frucht seiner religiös angeregten Naturliebe war eine Reihe von ornithologischen Schriften, vor denen übrigens schon längere Zeit zuvor der „Vogelsteller“ des anhaltischen Bauern Johann Andreas Naumann, des Vaters jenes eben erwähnten Johann Friedrich Naumann erschienen war. Das sind schlichte aber deutliche Ankündigungen eines Zeitalters, in welchem die Natur zum Gegenstande genauer Beobachtung wird und wissenschaftliches Interesse die Stellung des Menschen zur Tierwelt bestimmt. Jetzt erscheinen nach und nach die vielen Naturgeschichten, deren Verfasser sich fast nie auf eine Beschreibung der Tiere beschränken, sondern durch Aufnahme vieler Geschichten, die z. B.

von Lebensweise, Charaktereigenschaften und Jagden berichten, ihr Wert belehrend und unterhaltend zugleich machen wollen.

Solche Geschichten, die beispielsweise von Masius schon zur Anschaulichkeit von Lebensbildern ver„dichtet“ werden (auch Marshall hat darin manches geleistet) sind als Berichte natürlich keine Tierdichtung, sollen es ja nach Absicht der Herausgeber auch durchaus nicht sein; wie denn überhaupt Dichtung aus solcher wissenschaftlichen Tätigkeit nicht unmittelbar erwachsen kann. Wohl aber wird durch solche Arbeit der Boden bereitet für Naturliebe, für Kenntnis der Natur und Verständnis für sie in weitesten Kreisen, eine Haltung, die um so stärker in „sentimentalischer“ Form anwächst, je mehr sich die Mauern der Städte zwischen Mensch und Natur trennend einschließen. Der Mensch kommt gerade durch diesen notgedrungenen Abstand zu einem besonders starken Erlebnisse der Natur und des Tieres, es wird aus dem Gegenstande der wenn auch liebevollen so doch immer nüchternen Beobachtung ein in Schicksale verflochtenes Wesen, und deshalb kann es jetzt vom Dichter im Lebenspunkte künstlerischer Gestaltung erfaßt und geformt werden.

Dabei ist es äußerst wichtig, zu unterscheiden, ob der Künstler das Tier von sich aus erlebt oder, wenn man überhaupt so sagen kann, vom Tiere aus. Im ersten Falle, dem „sentimentalischen“, wird die Darstellung dem Tiere allerhand menschliche Züge verleihen, die Bezugnahme auf das Menschliche wird in solcher Dichtung nie ganz ausgehen, manchmal sogar mit Absicht stark hervorgehoben werden. Es kommt im Grunde genommen in das Dichtwerk wieder etwas „Sabel“haftes hinein. Die „Biene Maja“ von Waldemar Bonsels und des Buches Fortsetzung „Himmelsvögel“ tragen unzweideutig solche Züge.

Aber auch bei solchen Erzählern, die im Glauben sind, daß sie ein Erlebnis aus reiner Beobachtung gleichsam quellenmäßig gestalten, menschelt es oft stark. Sie kommen dem Tiere nicht anders bei, als indem sie ihm eine menschenmäßige Struktur verleihen. So entstehen des Amerikaners Seton Thompson „Bingo“ und seine andern Tiergeschichten. Sie alle enthalten auch stets Tierschicksal, aber mit einem etwas zu starken Einschlag von „Seele“, das heißt von Elementen, die auch der schärfste Beobachter nicht festzustellen vermag, weil sie „metaphysisch“ sind. Hier hat eben der Dichter nach menschlichen Analogien gearbeitet.

Ganz anders Hermann Löns! Bei ihm verbindet sich triebhafte Einfühlungs- und Mitgefühlskraft, eben das Naive im Schillerschen Sinne, welches das Tier „vom Tier aus“ zu erleben vermag, mit einer urgesunden Mächtigkeit der Sprache. Wenn er ein Tierschicksal geschaut hat, formt er es ganz aus der Eigenart des Stoffes heraus und bleibt stets „im Bilde“. Am echtesten würde solches wirken, wenn er so ein Tier-Heldenepos oder -Drama in der Tiersprache dichten könnte — aber man braucht ja den Gedanken nur auszusprechen, um gleichzeitig seine Undurchführbarkeit zu unterstreichen. — Auch Löns muß mit Menschenzungen reden, jedoch er prägt kraft der Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit seines Sprachempfindens seine Sprachform ins Naturhafte hinein, so daß man beim Lesen gleichsam Natur wittert. Dabei kommen ihm Volksmund, Jägersprache und eigene schöpferische Kraft zustatten.

Unter den unzähligen aus reinem Naturerlebnis geborenen Skizzen von

Hermann Löns ist natürlich vieles, was nicht als ganz reine Tier„dichtung“ anzusprechen ist. Oft genug, wenn er sich mit uns am Feldrain, am Waldrande, am Wassertümpel niederläßt und uns mit seinen Augen sehen lehrt — eben lehrt! — dann fliegt es wie im Kaleidoskop bunt vor unsern Blicken vorüber, Aufzählungen mit knapper Charakterisierung, als ob einer zwischen Daumen und Zeigefinger die Blätter eines Buches rasch vor unsern Augen vorbeischnurren ließe. Anders aber wirkt er da, wo er Vorgänge, Bewegung, Leben, das heißt eben: Schicksal sieht und zeigt. Dann wird so ein schlichter und doch tief bedeutungsvoller Vorgang wie der Einzug des Frühlings auf dem Broden zum Gedicht. Da schildert er eben nicht das „Erwachen des Lenzes“, das Aufbrechen der Knospen und Blüten usw. der Reihe nach, sondern — man muß das nachlesen in „Da draußen vor dem Tore“, wie der Frühling den Pflanzen zuredet, wie er seine Boten aus der Vogelwelt einen nach dem andern hinaussendet und jeder von ihnen die Natur ein wenig wacher macht, bis schließlich die Turmschwalben um das Brodenhaus fegen und den Sieg des Frühlings endlich herbeischreien.

Einzig aber in ihrer Art und vollendetste, ganz auf dem dichterischen Erlebnisse beruhende Kunst sind die Geschichten von Mümmelmann, von Achtsaßs Ende und von den vielen andern, die hier gar nicht aufgezählt werden können, und die — kein schlechtes Zeichen! — schon vielfach in unsern Schullesebüchern stehen. Sie werden vermutlich noch lange ihren lebendigen Zauber ausstrahlen, wenn des Dichters Romane, weil vom Allzuperfönlichen und Absichtsvollen nicht genug gereinigt, schon wieder vergessen sein werden. Die Tiergeschichten von Hermann Löns bedeuten als Tierdichtung in der Reihe Mythos, Fabel, Märchen einen bisher letzten Höhepunkt, weil sie in sorgfältiger Differenzierung und tiefgehender Erkenntnis des Tierwesens das Tier in seiner Ganzheit erleben und gestalten.

Ist es nun ein gutes oder ein schlechtes Zeichen, wenn einem Dichter ein Schweiß von Epigonen folgt? Es „löst“ gewaltig in der neueren Literatur, und die Zahl der nach Löns erstandenen Tierdichter ist unübersehbare Legion. Das mag zum Teil seinen Grund darin haben, daß Löns neben seinen unübertrefflichen Arbeiten viel Mittelgut veröffentlichte, das zur Nachahmung ohne weiteres ermutigte. Außerdem aber gibt ein wahrer Dichter einem wesentlichen Inhalte seiner Zeit Ausdruck — die letzten 100 Jahre stehen eben ganz anders zur Natur wie die vorausgehenden Zeiten —, und es ist natürlich, daß ein solcher in einem Zeitmassiv eingeschlossener Quellstrom sich nicht nur an einer Stelle mit Macht Luft schafft, sondern auch in manchem Nebenwässerlein zu Tale rieselt. Deshalb die vielen Tiergeschichten neben und nach Löns, unter welchen die Werke des Dänen Svend Fleuron vielleicht noch am ehesten hervorgehoben zu werden verdienen.

Die Tierdichtungen des vor nunmehr 10 Jahren fürs Vaterland gefallenen Hermann Löns bleiben aber ein Knotenpunkt in der Literaturentfaltung, so wie sie im Schaffen des Dichters den Mittelpunkt bilden, in dem sein Künstlertum beschlossen liegt.

## Die hochdeutsche Wortstellung.

Von Oberstudiendirektor Dr. Agahd in Frankfurt a. d. Ober.

Die Lehre von der Wortstellung im Neuhochdeutschen hat sich, soviel ich sehe, nach dem Muster der Lehre von der französischen Wortstellung gebildet. Sie geht daher von der Stellung des Subjekts aus und betrachtet den Satzbau von dem Gesichtspunkt, ob das Subjekt vor oder hinter dem Prädikat steht. Diese Lehre hat es aber bisher nur zu einem mechanischen System aneinandergereihter Tatsachen, zur Aufstellung einzelner Regeln mit Ausnahmen und Ausnahmen von Ausnahmen gebracht, sie hat meines Wissens bis jetzt keine Grundprinzipien festgelegt, durch die diese Tatsachen als innerlich notwendig und organisch begründet erklärt werden. Diese Beobachtung läßt darauf schließen, daß unsere Wortstellungslehre von vornherein falsch eingestellt ist und daher falsche Wege eingeschlagen hat. Ich werde im folgenden zu zeigen suchen, daß der Aufbau des deutschen Profasatzes durch zwei Grundgesetze bestimmt wird, und zwar durch ein Satzengesetz und ein psychologisches Gesetz. Das Satzengesetz bindet den Darsteller, wenn er überhaupt normale Prosa schreiben will, zwangsläufig; dasselbe tut auch das psychologische Gesetz, soweit es rein formale Beziehungen betrifft. Darüber hinaus schreibt es wohl ein psychologisch begründetes Normalschema vor, läßt aber doch dem Darsteller die Möglichkeit, aus besonderen stilistischen oder darstellerischen Absichten von der Norm abzuweichen.

### I. Vorbemerkungen.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, schide ich einige allgemeine Tatsachen über das Wesen des Satzes und seiner Teile voraus.

1. Ein Satz ist eine Äußerung über das Bestehen derjenigen Beziehung eines Geschehnisses (Tätigkeit, Vorgang, Zustand) zu einem selbständigen Seinsbegriff (einem konkreten Ding oder einem abstrakten Begriff, dtsh.: Sinnending, Gedankending), durch die das Ding als „Träger“ des Geschehnisses hingestellt wird, oder kurz: „Der Satz ist eine Äußerung über die Beziehung eines Geschehnisses zu einem Ding als zu seinem Träger.“ Daraus ergibt sich, daß ein Satz naturgemäß in zwei, und nur in zwei Hauptteile zerfällt, nämlich das Satzgeschehnis (Prädikat) und den Geschehnisträger (Subjekt).

Um diese Zentralbeziehung des Geschehnisses zu seinem Träger gruppieren sich nun gewöhnlich weitere Beziehungen, sei es des Geschehnisses oder des Trägers zu anderen Geschehnissen und Dingen. Diese besonderen Beziehungen fasse ich unter dem Namen Beifügungen zusammen.<sup>1)</sup>

2. Beifügungen zu Geschehwörtern (Verben). Die ursprünglichste Art, die Beziehung eines Geschehnisses zu einem Ding auszudrücken, war die durch die

1) Die allgemeine Betrachtung dieser Beziehungen braucht nicht notwendig unter dem Gesichtspunkt des Satzaufbaus betrachtet zu werden. Denn ob z. B. die Beziehung eines Geschehnisses zu einem „Objekt“ durch den Akkusativ oder den Dativ ausgedrückt wird, hängt nicht von dem Satz, sondern von dem Wesen des Geschehworts als solchem ab, und das Dingwort mit seinen Beifügungen bleibt überall dasselbe, gleichviel ob es Geschehnisträger oder Teil des Satzgeschehnisses, z. B. Objekt, ist.

einzelnen Kasus. An sie schloß sich der Gebrauch der sog. Präpositionen, die zu den einzelnen Kasus hinzutreten, ursprünglich zu dem Zweck, um die durch den Kasus schon ausgedrückte Beziehung zu vergenauern. Im Lauf der Entwicklung wurden sie dann auch selbst Ausdrucksmittel für das Bestehen von Beziehungen selbst. Diese sog. Präpositionen dienen und dienen ferner auch zur Vergenauerung (Spezifizierung, Modifizierung, Charakterisierung) eines Geschehnisses als solchen (z. B. treten: vor-treten). Demselben Zweck dienen auch die sonstigen „Adverbien“, d. h. starrgewordene Kasusformen von Seinswörtern (Substantiven, Adjektiven, Pronomina, Zahlwörtern, z. B. abends, strads, schon, hier, da, wo, einmal, dreimal usw.). Damit ist der Kreis der Beifügungen zu Geschehwörtern erschöpft. In der herkömmlichen Grammatik pflegen wir die substantivischen<sup>1)</sup> Beifügungen zu Geschehwörtern entweder Objekte oder adverbiale Bestimmungen zu nennen, je nachdem sie für die Verwirklichung des Geschehnisses notwendig oder mehr zufällig sind.

3. Beifügungen zu Dingwörtern (Substantiven). Die Beziehung eines **Dinges** zu einem zweiten (anderen) Ding wird entweder durch den Genitiv oder mit Hilfe einer Präposition ausgedrückt (z. B. der Herr des Hauses, der Herr im Hause). Hier liegt also eine nicht angegliche Beifügung vor. Tritt jedoch zu einem Dingwort ein Dingwort hinzu, das nur eine besondere Bezeichnung für das erste Dingwort ist (Appellativum, Bezeichnungswort), liegen also wohl zwei Dingwörter, aber nicht zwei Dinge vor, so tritt das Bezeichnungswort in den Kasus und womöglich auch in den Numerus des ursprünglichen Dingworts, es wird ihm angeglichen (z. B. der König Friedrich, die Konsuln Cicero und Manlius). Soll die Beziehung eines Dinges zu seiner eigenen Eigenschaft (im weitesten Sinne) ausgedrückt werden (z. B. der gute Mann, dieser Mann), so verwendet man gewöhnlich die Adjektive (Beiwörter) einschließlich der beiwörtlich gebrauchten Partizipien und der adjektivischen Pronomina (beiwörtliche Fürwörter).<sup>2)</sup>

Während im Lateinischen alle Appellative und Adjektive angeglichen sind, werden im Deutschen die eigentlichen Adjektive in dieser Beziehung verschieden behandelt. Sie werden a) entweder dem Substantiv angeglichen und vorangestellt (unmittelbare oder enge Beifügung), oder sie werden b) in undeklinierter, starrer Form dem Substantiv nachgestellt, sei es unmittelbar, sei es, unter besonderen Umständen, von ihm so weit entfernt, daß sie sogar in den Verband des Satzgeschehnisses treten, selbst wenn ihr zugehöriges Substantiv Subjekt ist (lose bzw. prädikative Beifügung). Wird die lose Beifügung jedoch durch „als“ eingeleitet, so wird sie dekliniert und angeglichen. Bsp. a) Der biedere Mann, ein ausgezeichneter Mensch, gute Menschen. — b) Die Deutschen, bieder, fromm und stark, werden das Reich beschützen; — die Soldaten, im Herzen bekümmert, standen an der Bahre des Feldherrn; oder: die Soldaten standen, im Herzen bekümmert, an der Bahre usw.; — der Vater zog gesund fort und kehrte krank zurück; — die Reiter zogen als erste in die Stadt ein. — Auch die (substantivischen) Appellative können sowohl als enge, wie als lose Beifü-

1) Unter den Begriff „substantivisch“ fasse ich nicht bloß die eigentlichen Dingwörter, sondern auch die substantivischen Pronomina und natürlich auch etwa substantivierte Eigenschafts- und Zahlwörter.

2) Auch die beiwörtlich gebrauchten Zahlwörter (zwei, der zweite) gehören hierher, brauchen aber von uns nicht besonders berücksichtigt zu werden.



gungen verwendet werden, aber stets in der angeglichenen Form. Bsp. a) Der Konsul Cicero hat Rom gerettet; — b) Cicero und Manlius, die Konsuln des Jahres 63, haben Rom gerettet; — Cicero und Manlius haben als Konsuln Rom gerettet. — Die adjektivischen und namentlich die appellativen Beifügungen treten besonders gern in dem Falle als lose Beifügungen hinter ihr Substantiv, wenn sie selbst wieder mit einer Beifügung ausgestattet sind. Die Grammatik gibt ihnen dann den Namen Apposition.

Adverbien als Beifügungen zu Dingwörtern sind selten und beschränken sich wohl auf folgende Fälle: Sie sind entweder hinweisende Adverbien des Ortes oder der Zeit (z. B. der Mann da, der Ort hier, die Zeit heute ist böser als die Zeit damals), oder sie heben hervor und sondern aus, z. B. auch (selbst, sogar) ein Meister kann irren.

Zum Schluß dieser Ausführungen über den Kreis der bei Substantiven möglichen Beifügungen möge darauf hingewiesen werden, daß diese von unserer Grammatik „Attribute“ genannt werden.

4. Beifügungen zu Fürwörtern (Pronomina). Beifügungen zu Fürwörtern sind an sich selten und finden sich wohl häufiger bei selbständigen (substantivischen), als bei beiwörtlichen (adjektivischen) Fürwörtern. Zu beiden Arten können Adverbien von der Art treten, wie wir sie soeben als Beifügungen zu Substantiven kennen gelernt haben, z. B. auch dieser (Mensch), selbst ich, auch er, nur jener (Mensch), eben der; wer auch immer; irgend jemand, irgend ein Mensch; — dieser hier, jener dort, ferner auch fürwortähnliche Beiwörter (Pronominalia) wie: allein, alle, selbst, z. B. er allein, nur er allein, sie alle, alle diese, ich selbst. Endlich sind noch neben selbständigen Fürwörtern Appositionen und lose, mit „als“ eingeleitete Attribute möglich. Bsp. Dieser, ein hervorragender Mann, ...; — er, durch jene Antwort hochbeglückt, ...; — der Knabe, der als einziger Erbe viel zu erwarten hatte, ... .

5. Beifügungen zu Adjektiven (Eigenschaftswörter). Die Adjektive werden entweder durch Kasus (besonders Dative und Genitive) oder durch präpositionale Ausdrücke oder durch Adverbien näher bestimmt. Sie ähneln also in dieser Beziehung den Geschwörtern (Verben), was besonders bei den attributivisch gebrauchten Partizipien in die Erscheinung tritt.

6. Endlich sei noch auf die allgemein bekannte Tatsache hingewiesen, daß alle Bestandteile eines Satzes, außer dem verbum finitum, durch Infinitive und Nebensätze vertreten werden können. Diese sind also im Gesamtsatz nicht bloß Beifügungen aller Art, sondern sie können auch als Subjekt auftreten. Hingegen gelten Satzteilübungen, wie Parenthesen, Anreden, Ausrufe u. ähnl., nicht als Satzbestandteile und gelten für die Wortstellung so wenig, als wären sie überhaupt nicht vorhanden.

## II. Aufbau der Substantivgruppe.

(Der Aufbau des Satzgeschlechtes, d. h. die Anordnung der Beziehungen des sog. verbum finitum zu allen Dingen und Begriffen, die nicht Subjekt sind, wird später ausführlich behandelt werden.) Wir betrachten zunächst die in Nr. 3—5 besprochenen Beziehungsgruppen daraufhin, ob sich vielleicht für ihre Anordnung in sich bestimmte Grundsätze aufstellen lassen. Dabei sehen wir also das Substantiv mit seinen sämtlichen Beifügungen und deren Beifügungen als eine Einheit an, und nennen sie: „Substantivgruppe“; entsprechend stellen wir als wei-

tere Einheiten die „Pronominalgruppe“ und die „Adjektivgruppe“ auf. Nun ist aber die Adjektivgruppe — außer wenn sie Prädikatsnomen ist — ihrerseits feste Beifügung zu einem Substantiv und wird sich daher in solchen Fällen nicht ohne Berücksichtigung des Substantivs behandeln lassen. Andererseits kommt die Pronominalgruppe nur selten vor und baut sich, wenn sie vorkommt, analog den entsprechenden Substantivgruppen auf: wir haben es also in diesem Abschnitt vornehmlich mit dem Aufbau der Substantivgruppe zu tun.

a) Angelegene Eigenschaftswörter (einschließlich der Partizipien) und Appellative (also **enge** Beifügungen) treten, wie schon bemerkt, unmittelbar vor das Substantiv; sind die Adjektive selbst wieder näher bestimmt, so treten diese Bestimmungen vor das Adjektiv, und zwar tritt die für das Adjektiv charakteristischste, die modale, Bestimmung unmittelbar vor das Adjektiv, etwaige sonstige, mehr zufällige Bestimmungen treten weiter nach vorn. An den Anfang dieser Substantivgruppe treten die beiwörtlichen Fürwörter einschließlich des sog. Artikels, sowie pronomenhähnliche Beiwörter, wie solche, manche, einige, etliche usw., und endlich die Zahlen. Im Konkurrenzfall treten die Fürwörter vor die Zahlen. Bsp.: Ein glücklicher Mann; ein sehr glücklicher Mann; der dem Anscheine nach glückliche Mann; ein infolge seiner Charakteranlage stets äußerst glücklicher Mann; — infolge ihres Reichtums sehr einflußreiche Leute; — drei höchst berühmte Leute; diese drei höchst berühmten Leute.

Die Betrachtung der vorstehenden Tatsachen ergibt für diese Gestaltung der Substantivgruppe: 1. Es liegt — abgesehen von den Fürwörtern bzw. Zahlwörtern — eine Stufenfolge der Bedeutsamkeit, ein dynamisches Moment, vor, derart, daß der bedeutsamste Teil, das Substantiv, die letzte Stelle einnimmt und die weniger bedeutsamen Teile desto weiter vom Ende zurücktreten, je geringer ihr Gewicht und je weitläufiger ihr Zusammenhang mit dem Substantiv ist; — 2. es liegt das offenbare Bestreben vor, durch das an erster Stelle stehende Fürwort einerseits und das Dingwort andererseits die übrigen Teile der Gruppe zu umklammern und sie so auch äußerlich als Einheit aufzuweisen, wobei charakteristisch ist, daß das Fürwort und das Dingwort grammatisch am engsten zusammengehören; dies tritt besonders klar hervor, wenn das Fürwort „Geschlechtswort“ ist.

b) Wenn ein selbst näher bestimmtes Eigenschaftswort als **lose** Beifügung zu einem Dingwort tritt, so sind zwei Stellungen möglich: 1. Dingw. — Best. — Eigenschaftsw., oder 2. Dingw. — Eigenschaftsw. — Best. Bsp. Der Sohn, über den Tod seines Vaters höchst traurig, ...; oder: Der Sohn, höchst traurig über den Tod seines Vaters; — dieser Feldherr, des Krieges in jeder Hinsicht kundig, ...; oder: dieser Feldherr, in jeder Hinsicht des Krieges kundig, ...; oder: dieser Feldherr, kundig des Krieges, ... — Nach meinem Gefühl ist auch hier die erstgenannte Stellung die normale, da dann das weniger Bedeutsame von dem Bedeutsameren umklammert wird. Die Wahl der zweitgenannten Stellung wird von besonderen, z. B. klangrhythmischen Absichten abhängig sein.

c) Ist das Substantiv jedoch mit einem Genitivattribut oder einem präpositionalen Substantivattribut ausgestattet, so tritt dieses nicht vor, sondern hinter das Substantiv, z. B. der Herr des Hauses, Herr im Hause. Nur in gehobener Rede steht das Genitivattribut auch vor, jedoch nur, wenn das Substantiv ohne Für-

wort (Geschlechtswort, Pronominal, Zahlwort) steht, z. B. des Hauses redlicher Hüter, des Hauses schönste Zier.

d) Hervorhebende Adverbien als Beifügungen zu Substantiven stehen entweder ganz zu Anfang oder ganz am Ende der Substantivgruppe, eben weil sie die Gruppe als Ganzes hervorheben, z. B. auch der größte Meister | kann irren; oder (seltener und pathetisch) der größte Meister sogar | kann irren. Hinweisende Adverbien des Orts (und selten der Zeit) hingegen umklammern zusammen mit dem ihnen eng verbundenen hinweisenden Fürwort das Substantiv, z. B. dieser Ort hier, der Mann da, jener Mensch dort; die Zeit heute, die Zeit damals.

Wenn demnach die verschiedenen Arten der Substantivgruppen auch nicht gleichmäßig aufgebaut sind, so läßt sich doch nicht verkennen, daß ein gewisses Streben herrscht, einerseits die einzelnen Glieder der Gruppe um so weiter nach hinten zu stellen, je bedeutsamer sie sind, andererseits die Gruppe dadurch zu einer Einheit zusammenzufassen, daß man sie durch die beiden grammatisch am meisten zusammengehörigen Worte (Geschlechtswort oder Fürwort — Dingwort) umklammert.

### III. Der Aufbau des Satzes.

#### A. Die Stellung der Personalform des Geschworts in Hauptsätzen.

##### (Gesetz der 2. Stelle.)

Der erste für den Satzbau bestimmende Punkt ist die Stellung der Personalform des Geschworts. Sie ist verschieden, je nachdem wir einen Aussagesatz, eine Frage, eine Begehrung oder einen Wunschausruf vor uns haben; sie ist auch verschieden, je nachdem ein Hauptsatz oder ein eingeleiteter Nebensatz vorliegt. (Unter „Satz“ schlechthin oder „Gesamtsatz“ verstehe ich im folgenden nicht bloß den einfachen Satz als solchen, sondern auch das sog. Satzgefüge, insofern die Nebensätze Satzteile sind.)

1. Im Aussagesatz steht die Personalform des Geschworts stets an der zweiten Satzstelle. Welcher Satzbestandteil an die erste Satzstelle tritt, hängt von keiner Regel ab, sondern allein von dem Willen und den darstellerischen Absichten des Sprechenden. Will dieser das Subjekt an die erste Stelle setzen, so kann er es tun; er kann aber auch jeden Einzelteil des Geschehnisses — abgesehen natürlich von der Personalform selbst — an die erste Stelle setzen. In diesem Fall muß dann das Subjekt hinter die zweite Stelle treten, und zwar das persönliche Fürwort stets, sonstige Subjekte meist unmittelbar dahinter. Es kann auch der Fall eintreten, daß das Subjekt hinter die zweite Stelle tritt, ohne daß ein Prädikatsteil die erste Stelle einnimmt; dann muß die leere erste Stelle durch das Wort „es“ ausgefüllt werden.

Beispiele, 1. Reihe (das Subjekt ist ein Substantiv oder ein substantivisches Pronomen): Die Kinder | haben | ihren Vater gestern auf der Straße gesehen; — ihren Vater | haben | die Kinder gestern auf der Straße gesehen (aber nicht ihre Mutter); — gestern | haben | die Kinder ihren Vater auf der Straße gesehen; — auf der Straße | haben | die Kinder gestern ihren Vater gesehen (aber nicht im Hause); — gesehen | haben | die Kinder ihren Vater gestern (aber nicht gesprochen); — es | ritten | drei Reiter zum Tore hinaus.

2. Reihe (Subjekt oder Prädikatsteile sind Infinitive oder Nebensätze): Irren

ist | menschlich; — einen kurzen Brief (zu) schreiben | ist | nicht immer leicht; — es | ist | nicht immer leicht, einen kurzen Brief zu schreiben; — wer lügt, | ist | ein schlechter Mensch; — daß er geirrt hat, | ist | mir bekannt; — es | ist | mir bekannt, daß er geirrt hat; — daß er geirrt hat, | weiß | ich längst; ich | weiß | längst; daß er geirrt hat; — er habe geirrt, | sagte | er; er | sagte |, er habe geirrt; — da du gelogen hast (— in Folge deiner Lüge) | bin | ich traurig; — wenn du nicht mehr lügst, | bin | ich zufrieden; — dies ist, | glaube | ich, richtig.

Die letzten Beispiele der Reihe 2 erklären auch, woher es kommt, daß, mechanisch ausgedrückt, „der nachgestellte oder eingeschobene Hauptsatz mit dem *verbum finitum* (genauer: mit der Personalform) beginnt“. Denn da da der voranstehende, an erster Stelle stehende Nebensatz einen Teil des Gesamtsatzes bildet, muß die Personalform dieses Gesamtsatzes naturgemäß sofort hinter ihm stehen, um die zweite Stelle im Gesamtsatz zu behaupten. — Übrigens kann man in den meisten Fällen den Inhalt des vorangestellten Nebensatzes durch einen hinweisenden Ausdruck, wie „der, das, dann, so“ und ähnlich, zusammenfassen, z. B. wer lügt, der stiehlt; — daß er ein Lügner ist, das weiß ich längst; — wenn du die Wahrheit sagst, dann (so) bin ich zufrieden; — damit du vorwärts kommst, darum rate ich dir, fleißig zu sein. In solchen Fällen tritt, wie die Beispiele zeigen, das Hinweisewort vor die Personalform, so daß diese scheinbar an dritter Stelle steht. In Wirklichkeit aber ist ja der vorangestellte Nebensatz nunmehr nur eine Ausführung des Hinweisewortes, bildet also mit ihm zusammen **eine Einheit**, und so besteht auch hier die Regel von der zweiten Stelle zu Recht. Daß der Nebensatz wirklich nur Beifügung zu dem Hinweisewort ist, erkennt man leicht, wenn man die obigen Beispiele folgendermaßen gestaltet: Der, welcher lügt (Attributivsatz zu „der“), stiehlt = der Lügner stiehlt; — das, daß er ein Lügner ist (Ausführungssatz von „das“), weiß ich längst; — ich bin dann zufrieden, wenn du die Wahrheit sagst; ich rate dir deswegen, fleißig zu sein, damit du vorwärts kommst. Das Hinweisewort „so“ ist freilich so abgeblaßt, daß wir kaum mehr die Empfindung haben, daß es tatsächlich Oberbegriff zu dem Nebensatz ist.

2a) In **Wortfragen** gilt gleichfalls das Gesetz der zweiten Stelle. An erster Stelle steht hier naturgemäß immer der fragende Ausdruck, gleichviel ob er Subjekt oder ein Teil des Satzgeschehnisses ist. Bsp. Wer | hat | das gesagt? Welcher Vorwurf | kann | mich treffen? Wen | hast | du gesehen? Wo | hast | du ihn gesehen? Zu welcher Zeit (wann) | ist dies geschehen?

2b) In **Satzfragen** steht aber die Personalform gewöhnlich an erster Stelle: Hast du ihn gesehen? Hat der Mann dich etwa geschlagen? Haben deine Eltern dich nicht gelobt? Wenn aber ein Satzbestandteil auffällig hervorgehoben werden soll, so tritt er an die erste Stelle und drängt die Personalform an die zweite: Ich hätte dir das gesagt? Gesehen hast du ihn? Auf der Straße willst du ihn getroffen haben? Und ganz entsprechend stellt man in Fragen, die eine Überraschung, Verwunderung, Entrüstung und ähnliches ausdrücken, die Personalform an die zweite Stelle, genau wie im Aussagesatz. Bsp. Du bist gestern zu Hause gewesen? Der Mann hat dich geschlagen? In diesen Fällen ist die Frage als solche nur durch die Betonung charakterisiert.

3a) Diejenigen **Begehrungen**, die durch den Konj. Präs. oder durch Umschreibung mit sollen, mögen und ähnlichem ausgedrückt werden, haben die Personalform

gewöhnlich, wie die Aussagesätze, an zweiter Stelle. Bsp. Er komme! Er möge kommen! Er soll kommen! — Wird jedoch die konjunktivische oder die konjunktivisch mit „mögest, möge, möget, mögen“ umschriebene Begehrung emphatisch ausgerufen, so tritt die Personalform an die erste Stelle: Sehe jeder, wie er's treibe! Möge er nur kommen! Möge Euch stets Glück beschieden sein!

3b) Diejenigen Begehrungen, die durch den Imperativ ausgedrückt werden, setzen diesen gewöhnlich an die erste Stelle: Komm (kommt) bald zurück! Kommen Sie gesund wieder! Es kann aber auch ein anderer Bestandteil des Satzgeschehnisses die erste Stelle einnehmen, wenn er auffällig gemacht werden soll: Niemals vergeßt der Armen! Deine Eltern liebe stets!

4. In den (stets emphatischen) **Wunschausrufen** tritt die Personalform immer an die erste Stelle: Kommt Ihr doch recht bald wieder! Wäre mein Vater doch nicht gestorben! Möchtet Ihr immer recht glücklich sein! (Ein etwa vorgesehtes „ach, o“ gilt, als Ausruf, für die Wortstellung als nicht vorhanden.)

Zusammenfassend können wir demnach feststellen: Das „Gesetz der 2. Stelle“ gilt für alle Aussagesätze und für die Wortfragen (also für die weitaus größte Zahl aller Sätze); in den Satzfragen und in den Begehrungen hängt die Wahl zwischen der 2. und der 1. Stelle davon ab, welche besondere Färbung der Darsteller seinen Worten geben will; die Wunschausrufe verlangen stets die 1. Stelle.

Scheinbare Ausnahmen vom Gesetz der 2. Stelle: Ich gehe aus von dem Beispiel: „Der Vater kam, und die Mutter ging“. Hier scheint in dem zweiten der beiden einander nebengeordneten Sätze die Personalform an dritter Stelle zu stehen, da wir das Bindewort „und“ als zu diesem zweiten Satz gehörig ansehen. In Wirklichkeit aber gehört „und“ weder zu dem ersten noch zu dem zweiten Satz, es steht vielmehr zwischen beiden Sätzen und kann daher den Bau des zweiten nicht beeinflussen; das Gesetz der 2. Stelle bleibt also auch hier gewahrt. Ebenso liegen die Verhältnisse bei den Bindewörtern „oder, denn, sondern, aber“. — Etwas anders steht es jedoch mit: „doch, dagegen, indessen, jedoch; auch nur“. Wenn diese Wörter, als Bindewörter, ein zweites Satzgeschehnis angliedern, so stehen sie selbständig an erster Stelle und die Personalform folgt sofort: Der Vater hat mich gelobt, auch | hat | er mich beschenkt; — der Vater hat mich gelobt, doch (jedoch, indes, nur) | hat | er mich nicht beschenkt. Schließen sie sich aber an einen einzelnen sonstigen Satzbestandteil an, treten sie also als Adverbien auf, so bilden sie mit diesem zusammen eine Einheit, und das Gesetz der 2. Stelle bleibt also auch in diesem Fall bewahrt. Bsp. Der Vater schalt, auch die Mutter tat es; der Vater schalt, [doch (jedoch, indes) die Mutter] tat es nicht; der Vater schalt, [die Mutter jedoch (indes)] tat es nicht; alle waren erregt, [nur der Vater] blieb ruhig; heute ist es heiß, [auch morgen] wird es heiß sein. — Auch „aber“ kann sich mit einem Einzelbegriff zu einer Einheit verbinden, z. B. der Vater schalt, die Mutter aber tat es nicht.

## B. Der Aufbau des Satzgeschehnisses (Prädikats).<sup>1)</sup>

### Das Bedeutsamkeits- oder Umlammerungsgesetz.

Das zweite für die deutsche Wortstellung bestimmende Gesetz nenne ich das **Bedeutsamkeits- oder Umlammerungsgesetz**: „Je bedeutsamer und enger die formalen Beziehungen eines Prädikatsteiles zu der Personalform des Geschehwortes sind, und je bedeutsamer die einzelnen Prädikatsteile ihrem Inhalt nach für das Geschehnis sind, desto weiter treten sie von der 2. Satzstelle weg nach dem Ende hin.“ So wird das weniger Bedeutsame von dem Bedeutsameren umklammert, und das gesamte Satzgeschehnis wird durch die Personalform einerseits und das bedeutsamste Wort andererseits zu einer Einheit zusammengeslossen. (Das gleiche psychologische Prinzip, wenn auch nicht scharf durchgeführt, hatten wir oben S. 433 für den Aufbau der Substantivgruppe festgestellt.)

Aus diesem Bedeutsamkeits- oder Umlammerungsgesetz, durch das gerade das Wesentliche nach dem Sagensende hingedrängt wird, erklärt sich die Schwerfälligkeit des deutschen Stils im Gegensatz zum Französischen; unter ihm leidet der Darsteller (besonders der Redner). Es ist daher natürlich, daß sich dieser, soweit es möglich ist, von den Fesseln des Gesetzes zu befreien sucht, daß er also, aus Gründen der beabsichtigten Wirkung, von der regelmäßigen Stellung abweichen wird. Er wird dies in allen den Fällen tun, in denen er, eben durch diese Abweichungen, die Aufmerksamkeit auf eine besondere Einzelheit leiten will.

Der Beweis für das Gesetz ergibt sich aus der Analyse der in dem Gesetz genannten Beziehungen vom Standpunkt ihres formalen Zusammenhanges mit der Personalform bzw. ihrer inhaltlichen Bedeutsamkeit für das Satzgeschehnis.

### 1. Die Stufenfolge der formalen Beziehungen.

1. Die engste Beziehung ist die Beziehung der Partizipien, bzw. des Infinitivs zu der Personalform der Hilfszeitwörter „haben, sein, werden“ in der Bildung der sog. zusammengesetzten Formen. Sie treten also am weitesten nach hinten: Ich habe den Knaben gestern gesehen; ich bin vor einigen Tagen nach Hause gekommen; ich werde den Knaben wahrscheinlich morgen sehen. — Wo in den doppelt zusammengesetzten Formen die Hilfszeitwortform selbst wieder zusammengesetzt ist, besteht die engste Verbindung zwischen der Personalform des Hilfszeitwortes einerseits und seinem Partizip, bzw. Infinitiv andererseits, das Partizip des Hauptverbs selbst muß demnach an die vorletzte Stelle treten, und entsprechend ist eine dreifach zusammengesetzte Form aufgebaut: Ich werde den Knaben wohl gestern gesehen haben; der Knabe wird von seinem Vater vielleicht getadelte worden sein. (Einem Satz, wie: „Er ist gestern schnell nach Hause gelaufen“ entspricht genau: „Er kam gestern schnell nach Hause gelaufen.“ Hier ist „kam“ ein Hilfszeitwort.)

2. Den nächsten Engigkeitsgrad bilden die Beziehungen, die zwischen den modalen Hilfszeitwörtern „können, mögen, müssen usw., brauchen, lassen, wissen,

1) Der oben erwähnte Fall, daß ein Teil des Satzgeschehnisses die erste Satzstelle einnimmt und dadurch den Geschehnisträger (Subjekt) in den Prädikatsverband drängt, bleibt hier außer Betracht.

scheinen“ und den sie notwendig ergänzenden Infinitiven bestehen. Bsp. Er wollte seinen Vater gerne sehen; du brauchtest ihn sicherlich nicht zu schlagen; er wußte die Aufgabe nicht zu lösen. Ist die Form des modalen Hilfszeitwortes selbst zusammengesetzt, so sind (nach 1) ihre Bestandteile formal stärker zusammengehörig; sie treten also weiter auseinander und umklammern die Infinitive, entsprechend bei Doppelzusammensetzung: Bsp. Er hat seinen Vater gestern nicht sehen wollen; wir haben unseren Bruder nicht schlagen lassen wollen. — Ist der Infinitiv selbst mit dem Hilfszeitwort „haben, sein“ zusammengesetzt (z. B. geschlagen haben, gekommen sein), so tritt das Hilfszeitwort ans Ende, das Partizip tritt davor (nach Regel 1), z. B. ich will dies nicht gesehen haben; er scheint gestern nicht nach Hause gekommen zu sein.

Anm. Dasselbe gilt grundsätzlich von der Stellung aller Objektinfinitive, z. B. er beabsichtigte, zur rechten Zeit nach Hause zu kommen; er hatte zur rechten Zeit nach Hause zu kommen beabsichtigt. Da jedoch, wenn das regierende Verbum zusammengesetzt ist, der Gesamtsatz durch diese „Einschiebung“ des Infinitivs zu schwerfällig wird, stellt man ihn meist nach. Über den Aufbau des durch Beifügungen erweiterten Infinitivs s. unten S. 440.

3. Die dritte Stufe nimmt in trennbar zusammengesetzten Geschewörtern<sup>1)</sup> die Beziehung des einfachen Geschewortes zu seinem Adverb ein. Bsp. Ich ging gestern von Hause fort. Im Konkurrenzfall von 1—3: Ich bin gestern von Hause fort-gegangen; ich konnte gestern nicht von Hause fort-gehen; ich habe gestern nicht von Hause fort-gehen können; wir haben gestern unseren Bruder nicht von Hause fort-gehen lassen wollen.

4. Die vierte Stufe nehmen die Beziehungen ein, die zwischen einem einer prädikativen Ergänzung bedürftigen Geschewortes einerseits und dieser Ergänzung andererseits besteht, sei es, daß diese Ergänzung als Prädikatsnomen im Nominativ oder Akkusativ steht, sei es, daß sie durch „als“ oder durch Präpositionen, wie „für, zu“, eingeführt wird. Als solche Geschewörter kommen in Betracht: sein, werden, scheinen, heißen, genannt werden, ernennen zu, ansehen als, halten für usw. Bsp. Ich war doch immer dein Freund; wir werden im Lauf der Zeit alle geduldiger; Karl war diesmal für uns ein Retter aus aller Not<sup>2)</sup>; die Frau hieß mit ihrem Mädchennamen vor ihrer Verheiratung Karoline Schulze; wir halten nicht alle Menschen für glücklich. Beispiele für Zusammentreffen von 1—4: Ich bin immer dein Freund gewesen; man kann in unserer Zeit leider nicht alle Menschen für ehrlich halten; wir sehen dich gern als unseren Freund an; wir haben dich immer als unseren Freund ansehen können.

1) Wenn wir nicht gewohnt wären, diese Zusammensetzungen isoliert im Infinitiv auszusprechen (z. B. voranstellen), in dem die beiden Teile nach Regel 2) naturgemäß in dieser Reihenfolge stehen müssen und unter einem Akzent ausgesprochen werden, so würden wir uns leichter dessen bewußt sein, daß wir es hier mit zwei selbständigen Worten zu tun, wie ja klar zu Tage tritt, sobald das Geschewort als verbum finitum auftritt: ich stelle voran.

2) Es ist instruktiv, die Stufenreihe der Beziehungen durch folgende Zerlegung des letzten Beispiels im einzelnen festzustellen: Wir haben wollen, wir haben lassen wollen, wir haben gehen lassen wollen, wir haben fort-gehen lassen wollen.

3) „Retter aus aller Not“ ist als Substantivgruppe eine Einheit!

## 2. Die Stufenfolge der sachlichen Beziehungen.

5. Den Übergang von den formalen zu den sachlichen Beziehungen bildet die Beziehung, die entsteht, wenn sich ein Geschehwort mit einem Substantivbegriff so eng verbindet, daß beide zusammen einen Begriff ausmachen, oder anders ausgedrückt: wenn ein, oft im übertragenen Sinn gebrauchtes, Geschehwort erst mit dem Substantiv zusammen einen Inhalt erhält, wenn sie also zwangsläufig aneinander gebunden sind. Dies ist aber nur dann möglich, wenn das Substantiv allgemein gemeint ist und kein Einzel Ding bezeichnet. (Wie dies zu verstehen ist, erhellt aus folgender Beobachtung. Man sagt: „Wir führten mit den Feinden unglücklich Krieg“; das allgemeine „Krieg“ rückt also an das Ende. Aber demgegenüber sagen wir: „Wir führten den letzten Krieg mit unseren Feinden unglücklich“; das Einzel Ding „der letzte Krieg“ bildet zusammen mit „führen“ keinen Gesamtbegriff.) Hierbei ist es an und für sich gleichgültig, ob das Substantiv im Akkusativ steht oder mit einer Präposition verbunden ist. Als Beispiele für solche Verbindungen seien genannt: Krieg führen (= kämpfen), Frieden schließen, ein Bündnis schließen (= sich verbünden), Widerstand leisten (= widerstehen), Glauben schenken, Recht geben, Obacht geben, sowie Ausdrücke mit Akkusativ des inneren Objekts, einschließlich dessen Abarten, wie: Gutes tun, Übles reden, Posten stehen, Geige spielen, Walzer tanzen, Trab laufen; ferner: in Obacht nehmen, in Erwägung ziehen, zur Erwägung geben, in Gefahr kommen, zu Worte kommen und viele andere, wie sie gerade in unserer Zeit der „Substantivsuche“ täglich geboren werden. Beispiele: Wir schlossen notgedrungen mit unseren Feinden Frieden; ich gebe in diesem Fall deinem Freunde Recht; wir zogen die Abreise schon lange in Erwägung. Bei Zusammentreffen von 1—3: Wir haben euch manchmal Übles nachgesagt; ihr sollt nicht bloß immer Reden halten; — er hat niemals gern Stunden geben wollen (aber: er hat diese Stunde niemals gern gegeben).

6. Die nächste Beziehungsstufe nehmen diejenigen adverbialen Beifügungen ein, die das Wesen des Geschehwortes irgendwie eigenartig charakterisieren und mit ihm eine ideelle Einheit bilden. So werden z. B. die Verben der Bewegung eigenartig charakterisiert durch Angabe des Ausgangspunktes, des Vorgangsortes, des Zieles (während bei diesen die Zufügung des Zeitpunktes nicht charakteristisch wäre); bei Tätigkeiten, wie „schlagen, schießen“ usw., ist das Mittel oder Werkzeug charakteristisch oder auch die Stelle, an der sich diese Tätigkeit auswirkt (z. B. ich schlug den Knaben gestern mit der Peitsche; ich stieß ihm aus Versehen mit der Hand ins Auge), bei Verben der Gemüts-tätigkeit die Veranlassung und Ursache, bei Verben gerichtlicher Tätigkeit die Schuld oder die Strafe, bei geschäftlichen Verben die Angabe des Preises, bei anderen die Modalität, die Intensität, die Dauer, die Wiederholung. Derselben Stufe gehören auch die Verneinungen an, wenn sie das ganze Satzgeschehnis und nicht einen einzelnen Teil betreffen, endlich auch diejenigen prädikativen (losen) Beifügungen, die nicht, wie die unter 4. genannten, notwendiger Natur sind. — Wenn mehrere verschiedene der hier in Rede stehenden adverbialen Bestimmungen zusammentreten, so wird der Darsteller diejenige weiter nach hinten rücken, die ihm die wesentlichere zu sein scheint. Die Verneinungen aber treten, wenn ich recht sehe, am weitesten nach vorn. Beispiele s. unten.



7. Im Gegensatz zu den unter 5. behandelten Akkusativergänzungen, die allgemeiner Natur sind und sich mit dem Verb zu einer Einheit zusammenschließen, stehen die Akkusativ- und Dativobjekte<sup>1)</sup>, die ein bestimmtes Ding bezeichnen, mit dem Verb in viel loserer Beziehung, da sie etwas mehr Zufälliges sind und für das Geschehnis als solches nicht charakteristisch sind. Diese Objekte werden daher auch meist mit dem Geschlechtswort oder einem Fürwort ausgestattet sein. — Beim Zusammentreffen eines Akkusativs und eines Dativs wird im allgemeinen wohl der Akkusativ als das Wichtigere angesehen und hinter den Dativ treten; es kommt dabei aber auch auf die Art des Geschlechtsworts an; auch spielen darstellerische und rhetorische Gründe eine Rolle. Beispiele s. unten.

8. Die losesten Beziehungen stellen endlich die adverbialen Beifügungen dar, die rein zufälliger Natur sind und — im Gegensatz zu 6 — das Geschehnis als solches nicht charakterisieren, z. B. die Zeitbestimmung auf die Frage wann?, die Begleitung, die begleitenden Nebenumstände, Ortsbestimmungen und ähnliche. Diese stehen also am weitesten vorn (oder der Personalform am nächsten), sie können aber ihren Platz manchmal mit den zufälligen Objekten vertauschen. Hierher gehören auch naturgemäß alle adverbialen Ausdrücke und Adverbien, die auf den vorhergehenden Satz hinweisen, soweit sie überhaupt in den Prädikatsverband eintreten und nicht die erste Satzstelle einnehmen.

Beispiele zu 6—8: „Wir trafen gestern Abend meinen Vater (oder umgekehrt) auf der Straße.“ (Würde man sagen: „Wir trafen gestern auf der Straße meinen Vater“, so würde das zufällige Objekt durch die Stellung besonders hervorgehoben werden). — „Der Mann schlug gestern seinen Sohn (oder umgekehrt) auf der Straße mit der Peitsche in den Rücken.“ („In den Rücken“ ist als Ziel des Schlagens besonders charakteristisch; „mit der Peitsche“ bildet eine Modifikation des Schlagens; Objekt und Zeitbestimmung sind zufälliger Art.) — „Ich habe das Buch meinem Bruder gestern nicht mehr durch meinen Freund einhändigen können“ (die einzelnen Beifügungen sind für das Geschehnis als solches wenig oder gar nicht charakteristisch und lassen sich zum größten Teil miteinander vertauschen). — „Die Richter verurteilten damals den Verbrecher wegen Mordes zum Tode.“ (Stellung nach Regel 8, 7, 6.)

Zum Schluß sei darauf hingewiesen, daß ein hinter die 2. Satzstelle tretendes Subjekt zwar äußerlich in den Prädikatsverband tritt, daß dadurch aber das Prinzip der Anordnung der einzelnen Prädikatsglieder nicht beeinträchtigt wird.

Zusätze: a) Eine Besonderheit bietet die Stellung der Akkusative, Dative und Genitive der persönlichen Fürwörter: Diese treten stets unmittelbar hinter die Personalform; im Konkurrenzfall steht der Akkusativ vor dem Dativ und Genitiv. Bsp. Ich habe mich ihm früher noch nicht vorgestellt; er hat es mir nicht gesagt; ich kann mich seiner noch gut erinnern. Diese Verbindung mit der Personalform ist so stark, daß diese Akkusative, Dative und Genitive selbst dem nachgestellten Subjekt nicht zu weichen brauchen, außer wenn dies selbst ein persönliches Fürwort ist. Bsp. Gestern haben mich ihm meine Freunde auf der Straße vorgestellt (oder auch: „Gestern haben meine Freunde mich ihm vorgestellt“, oder „... mich meine Freunde ihm ...“); — gestern habe ich es ihm gesagt.

1) Die sehr seltenen Genitivobjekte berücksichtige ich nicht.

b) Die Infinitive müssen deswegen noch besonders betrachtet werden, weil sie ihrerseits mit Beifügungen ausgestattet werden können. In diesen „Infinitivgruppen“ herrscht das gleiche Anordnungsgezet, wie beim verbum finitum, abgesehen davon, daß die unter 1. und 2. behandelten Beziehungen nicht möglich sind, wenn die Gruppe isoliert ist, wenn sie also z. B. als Subjekt die erste Satzstelle einnimmt oder wenn sie einen Genitiv vertritt oder als Subjekt oder Objekt hinter den Verband des Prädikats gestellt ist. Bsp. Einen guten Menschen mit kaltem Sinn bis aufs Blut zu peinigen ist gemein; — die Kunst, sich stets klar auszudrücken, ist nicht leicht; — es ist gemein, seinen Nächsten kaltlächelnd zu belügen; — wir beabsichtigten lange, dich in einer wichtigen Angelegenheit um deinen Rat zu bitten; — ich rate dir, in dieser Sache nicht als Verteidiger aufzutreten. Wir werden daher das Aufbaugesetz der Infinitivgruppe folgendermaßen fassen: In der Infinitivgruppe tritt der Infinitiv als das Bedeutsamste an die letzte Stelle und die Beifügungen werden nach der unter 3.—8. entwickelten Stufenfolge, also ihrer Bedeutsamkeit entsprechend, von hinten nach vorn angeordnet.

c) Das gleiche gilt von isolierten Partizipialgruppen.

### C. Der Aufbau der Nebensätze.

Unter Nebensätzen verstehen wir die konjunkionalen Nebensätze, die Relativsätze und die abhängigen Fragesätze. Abgesehen davon, daß in diesen naturgemäß das Einleitungswort an der ersten Satzstelle steht, ist das Eigenartige bei ihnen das, daß die Personalform das verbum finitum an das Ende tritt. Der Nebensatz wird von Einleitungswort und Personalform umklammert. Im übrigen bleibt genau die Anordnung bestehen, die wir für den Aufbau des Satzgeschehnisses im Behauptungssatz kennen gelernt haben, d. h. die Anordnung nach dem Bedeutsamkeitsgesetz, wie es oben unter 1.—8. im einzelnen ausgeführt ist. Beispiele: (Unabh.: Wir | hatten | meinen Vater gestern auf der Straße getroffen); abh.: Als wir meinen Vater gestern auf der Straße getroffen | hatten |; — unabh.: Wer | hat | ihm dies Geschenk gemacht?); abh.: Ich weiß nicht, wer ihm dies Geschenk gemacht | hat |; — (unabh.: Mein früherer Freund | trat | gegen mich als Feind auf); abh.: Weil mein früherer Freund gegen mich als Feind auf | trat |; — unabh.: Hier stand ein Mann; er | gab | mir ein Bild); abh.: Hier stand ein Mann, der mir ein Bild | gab |.

### D. Die Stellung der Nebensätze innerhalb des Gesamtsatzes.

Da die Nebensätze Bestandteile des Gesamtsatzes sind, so stehen sie innerhalb desselben grundsätzlich an den Stellen, an denen die durch sie vertretenen Einzelbegriffe stehen würden; sie unterwerfen sich also dem Bedeutsamkeits- oder Umklammerungsgesetz und dem Gesetz der 2. Stelle. Da jedoch der Bau des Gesamtsatzes hierdurch überaus schwerfällig wird, so treten sie gern entweder an die erste Stelle des Gesamtsatzes (äußerlich gesagt: sie treten vor ihn), oder sie treten ganz hinter ihn, vorausgesetzt, daß die Beziehung dadurch nicht unklar wird. Beispiel: (Der Gesamtsatz als erweiterter Satz: „Ich werde mein Leben lang mit allen Kräften gegen das Überhandnehmen loser Sitten kämpfen“): „Ich werde, solange ich lebe, so sehr wie ich kann, dagegen, daß lose Sitten überhandnehmen, kämpfen; dafür würde man weniger

schwerfällig sagen: „Solange ich lebe, werde ich, so sehr ich kann, dagegen kämpfen, daß die losen Sitten überhandnehmen.“

**Ergebnis:** Die Anordnung der Satzglieder im Gesamtsatz ist bestimmt: 1. durch das Gesetz der Stellung der Personalform des verb. fin. (Gesetz der zweiten Stelle), 2. durch das Umklammerungsgesetz. Da die Grammatik diese Tatsache nicht kannte oder doch nicht berücksichtigte, konnte sie nicht zu einer wissenschaftlich richtigen und praktisch brauchbaren Wortstellungslehre gelangen. Wie einfach sich diese Lehre aber gestaltet, wenn man beide Gesetze zugrunde legt, ergibt sich, wie ich hoffe, aus den vorstehenden Ausführungen.

## Erziehung zur Kunst.

Von Prof. Robert Mielke in Charlottenburg.

Von der Kunst war in Heft 4 die Rede und von den Wegen, auf denen die Jugend zum Verständnis der bildenden Kunst geführt werden könne. Wie aber fast immer, wenn von Erziehung zur Kunst gesprochen wird, sie in eine Geschichte der Kunst umschlägt, hat bereits einer der Herren Herausgeber in einem ergänzenden Aufsatz angedeutet. Trotzdem dürfte vielleicht angesichts der durch die neuesten Lehrpläne geschaffenen Lage eine Erörterung der zutage tretenden Wünsche und Hoffnungen nicht ganz überflüssig sein. Denn daß mit einer breiteren Pflege der bildenden Kunst auf unseren Schulen auch neue Lehrbücher geschaffen werden, liegt sehr nahe; weniger sicher aber ist es, ob diese Bestrebungen dem sehr schwierigen Stoffe gerecht werden, oder ob sie auf den seit einigen Jahrzehnten begangenen Pfaden bleiben. Darüber wird man sich vor allem klar sein müssen, daß es sich bei der Pflege der Kunst in der Schule keineswegs in erster Linie um eine Geschichte der Kunst handelt, sondern um ein Verständnis künstlerischer Werke. Und hier beginnt die Schwierigkeit. Die Erklärung auch eines hervorragenden Kunstwerkes — sei es nun eine Nachbildung oder ein Original — wird immer nur von Erfolg sein, wenn der Schüler bereits ein Verständnis für künstlerische Gedanken und für künstlerische Tätigkeit gewonnen hat.

Die Wege der bildenden Kunst, um dieses recht ungeeignete Wort beizubehalten, sind sehr verschieden, je nachdem es sich um ein Werk des Architekten, des Bildhauers, des Malers oder des Kleinkunstmeisters handelt; aber diese haben in der technischen und stofflichen Begrenztheit eine gemeinsame Grundlage. Die Architektur, die so häufig auch die anderen Künste zu sich zieht, und die daher für die Kunsterziehung besonders geeignet ist, empfiehlt sich besonders noch durch ihre leicht erkennbare Doppelnatur, die von der struktiven Form und der wandelbaren stilgeschichtlichen Umkleidung bestimmt wird. Jene hat ein feststehendes, durch alle Stilperioden gleichmäßig hindurchgehendes Grundprinzip zur Voraussetzung, diese ist abhängig von einer dauernd veränderlichen, schwankenden, bald dürftigen, bald reicheren Ausbildung von Zutaten, die nicht immer einen klaren ästhetischen Gedanken erkennen lassen. Die Renaissance und die Stile, die nach ihr entstanden sind, geben genügend Beispiele

an die Hand für den Nachweis, daß manche kunstgeschichtlich oft angezogenen Werke vor einem künstlerisch gebildeten, vorurteilslosen Auge nicht standhalten. Es beginnt zwar die literarische Bevormundung der letzten Jahrzehnte jetzt einer klareren Erkenntnis zu weichen, doch dürfte diese sobald noch nicht Gemeingut werden, mindestens nicht leicht den Weg in die Schule finden.

Die erste Aufgabe der künstlerischen Erziehung besteht m. E. darin, einen natürlichen Formensinn zu entwickeln, der schlicht und ungesucht Wahrheit und Schönheit zu vereinigen weiß. Das Ziel wird indessen durch Einflüsse des Zeitstiles oft so beengt, daß die Schlichtheit der Form häufig in der Überfülle ornamenter Zutaten untergeht. Dadurch muß — die Stilgeschichte beweist es — das vernünftige und natürliche Formengefühl oft verdorren und versteinern. Diesen Einfluß unwirksam zu machen, bleibt solange eine Danaidenarbeit, wie man sich nicht entschließt, zu einer natürlichen Entwicklungsgeschichte der Form überzugehen. Denn darauf läuft doch schließlich jede vernünftige Kunst-erziehung hinaus, daß sie ein künstlerisches Taktgefühl erweckt, wie es den großen Kunstepochen eigen war.

Aber hier tritt die Einseitigkeit unserer Kunstbestrebungen (auch an den Hochschulen) zutage, die sich durch einen geschichtlichen Entwicklungsgang nicht beheben läßt. Und wenn eine Stilgeschichte, in der die besten Leistungen der Zeiten und Völker dem Verständnis der Schüler nahegebracht werden, ausgezeichnete Vertreter fände, dann wird es immer noch an Zeit fehlen, sie einigermaßen vertiefend zu gestalten. Ja, sie dürfte vielleicht in einer Zeit, in der sich die Kunst von dem Eklektizismus freigemacht hat, leicht falsche Vorstellungen von dem Wesen der Kunst erzeugen, mindestens aber dem künstlerischen Wesen der Gegenwart nicht ganz gerecht werden. Denn eine Darstellung der Stilwandlungen, die mehr oder minder die äußere Form berücksichtigt, ist nicht ausreichend, weil sie nicht das Kunstwerk aus sich heraus entwickelt, sondern nach seinen äußerlichen, in die Augen fallenden Merkmalen. Selbst wenn man es wie bei einem Möbel in seiner engeren Entwicklungsreihe darstellt, wird es immer nur subjektiv bewertet werden. Wir wissen aber genügend, wie oft sich das Urteil darüber in den letzten Jahrzehnten geändert hat und noch ändert. Die Vorbedingungen seiner artlichen Sondererscheinung treten zurück, weil sie außerhalb der nach geschichtlichen Grundsätzen arbeitenden Kunstwissenschaft liegen, und weil es an einer klaren, überzeugenden Gruppierung fehlt, um das Entstehen entwicklungsgeschichtlich und zugleich im Rahmen des Schulunterrichts darzustellen. In letzter Linie wird nur die Neigung gestärkt, die zeitgenössische Kunst mit eingelernten historischen Maßstäben abzutun.

An und für sich ist es nicht nötig, die Stilgeschichte völlig zu umgehen, wenn man ihr nur die Möglichkeit nimmt, eine rein historische Disziplin zu werden und dafür in ihr eine mehr naturwissenschaftliche Methode zur Geltung kommen läßt. Auf diesem Wege kommen wir zu einer natürlichen Entwicklungsgeschichte der Form, die den Stilcharakter als eine Folge innerer Eigenschaften des einzelnen Kunstwerkes hervortreten läßt. In den großen Stoffgebieten findet sich eine brauchbare Grundlage für eine solche Entwicklungsgeschichte, die das Materie-Struktive als den Ausgang der künstlerischen Form erkennt und den histo-

rischen Zeitcharakter als eine ästhetische Unterkraft bewertet. Während die Stilgeschichte, weil sie eben eine historische Disziplin ist, das Kunstwerk vor allem als Ergebnis des Zeitgeschmacks betrachtet, gewinnen wir auf dem anderen Wege eine Methode, die von den von allen Zeiten zu berücksichtigenden Stoffkreisen ausgeht und von der natürlichen immanenten Hauptform zur zeitlich bedingten transzendenten Nebenform gelangt. Dadurch kommen die inneren Kräfte zur Anschauung, die nie ganz ausgezehrt waren und in den besseren Werken der Gegenwart wieder zur Herrschaft streben. Daß dabei auch die Neigung unserer Zeit, auf dem Papier zu denken und zu gestalten, bekämpft werden kann, ist ein gewiß nicht unerfreuliches Nebenergebnis, das gerade bei der Beurteilung von Bauerschöpfungen von Wert sein dürfte.

Es ergibt sich nach dem Gesagten also die Forderung, die strukturellen Eigentümlichkeiten des Materials, seine Bearbeitung und seinen Zweck im Auge zu behalten. Dabei ist es naheliegend, die Stoffe in ihrer natürlichen Vergesellschaftung kennen zu lernen. Gottfried Semper hat darauf schon in seinem Werke „Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten“ hingewiesen, aber er hat weder die letzten Folgerungen gezogen, noch auch die Gebiete genügend auseinander gehalten. Auch läuft ihm bei seiner strengen, bisweilen fanatischen Betrachtungsweise mitunter eine rein literarische Beurteilung unter, die — in Verbindung mit seinem wunderlichen, schwer lesbaren Stil — eine Nutzbarkeit für die offizielle Kunstpflege verhindert hat. Er erkennt in der Hauptsache in dem Stein, dem Holz, dem Metall, dem Ton und in der Faser die Stoffgebiete der bildenden Kunst. Es sind das Gebiete, die auch heute noch die Kunstwelt beherrschen; doch genügen sie nicht, um das große Gebiet zu umgrenzen. Eine vollständigere, auch die moderne Produktion einschließende Reihe, könnte vielleicht in der folgenden Aufstellung gegeben sein:

1. Rohstoffe, die durch Abspaltung ihre Kunstform erhalten,
  - a) Holz (vollkörperliches und gestellartiges),
  - b) Stein (großsteinig und klein-[edel-]steinig),
  - c) Knochen (Horn, Elfenbein).
2. Bindbare Stoffe, die ihre Kunstform erhalten
  - a) durch Verknotung (Bast, Stroh),
  - b) durch Verfilzung (Stoffe),
  - c) durch Verflechten (Stroh, Seil, Draht, Blumenranken),
  - d) durch Nähen (Fell, Leder, Gewebe),
  - e) durch Weben (Faser, Zweige, Bast, Metall [Siligran]),
  - f) durch Wirken (Spitzen),
  - g) durch Sticken (Gewebe, Leder).
3. Gießbare Stoffe,
  - a) Ton (Ziegel, Porzellan, Steingut, Gips),
  - b) Erze (Eisen, Bronze, Kupfer, Zinn, Gold, Silber),
  - c) pflanzliche Stoffe (Wachs, Kautschuk, Zelluloid, Siegelack).
4. Hämmerebare Stoffe (Kupfer, Messing, Zinn, Eisen),
5. blasbare Stoffe (Glas),
6. glättbare Stoffe (Metalle, Holz, Papier, Stein),

7. zeichenbare Stoffe (Metalle, Holz, Papier, Glas, Mosaik),
8. malbare Stoffe (Papier, Leinwand, Holz, Mörtel),
9. bedruckbare Stoffe (Papier, Textilien).

An der Hand dieser technischen Vorgänge, die vereinzelt ineinander übergehen, gestaltet sich die Entwicklung der Kunstformen nach natürlichen Grundsätzen, die indessen noch eine Ergänzung nach dem Zweck erfordern. Während sie zeigen, daß die Urwerkzeuge: Meißel, Säge, Messer, Schaber, Hammer, Bohrer, Stichel, Nadel, Webstuhl, Hohlform, Seile, Glättstein, Pinsel und Stift auch bei komplizierten Techniken immer wiederkehren, läßt der Zweck Grundgestaltungen hervorgehen, die die Vielseitigkeit der künstlerischen Form auf wenige Formeln zurückzuführen gestattet. Es seien Tragen, Lasten, Binden, Trennen, Verdecken (Farbe) und Aufnahmen (Gefäß) genannt, die im Verein mit den durch den Stoff gebotenen Bearbeitungsweisen eine Form des Kunstwerks erschließen, die — weil sie notwendig ist — auch logisch ist und nie als unschön empfunden werden wird. Wenn Semper nicht zur Aufstellung eines Systems und zur Anwendung seiner Grundsätze auf die Kunsterziehung gekommen war, so lag dies zum Teil an den Schranken seiner auf das Philosophische gerichteten Auffassung, zum Teil aber auch an der kunstgeschichtlichen Erkenntnis seiner Zeitgenossen, die das Kunstwerk von einer literarischen Warte beurteilten. Eine Entwicklungsgeschichte der Form im obigen Sinne gibt indessen mehr als einen kunstgeschichtlichen Abriss; sie zeigt, wie durch das Wachsen unserer Naturkenntnisse die Kunst durch immer mehr Stoffe bereichert wird, wie aber trotzdem bei guten Werken sich stets die alte Wahrheit der Form behauptet und dadurch eine Überwucherung durch ornamentales Beiwerk verhindert, und wie die uralten Stilgedanken immer breiter auslaufen, sich verästeln und mischen. Auch der Überschuß an Arbeit, der an neueren Werken oft eine unheilvolle Rolle gespielt hat, belehrt bei guten Kunstwerken, daß sich das Ornament taktvoll dem technisch-konstruktiven Gedanken unterordnen muß, daß auch in ihm eine gesetzmäßige Bindung liegt, die von dem Zeitcharakter, dem Volk, der Heimat und dem Niveau des Anregers bzw. Bestellers bestimmt wird.

Der Weg zu einer gesunden Formempfindung wird frei, wenn ein ehemals geschaffenes Kunstwerk in einem solchen Entstehungszusammenhange verstanden wird. Es ist wichtiger, ein Kunstwerk gründlich zu verstehen, als die lüdenlose Entwicklung der Kunst im Kopfe zu haben. Theoretisch betrachtet, kommt ein Kunstwerk überhaupt nur einmal vor, weil die geschichtlichen Nebenumstände — nicht zuletzt die Persönlichkeit des Bestellers — stets anders sind. In der Praxis ist das nicht immer nachweisbar, aber der jeweilige Nachahmer eines Meisters hat früher doch nicht daran gedacht, seine mangelnde Künstlerkraft durch ein bewußtes Hineinlügen in eine ihm fremde Empfindungswelt zu verbergen wie viele sogenannte Künstler der Gegenwart, die gerne, weil ihnen die wahren Kräfte der Formbildung verborgen geblieben sind, sich an Nebensachen halten und darum so leicht jeder Änderung des Geschmacks verfallen. Aus diesem Grunde kann eine Stilgeschichte auf natürlicher Grundlage auch nur von Wert sein, wenn sie weiterhin mit den fließenden Gedanken der Kunst im Zusammenhang bleibt. Denn auch die Malerei und Bildhauerei stehen nicht außerhalb des

oben dargelegten Entwicklungsganges. Alle großen Künstler waren auch hervorragende Beherrscher ihrer Kunsttechnik. Was sie von den Virtuosen unterscheidet, ist der gedankliche Inhalt ihrer Werke. Würde man diese Hochkunst in einzelnen auserlesenen Werken der natürlichen Formenkunde anschließen, dann dürfte durch die so gewonnene Erkenntnis auch die innere Schönheit und Wahrheit der Kunst zum Verständnis gebracht werden können. Doch gibt es keine Grenze, die der subjektiven Beurteilung des Lehrers ein Halt gebietet, was heute, da die Ansichten über ein Kunstwerk viel entschiedener auseinandergehen als früher, nicht ganz gefahrlos ist. Denn der Schüler folgt im allgemeinen gern der Autorität seines Lehrers — besonders in künstlerischen Dingen. Und doch muß es das Ziel der Kunsterziehung sein, bei dem Schüler ein eignes Schönheitsgefühl, ein starkes Schönheitsverlangen, das nichts mit Geschmacksrichtung zu tun hat, zu wecken, ihn vor allen Dingen zu befähigen, sich einem Kunstwerke andachtsvoll, aber auch vorurteilslos gegenüberzustellen. Das leitet uns auf eine andere Seite der Kunsterziehung, die auch den geistigen Inhalt eines Kunstwertes zu würdigen verheißt — ohne Scheuklappen.

Die Entwicklungsgeschichte der Form muß eine Ergänzung finden in der Kenntnis und Achtung der Naturgebilde, besonders im Tier- und Pflanzenreich. Sie vermitteln eine künstlerische Auffassung der natürlichen Lebensformen, ihrer Aufgaben und klimatischen Bedingtheit, die der beste Schutz gegen Geschmacklosigkeit, Unwahrheit und Verzerrung ist. Sie führt ein in das Reich der Farbe und weiter, wenn man das Landschaftsbild als Ganzheit von Erde, Luft, Wasser, Vegetation, Fauna und Kulturarbeit auffaßt, zu einer Empfindung für Harmonie und Stimmung. Auf diesem Wege wird ein Grund geschaffen, auf dem sich das Wesen der höheren Kunst erschließt. Ob es sich um die Laotounggruppe, um die Madonna della Sedia, um Dürers Melancholie oder um das Eisenwalzwerk Menzels handelt, in allen wirkt sich ein künstlerischer Gedanke aus, der zeitlich, persönlich und ethisch auf besondere Gefühlserregungen strebt, der aber innerhalb der Grenzen natürlicher Darstellung und reiner Kunstfreude bleibt. Freilich wird einer solchen Ergänzung der Kunsterziehung der einzelne Lehrer nur selten gewachsen sein; es muß der Zukunft überlassen bleiben, wieweit ihr im Unterrichtsbetriebe durch andere Lehrfächer wie Naturkunde und Zeichnen entsprochen werden kann.

Bei der Pflege des Künstlerischen könnte man sich vielleicht mit dem skizzierten Plan begnügen; denn er gewährleistet wenigstens eine Grundlage, auf der sich der einzelne seine Kunstempfindung wird ausgestalten können. Doch dürfte das Ziel wohl noch etwas weiter zu stecken sein. Ein rein rezeptives Kunstverständnis mag dem einzelnen genügen; für ein Volk reicht es nicht aus. Eine Zeit wie die hellenische Antike, die — soweit man hier von einem geschlossenen Volkstörper reden darf — alle Volksgenossen künstlerisch befeelte, oder die wie die Gotik und Renaissance alle Äußerungen des einzelnen und der Gesamtheit mit der gleichen hohen künstlerischen Wärme und Kraft durchdrang, muß doch wohl mehr Vorbild einer künstlerischen Erziehung sein als das Ziel nach einer nur passiven Aufnahmefähigkeit für die Kunst. Große und gesunde Zeiten sind immer künstlerisch aktiv gewesen, d. h. sie haben alle Gebiete des öffentlichen

und privaten Wirkens durchdrungen — ganz gleich, ob die äußeren Umstände eine starke Kunstbegeisterung begünstigten oder einengten. Es ist ein Irrtum, die Blüte einer Kunst mit einer äußeren Hochentwicklung zu identifizieren, ein Irrtum, der kunstgeschichtlich leicht zu widerlegen ist, und der doch immer wieder — gleichsam als Entschuldigung für einen gefühlten Mangel — geltend gemacht wird. Nein, eine Blüte hängt ab von der Intensivität des künstlerischen Gefühls in einem Volke! Und dieses allein, nicht kunstgeschichtliches Wissen (das übrigens nicht schadet) muß die Aufgabe des Kunstunterrichts sein.

Künstlerisches Gefühl hat indessen jeder Mensch auf seinen Lebensweg mitbekommen, wie Auge, Hirn, Rhythmus oder etwas anderes. Kommt es nicht zu einer wahrnehmbaren Entfaltung, ist es eingeengt, eingeschränkt oder gar auf falscher Bahn, dann liegt das in dem Mangel bzw. dem Fehlen der Erziehung. Es ist dazu gar nicht nötig, daß sich dieses Gefühl in den Schranken irgendeiner künstlerischen Disziplin äußert, die oft von äußeren Umständen abhängt. Wie bei ganz einfachen Leuten häufig ein überraschend feiner künstlerischer Sinn vorhanden ist — man denke nur an die Werke unserer bäuerlichen Hauskunst! — oder ein wirklicher Künstler sich fast immer auch auf anderen Gebieten, als Musiker, Dichter u. ä. auswirkt, so bleibt jedem das künstlerische Urgefühl, aus dem sich durch die Umstände in der Regel eines stärker betätigt. Zu der Aufgabe der Kunst-erziehung gehört, dieses Gefühl zu wecken, es aus den Schranken der zufälligen Beschränkung zu lösen und für eine umfassende, gründliche und wahre Kunstkultur freizumachen.

Nach diesem Ziel ist unsere Kunst-erziehung wenig oder gar nicht eingestellt; sie hat, indem sie die Anlagen von vornherein auf bestimmte, einseitige und willkürlich beschränkte Disziplinen einstellte, nicht nur die Ausbildung gehemmt, sondern auch durch die Berufung auf die Werke des Berufskünstlertums eingeschränkt. Wie die künstlerische Kultur auf dem Boden der Musik emporgewachsen ist, kann natürlich recht gut entwickelt werden; daß die Dichtung ein Volk oder die Menschheit emporhebt, oder die bildende Kunst unser Leben erfreut, ist eine dem Verständnis wohl zu erschließende Tatsache. Das ist aber noch nicht entscheidend, sondern eher verwirrend, weil diese, im Urzustande identischen, Kunstgefühle vereinzelt bleiben, weil sie vielleicht auch von verschiedenen Standpunkten subjektiv vertreten werden und mindestens die Einheit des künstlerischen-Tiefen und Allgemeinen verhüllen. In der Ausbildung wird man wohl die Trennung nicht vermeiden können, doch könnten die einzelnen Disziplinen wie Gesang bzw. Musik, Zeichnen, Poesie, Schauspiel, Reigen usw. derart miteinander in Beziehung gesetzt werden, daß sie in Unter-, Mittel- und Oberstufe oder selbst schon in den Klassen miteinander korrespondieren. Es kann das hier nur im Zusammenhange angedeutet werden, läßt sich aber, wie der Verfasser bereits an anderer Stelle<sup>1)</sup> ausgeführt hat, nicht allzusäher im Rahmen des Schulunterrichts verwirklichen.

Um also noch einmal zusammenzufassen. Eine Kunstpflege in der Schule ist mit Kunstgeschichte nicht erschöpft. Sie setzt eine Kenntnis der Formgesetze nach

1) Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen XVI. Heft 10.



Zweck, Stoff und Bearbeitung voraus, sie muß die Erscheinungen der Natur als tektonische Kräfte, die Landschaft als Stimmungsmacht beachten und darauf eine Kunstbetrachtung einzelner Werke der Kunstvölker anschließen, eine systematische Pflege der künstlerischen Kultur im engen Anschluß an alle Kunstzweige erstreben und schließlich eine künstlerische Betätigung auf allen Kunstgebieten, soweit dies die Aufgabe der Schule zuläßt.

## Bildende Kunst im Unterricht.

Von Dr. Edward Carstenn in Danzig-Langfuhr.

Daß im Deutschunterricht die wichtigsten Werke der Dichtkunst unsern Schülern nahegebracht werden, ist ganz selbstverständlich. Aber eine Ausnahme bildet es immer noch, wenn auch vom Lehrer die Gelegenheit gesucht wird, Werke der bildenden Kunst oder der Musik dem Zögling zu vermitteln. Beides wird wohl landläufig dem Geschichtsunterricht (Kulturgeschichte) überlassen. Und hier geht es im allgemeinen nicht über die Nennung von Namen hinaus; denn Name und Werk aus der Anschauung heraus zu verknüpfen — wenn auch nur mit einem Beispiel — nimmt man sich selten die Zeit.

Wo auch nur werden die Werke von Dürer oder Rembrandt, von Händel, Bach oder Mozart mit ebensoviel Zeit bedacht wie Dichtungen etwa von Uhland, während ihnen eigentlich der Platz neben Schiller und Goethe gebührt!

Hier klappt ein ganz empfindlicher Mangel. Sofort wird es heißen: „Woher nehmen wir die Zeit?“ Ich aber antworte: „Man tue das eine und lasse nicht das andere!“ Ist es notwendig, wie immer noch geschieht, daß wir aus lauter Erklärungs- und Klärungswut uns bei Werken wie „Hermann und Dorothea“, „Wilhelm Tell“, oder was es sonst sei, ein Vierteljahr und länger aufhalten? Bei 5 Wochenstunden Deutsch! (Mittelschule.) Erreichen wir damit nicht allein das eine, daß unsere Schüler sich von diesen durchgehedelten Dichtwerken mit Abscheu für ihr ganzes Leben abwenden? Da könnte die Zeit wirklich anders genutzt werden, indem man der großen Zahl der visuell veranlagten Schüler entgegenkommt — es sind meist die, die dem Wortunterricht schwer zu folgen vermögen — und Bilder hervorragender Meister betrachten läßt. Die musikalische Durchbildung wird man allerdings überwiegend dem Gesangunterricht überlassen müssen, der bei einer Wochenstunde auf der Oberstufe indes nicht viel erzielen kann. Welche hervorragende Grundlage aber auch in der musikalischen Erziehung geschaffen werden kann, das habe ich selbst als Junge auf dem Berliner Grauen Kloster erfahren.

Hier in Danzig konnte ich nach dem Kriege unter einem einsichtsvollen Schulleiter all die Anregungen, die ich seinerzeit auf der Universität von meinem Kunstgeschichtslehrer Carl Neumann erhielt, in die Tat umsetzen. Nicht allein, daß wir erfolgreich einen freiwilligen Unterricht im Bildbetrachten einrichteten (ein halbes Jahr Dürer, ein halbes Jahr Rembrandt, ein halbes Jahr Deutsche Kunst des 19. Jahrhunderts), es wurde längere Zeit hindurch möglich, daß ich in meiner Hand in einer Klasse die deutschkundlichen Fächer: Deutsch, Geschichte, Erdkunde und Religion vereinigte. Und da der Zeichenlehrer sehr großes Verständnis hatte, so arbeiteten alle die Fächer, die für Bildbetrachten in Frage kamen, Hand in Hand.

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle von meinen Erfahrungen zu berichten und der Art, wie die Bildbetrachtungen sich im eigentlichen Unterricht

auf der Oberstufe einer Mittelschule, nicht im Sonderlehrgang, an den Stoff angeschlossen.

An Hilfsmitteln standen zur Verfügung für die Hand des Schülers die Abbildungen in dem Geschichtsbuch von Karl Wehrhan, dazu traten Bilder aus meiner reichen Sammlung, die, vor über 20 Jahren im Sinne von Ferdinand Avenarius begonnen, stets ergänzt wurde. Außerdem gelang es, für den Lichtbildwerfer eine größere Zahl von hervorragenden Glasbildern zu beschaffen.

Zunächst mußte erreicht werden, daß die Schüler sehen lernten. Es war hiermit sehr traurig bestellt, worunter der Zeichenunterricht naturgemäß am stärksten litt. Nach kurzem Umbertasten stellte sich heraus, daß der schnellste Weg zu diesem Ziel der Vergleich zweier Bilder wurde. Es mußte z. B. das Strassburger Münster in seinem Äußeren verglichen werden mit Danzigs Marienkirche. Die Gegenätze<sup>1)</sup>, die sofort in die Augen springen, ohne daß viel technische Ausdrücke erlernt werden müssen, unterstützen wirksam das Bestreben, eine brauchbare Beschreibung durchzuführen. Nach mehreren Beispielen standen die Kinder den Bildern nicht mehr ganz ratlos gegenüber.

In erster Linie wird es bei Vermittlung der Bilder stets auf das Stoffliche ankommen. Diese Altersstufe (13—16 Jahr) verträgt nicht gut etwas anderes. So werden denn auch im Geschichtsunterricht die Bilder zunächst als Geschichtsquellen gewertet werden müssen. Es treten da die zeitgenössischen Künstler in ihr Recht. Und es wird gut sein zu zeigen, welchen Geschichtswert die Darstellungen des Kaisers Maximilian von Dürer gegenüber dem Dürerschen „Karl dem Großen“ haben. (Dagegen halte man aus Max Kemmerichs „Deutschen Kaisern und Königen im Bilde“ die S. 2, wie man gegen Platens „Pilgrim von St. Just“ die Darstellung Rantes halten mußte.) So wird man den Unterschied zwischen Roman und Geschichte, zwischen Geschichtsmalerei und Geschichte schaffen und den Boden vorbereiten für die geschichtliche Wertung der Bilder von Preller, Schnorr, Lessing oder Kaulbach im 19. Jahrhundert. Es genügt aber nicht, allein die Bilder im Geschichtsbuch zu betrachten. Sie müssen durch Museumsbesuch und andere Mittel ergänzt werden: Raffaels „Leo X.“, Holbeins Danziger Kaufmann „Jörg Giese“, Rembrandts feine „Pfannkuchenbäckerin“ von 1635, Menzels „Bon soir, messieurs“, Lenbachs „Bismarck“, Wereschtschagins „Indischer Aufstand“, Rethels „Totentanz“ 1848, das sind Werke, an denen, um nur eine Auswahl zu nennen, schon um des Stoffes willen nicht vorübergegangen werden kann.<sup>2)</sup>

Das zweite Fach, das um des Stoffes willen auch die Kenntnis von Kunstwerken vermitteln muß, ist die Erdkunde. Die großen Bauwerke stehen da obenan, weil sie die Stadtbilder beherrschen. Aber wird man an München vorübergehen, ohne ein Dürersches oder Schwindsches, Schnorr'sches oder Lenbach'sches Werk zu nennen und zu zeigen? An Nürnberg oder Magdeburg, ohne auf Peter Vischer hinzuweisen? An Nürnberg oder Krakau, ohne Veit Stöckens zu gedenken? An Dresden, ohne an Raffaels Sixtina, David Caspar Friedrich oder Richter in einer Abbildung zu erinnern? An Düsseldorf und Aachen, ohne des Peter Cornelius oder Alfred Rethels zu gedenken? Der Anknüpfungspunkte sind genug. Und wie die „Deutschen Dome“, „Burgen und festen Schlösser“.

1) Andere sehr gute Beispiele: Dürers „Ritter, Tod und Teufel“ gegen Crancz's „Hl. Georg“; Memlings „Jüngstes Gericht“ gegen das von Anton Möller in Danzigs Ariushof.

2) Die Abbildungen im Wehrhanschen Geschichtswert werden hierbei als bekannt vorausgesetzt.

„Der deutsche Barock“, „Tore, Türme und Brunnen“<sup>3)</sup> und „Altflandern“<sup>4)</sup> u. a. die Hilfsmittel für die Bauwerke liefern, so für die Plastik „Die Plastik des deutschen Mittelalters“<sup>5)</sup> oder Einzelwerke wie „Gotische Plastik in den Rheinlanden“<sup>5)</sup> und „Ulmer Kunst“<sup>6)</sup>, für die Maler „Der stille Garten“<sup>3)</sup>, die „Meisterbilder fürs deutsche Haus“ im Dürerbundverlag Callwey, München; die „Bunten Blätter“ von Römmler und Jonas, Dresden; die farbigen Blätter vom Keutelschen Verlag und Crowsch und Sohn.

Aber der Erdkunde fällt noch eine zweite Aufgabe zu, das künstlerische Bild heranzuziehen. Wenn der Lehrer es sich nicht die Mühe verdrießen läßt, unter den Landschaftern der Gegenwart Umschau zu halten, und sich z. B. aus den Steindrucken von Teubner und Voigtländer eine Sammlung von Landschaftsbildern zusammenstellt, um sie im Unterricht zu betrachten (auch die Eisenbahnbilder gehören dahin), so wird auch neben deren Stoff die Schönheit des Kunstwerks zu ihrem Rechte kommen und die Schule ihren Anteil zur Erziehung zu gutem Wanderschmuck beitragen. Es wird ein hohes Ziel erreicht werden mit recht wenig Geldmitteln, was schon vor dem Kriege viele Köpfe bewegte und u. a. den Verleger Eist und von Bressensdorff bewog, Kolonialbilder des Malers Dollbehr in den Handel zu bringen.

Das Fach, in dem alle Fäden zusammenlaufen müssen, ist Deutsch. Hier gestaltet sich das Schaffen der einzelnen Künstler zu einem mehr oder weniger großen Gesamtbilde, wie die Proben aus den Werken der Literatur zu einem Gesamtbild vom Schaffen der Dichter führen. Auch hier gibt der planmäßige Stoff genug Möglichkeiten anzuknüpfen. Unumgänglich sind sie bei den Romantikern. Eichendorff und Schwind oder Richter gehören zusammen.<sup>7)</sup> Aber auch Goethe läßt sich mit Schwind verknüpfen, mit Tischbein und Runge oder C. D. Friedrich, mit Chodowicki<sup>8)</sup>, der auch bei Schiller in Frage kommt, wie Danneker und Kugelgen.

Auch anderwärts finden wir Verbindungen, die sich zwanglos durch den Stoff ergeben: Thomas „Gralsburg“<sup>9)</sup>, Feuerbachs „Iphigenie“ und „Medea“<sup>10)</sup>; Schwinds „Sieben Schwaben“; Richters „Erster Schnee“ (und Leberecht Hühnchens Kinder); seine und Schwinds Bilder zu deutschen Märchen und Liedern<sup>11)</sup>; Nürnbergs Höfe bei Behandlung von Fastnachtspielen.

Die deutsche bildende Kunst zeigt so ihre engste Wechselwirkung mit der Literatur.

Das Fach der Kunstbetrachtung an sich aber ist nicht Deutsch, sondern Religion. Soll schon jede Deutschstunde nach Möglichkeit eine Feierstunde sein, wieviel mehr die Religionsstunde. Durch die Betrachtung von Bildwerken kann sie es besonders leicht werden. Zeigt doch hier der Vergleich so recht, was für Gedanken den Künstler bewegten. Wie für die Heilandsgeschichte der Heliand (in der Simrockschen Übersetzung) eine wirkungsvolle Ergänzung bietet, so auch eine Betrachtung des „Heilandslebens in der deutschen Bildkunst“.<sup>12)</sup> Welche Mög-

3) Alle bei Langewiesche, Düsseldorf.

4) Roland-Verlag, Dachau.

5) Friedrich Cohen, Bonn.

6) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

7) Anregungen bietet hierzu gerade die Sammlung „Von Wald und Welt“. Gedichte und Erzählungen Eichendorffs von Wilhelm von Scholz. Langewiesche-Brandt, München

8) Auswahl der Düsseldorfer Lehrer bei Fischer und Franke, Berlin.

9) E. A. Seemann, Leipzig.

10) Josef Scholz, Mainz, wo eine große Zahl von guten Kunstheften erschienen ist.

11) Georg Wigand, Leipzig.

12) Kunstwartverlag Callwey, München.

lichkeiten z. B. bei den Kreuzigungsdarstellungen: Grünewalds Colmarer Altar in seiner abschreckenden Naturwahrheit, Rembrandts „Drei Kreuze“ in ihrer dramatischen Gruppenwirkung, daneben der Mittlergedanke in Dürers Dresdner Bild oder Thomas und Steinhausens Werken.

Jetzt können wir alle deutschen Künstler heranziehen, Richter<sup>11)</sup> mit dem „Vater unser“, Schnorr und Holbein<sup>11)</sup> mit Bibelbildern, Dürer, Cranach<sup>13)</sup>, Thormaldsen, Uhde, Rubens und Rembrandt<sup>13 14)</sup>. Gerade dieser größte Deutsche kommt in der Religionsstunde erst zu seinem Recht. Und seine herbe, naturwahre und doch passende Darstellungskunst erkennen wir so recht bei seiner Kreuzabnahme im Gegensatz zu der auf „Schönheit“ im italienischen Sinn berechneten von Rubens. Rembrandts deutsche Kunst muß in diesem Unterricht dem Schüler aufgehen.

Nähern sich alle diese Fächer der Kunstbetrachtung von der stofflichen Seite her, so der Zeichenunterricht von der technischen. Ihm dienen hervorragende Bauwerke des Ortes zur Übung im Zeichnen, zur Ausbildung des Farbensinns. Er wird auch Werke der großen Maler in erster Linie von dieser Seite betrachten, und da kommen hauptsächlich die bedeutenden Zeichner in Frage, die möglichst viel mit geringsten Mitteln hervorbringen. Dürer wird hier gepflegt (Holzschnitte, Randzeichnungen zum Gebetbuch Maximilians<sup>15)</sup>); Rembrandts „Drei Bäume“ oder Wilhelm Busch haben hier ihren Platz.

Den Höhepunkt stellen die Gruppenbilder dar, wobei solche zu wählen sind, die durch einen einzigen Gedanken zusammengefaßt werden und darum eine einfache Vorgeschichte des Dargestellten ergeben. Hier tritt besonders Rembrandt auf mit den Staalmeesters, der Anatomie und der Schützengilde.<sup>16)</sup> Alle drei, in der 1. Klasse (U II) betrachtet, bilden für beide Teile, Lehrer wie Schüler, einen großen Genuß. Auch ist es von Wert, die Schülerbücherei in den Dienst dieser Durchbildung zu stellen. Denn Bilder werden stets gerne gesehen. Nur müssen sie auch besprochen werden wie die anderen Werke der Bücherei.

Zur Durchführung all dessen fordere ich, da nicht jeder Lehrer die Mittel besitzen wird, sich eine eigene Bildersammlung zuzulegen, daß die Schule allmählich eine Bilderei beschafft, daß Noterpulte bereitstehen, um die Bilder zur Betrachtung daraufstellen zu können, daß Wechselrahmen in genügender Zahl vorhanden sind, um sie als Wandschmuck der Klasse längere Zeit zu lassen.

Das Wichtigste aber bleibt der Versuch durch die Kollegen. Leuchtende Augen, erhöhtes Beobachtungsvermögen, schnelles Wachstum der geistigen Anlagen gerade bei sonst stumpfen Schülern, das ist der Lohn, der winkt und reizt, stets weiter erfinderisch vorzugehen.

Dieser Aufsatz lag abgeschlossen zum Absenden bereit, als mir Heft 4 der Zeitschrift für Deutschkunde auf den Schreibtisch flog. Hier äußern sich die Herren Lindemann (S. 310) und Hoffstaetter (S. 312) zur der Pflege der Künste. Es geht aus meinen Darlegungen wohl vollkommen eindeutig hervor, daß ich eine Kunstgeschichte ablehne. In der freiwilligen Stunde für Bildbetrach-

13) Hefte bei Fischer und Franke, Berlin.

14) „Dom Heiland“, von Scholz, Mainz.

15) „Gott und Welt“ bei Fr. Hender, Berlin, mit Goethes Text.

16) Bunte Blätter und Meisterbilder (Callwey). Farbige Bilder, besonders bei Gemäldedarstellungen sind zu bevorzugen. Doch hüte man sich vor farbigen Wiedergaben in Postkartengröße. Sie stellen bei der starken Verkleinerung die Farben so dicht zusammen, daß zumeist eine ganz falsche Vorstellung von der Wirkung des Originals hervorgerufen wird.

tungen, die jetzt sich im Lehrplan für Danzigs Mittelschulen durchgesetzt hat, soll wie im anderen Unterricht sehen gelehrt werden und keine Systematik. Aus diesem Grunde ließ ich auch stets die Schüler sagen, was sie sahen, eine Überschrift von ihnen für das Bild finden und besprach erst dann die eingebürgerten Benennungen, welche oft an Äußerlichkeiten anknüpfen und selten bis auf die Künstler (besonders bei älteren Werken) zurückgehen. Ich vermag nur der Auffassung von Hoffstaetter beizustimmen.

## Briefe Rudolf Hildebrands.

Mitgeteilt von Dr. Helmut Wode in Liegnitz.

### V. An Frau Pelisser.

Leipzig, 12. Dec. 1879.

Verehrte Frau!

Meinen besten Dank für Ihren trefflichen Brief. Ach meine Antwort könnte eine ganze Abhandlung werden, so nahe geht mir die Sache, so wichtig ist sie mir bis in meine innersten und höchsten geistigen Interessen hinein und hinauf. Mir war Bock mehr, als er selbst gewußt haben muß, obschon ichs ihm in Andeutungen klar genug habe merken lassen; ich spreche freilich von solchen Dingen nicht gern in Breite und Länge, was vielleicht B. gegenüber nicht das Rechte war. Ich habe ihn aber merken lassen, daß ich ihn für eine außerordentliche Kraft hielt, habe gegen ihn Äußerungen gethan, daß er mehr leisten könne als ich, habe ihn den hohen Beruf für Wissenschaft und Vaterland empfinden lassen, den ihm damit Gott auferlegt habe; ich sah in ihm die Kraft, die einzige, die ich bis jetzt so gefunden, die für die großen, nothwendigen Pläne für das Heil unsres Volkes, so weit sie in unser Arbeitsfeld herein reichen, Großes, ja das Nothwendigste leisten könne, müsse und sein Glück darin finden werde — ach, alles vergeblich, noch in den letzten Tagen vergeblich: lächerlich! war seine Antwort. So ist er mir zuletzt doch auch ein Räthsel, muß mich doch nicht verstanden haben, während er mir einmal sagte (zu meiner großen Überraschung), er hätte ein Jahr gebraucht, ehe er mich verstanden hätte. Nein, er hat mich doch nicht verstanden! und ich rede doch die allereinfachste Sprache. Mir ist nach dieser Seite eine halbe Hoffnung oder mehr dahin. Und warum? Dem bösen Zeitgeist, dem Nihilismus war er in die Neze gerathen — das hab ich ihm noch zuletzt gesagt. Und das wurmt mich, denn ich kämpfe gegen nichts mehr als gegen das. Er verneinte zuletzt Alles, das Vaterland, die Wissenschaft, das Wörterbuch und seine dagegen eingegangenen Verpflichtungen, seine Freunde, mich, endlich sich selbst. Das war nicht so, als er vorher zuletzt von mir gieng. Von Ihnen hat er gegen mich nie gesprochen, ich erfahre deutlich erst aus Ihrem Briefe, welch edle und feinsinnige mütterliche Frauenseele er sein nennen durfte — und begreife seinen Schritt aufs neue nicht.

Aber das Alles kann Ihnen ja nur wehe thun, verehrte Frau, es wird von selbst zu neuen Anklagen, die Sie ja auszulösen trachteten. Ja, es ist das Recht und die Art der Frauenseele, beim Manne auch durch tausend Hüllen hindurchzusehen was er im Kerne ist. Unfre Art und unser Recht, ja unsere Pflicht ist es, darauf zu sehen, was Einer thun soll und kann, fürs Ganze, in dem und das er eigentlich erst werden soll, was Sie schon als seiend sehen. Und da ist denn freilich B.'s Rechnung keine gute. Mir bleibt nichts übrig als das alte: gnade ihm Gott! und der Schmerz um seinen Verlust, nur leidig gemischt mit den Misfarben, die mir sein Bild durchkreuzen. Wie hat er mich ringen sehen mit Schwierigkeiten von außen und innen, mich aufraffen nach tiefster Entmuthigung, und — wirft in ähnlichem Kampfe die Glinte ins Korn. Und nun muß ich auch noch hören, daß er mit mir in meinen Zielen nicht übereinstimmt?! Warum hat er mir das so ganz verschwiegen? Das ist nicht die Treue, die ich am höchsten stelle und die ich auch ihm bewahrt habe. Allerdings stehen daneben Äußerungen von zührendster Liebe und Hingebung. Und ich denke auch täglich in ruhiger Stimmung mit reinem Schmerz, ja mit Sehnen an ihn, und er wird mir für immer tief im Herzen wohnen bleiben.

Eben kommt eine Bitte an mich aus Heidelberg, von Dr. Behaghel, um Mittheilung von B.'s Todes- und Geburtstag. Den letzten muß ich mir aus Frankfurt erbitten; vielleicht ist Ihr Herr Sohn, den ich zu grüßen bitte, so freundlich mir das zu besorgen.

Ihnen aber, verehrte Frau, meine herzlichste Hochachtung,  
Prof. R. Hildebrand.

## VI. An Frau Julie Klett.

1.

Leipzig, 16. Juni 1875.

Verehrte Frau!

Ich darf oder muß mich doch unmittelbar an Sie wenden, wenn ich mir Sie auch noch so erschüttert und leidend denke. Ich danke Ihnen zunächst, daß Sie meiner gedacht haben an dem fürchterlichen Tage. Ich war tief ergriffen, ja erschüttert, zumal Ihr Brief mit einem anderen Klagebriefe einer vereinsamten edlen Frauenseele zusammentraf, die mir freundschaftlich nahe steht und nach einem Leben voll Liebe und — Entfagung ihren letzten männlichen Freundeshalt verloren hat. Ach und ich selber bin noch so tief erschüttert vom eignen Verluste, zweier, die mich im vergangnen Halbjahr getroffen haben wie Blüßschläge — meine gute Frau ist mir gestorben nach langer banger Krankheit, und ein Vierteljahr darauf mein nächster engverbundener Verwandter, mein Vetter<sup>1)</sup> und zugleich — der Verlobte meiner ältesten

<sup>1)</sup> Karl Hildebrand, gest. am 17. April 1875 als Privatdozent für Nordisch in Halle.

Tochter. Ach das Sterben erscheint mir jetzt als das Grundthema des ganzen Lebens — das Sterben und doch Fortleben, Neuaufleben in einer anderen Welt — nicht wahr, Sie glauben doch auch daran? Mir ist, als hätten wir die Frage damals in den schönen Eisenacher Tagen besprochen, den schönen Tagen wo ich Ihren nun auch verewigten Freund und Geliebten kennen und schätzen lernte als einen hochbegabten Geist und tief edlen Charakter, wenn auch nicht ohne Züge, die in das hohe Interesse an dem ganz eigenartigen seltenen Wesen einiges Bange um ihn mischten. Auch an Ihnen, verehrte Frau, hab ich damals ein so tiefes Interesse gefaßt, daß ich gern über die Beruhigung bei mir gewiß wäre, die Sie doch nach dem fürchterlichen Falle werden finden müssen und zu der ich gern beitragen möchte, was ich könnte. Ich kenne jetzt die Wege des Schmerzes über den Verlust des Theuersten, Unersetzlichen gründlich; die Seele will vergehen, und das dauert Monate lang, ich hab's heute noch nicht überwunden, aber Gott und die Natur hindern und geben doch Mittel der Wiederherstellung, wie eine Wunde sich ausblutet, ausschmerzt und dann langsam verharzt. Freilich ist Ihr Fall noch ganz anders als meiner, Grauen faßt mich, wenn ich mir den trefflichen Armen so allein in den Wald hinausgehend denke und so weiter; aber gewiß ist auch dort seine Bedeutung, seine Seltenheit, sein tief echter Werth nun erst recht zur Erkenntniß gekommen, auch bei seinen Gegnern, die er wol hatte — denn ein mächtiger Versöhner ist der Tod. Gern wüßt ich wol Näheres über die Anlässe zu dem entsetzlichen Ausgange, wage aber nicht, Sie darum zu bitten, decken wir einen Schleier darüber. Ich behalte ihn in gutem Andenken, hab ich doch in so kurzer Bekanntschaft Freundliches, ja Liebe genug von ihm erfahren, daß ich ihn dauernd zu meinen Freunden zähle. Dem Brieffsteller meinen Dank, ich freue mich trotz des gräßlichen Inhalts an der Schönheit seiner Handschrift. Ihnen aber, Verehrte, möge der Himmel Stärkung geben. Mit tiefster Teilnahme

Ihr ergebenster R. Hildebrand.

17. Juni früh.

Indem ich wieder überlese was ich gestern Abend in Eile schrieb (hab auch jetzt Eile) find ich, daß ich noch Manches zu sagen hätte, wie er z. B. einen Abend bei uns verbrachte (wir saßen lange beisammen), wie er meine Emmy zum Besuch einlud, wie er für Möricke begeistert war, an dessen Todestag er nun selbst seinen Tod suchen sollte, wie ich ihn bat, mir die Photographie von Ihnen zu lassen, die er bei sich führte und uns zeigte, er versprach mir aber eine andere zu schicken, weil er sich von dieser für die Reise nicht trennen konnte. Aber ich wühle damit vielleicht nur in Ihre Wunde. Nichtwahr, Sie haben Ihren guten Vater noch, von dem in Eisenach

öfters die Rede war? Und ist der Briefsteller mit der anziehenden Handschrift nicht derselbe Sohn, der gern studieren wollte und sollte, nicht?

Aber ich muß an die Arbeit, sorgen Sie nur zunächst für Ihre Gesundheit, für das andere sorgen, ohne daß mans merkt, Gott und die Natur und gute Menschen.

Mit herzlichster Hochachtung

Ihr R. H.

2.

4. Juli 1875.

Hochverehrte Frau!

Wie gern möchte ich Ihnen mündlich antworten auf Ihren Brief, der mich auch jetzt, da ich ihn wieder las, tief erschüttert hat. Meinen Dank zunächst für das hohe Vertrauen, das Sie mir schenken, ich sagte mir, als ichs zuerst las, die Worte: siehst du, da lohnt es sich doch der Mühe, weiter zu leben. Denn — auch ich, Verehrte, bin lebensmüde trotz meiner vier trefflichen Kinder, die ich so liebe und die mich noch lange brauchen! So begreife ich Ihre Äußerung in Betreff Ihrer Kinder. Ja auch mir ist meine Frau statt der ganzen Welt, und daß es Ihnen Ihr Friß ist, daß Sie trotz des Furchtbaren, das sie mit ihm haben durchmachen müssen, ihn so tief lieben, so fest halten auch über Tod und Grab hinaus, das ist mir wieder eine Erfahrung, wegen deren sichs verlohnt weiter zu leben — bis der Augenblick kommt, den Gott will. Wo solche Treue in der Welt ist, da ist die Welt auch noch gut, und Treue ist der Kern der Welt. Daß solches Festhalten des Geliebten, des Einen, dem man den innersten Platz im Herzen eingeräumt hat, auch durch den Tod nicht unterbrochen wird, das erfahr' ich jetzt an mir — es gibt keinen Tod für treue Liebe, sie ist es die die Welt erhält, und wie könnte Gott sie zerstören, er würde ja damit die Welt zerstören. Nein, der Tod ist nur ein vorübergehender Zustand, die Trennung nicht anders als ein recht langes Verreisen — wie das Wiedersehen, Wiederhaben aussehen wird?! das weiß ich freilich nicht, warte es aber ruhig ab. Ruhig — nein leider nicht immer. Aber eins ist wunderbar, was die Trennung bewirkt und was das Leben nicht konnte: man gewinnt den Geliebten dadurch reiner in seinem eigensten Wesen; was zufällig war an ihm, der Staub des Alltagslebens, das Unganze, Unfertige, hinter dem man die reine Erscheinung nur fühlte, ahnte, das alles fällt ab und die Gestalt verklärt sich, man blickt wie durch ein Löchlein in den Himmel, fühlt voraus schon die neue Lebensform. Es ist auch wie bei einer Reise. Kaum ist man da zwei Tage fort von Hause, da erscheint einem das in anderem Lichte als im Alltagsleben, es verklärt sich gleichfalls, und diese verklärte, gereinigte Erscheinung ist nicht die Täuschung, sondern jene Alltagserscheinung, weil uns selbst im Alltagsleben das Auge und der Sinn sich trüben, wie die Erscheinung sich da mit Staub über-



zieht. So werden Sie Ihren Friß bald reiner besitzen als je, und der Schmerz selbst wird Ihr Glück werden, bis die Natur, das ist die mütterliche Seite der Gottheit, auch hier wie eine Mutter Mittel findet, die Seelenwunde vernarben zu machen, ohne daß man das heilige Bild verliert, das einen im Heiligtum des Herzens wie ein Vertreter Gottes wird.

Mich freuts innig, daß Sie die Reinheit und den Seelenadel Ihres Seligen so fest halten, und Sie haben gewiß Recht. Auch die Anderen werden nun bald oder schon jetzt besser über ihn urteilen. Er ist ein Opfer der nervösen Unruhe, die immer mehr die Hauptkrankheit unserer Zeit, d. h. unsrer Kultur wird und die ich auch an mir zu bekämpfen habe. Wie schmerzlich bedaure ich, daß er mich im vbrigen Winter verfehlt hat, ich gelte unter meinen Bekannten seit Jahren für Einen, bei dem man sich Ruhe holen kann und Glauben, wie gern hätte ich ihm davon mitgetheilt, hatte eigentlich schon damals in Eisenach schwache Versuche gemacht, weil ich eine Fühlung gewonnen hatte an seinem innern Schicksal und dem Zwiespalt in ihm....

## 3.

Leipzig, 30. Januar 1876.

Verehrte Frau!

Sie dürften wol denken, ich hätte Ihrer vergessen. Ich denke aber gar viel an Sie, denke Ihrer tapferen, rührenden Gattenliebe über das düstre Grab hinaus, stärkt das doch meine Seele im Glauben an — die Ewigkeit der Liebe, die mir selbst mein letzter Trost ist, ohne die ichs hier nicht aushalten könnte:

Mir ist, als hielt ichs hier nicht aus,  
Mir ist die Welt zu kalt.

Ja, die Ewigkeit, die unvergängliche Dauer der Liebe, Sie fühlen sie im Herzen, ich auch, und — das allein ist der beste, ausreichendste Beweis für — die Ewigkeit unsres Herzens. Der Verstand, wenn er sich vom Herzen trennt, kann das nicht begreifen — ach Gott! der kann vieles nicht begreifen, das doch ist! Das Herz ist unendlich größer als der Verstand, daher kann es auch mehr umfassen, erfassen, begreifen als jener, der nur das Allernächste sieht, nicht das Ferne. Dieß zugleich als ungefähre Antwort auf Ihren Brief, den ich nicht beantwortete. Ich war in Verlegenheit, was zu antworten. Sollte ich Ihnen den Glauben an die Dauer der Liebe zernagen helfen, wie Sie wünschten? Denn Dauer der Seele und Dauer der Liebe ist eins. Auch hab ich allerdings noch mit mir selber Noth genug. Das geht auf und ab in sprossender Hoffnung und niederschlagenden Nervenzuständen, die mich zu zernagen scheinen, meine armen Kinder kommen aus der Sorge nicht heraus. Doch siegt hoffentlich die Natur, ich unterstütze sie seit einiger Zeit mehr mit Spazierengehn, arbeite wenig, schlafe besser, aber

immer kommen böse Rückfälle dazwischen. Meine Vorlesungen halte ich, bin aber nachher immer sehr angegriffen. Die Fahrt nach Berlin und der fremde längere Aufenthalt dort war mir unmöglich. Ich danke Ihnen, verehrte Freundin, für Ihre liebevolle Sorge um mich, erhalte Ihnen Gott Ihre Gesundheit, die Ihre Kinder so brauchen. Ihr Hermann interessiert mich unbekannt, und aus dem Brieflein doch bekannt, schon lange, er freut sich darauf, mich kennen zu lernen? vielleicht hört er bald bei mir hier in Leipzig. Ich hab auch zwei Söhne, 19 und 17 Jahre alt, gute Jungen, der älteste wird zu Ostern so Gott will Student. Mir wärs eine Freude, dem Hermann einmal etwas sein zu können, schon aus Dank für die Neigung, die mir Ihr guter Mann entgegnetrug, wie ich wol gemerkt habe.

Kürzlich im Bette abends fiel mir einmal unser erstes Zusammensitzen auf der Phantasie ein, hinten im Winkel, wir sprachen von — gestörten Seelenzuständen, ich fühlte plötzlich etwas Verwandtes aus Ihrem Mann heraus, das mich tief aufmerksam machte und anzog, denn ich war auch schon leidend. Hätt ich ahnen können, wie tief der franke Keim schon in ihm saß; ich hätte ihn kräftig in die Schere genommen, als ich es versuchsweise in jenen Tagen doch schon gethan habe, ich verstehe mich gründlich auf solche Zustände, habe den Teufel schon mehr als einmal — überwunden....

Also Gott befohlen, verehrte Frau, schreiben Sie mir doch so oft Sie Lust verspüren, wenn Sies erleichtert, auch wenn ich nicht immer antworten sollte bei meinen Verhältnissen.

Mit bestem Gruß

Ihr R. Hildebrand.

## Das Fest des Heimatdichters.

Don Studienrat Sothmann in Schwerin i./M.

Das Fest war freilich sein 50-jähriger Todestag. Manches Kind mag mehr an den letzten Schultag vor den großen Ferien gedacht haben, mit dem das Fest zusammenfiel. Im ganzen aber war Hall und Schall allüberall im Mecklenburger Land. Es freuten sich wirklich viele, wurde wirklich durch Fritz Reuters Schuld wieder einmal rein und herzlich gelacht, holdseliger Draehnschnack getrieben in Braesigs Manier, Segen der Felder mit tieferen Augen betrachtet, Menschenschicksal beweint, Gottesglaube geehrt im Mecklenburger Land.

Landestheater in Schwerin, Vaterstadt Stavenhagen, plattdeutsche Gilden wetteiferten mit allen Schulen: Kultur der engeren Heimat ward erstrebt, das Arbeitsprinzip moderner Schulen erlebt. Auch der einfachste Mann des Volkes ward ergriffen: Paktträger stritten sich über den Geburtstag und baten ihre gebildeteren Volksbrüder, in der unschuldigen Torheit vom Besitz der Geistesarbeiter, um Reutertexte.

Allgemein ward der Fehler gemacht, daß man Reuter dramatisiert aufsticht. Ist er nicht Epiker durch und durch? Was sollen die mehr oder minder schlechten Dramatisierungen von Hanne Nüte, Franzosentid? den Liebhaber-Schauspielern Ruhm schaffen? Stilwidrigkeiten verbreiten? Und als alles vorbei war, staunten viele: hat Fritz Reuter es nicht viel, viel schöner gemacht? Dazu haben wir in Meck-

lenburg genug seßhafte und fahrende Reuter-Rhapsoden von Heimatruf, Können und gläubigem Dienst am Dichterwert.

Da Reuter ein Dichter nicht der Idee, sondern der leidvollen Erfahrung ist, gehörte er dem Erfahrenen, dem Lehrer vor staunend laufschenden Schülern. Doch blieb genug den Kindern: sein Leben kennen, erzählen, mitfühlen; fragen nach seinem Wesen; die ewigen Stellen nachsprechen.

Die Vorbereitung geschah wie in der Arbeitsschule. Alle Klassen bereiteten sich auf eine einstündige Feier in den Klassen vor, eine jede nach ihrer Art. Die Oberklassen ergriffen eifrig Buch und Wort, eine Feier der ganzen großen Schule — Lyzeum, Oberlyzeum, Studienanstalt Schwerin i. M., 1000 Schülerinnen — vorzubereiten. Besonders O.-L. I., O. I., U. I. lasen, besprachen, erarbeiteten kleine Themen, gewannen sich Haus- und Klassenaufsätze. Alles und immer über Fritz Reuter? Gewiß, und es darf versichert werden, daß alle sich weniger gelangweilt haben als sonst.

Mit einem Schlage war Festtrubel. Ein Zeichen, so stürzten sich 30 Dreizehnjährige einzeln und in Gruppen in alle Klassen, umringten Direktor und Lehrer, brachen jeden Widerstand, jedes Verbot unerlaubten Sprechens und forderten mit Reuters Worten aus einem Julklapp-Gedicht zum Feste auf: Das Gedicht endete, atemlos:

Nun kommt! Seid froh und heiter!  
Und ich bleib immer Euer Fritz Reuter.

Das war das Zeichen, in die Aula zu wandern.

Und schon sangen sich über- und unter- und nebeneinander in allen Stockwerken — in gewollter Unordnung — Liedgemeinschaften, Festgruppen hin zur großen Aula. Freudiger Choral erklang neben dem dörflichen Spottlied, neben den Kinderliedern aus Hanne Nüte. Aus Hanne Nüte sang auch der Kunstchor, von einem heimischen Künstler für die Schule in Töne gesetzt. Die Bühne war gerahmt durch erhöhte, lebende Bilder: eine rotbäckige, rundliche Madam Nützer mit treuen Augen, die beiden Töchterchen und Druwäppel, Frau Pastorin Behrens, die doch die Nächste dazu war, ihr Lowising und sonst Mecklenburger Landdirns lieferte uns heute wie einst unser Heimatboden; genug der namensgleichen und blutsverwandten und wesensähnlichen Nachfahren sind unter den Schülerinnen, deren Urgroßeltern noch mit Reuter sprachen, deren Großeltern noch die Briefe und Andenken an ihn hegen. Wohl hüteten wir uns vor der Abbildung der Reuterschen Hauptfiguren. Denn jeder Mecklenburger weiß: so einzig im letzten Sinne, wie sie erzählt sind, lassen sie sich nicht malen und bildhauern.

Aber das Fest: Kindergruppen mit Blumen in Vasen und Töpfen huschten hinein, leise die einen zu dem Bilde des großen Blumenfreundes, laut die andern zu seinen lustigen Gestalten, und setzten nieder ihre teure, Verehrung bringende Last. Und nun all die andern, aus allen deutschen Gauen, in allen Trachten, und schon in der Tür entwickelt sich das Mundartgespräch zwischen Elsässerinnen, Badenserin, Braunschweigern und Hamburgern aus Gorch Fods Heimat, aus Sachsen und Bayern. Da treten auch die mecklenburgischen Spielerinnen ihnen entgegen: „wo kamen denn de her? Wat will'n de hier? Nu fielt doch blot!“ In ihrer Mundart jede, antworten alle die Ausländerinnen, fast voran die Berlinerin: „und in Berlin is er ooch jewesen“. — „Ja, ji hewt em jo inspunnt!“ Nun die in Zorn: „ist komme hier extra her zu det Fest un nu wollt Ihr mich dumm kommen?“ — „Na, lat man sin, Du hest em jo ok nich inspunnt.“ — Ernster wird das Gespräch, wie die Elsässerinnen sich ausweisen als Vertriebene und ihnen beitrifft die Rheinländerin und beide erkennen: „Wir haben aber Reuter gelesen und wie hat der uns das neue Land lieb, vertraut, deutsch gemacht!“ Weiter geht das Gespräch, bis sich Elsaß und Baden streiten um J. P. Hebel,

Reuters Vorbild, wer ihn denn nennen dürfe „unser J. P. Hebel“, bis eine ernsthaftige Elsfässerin entscheidet: „Dodruff kummt's jikt nit an“ und die erste medlenburgische Sprecherin auffordert: „tamt man mal all her! Wi will'n jug dat mal all vertellen!“

Mit geduldiger Spannung wurden nun etwa 15 kleine Vorträge mit Vorlesungen aus den Werken angehört, die durch Fragen der Andersstämmigen verknüpft und unterbrochen wurden. Der Gedanke leitete, Reuters Leben und Wesen zu erzählen bis zur ersten Todesstunde und bis heute. Die erzählende Handlung führte hinab bis zum Abschied aus Mecklenburg und Übersiedelung nach Eisenach. Das leise Fernwerk des Chors sang zu dem allen Mecklenburgern beinahe unverständlichen Abschied das unvergängliche „Adschüs du min leew Heimatland.“ Und weiter hinab zur Todesstunde. In gebeugter Trauer stand die Jugend. Aber neu errichteten sich Blumen und sprungbereite Jugend: Die Vorträge führten wieder empor zum größten Humor und endeten mit der erhabensten Verklärung des politischen Hasses, der Versammlung des Reformvereins to Rahnstädt. Hingerissen nahm der Chor der Sprecher Partei, bejubelte und bewarf: „rut! rut! Hier bliwen!“ besann sich auf den Grundsatz der Gleichberechtigung: „ruhig utreden laten!“ feierte den Hauptredner Untel Braefig und sang dem Gesangverein von Rahnstädt nach: „hohe Lorbeeren stehen, wo der Sieger schläft.“

Aus ist der Jubel. Das Fest ist aus. Reuter lebt nicht mehr. Voll Trauer tritt mit stillem Gesicht eine Elsfässerin vor: „Was vergangen, lehrt nicht wieder.“ — Da tritt Sonne in ihr Gesicht, aufleuchten die Augen, mit erhobenen Armen spricht sie: „Aber ging es leuchtend nieder, leuchtets lange noch zurüd.“ Dann schritten alle hinaus, das Celboomlied aus Hanne Nüten klang ihnen nach. Die eine, die auswendig, tief gefühlt, mit lachendem Eratmen, nachahmend alle Stimmen, ein frisch blühendes Mädchen in Heimattracht, dat „Rangdewuh in'n groten Watergraben“ gespielt oder vorgetragen hatte, aus dieser brach innerer Jubel: wie ist das schön!

Alle Vorträge wollten ausdrücklich Besonderswertiges, besonders Geschautes hervorheben und mit Gegenwärtigem verknüpfen. Reuters frühe Jugend und Schulzeit: ji kennt dat ja of all. Studentenzeit: Eure Lehrer haben das erlebt: „Mein Sohn, ich würde doch nach Jena gehen.“ Reuters Festungszeit und unsere lehterlebten Jahre. Reuters liebe Frau. Reuter und wir Kinder: Wie die Darsteller tiefversunken den Raub des Todes an einem großen und lieben Mann bedenken, da löst eine Elsfässerin starres Schweigen, vortretend und sprechend: Wir wollen sein Grab mit Blumen schmücken. Wer bringt Blumen? — „Ja bring Blumen!“ das waren lauter Liedelein und Geschichtlein von all de Bläumings un de Lüttings ut Hanne Nüte. Das Originalbild Reuters von Hofmaler Schloeppe einst gemalt in Großherzoglichem Auftrag, geschützt und gerahmt von zwei ausgesucht anmutigen Mädchen, vom Museum zur Verfügung gestellt, es schaute still zu und hörte aus Mädchenmund das Lob des freundlichen Mannes und seines Malers, der sonst ungern vollendete, auch Großherzogs warten ließ, den Künstler aber, gleichgestimmt, schnell und schön zu Ende malte, ihn uns bewahrte. — Reuter und Gottesglaube: keen Menschenfurcht, woll aewer Gottesfurcht. — Reuter und seine Freunde, besonders die Freunde in Schwerin: Die Kinder kennen noch die Familien und sind mit ihnen verwandt. — Reuter und das Fest: Jahrmarkt in Stavenhagen. Wihnachten in de „Stromtid.“ — Reuter und unsere Heimat: Die Kinder begriffen den Erdgeruch und Heimatduft, Freude und Not auf dem Lande, Erwachen und Versinken des Tags in der kleinen Landstadt, Reinheit und Klatfch, den Bauer und seinen Pastor, Herrn und Knecht, Aderbürger und Bürgermeister. Und endlich Untel Braefig! Wie der den Mecklenburgern lieb ist!

Und wie trug die das vor, daß man über einen Menschen lachen und weinen kann vor all seiner Güte! Daß du die Nase ins Gesicht behälst!

So gewannen sich die Kinder den, der einmal geschrieben hat: id schriew aewerhaupt nich für de jungen Lüd', id schriew blot för de ollen. —

## Gesellschaft für deutsche Bildung.

### Hauptversammlung.

Die Hauptversammlung in Berlin am 30. September und 1. Oktober darf die Gesellschaft für deutsche Bildung als einen neuen Erfolg buchen. Schon die Sitzung des Verwaltungsrats mit den Vorständen der einzelnen Ortsgruppen ergab volle Einmütigkeit und zeigte, daß der Gedanke der Gesellschaft immer weiter Boden faßt. In den allgemeinen geschäftlichen Beratungen wurden notwendige Säkungsänderungen getroffen, der Jahresbeitrag auf 2 Mark festgesetzt und beschlossen, die nächste Hauptversammlung Michaelis 1925 in Erlangen und Nürnberg zu halten, in Verbindung mit der Versammlung der deutschen Philologen und Schulmänner.

Die öffentliche Festversammlung am 30. September sah die alte Aula der Berliner Universität überfüllt. Weit über alles Erwarten waren die Freunde der deutschen Bildung aus allen Teilen Deutschlands herbeigeströmt, und auch von jenseits der Grenzen des Reichs waren sie gekommen. Der Vorsitzende der Gesellschaft, Geheimrat Professor Dr. Friedrich Panzer begrüßte zunächst den preußischen Kultusminister Dr. Boelitz und die Vertreter der Regierungen von Sachsen, Württemberg, Mecklenburg-Schwerin, Hessen und Hamburg sowie mehrerer Städte. Dann führte er aus: Schwere Jahre hinderten die freie Entfaltung der Gesellschaft, aber trotzdem dürfen wir auf eine befriedigende Arbeit zurückblicken. Unser Mitteilungsblatt hat regelmäßig berichtet und unsere Aufgabe von verschiedenen Seiten beleuchtet. Dazu kommen noch zahlreiche Schriften unserer Mitglieder. So sind wir immer klarer geworden über Ziele und Wege. Dazu kommt die fruchtbare Arbeit unserer Ortsgruppen; Schule und Hochschule sind dabei berücksichtigt worden, aber auch weitere Kreise haben wir für unsere Arbeit gewinnen können. Dabei haben wir mit der Deutschkunde Ernst gemacht, zu Sprache und Schrifttum traten Musik und Kunst und alle Denkmäler äußerer und geistiger Kultur. Verhandlungen mit den verschiedenen Unterrichtsverwaltungen, öffentlich und im stillen, haben uns ein gut Stück vorwärts gebracht. Die deutsche Oberschule, die von vielen unserer Mitglieder besonders gefördert worden ist, bietet eine großartige Gelegenheit, unsere Gedanken zu erproben. Freilich sind wir uns bewußt, daß wir vieles nur erreichen können, wenn die Vorbildung unserer Lehrer besser wird. Dafür zu sorgen ist unsere besondere Aufgabe gewesen. Ebenso galt es, dem lebhaften Fortbildungsbedürfnis Rechnung zu tragen. Zahlreiche Lehrgänge und deutschkundliche Wochen sind durchgeführt. Besonders gedenken wir der Einrichtungen an der Frankfurter Universität und des Deutschkundlichen Instituts in Düsseldorf. Warmer Dank gebührt dem früheren ersten Vorsitzenden der Gesellschaft, Geheimrat Professor Dr. Elster in Marburg, der mit höchster Hingebung, Liebenswürdigkeit und Takt nach innen und außen geleitet hat. Er hat sich ein besonderes Verdienst erworben durch die Auseinandersetzung mit dem Gymnasialverein, die reich an Schwierigkeiten war. Es sei noch einmal ausdrücklich festgestellt, wir haben keine Feindschaft gegen das humanistische Gymnasium und wissen seine Bedeu-

tung zu schätzen. Dabei haben wir aber natürlich einzelne Wünsche. Denn in jeder Schulart muß das deutsche Kulturgut im Kern- und Mittelpunkt stehen. Nirgends darf die Erziehung unserer Jugend auf fremdes Bildungsgut gegründet werden. Weiter gilt der Dank dem Schriftführer Professor Dr. Sprengel, der die Gesellschaft, die er einst gegründet hat, durch sein umfassendes Wirken noch heute trägt. Ebenso gilt der Dank dem Schatzmeister Herbst, der durch finanzielle Opfer das Weiterbestehen ermöglicht hat. Auch gedenken wir dankbar der Hilfe, die uns die Freunde im Ausland gewährt haben.

Unsere Arbeit war nicht umsonst. Die Einstellung hat sich sehr zu unsern Gunsten verändert. Was vor zehn Jahren noch mit Spott und Hochmut verfolgt wurde, wird heute anerkannt. Die Erfahrungen des Krieges haben für uns gearbeitet. Aber wenn man uns nun anerkennt, wenn man unsere Forderungen in Lehrplänen berücksichtigt, so bedeutet das für uns eine neue Verpflichtung.

Unsere Wissenschaft steht ja noch unter allen Vor- und Nachteilen des Jugendalters. Noch ist sie nicht in alle Breite und Tiefe gedrungen wie ihre Schwester, die klassische Altertumswissenschaft. Und sie hat es nicht mit zeitlicher und räumlicher Ferne zu tun; das Heimische, Alltägliche gilt es, und wir müssen zeigen, daß es ebenso hoch zu werten ist wie Fremdes und Fernes. Auch ist unser Stoff nicht begrenzt, sondern unendlich. Täglich wächst Neues zu, denn es gilt die Gegenwart mit zu umfassen, zu prüfen und zu werten. Zugleich ist aber die Deutschkunde eine Altertumswissenschaft. Ja, gerade diese Aufgabe ist um so dringlicher, als keine Nation so wenig Verbindung mit ihrer Vergangenheit hat wie die deutsche. Langsam erst haben wir den Weg ins Mittelalter zurückgefunden, in mühsamer Arbeit seit zwei Jahrhunderten. Jetzt aber müssen wir dafür sorgen, daß das laute Geschrei vom gotischen Menschen nicht nur eine Modeerscheinung bleibt. Gerade unsere Gesellschaft muß immer wieder den Mosesstab suchen, der lebendigen, dauernd fließenden Quell aus den Steinen unserer mittelalterlichen Dome schlägt. Es wird nicht leicht sein, aus der unendlichen Fülle das Wesentliche, dauernd Bedeutende auszuwählen. Aber wenn irgendwo, so drängt bei uns alles zu der jetzt so oft vermißten Synthese, dazu, im Kleinen das Große zu erblicken, die Einzelheiten zu einem verpflichtenden Bilde unserer Art zusammenzuschweißen. Dann wird von selbst das große, lebendige Ethos sich einstellen, die großen, begeisternden Gedanken der Heimat leuchten auf, der warme Hauch des Heimischen umweht uns. Auf diesem Grund können und müssen wir unsere Einigkeit wiederfinden.

Das Beste dazu wird jeder einzelne tun müssen, aber gefördert werden wir alle durch den Zusammenschluß. Darum halten wir fest am Verband, bekämpfen wir die Eigenbrötelei, die an diesem oder jenem etwas auszusetzen hat; es ist bei uns Raum für viele Meinungen und Kämpfe, wenn wir nur einig sind im Ziel, ein freies Volkstum zu schaffen, auf sicherem, eigenem Grunde, mit Fremdem vertraut und es anerkennend, aber doch der eigenen Art bewußt und froh. Gemeinsam wollen wir diesem Ziele zustreben als ehrfürchtige Diener am deutschen Worte, treue Verwalter der höchsten Güter unseres Volkes, Brunnenfinder und Schatzgräber in den Tiefen unserer Vergangenheit, aber auch als Förderer des Neuen, lebendige, tatkräftige Menschen der Gegenwart, die bauen an der Zukunft, Bildner der Jugend, leidenschaftlich erfüllt von heißer Liebe zu unserm Volk und Vaterland, dem wir alles danken, was wir haben und sind.

Diese Worte, hinter denen die ganze feine Persönlichkeit hervorleuchtete, der tiefinnerlich von unserer Aufgabe durchglühte Mensch, lösten begeisterten Beifall aus.

Minister Dr. Boelitz begrüßte die Gesellschaft mit warmen Worten und betonte, wie sich der Gedanke einer deutschen Bildung durchgesetzt habe. Auch die preußische Reform der Volksschule wie der höheren Schule habe mit voller Absicht das deutsche Bildungsgut in den Mittelpunkt gestellt und werde daran festhalten. Der deutschen Oberschule, die ja von den Vertretern der Gesellschaft besonders gefordert worden sei, widme die preußische Regierung alle Aufmerksamkeit in der Überzeugung, daß der Weg zur humanen Bildung nicht nur durch die Antike, durch französische und englische Kultur führe, sondern auch durch das Kulturgut unseres Volkes.

Im Namen der anderen Regierungsvertreter sprach Regierungsrat Kolb, Stuttgart, als warmer Freund des deutschen Unterrichts. Er betonte, daß die Deutschkunde das Einigende für alle Schulen darstellen müsse, und daß sie sich darum nicht nach den einzelnen Schulgattungen richten dürfe. Der Vertreter der Stadt Berlin, Oberschulrat Helmke, konnte darauf hinweisen, daß Berlin bereits vier Oberschulen habe und diese Zahl noch bedeutend verstärken wolle.

Nach einem warmen Dank des Vorliegenden ergriff Prof. Dr. Julius Petersen, Berlin, das Wort zu seinem Vortrag, den unsere Leser als Leitartikel dieses Heftes finden.

Der Nachmittag galt der Schulreform. Geheimrat Dr. Schellberg schilderte die Bedeutung der preußischen Schulreform für die Deutschkunde und suchte zu erweisen, daß sie Führerin bleiben würde, auch wenn sie sich in den Dienst der einzelnen Schulgattungen stelle. Der Mitberichterstatler, Prof. Dr. Sprengel, wandte sich in dem Hauptteil seiner Ausführungen gegen die Kritik, die die preußische Denkschrift von seiten der Universitäten erfahren hat. Sie verkenne den Bildungswert der deutschkundlichen Fächer. Sie unterschätze die Bildung zum Volke, die gerade durch das deutsche Kulturgut gewährleistet sei, und unterschätze die Eignung des Deutschen zur sprachlichen Bildung. Im zweiten Teile brachte er einzelne Wünsche zur Denkschrift vor, unterstrich aber nachdrücklich den Grundgedanken der Denkschrift, den er warm begrüßte. Durch Sprengels Ausführungen wurde die Aussprache in zwei Richtungen geleitet. Einmal befaßte sie sich mit den Forderungen der Universität, zum anderen mit den Wünschen der Schule an die Reform. Diese Wünsche unterstrich zunächst der Leiter der Versammlung, Oberstudiendirektor Dr. Bojunga. Dr. Hofftaetter trat im Gegensatz zu der preußischen Denkschrift, die allein dem einen Lande dienen wollte, für eine deutsche Schulreform ein, für die der Vorstand des Deutschen Philologenverbandes wenige Tage vorher einen einheitlichen Rahmen geschaffen hatte. Er betonte in Übereinstimmung mit dem Deutschen Philologenverband, daß das Deutsche nur dann seiner Aufgabe gerecht werden könne, Mittelpunkt der gesamten Bildung zu sein, wenn es einheitlich nach seinen eigenen Gesetzen ausgestaltet würde (nicht nach den Zielen der einzelnen Schulgattungen), und wenn ihm die genügende Stundenzahl gesichert würde. Er trat für die sächsische Form der deutschen Oberschulen mit Englisch von Sexta an und Latein von Untertertia ab ein. Prof. Petersen vertrat den Standpunkt der Universität und forderte für die deutsche Oberschule Latein, da man ohne dies das deutsche Mittelalter nicht verstehen könne. Besonders scharf rechnete Prof. Saran, Erlangen, mit der preußischen Denkschrift ab. Er betonte, daß auf der Unterstufe zu wenig Raum gelassen sei für das Deutsche, und daß dann das Deutsche zwar in die Mitte gestellt, die Führung aber an andere Fächer gegeben werde. Ministerialrat Richter verteidigte seine Denkschrift in längeren Ausführungen. Den Gedanken einer deutschen Reform lehnte er ab, „solche unitarischen Strömungen

im Reiche hätten abgeflaut“. Wenn man behauptete, die Deutschkunde müsse führen, so sei das müßig. Alle Fächer hätten zu dienen; welches führe, hänge von der jeweiligen Arbeitsgemeinschaft der Lehrer ab. Die Forderungen der Universitäten lehnte er ab.

In der Folge drehte sich die Aussprache in der Hauptsache um die Universität. Am entschiedensten vertrat Prof. Dr. Bäsecke, Halle, den Standpunkt der Universität gegenüber den Ausführungen Sprengels. Um einer strengen Erziehung willen forderte er die formale Bildung besonders am Latein. Von anderem Standpunkt aus setzte sich Panzer für das Latein ein, da es die unerlässliche Vorbedingung für das Studium der Geisteswissenschaften, auch der Deutschkunde, sei. Erfreulich unterstrich er aber gegenüber Bäsecke die Bildungsmöglichkeiten, die im Deutschen liegen, auch für die sprachliche Schulung. Ihm schlossen sich Sprengel und Bojunga an.

Das Ergebnis dieser Aussprache war die Annahme folgender Leitsätze:

1. Die Gesellschaft für deutsche Bildung begrüßt den Gedanken einer einheitlichen deutschen Schulreform und bittet die Regierungen, alles zu tun, daß das gesamte deutsche Schulwesen in einheitliche Bahnen geleitet wird.

2. Die Gesellschaft für deutsche Bildung begrüßt den Grundgedanken der preußischen Neuordnung, die den Kern aller höheren Schulbildung in den deutschkundlichen Fächern sieht, weist aber nachdrücklich darauf hin, daß das Deutsche seine Aufgabe nur erfüllen kann, wenn es auf allen Stufen aller Schularten mindestens vier Wochenstunden erhält. Sie muß es auch entschieden ablehnen, daß die Deutschkunde sich nach der Besonderheit der einzelnen Schulgattungen richtet, denn das bedeutet eine Umkehrung des sachlich und logisch gegebenen Verhältnisses.

3. Die Gesellschaft für deutsche Bildung vertritt die wissenschaftlich wie unterrichtlich erweisbare Tatsache, daß die deutschkundlichen Sachgebiete ebenso bildende Arbeitsfächer sind wie irgendein anderes Fach, und daß sie an Lehrer und Schüler höchste Ansprüche stellen.

4. Die Gesellschaft für deutsche Bildung verlangt die volle Gleichberechtigung der mit zwei Fremdsprachen ausgestatteten deutschen Oberschule.

5. Die Gesellschaft für deutsche Bildung verlangt, daß jede Schulgattung denjenigen ihrer Schüler, die zur Universität wollen, ausreichende Gelegenheit biete zur Erwerbung der für ihre Studien unerlässlichen Lateinkenntnis. Für die deutsche Oberschule muß daher die Möglichkeit gewahrt werden, als zweite Fremdsprache Latein zu führen.

6. Die Gesellschaft für deutsche Bildung tritt für die Wahrung des Reformgymnasiums ein, in der Überzeugung, daß die gymnasiale Bildung auch durch eine Schulart vermittelt werden muß, bei der die sprachliche Schulung vom Deutschen ausgeht.

7. Die ständig erweiterte und vertiefte Aufgabe des deutschen Unterrichts macht es unerlässlich, daß für ihn an allen Schulen auf allen Stufen ausschließlich Sachvertreter herangezogen werden.

8. Die Gesellschaft ist überzeugt, daß mit einer überlasteten Lehrerschaft eine wahrhafte Schulreform nicht durchführbar ist, und fordert Wiederherabsetzung der Pflichtstundenzahl.

Der zweite Vormittag war der Wissenschaft gewidmet. Prof. Dr. Nedel, Berlin, sprach über die gemeingermanische Zeit, Prof. Dr. Neumann, Leipzig, über hohe Minne. Beide Vorträge werden wir unseren Lesern im Januarheft der Zeitschrift darbieten.



Am Nachmittag wurden Einzelfragen behandelt. Prof. Oberstudiendirektor Dr. Otto beleuchtete eingehend die Grundlagen für die Auslegung deutscher Texte, Oberstudiendirektor Dr. Lenschau gab Ratschläge für die Behandlung der niederdeutschen Mundart, und Studienrat Dr. Breckner warb für stärkere Behandlung des Auslandsdeutschtums in der Schule.

Zu dem allen kamen noch Führungen durch das Märktische Museum, das Kaiser-Friedrich-Museum und die Nationalgalerie, verschiedene gesellschaftliche Veranstaltungen, die die Teilnehmer einander persönlich näher brachten, und als glänzender Abschluß ein Ausflug nach Stendal und Tangermünde unter Leitung von Prof. Dr. Bock, Berlin. So waren die Anregungen überreich, und man darf hoffen, daß diese Tagung für viele einen Antrieb bedeutet, immer entschiedener für das deutsche Bildungsgut einzutreten. Hofstaetter.

### Zur deutschen Oberschule:

Der 19. Philologentag hat gefordert: An der deutschen Oberschule muß die grundständige Sprache eine neuere Sprache sein; wünschenswert ist auch, daß die zweite Fremdsprache statt Latein eine neue Fremdsprache sein darf. (S. demgegenüber die Stellung der Universitätsgermanisten auf der Tagung der Ges. f. deutsche Bildung.)

Die Zeitschrift des Deutschen Gymnasialvereins und des Preuß. Landesverbandes gymnasialer Vereinigungen erklärt: „Die deutsche Oberschule ist weder ein ‚historisch gewordener‘ noch ein Typ überhaupt; denn das Unterrichtsfach, das ihr den Namen gegeben hat, unterscheidet sie nicht wesentlich und innerlich von den anderen höheren Lehranstalten, auch wenn ihr ein stärkeres Maß von deutschen Stunden zugewiesen ist. Für die Erkenntnis der geschichtlichen Entwicklung der deutschen Sprache bietet der gymnasiale Unterricht viel ergiebigere Vergleichsmöglichkeiten; der bildende Wert der Deutschkunde, deren Aneignung lediglich rezeptiv erfolgt (!), wird erheblich überschätzt. Ferner ist die Gefahr, die gerade in einem Übermaß deutscher Stunden liegt, nicht erkannt, wie auch die Schwierigkeiten, die sich einem lebensvollen und fruchtbaren deutschen Unterricht entgegenstellen, nicht gebührend gewürdigt wurden. Zudem werden die eigentlich schulenden (!) Fächer fast völlig zurückgedrängt. Daher verneinen wir die Gleichwertigkeit der deutschen Oberschule mit den drei anderen Schularten.“ — [Grauenshaft, daß die deutsche Oberschule dabei immer lebenskräftiger wird!]

## Jugend und Bühne.

Bemerkungen eines Schulmannes über die Tagung des Zentralinstituts für Erziehung und Unterricht in Frankfurt am Main vom 15.—17. September 1924.

Von Dr. E. Majer-Leonhard in Frankfurt a. M.

Das Berliner Zentralinstitut hatte für den Herbst 1923 eine Tagung unter obigem Titel nach Berlin berufen, aus der aber infolge der Ungunst der Zeiten nichts wurde. Lediglich die Referate sind in einem Sammelband veröffentlicht worden, ergänzt durch verschiedene Beiträge programmatischer Art von Jugendbewegten. In Frankfurt am Main, wo das Jugendspiel sich besonderer Pflege erfreut, nahm man den Gedanken wieder auf und plante die Durchführung des Berliner Gedankens für Herbst 1924. Das Zentralinstitut, neben Geheimrat Pallat vornehmlich der Kunstreferent Dr. Lebede, nahm die Anregung gerne an,

und so traf man sich zunächst einmal auf Einladung des Widersdorfer Direktors Euserke im Juni dieses Jahres zu einer Vorbesprechung in dem dortigen Land-erziehungsheim. Als Auftakt zeigte Euserke den von ihm verfaßten gläsernen Spiegel, dargestellt von vierzig Mädels und Jungens seiner Schule, woran sich dann am Sonntag die Aussprache angeschlossen. Als ihr Ergebnis wurde das endgültige Programm für die Frankfurter Tagung festgestellt, die nun im September etwa vierhundert Teilnehmer aus ganz Deutschland vereinigte.

Schon auf der Vortagung hatte es sich deutlich gezeigt, daß man unter Jugendspiel ganz verschiedene Dinge zusammenfaßt. Da ist zunächst also das eigentliche Spiel des Kindes, vornehmlich in der Form des Stegreifspiels vielfach gepflegt; daneben tritt selbstschöpferisch das Jugendspiel der Jugendbewegung — ohne jede Leitung von obenher, um Gottes willen ohne jede sachverständige Beeinflussung eines Erwachsenen, aber durchaus ernst, ja tragisch. Dieses Spiel liebt und pflegt Totentänze, Mysterien, Problemstücke, und sein Gaudeamus lautet: Es ist ein Schnitter, der heißt der Tod. Die ausgeprägtesten Vertreter haben von vornherein die ganze Tagung abgelehnt, jeder Gedanke an einen Zuschauer überhaupt ist ihnen entsetzlich; nur aus ihrem Kreis und nur für ihren Kreis spielen sie aus innerstem Trieb, um ihr eignes Ich bloßzulegen oder ins Gigantische zu projizieren, nur als Gemeinschaftsspiel vor den Eingeweihten der Gemeinschaft möglich — darum auch dem Nichteingeweihten unzugänglich, fern jeder Kritik und jeder Leitung, weshalb es denn auch schwer ist, über diesen Trieb des Jugendspiels irgendwie zu urteilen, ganz abgesehen davon, daß man ihre Scharen wohl auch deshalb meist nie sieht, weil sie kaum zu einer fertigen Sache kommen vor lauter Problematik. Diesen Leuten ist der Supfgeigenhansel entsetzlich, weil er unkeusch innerste Werte der Jugendbewegung bloßstellt und verschächert „in den Formen der Alten, deren Welt sie entflohen sind, die aber nun ihnen nachlaufen und sie umschmeicheln“. Doch die Jugendbewegten merken's mit dem sicheren Spürsinn überlegener Geisteskraft, und sie warnen sich laut „vor den ins Quallenhafte verdämmerten Anhängern“ und kritiklosen Bewunderern Friedrich Schillers, des längst überwundenen deutschen Dramenmachers. Wir, die Alten, „fassen eben stets nur die Einzelheiten, und stets haben wir nur die Schlangenhaut in der Hand, der ein geschmeidiger Körper längst entchlüpft ist, weil die Schimmelpilzfäden des Materialismus unser ganzes Leben und Denken durchzogen haben“. So wußten denn auch diese Jugendbewegten von vornherein, daß diese ganze Tagung verfehlt sei in der Herausstellung dieses Grundgedankens als eines Sonderproblems, darum emanzipierte man sich denn auch bereits am zweiten Tag zu einer Frühtagung, auf der man über das Problem Alter und Jugend überhaupt zu reden gedachte, und so erklärten denn auch nicht weniger als drei Anhänger der Jugendbewegung am Schluß der Tagung, daß sie eigentlich an dieser Tagung ganz unbeteiligt seien, an der man eben wieder über die Dinge geredet habe, anstatt Substanz zu bieten.

Man verzeihe diese lange Klarstellung, aber sie ist nötig; einmal um der geschichtlichen Wahrheit willen, dann aber auch, um auf eine ganz deutliche und ernste Gefahr hinzuweisen. Wenn das Jugendspiel weiter in diesen Bahnen bleibt, dann ist der gute und wertvolle Kern des Ganzen ernsthaft gefährdet. Gerade wer sich wie der Berichterstatter seit fast zwei Jahrzehnten begeistert für das Jugendspiel einsetzt, der sieht voll Schrecken eine unerfreuliche, ja gefährliche Entwicklung. Wenn auf der Tagung unter lebhaftem Beifall der Satz fiel, „die Jugend brauche keine Erziehung, sondern Kameradschaft“ — so wurde m. E. dieser Satz gerade durch die Tagung selbst ganz gründlich widerlegt. Das

bewies schon der programmatisch gedachte Eröffnungsvortrag eines Berliner Lehrers, dessen Worte ich mehrfach eingangs zitiert habe; erst recht aber bewiesen es die Aufführungen: Das verkrampfte Spiel der Jugendhochschulgemeinde, deren dilettantenhaftes Nachahmen einer expressionistischen Berufsbühne keine Freude aufkommen ließ, dann die von einem jugendlichen Berufsschauspieler schmissig einstudierte Aufführung einer von Arbeiterjugend gespielten Nichtigkeit, die der Mühe nicht lohnte, und endlich auch der Tell, dessen Darstellung durch einigermaßen sachkundige Berater in wenigen Proben unendlich gewinnen hätte können. Wo aber ein erfahrener Könnler als Leiter dahinterstand, wie Luferte beim gläsernen Spiegel, wie Bojunga beim Armen Heinrich oder Blafsch-Helms beim Schneewittchen, da atmete man immer erleichtert auf. Das alles ist ja doch auch nur natürlich, aber es muß einmal deutlich gesagt werden: Jede Gemeinschaft braucht einen Führer und jede Spielgemeinde erst recht. Darum braucht auch die Jugendbühne sachverständige Leiter mit technischer Ausbildung und gründlichem Können, wenn sie nicht zum Kitsch, zur Verkrampfung oder zur Uferlosigkeit führen soll. Dieser Leiter soll — darüber herrscht nunmehr erfreuliche Einmütigkeit — ganz gewiß kein Komödiant sein, und ganz gewiß liegt in der schärfsten Trennung von Berufsbühne und Laienspiel eine Grundwahrheit. Aber man falle nicht aus der Schulla in die Charnadis — und wenn sie noch so sehr heult!

Neben die,es laute Häuflein unzufriedener Jugendbewegter, mit dem nun allmählich schon langweilig anmutenden Mut, zunächst einmal alles in Frage zu stellen, traten als unzufriedene Teilnehmer auch noch diejenigen, die da in drei Tagen eine perfekte Ausbildung zum Jugendspielleiter erhofft hatten. Mit ihrem positiven Aufbauwillen sind freilich diese Vertreter (vornehmlich Lehrer und Jugendpfleger vom Lande) unendlich viel wertvoller als die Negativisten der ersten Art. Aber es muß ihnen gesagt werden, daß eine Tagung natürlich kein Lehrgang ist und daß man in drei Tagen niemanden in einer so schwierigen Materie ausbilden kann. Immerhin wird man sich merken müssen, wie stark der Drang nach solcher Ausbildungsmöglichkeit ist, wieviele ernsthaft Strebende geradezu nach Rezepten verlangen, was denn nun die Jugendbühne spielen solle und wie man das machen kann. Das sind praktische Fragen, die beispielsweise für Preußen schon dadurch an Bedeutung gewinnen, weil ja in der Oberschule (und ganz automatisch doch wohl auch in den anderen Schulen) nunmehr das Jugendspiel im Lehrplan erscheint. Wieder werden einige romantische Phantasten darüber entsetzt sein; das darf aber nicht dazu führen, daß nun die Sache deshalb abgelehnt oder irgendwie verfahren werde. Es bleibt als Aufgabe (die übrigens von verschiedenen Seiten eben in Angriff genommen ist), eine sachkundige Zusammenstellung geeigneter Stücke für die Jugendbühne zu machen; bisher ist am wertvollsten das Buch des Bühnenvolksbundes „Gemeinschaftsbühne und Jugendbewegung“, worin jeder eine Fülle von Spielformen kritisch gesichtet vorfindet. Dazu treten aber noch die Werke des Kaiserverlags, München, Zwickler, Wolfenbüttel, Rauch, Dessau, Breitkopf und Härtel und manches bei Reclam. Sehr wertvoll war in die,er Hinsicht eine Ausstellung geeigneter Stücke anlässlich der Tagung, gute Fingerzeige gab auch die Festnummer zur Tagung von der Deutschen Kunstschau. Sehr dankenswert ist es auch, daß das Pallat-Lebede'sche Buch demnächst erweitert erscheint mit allen auf der Tagung gehaltenen Referaten, worüber auch schon die Sondernummer des Hochschulblattes der Frankfurter Zeitung berichtet. Man sieht also, es gibt schon immerhin einige Literatur, und es gibt auch gar nicht so wenig Jugendspiele, von denen in bunter

Folge die Tagung sieben Proben bot. Indem ich auf die genannte Literatur verweise, beschränke ich mich hier um so leichter auf einige Feststellungen, die für Deutschlehrer von Wert sein mögen: Gar nicht gemimt wurde der früher so beliebte Hans Sachs, den man nun wieder ungebührlich zurückdrängt. Auf Grund meiner Erfahrungen erscheint er mir immer wieder als ganz besonders geeignet zum Ausgangspunkt; wer mit einer neuen Spielschar anfängt, tut stets wieder gut daran, mit diesen einfachen Holzschnitten zu beginnen. Man nehme nicht immer wieder dieselben Stücke, auch nicht nur die, die in Reclam stehen; und man vergleiche etwaige Bearbeitungen ruhig einmal mit dem Originaltext, mit dem oft schändlich umgesprungen wird. Die köstliche Geschichte von Alexander und Aristoteles, die wir 1913 als Studenten in Lauchstedt ausgruben, sah ich neulich schlimm zugerichtet; der von Sachs auf zwei biedere Nürnberger verteilte Chorus war einfach gestrichen, und damit fehlte der Tragödie ihr wesentlicher Reiz. Ich empfehle gerade dieses Stück sehr zu Abiturientenkneipen, immer mit der ausdrücklichen Berechtigung, kräftige Striche zu machen. Neben den von allen Seiten als echten Jugendspieldichter gepriesenen Shakespeares tritt nach meiner Erfahrung der zu Unrecht verkannte Plautus; mir scheint, die alte Barthsche Übersetzung in Knittelversen liegt der Jugend noch besser als die vielgepriesene neue von Gurlitt. Was auf der Frankfurter Tagung geboten wurde, scheint nur teilweise ratsam: An der Spitze marschiert Weinreichs Tellspiel der Schweizer Bauern, von prachtvollem vaterländischem Empfinden durchpulst. Keine Schulbühne sollte sich dieses herrliche Stück entgehen lassen — es benötigt keine Kostüme, gibt sechzig Jugendlichen (oder besser noch viel mehr) Gelegenheit, sich selbst zu spielen, bedarf auch keiner Kulissen und wird niemals seine Wirkung auf die Zuhörer verfehlen; ich persönlich möchte die Szene mit dem Tod lieber streichen. Während das Tellspiel nur Knabenrollen enthält, erbrachte die Schillerschule unter Bojungas Leitung den Beweis, wie man den Armen Heinrich allein durch Mädchen darstellen lassen kann. Auch dieses Stück ist für jede Jugendbühne geeignet, wenn auch längst nicht so lebendig und damit auch nicht so wirkungsvoll, wie der Tell. Für unsere Schulbühne ganz ungeeignet erscheint mir der Gevatter Tod (Mirbts Münchener Laienspiele), wie ich denn überhaupt unserer humorlosen Jugend mehr heitere Spiele gönnen möchte, als sie dies selbst mag. Für kleine katholische Kreise sei auf das schwerverständliche Media-Vita-Spiel hingewiesen und auch auf den sehr viel wirksameren Tänzer unserer lieben Frau. Man hüte sich aber, mit solchen Spielen vor ein nichtkatholisches Publikum zu treten! Ganz abzulehnen scheint mir das von der Arbeiterjugend gespielte Tanz- und Singspiel E. R. Müllers „Spielmanns Schuld“, mit dem wir uns wieder in gefährliche Nähe der alten, nun doch glücklich überwundenen Vereinsbühne begeben. Das begeistert aufgenommene Tanzspiel von der Prinzessin bei den sieben Zwergen, das uns Hamburger Kinder unter Blasche-Helms Leitung zweimal vorführten, steht und fällt mit der Leitung; auch Lusertes Spiel vom gläsernen Spiegel möchte ich nicht jedem Schultheater gleich zumuten, wie mir auch Klingemanns Till recht erhebliche Anforderungen an Darsteller wie an Leiter zu stellen scheint.

Die Schwierigkeit ist ja immer die: Man möchte gerne recht viele Spieler beschäftigen, und gerade auf der Schule soll man das ja auch. Das erfordert dann aber eine ganz sichere Technik der Regie, die man sich erst langsam aneignen muß, wenn man nicht enttäuschende Anfänge erleben will, wie man auf der Tagung leider an einem Falle gesehen hat. Darum erscheint es mir richtiger, man fängt zunächst mit kleineren Stücken (wie Hans Sachs) an, um allmählich

erst auf die größeren Dinge zu kommen; richtiger freilich wäre es, man gäbe den zahlreichen Menschen, die nach einer solchen Ausbildung verlangen, die zwar nicht in drei Tagen, wohl aber in drei Wochen angebahnt werden könnte, recht bald dazu Gelegenheit. Daß man aber auch auf dieser Tagung bereits bei gutem Willen reichlich lernen konnte, und daß wirklich ganz Positives dort gezeigt und gelehrt wurde, das sei doch ausdrücklich festgestellt und durch obigen Bericht bekräftigt.

Zum Schluß noch zwei Bemerkungen: Mehrfach sind im vorstehenden Werte des Bühnenvolksbunds erwähnt, dessen eifrige Tätigkeit für das Jugendspiel bekannt ist und von manchem dankbar empfunden wird, der auf diesem Gebiet tätig ist. Auch die von ihm veranstaltete Ausstellung seiner Jugendspielarbeit war sehr dankenswert, nicht zuletzt wegen der praktischen Vorführungen eines Spielzeltens und der Schattenspiele Weismantels, dessen wertvolle Mitarbeit auf der ganzen Tagung von allen Teilnehmern bestätigt wurde. Wenn der verdienstvolle Leiter des Bundes, W. C. Gerst, von einigen Jugendlichen recht unbescheiden herausgefordert, die Geschlossenheit seiner Weltanschauung betonte, d. h. also sich zu seinen Idealen des Christentums und des Deutschtums offen bekannte, so erscheint mir diese offene Klarstellung nur wertvoll für alle Beteiligten, von denen ich nur ebenfalls hoffen möchte, daß sie eben so offen und eben so klar zu ihren Idealen stehen. Nach langjähriger Erfahrung kann ich mir gar nicht denken, daß diese ganze Verlagsarbeit des Bundes finanziell sehr gut rentiert, so sehr ich das im Interesse der Sache hoffen möchte; denn je besser die technischen Möglichkeiten für das Jugendspiel werden — und dazu gehören in erster Linie geeignete Stücke — um so leichter wird einem die Mitarbeit. Schon aus diesem sehr egoistischen Grunde erscheint mir der Kampf gegen Gerst recht bedauerlich.

Endlich: Der Führer in der ganzen Bewegung, Martin Luserke, der nun auf fast zwei Jahrzehnte eifriger Arbeit zurückblickt, hat die Gefahr sehr deutlich erkannt, der unser Jugendspiel ausgesetzt ist und in seinem ausgezeichneten Vortrag an einem Beispiel (Shakespeares Cymbeline) prachtvoll gezeigt, wie man inszenieren muß. Dazu gehört ein großes Können, und man hüte sich, das zu übersehen. Vor fünf Jahren mußte man noch für das Jugendspiel kämpfen — heute ist es unumstrittene Tatsache. Aber damit drohen ihm auch alle Gefahren einer Modesache, die Gefahr des Überhandnehmens und des Mitläufertums, es droht aber auch die Gefahr der Verkrampfung, der Undiszipliniertheit, der Verflachung, der Geschmacklosigkeit und des Kitsches. Auch das hat die Tagung ganz deutlich erwiesen, und es gilt, diesen Gefahren ins Auge zu sehen und ihnen zu begegnen.

Literatur: Pallat-Lebede, Jugend und Bühne, Breslau 1924, Hirt (man warte die neue, 2. Auflage ab!). — W. C. Gerst, Gemeinschaftsbühne und Jugendbewegung, Bühnenvolksbund, Frankfurt a. M. (man verlange die reichillustrierte 2. Auflage!) — Deutsche Kunstschau, Heft 16/17, Offenbach 1924, André. — Frankfurter Zeitung, Abendblatt vom 19. Sept. 1924, Nr. 703. — Spiele deutscher Jugend, Bühnenvolksbund, Frankfurt a. M. (darin erschien Till, Armer Heinrich, Tell, Media Vita).

## Deutsch-schwedischer Ferienkurs in Hindås.

Don Studienrat W. Rose in Berlin-Halensee.

„Klassischer Boden für den, der dem deutschen Altertum zugewandt ist“, so hat der Altmeister der Germanistik Jakob Grimm Scandinavien bezeichnet. Wir sind heute im Begriff, dieses Wort mehr als bisher zu beherzigen. Das beweisen die Lehrgänge für das Schwedische, wie sie in verschiedenen Küstenstädten der Ostsee eingerichtet worden

sind. Einen tüchtigen Schritt nach vorwärts in dieser Richtung bedeutet die Prüfungsordnung, wie sie für dieses Fach im Zentralanzeiger veröffentlicht worden ist. In Berlin wurde im Oktober vorigen Jahres ein Kursus unter der Leitung des Herrn Studienrat Dr. Gerloff im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht mit etwa 80 Teilnehmern eingerichtet. Seine Krönung fand dieser Lehrgang in einem Serienaufenthalt von 21 Damen und 19 Herren in Hindås, dem bekannten schwedischen Wintersportplatz bei Gothenburg, den Herr Dr. Gerloff ins Leben zu rufen verstanden hat. In höchst dankenswerter Weise waren schwedische Kreise bemüht, die Schwierigkeiten zu beseitigen, die dem Unternehmen besonders in pekuniärer Hinsicht entgegenstanden. Die Schwedische Staatsbahn gewährte 25% Preisnachlaß, die Gesandtschaft visitierte die Pässe auf ein Gesamtvisum hin gegen 14 (!) Kronen, die Riksvöreningen för svenkshetens bevaranda i utlandet sorgte für fast kostenlose Unterkunft und der Wirt des Turisthotels in Hindås, Herr Ludmann, ein geborener Lübecker, ermäßigte die Preise für seine hervorragende Verpflegung um ein Beträchtliches. Als die Teilnehmer nach schöner Fahrt am 6. Juli in Gothenburg ankamen, sorgte die Gothenburger Sjövarths- und handelstidningen dafür, daß bereits in der Mittagsausgabe desselben Tages die Bevölkerung auf die Anwesenheit der deutschen Lehrer und Lehrerinnen aufmerksam gemacht werde. Weitere Auffäge, die den Fleiß und die echt deutsche Gründlichkeit der Studiernden nicht genug zu rühmen wußten, verfehlten ihre Wirkung nicht, wie wir an der allgemeinen Teilnahme und dem herzlichen Entgegenkommen weiter Kreise der Bevölkerung recht wohl spüren konnten. Um 8 Uhr waren wir in Hindås, woselbst uns ein herzlicher Empfang wurde, der die starke Hinneigung zu Deutschland zu einem geradezu erhebenden Ausdruck brachte. Am anderen Tage setzte der Unterricht ein bei den Herren Lektoren Dr. Cedersjöld aus Gothenburg und Dr. Brieskorn aus Vänersborg. In zwei Abteilungen geteilt, lasen die Teilnehmer abwechselnd bei den beiden Herren schwedische Literaturstücke und trieben Grammatik usw., während eine zweite Stunde von schwedischen Vorträgen derselben Herren über Themen aus der Literatur, Geschichte, Wirtschaft, dem öffentlichen und privaten Leben ausgefüllt wurde. Eine dritte Stunde war dann den Fortgeschritteneren gewidmet. Für die praktische Anwendung der Sprache sorgten die Einwohner von Hindås, vor allem die Villenbesitzer aus Gothenburg, und die Gäste des Turisthotels. Wir waren in jeder Woche einige Male die Gäste der außerordentlich liebenswürdigen und gastfreien schwedischen Familien. Wiederholt wurden wir mit Vorträgen aller Art erfreut, vor allem mit einer deklamatorischen Vorlesung der berühmten Tragödin Lundquist in dem schönen kleinen Naturtheater des Thyringepensionates. Später ließ uns die außerordentlich entgegenkommende Verwalterin dieser Pension den Gösta Berlingfilm vorführen, so daß wir Frau Lundquist in der Rolle der Majorin bewundern konnten. Zeitungslektüre lieferte uns die Riksförening und schöne Literatur die eben erwähnte Leiterin der Pension, die uns auch bereitwillig ihren schönen Turnsaal und herrlich im Walde gelegenen Spielplatz zur Verfügung stellte.

Aber auch die Erholung kam zu ihrem vollen Rechte. Die herrliche nähere und fernere Umgebung von Hindås lud zu den schönsten Spaziergängen ein, der wundervolle Nedsjö zum Rudern und Baden bis tief in die helle nordische Nacht hinein. Ausflüge führten in die außerordentlich reizvolle Inselwelt der Schären, nach Marstrand mit seiner interessanten Burg, und nach den weltberühmten Trollhättafällen mit gewaltigem Kraftwerke und dem Treppenkanal. Im nahe gelegenen Gothenburg konnte man „Kultur schlemmen“. Auch der Sport kam zu seinem Rechte. Nur zu schnell verrann die schöne Zeit. Neugestärkt an Leib und Seele traf alles in Berlin ein, um die schwedischen Studien fortzusetzen, zunächst in einem Lehrgang für das Altschwedische unter Leitung des Herrn Universitätsprofessors Nedel.

Hoffen wir, daß die Beschäftigung mit dem Schwedischen immer weiter zunimmt und als Hauptgewinn eine Vertiefung und Bereicherung unseres germanischen Bewußtseins mit sich bringt!

## Die Erziehung zur Form und das Lehrbuch.

Von Studienrat Georg Bessell in Bremerhaven.

Sollen die sehr berechtigten Forderungen, die die Deutschkunde an den Geschichtsunterricht zu stellen hat, erfüllt werden, so muß zunächst einmal in den Geschichtsbüchern Ernst gemacht werden mit dem Grundsatz, daß, wie es Dehio in seiner Kunstgeschichte ausdrückt und vorbildlich durchgeführt hat, der wahre Held jeder Geschichtsdarstellung das deutsche Volk ist. Erfreulicherweise suchen die neueren Geschichtsbücher dieser Forderung mehr und mehr gerecht zu werden. Glücklicherweise scheint sie mir für die Mittelklassen in dem bei Teubner erschienenen Geschichtsbuch von Pinnow („Geschichte des deutschen Volkes“). Überall wird hier von dem Schaffen des Volkes ausgegangen, und diejenigen Lebenserscheinungen, in denen das Wirken des Volksganzen am greifbarsten deutlich wird, rücken in den Mittelpunkt der Betrachtung. Dabei kommt die große Persönlichkeit durchaus zu ihrem Recht; sie stellt sich, wie es im Vorwort heißt, als die Kraft dar, die „Ziele setzt und Wege weist, die Kraft, die Massen zusammenfaßt und so zu neuen Gestaltungen gelangt“. Auch die Geschichte des Auslandsdeutschtums wird von dem Verfasser, der längere Zeit im Auslande tätig gewesen ist, endlich einmal in der gebührenden Weise berücksichtigt.

Aber der entscheidende Vorzug des Buches liegt noch in etwas anderem. Das ist — das Wort im weitesten Sinne genommen — sein Stil. Auch für einen Unterricht, der nicht am Lehrbuche klebt, wird dieses doch immer eine nicht zu unterschätzende Bedeutung behalten, Grund genug, um die Frage, ob es auch stilistisch vorbildlich oder vielleicht das Gegenteil davon ist, für jeden Lehrer, der über den Stoffkreis seines Faches hinauszublicken vermag, durchaus nicht nebensächlich erscheinen zu lassen. Und dies eben ist die Eigenschaft, die m. E. das Pinnowsche Geschichtsbuch besonders auszeichnet; dies Buch ist auch stilistisch in jeder Beziehung vorbildlich. Das „Wesentliche“ zu sehen, die Einzelzüge zu finden, die wirklich kennzeichnend sind und das Ganze lebendig machen, es darzustellen in einer Sprache, die Stil hat, d. h. nach der Definition eines Meisters (Th. Manns), die Sachlichkeit und Schönheit zu vereinen weiß, die Sachlichkeit, die nicht Lieblosigkeit, und die Schönheit, die nicht rhetorischer Schwulst ist, das ist eine Kunst, die nicht einmal unter berufsmäßigen Schriftstellern jeder besitzt, geschweige denn unter Schulbuchverfassern. Wer ein Beispiel haben will, der vergleiche etwa eine der in früheren Geschichtsbüchern üblichen, ebenso langatmigen wie unwirksamen Charakteristiken Friedrichs des Großen mit derjenigen, die Pinnow — an treffend gewählter Stelle, nach Hochkirch — gibt: „Die frohe Lebenshoffnung früherer Jahre wich von ihm. Damals wurde er der ‚alte Friß‘, mager, gebeugt, von Krankheit geplagt, unscheinbar in seinem Äußeren bis auf die mächtigen Augen, aber getragen von dem einen Gedanken, die letzte Kraft einzusehen, zu siegen oder zu sterben.“ Gerade bei solchen Charakteristiken zeigt sich der Blick für das Wesentliche und die Kunst der scharfen Formulierung in hervorragender Weise, so beim Großen Kurfürsten (§ 168), Friedrich Wilhelm I. (§ 186) oder Wilhelm II. (§ 315). Eines der Glanzstücke des Buches ist der Abschnitt über die klassische Dichtung, die bekanntlich früher in der deutschen Geschichte auf höheren Schulen nicht vorzukommen pflegte. Von Klopstock heißt es: „Zum ersten Male seit langer Zeit redete wieder ein großer Dichter zu seinem Volke, und es war den Deutschen, als ob sie nun erst hörten, wie schön ihre Sprache ist.“ Es ist das Geheimnis der Form, daß sie auch das Altbekannte in einem besonderen Lichte erstrahlen läßt. Daß sie auch die sachliche Bewältigung des Stoffes, seine innere Verarbeitung erleichtert, ist ein weiterer, praktischer Gewinn. Endlich wird es aus einem anderen Grunde kein geringer Vorteil sein, wenn unsere Jugend in ihrer bildsamsten Zeit drei Jahre lang ein Buch in Händen hat, das in einem ohne Einschränkung guten und nachahmenswerten Stil geschrieben ist. Erziehung zur Form, das ist für uns die Aufgabe der Zukunft, eine Aufgabe, deren Lösung auch für die politische Bildung unseres Volkes Bedeutung hat. Nur darauf, daß sie uns auf diesem Gebiete so weit voraus sind, beruht die politische Überlegenheit der westlichen Kulturvölker. Dieser Erziehung zur Form dient das vorliegende Buch nicht bloß durch seinen Inhalt, sondern auch durch die Gestaltung des Wortes, das ja im Zeitalter der Demokratie durchaus nicht mehr ganz nebensächlich ist.

## Schriften zur Kunst und zur Kunsterziehung.

Don Oberstudienrat Dr. Paul Uebing in München-Gladbach.

Die Umwertung des kunstgeschichtlichen Urteils, die vor etwa zwei Jahrzehnten einsetzte und die noch immer weitere Gebiete ergreift, ist keine Erscheinung, die innerhalb der Wissenschaft selbst ihre letzte Ursache hat, sondern sie wurzelt in dem Gesamtempfinden der Zeit. Im besonderen ist sie Folge einer veränderten Einstellung zu den geistigen Kräften des Lebens, einer gesteigerten Bewertung des Seelischen, einer tieferen Erfassung des Übersinnlichen, sie ist Folge, genau wie es die Erneuerung des religiösen Empfindens oder wie es die Umstellung der Kunst selbst ist, die Hinwendung zum Expressionismus in der Dichtung, in Malerei und Plastik. Die neue Gesinnung ermöglichte den Zugang zu all jener Kunst, deren Stärke nicht in der Gestaltung dieser Sinnenwelt, sondern in dem Fühlbarmachen des Übersinnlichen liegt. Das ist der Fall in unserer deutschen Kunst, es ist aber auch so in der künstlerischen Kultur des Ostens, und so ergab sich, daß Asien und Ägypten gleichzeitig mit den Plastiken von Bamberg und Raumburg in unseren Gesichtskreis rückten. Damit vertiefte sich zugleich die Erkenntnis, daß alle Kunst durch nationale Eigenart bedingt ist, und die Erforschung dieser Bedingungen erlangte eine besondere Bedeutung. In irgendeiner Weise wird in allen wertvolleren Werken heutiger Kunstliteratur die neue Zielsetzung fühlbar — der Seitenblick auf solche Umstellung mag der folgenden Besprechung verschiedenartigster Bücher einen loederen Zusammenhang geben.

### I.

Oskar Beyer leitet sein Buch *Romanik. Vom Sinn und Wesen früher mittelalterlicher Kunst.* (81 Abbild., Surche-Verlag, Berlin 1923) mit einem Angriff auf die angeblich rückständige Kunstwissenschaft ein. Er muß wissen, daß dieser Angriff wenigstens die führenden Männer der Wissenschaft nicht im entferntesten trifft; wie kann er sie also in solcher Allgemeinheit aussprechen, dazu in einem sehr überheblichen Tone? Von dieser Entgleisung abgesehen, ist das Buch verdienstlich. Gewinnbringend für den Leser sind vor allem die Abschnitte, in denen der Sinn der Romanik dargelegt wird an Kirchenbau, Plastik, Malerei, Ornamentik, Gebrauchskunst und Schrift. Die Eindringlichkeit der Darstellung wird unterstützt durch prächtige Abbildungen, wie denn die Innenausstattung des Buches von hohem Geschmack ist. Worringer hatte der Erkenntnis der Romanik in etwa den Weg versperrt, als er in ihr nur eine Art von unentfalteter Gotik sehen wollte, eine „Gotik ohne Enthusiasmus“, ohne eigenen positiven Stilwert. Beyer hat recht, wenn er dem widerspricht, wenn er ihr größte Eigenart, höchste Selbstständigkeit des Stilcharakters zuerkannt wissen will — die von ihm verlästerte Wissenschaft ist gerade daran, es zu beweisen: Franke legt in den bisher erschienenen Lieferungen seiner „*Baukunst des Mittelalters*“ mit unsäglich gewissenhafter Begründung dar, was Beyer aus bloßem Gefühl heraus mit Heftigkeit fordert. Und auch Beyers Deutung des romanischen Wesens ist der Wissenschaft nicht so fremd, wie er selbst zu glauben scheint. Sie stimmt ihm völlig zu: Romanik ist Ruhe, Symbolik des Seins, der Ewigkeit. Der romanische Mensch ist seiner sicher, er ist der religiöse Mensch, der sich im Besitze der Wahrheit weiß, im Besitze Gottes und der Seligkeit, und der darum der Welt fest, trozig, geschlossen gegenübersteht. Die ruhige, schwer lastende Horizontale ist künstlerischer Ausdruck seines Wesens. Sie ist es in der Lagerung der Massen wie in der Gestaltung des Raumes. Das ist der leitende Gedanke Beyers bei der Darlegung der romanischen Formenwelt. Nun aber unternimmt er es, den Ursprung dieses Wesens herzuweisen. Er glaubte es zu können, ohne daß er auf die schwierigen Untersuchungen über antike, germanische, orientalische Einflüsse eingeht. Rein gefühlsmäßig entscheidet er, daß der Geist der Romanik der Geist der östlichen Völker sei, „das einzige Beispiel der Verwirklichung östlicher Kunstgesinnung auf europäischem Boden“, Gotik hingegen ist nordisches Germanentum. Man ahnt den Gedankengang. Beyer ist stärker im Banne der „*Sachgelehrten*“, als er zugeben will. Er widerspricht Worringer hinsichtlich der Wertung der Romanik, er erkennt ihren Eigenwert, ihren Gegensatz zur Gotik; aber



er hat sich von Worringer überzeugen lassen, daß Gotik die einzige Form germanischen Kunstwillens ist. Darum also muß Romanik, wenn sie den Gegensatz zur Gotik darstellt, ungermanisch sein; als erste große Äußerung des vom Orient stammenden Christentums ist sie ihrem Wesen nach uneuropäisch, östlich, zumal ja die weltabgewandte Geistigkeit, die in der Romanik lebt, auch Kennzeichen östlicher Kulturen zu sein scheint. Beides ist irrig. Wenn mit Recht betont worden ist, daß die Geistigkeit des Ostens Flucht ist vor der Sinnenwelt, die auf Schwäche beruht, während europäische Geistigkeit Bezwingung der Sinnenwelt ist, Beherrschung, Gesetz, so wird dieses zweite in der ganz Rhythmit, ganz Gesetz gewordenen Kunst der Romanik vor allem sichtbar. Dann aber: warum soll Gotik die einzig mögliche Äußerung wirklichen Germanentums sein? warum nicht auch die Romanik, selbst wenn sie Gegenpol der Gotik ist? Prof. Paul Frankl stellt diese Frage in einer Abhandlung, die dem kleinen Literaturführer des Verlages Koehler und Volkmann, Band 6, Leipzig 1923, Kunstgeschichte und Kunstwissenschaft von Walter Timmling vorausgeschickt ist. Es sei zunächst darauf hingewiesen, daß dieser Literaturführer ein neues, ganz wertvolles Hilfsmittel für den Kunstfreund ist. Besonders wichtig ist, daß er nicht bloß Bücher nennt, sondern auch über deren Art und Wert in knappen Bemerkungen Auskunft gibt, ja, er legt oft kurz die Fragen selbständig dar, zu denen ein Werk Stellung nimmt, und weist auf gegnerische Meinungen in Büchern, Aufsätzen und Buchbesprechungen hin. Die beigegebene Abhandlung Frankls nun ist betitelt: Meinungen über Herkunft und Wesen der Gotik. Darin wird der Wandel dargelegt, den die wissenschaftliche Meinung über die Gotik im Laufe des 19. Jahrhunderts durchgemacht hat. Frankl setzt sich auch mit den jüngeren Forschern auseinander, mit Schnaase, Dehio, Gall, Dvorak, besonders mit Worringer. Eben dessen wichtigste Behauptung lehnt er ab: daß nämlich die Gotik — im weitesten Sinne verstanden — das zu objektiver Form gewordene Wesen der germanischen Seele sei, daß sie die einzige Äußerung einer unveränderlichen, germanischen Geistest Konstitution darstelle. „Die Rasse hat eine größere Spannweite als Worringer will, sie umfaßt neben der Gotik und dem, was er mit Ekstase, Rausch, Chaotik meint, auch noch die romanische Kunst, die von all dem das volle Gegenteil ist. So wie in Goethes Seele der Götze und die Iphigenie nacheinander entstanden, so lag im Germanen die doppelte Fähigkeit, deren eine Worringer negiert, was den Vorzug hat, daß die andere sehr deutlich wird. Aber das völlige Verkennen des Wesens der Romanik, das Vorbeisehen daran, daß der erste Stil, den das deutsche Volk — so gut wie unbeeinflusst von Frankreich, Rom, Byzanz, Orient — aus den Anregungen karolingischer Kunst umgestaltend geschaffen hat, ausgerechnet ein der Gotik vollständig und polar entgegengesetzter Stil war, muß zu einer ganz schiefen Einseitigkeit führen.“ Frankl bringt den Leser zu der Erkenntnis, wo nun eigentlich das Problem von der Entstehung der Gotik liegt, er tut es in der geistvollen, fast spannenden Darstellung, die ihm eigen ist. Eine Lösung des Problems unternimmt er an dieser Stelle nicht, er hat inzwischen in einem Beitrag für eine Festschrift zu Wölfflins 60. Geburtstag (Verlag Hugo Schmidt, München 1924) mitgeteilt, wo nach seiner Meinung der gotische Baugedanke zum ersten Male in der Geschichte auftaucht. — Leo Bruhns nimmt in einem Büchlein Die deutsche Seele der rheinischen Gotik (16 Bildtafeln, Urban-Verlag, Freiburg i. B. 1924) jene Doppelbegabung deutschen Wesens zum Ausgangspunkt. Er kommt von hier aus zu einer sehr fruchtbaren Betrachtung westdeutscher Gotik, derjenigen Gotik also, die un-leugbar in stärkster Abhängigkeit von nordfranzösischer Kunst steht. Die Frage, ob diese selbst in ihrem Wesen als germanisch anzusprechen ist, erörtert Bruhns nicht. Mit seiner nach Klarheit, Einfachheit, Gesetz ringenden Seele, so sagt er, hat sich der Deutsche dieser klassischen, französischen Gotik ergeben, er mußte sie als überlegen empfinden, die Lösung war so vollkommen, daß er sie nach dieser Seite nicht übertreffen konnte. Aber indem er sie übernahm, arbeiteten in ihm auch Kräfte mit, die der anderen Seite seines Wesens angehören, vor allem die Freude am Irrationalen, Dunklen, Geheimnisvollen, und so veränderten sich unter seiner Hand die übernommenen Formen. Was also in dieser Veränderung sich zeigt, ist „die deutsche Seele der rheinischen Gotik“. Bruhns vergleicht die gotischen Kirchen von Limburg a. d. Lahn, Marburg, Trier, Straßburg, Freiburg,

Köln mit ihren französischen Vorbildern, in einigen Proben auch die Plastik dieser Kirchen. Die Deutung, die er dabei den Abweichungen gibt und die er für seinen Grundgedanken verwertet, mag nicht in jeder Einzelheit überzeugen, im allgemeinen aber ist sie gewiß zutreffend. — Keine Behandlung gotischer Kunst kann heute an der Frage vorbei, was daran deutsch ist. Sie beschäftigt auch Alfred Stange, wenn er Die Entwicklung der deutschen mittelalterlichen Plastik darstellt. (Mit 48 Abbild. Verlag R. Piper u. Co. München 1923.) Auf den Nachweis kommt es ihm an, daß in der „Betonung einer idealen, hinter der sichtbaren Form lebenden Geistigkeit“ das Wesen der deutschen Plastik liegt, der Grundzug, der durch alle Jahrhunderte des Mittelalters sich gleich bleibt. Das Buch gibt sich anspruchslos als „Begleiter für Freunde mittelalterlicher Kunst“. Man darf vielleicht nicht sagen, daß es geeignet sei zu werben, Liebe zu gewinnen für das Kunstwerk, dafür beschränkt es sich zu sehr auf das Wissen von den Dingen. Der Verfasser überläßt den Abbildungen dieses Werben — sie entsprechen dem Rufe des Verlages —, oder er setzt diese Liebe beim Leser voraus. Er selbst sieht seine Aufgabe darin, das Verständnis zu vertiefen, indem er das Einzelwerk in die Entwicklung einordnet, es als „Symbol eines zeitlich gebundenen Menschentums“ erkennen läßt. In der Tat liegt hier das Wissen, das auch dem gebildeten, nach geschichtlicher Erkenntnis strebenden Laien notwendig ist.

## II.

In Seemanns Bibliothek der Kunstgeschichte, herausgegeben von Hans Tietze, behandelt W. A. Luz die Holzfiguren der deutschen Gotik und in einem anderen Bändchen Veit Stof. Zumal bei Stof werden die Fragen berührt, denen heute die besondere Aufmerksamkeit sich zuwendet. Der Künstler gibt Anlaß dazu, da es zweifelhaft ist, ob seine Kunst in deutscher oder polnischer Überlieferung wurzelt. Und insofern er die Wandlung von der Spätgotik zur Renaissance vollzieht, tut sich hier auch „das Problem der Umbildung eines persönlichen und völkischen Kunstcharakters“ auf. — In diesem Zusammenhang sei auch auf einige andere Bändchen der Sammlung hingewiesen. Über Gotische Portaliskulpturen in Spanien schreibt der vorzüglichste Kenner der spanischen Kunst A. E. Mañer. Freilich gibt er hier nur eine sehr gedrängte, rein äußerliche Übersicht über die vorhandenen Werke. Der Verpflichtung, vom Wesen spanischer Kunst an dieser Stelle zu sprechen, hielt er sich wohl entzogen, weil er in einem besonderen Bändchen den Spanischen Nationalstil des Mittelalters darlegt. Spanien ist heute für uns nicht bloß mehr das Land des Velasquez und des Murillo. Seiner Kunst auch ist die Umwertung des Urteils zugute gekommen, man schätzt ihren seelischen Gehalt, ihren leidenschaftlichen Ausdruckswillen, ihre Überschwenglichkeit — lauter Sänge, die sie nicht für die gotische Zeit bloß, sondern auch im Barock und Rokoko der nordischen, zumal deutschen Art in einer merkwürdigen Weise nähern. Das stört empfindlich die Gegenüberstellung von Nord und Süd, Germanisch und Romanisch als polarer Gegensätze und zeigt, daß die Dinge nicht auf eine so einfache Formel zu bringen sind. Auch die Beimischung des Maurischen erklärt nicht alles. Kurt Gerstenberg gibt in einem Doppelbändchen derselben Sammlung: Ideen zu einer Kunstgeographie Europas einen wichtigen Beitrag zu der Frage, wodurch die Kunst einer Landschaft in ihrem Charakter bestimmt wird. Indem er von der Baukunst ausgeht, untersucht er, welchen Weg die Kunst bei ihrer Verbreitung geht und inwieweit geographische Verhältnisse diesen Weg zu hemmen oder zu öffnen pflegen. Er findet, daß die breiten Wasser der Meere kunstvermittelnd gewirkt, Flüsse aber ebenso oft eine deutliche Trennung hervorgerufen haben. Gebirge sind nicht immer Grenze, die Alpen waren es nicht, wohl aber die Apenninen, die Pyrenäen und Karpaten. Tiefenbenen waren meist die großen Mißbecken der Kunst. Aber auch die günstigsten Verkehrswege haben nicht immer vermocht, verschieden geartete Kunstgebiete zum Austausch zu bewegen. Es gibt bestimmte Zonen, die ihren Charakter durch nichts sich nehmen lassen, die ihre Art durch alle Zeitstile und Einflüsse hindurch behaupten. Gerstenberg stellt fünf solcher Zonen fest, deren künstlerische Art jedesmal durch geographische Verhältnisse, besonders durch Klima und Bodenform beeinflusst erscheint.

Es fragt sich nun, wie sich die Wesenszüge, die aus dem Geographischen heraus sich gebildet haben, zur nationalen Veranlagung verhalten. Gerstenberg, der einen so scharfen Blick für die Eigenart des Volkstums bewiesen hat, als er in der Kunst der Spätgotik den deutschen Zug, die deutsche Sondergotik erkannte, wird gewiß den Aufgaben, die er der Forschung in diesem Aufsatz stellt, selbst noch weiter folgen.

Es ist sehr anziehend zu beobachten, wie in der Seemannschen Sammlung all die Gegenstände, die auf je 10 Seiten Text mit 20 Abbildungen dort behandelt sind, bereits anfangen, sich zu Gruppen zusammenzuschließen. Die Absicht beginnt klar zu werden. Bald wird das Werk eines Großen aus Einzelbetrachtungen mosaikartig zu einem Ganzen gefügt wie bei Michelangelo, bald rundet sich aus Darstellungen von Schulen und Einzelpersönlichkeiten das Bild einer nationalen Kunst etwa der niederländischen ab. Oder griechische Kunst ersteht aus Einzelzügen, vorläufig: griechische Münzen, Vasenmalerei, die Landschaft in der antiken Kunst. Die Sammlung, die sich zu einer umfassenden Kunstgeschichte auswachsen will, wird bald das erste Hundert der Bändchen erreicht haben.

### III.

Aus der wertvollen Monographienreihe des Inselverlages „Deutsche Meister“, herausgegeben von Karl Scheffler und Kurt Glaser, wurden hier früher schon Glasers Lukas Cranach und Friedländers Dürer besprochen. Bücher über Kunge und Altdorfer sind inzwischen hinzugekommen, von Grisebachs Karl Friedrich Schinkel wird weiter unten die Rede sein. An dieser Stelle ist vor allem hinzuweisen auf einen Band von Wilhelm Worringer: Die Anfänge der Tafelmalerei (mit 126 Abbild. Leipzig 1924). Worringer verweilt mit seiner Darstellung am Beginn des 15. Jahrhunderts, da, wo die Grenzlinie zweier Kulturen liegt, der höfisch-ritterlichen und der bürgerlichen, „wo die Überzucht einer absterbenden Vergangenheit sich mit der Frühreife eines Kommenden trifft, da, wo Herbsttage den Klang von Frühlingstagen haben und umgekehrt“. Herbsttage: das ist der Nachhall der Gotik, Frühling: das ist der Beginn des Realismus. Beides klingt zusammen zu wundervoller Einheit in den Werken Meister Francks, Konrads von Soest, in der Goldenen Tafel, dem Dortmunder Marienaltar, der frühesten Kölner Kunst. Worringer betont, wie hier eine der seltenen Glückszeiten der deutschen Kunstgeschichte ist, wo schöne Form und Ausdruckswille sich gefunden, wo alle Schönheit, die dem Mittelalter gekommen ist von Siena, Byzanz und französischer Gotik, zusammenfließt in einen Adel der Linie, eine Vornehmheit der Haltung und eine „nicht wiederkehrende Höhe des Farbengeschmacks“. Sicher enthält die Vorstellung, die der Gebildete heute von vordürerscher Malerei in sich trägt, zu viel von Wohlgemut und zu wenig von der Romantik dieses frühen 15. Jahrhunderts. Dem Leser diese Kunst nahegebracht zu haben, ist das eine Verdienst des Buches, das andere liegt auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung. Die Geschichte der altdeutschen Malerei wimmelt von ungelösten Fragen. Worringer verliert sich, indem er an sie herantritt, nicht in Einzelheiten, er folgt nur den großen Zusammenhängen, er untersucht die Hauptwerke der Zeit mit einer Feinheit des Stilempfindens, wie sie nicht vielen Menschen der Gegenwart eigen sein dürfte, und so, vom rein Künstlerischen ausgehend, kommt er oft zu Ergebnissen, die überraschend sind und dennoch überzeugender anmuten als jeder Urkundenbeweis. Im übrigen macht er nicht den Anspruch, Endgültiges gegeben zu haben: „nicht gelöst sollten die Probleme dieser entwicklungsgeschichtlichen Krisenvorgänge, sondern nur kenntlich gemacht werden“. Aber von keinem andern wird man in Zukunft die Lösung eher erwarten dürfen als von ihm.

Es gibt in der altdeutschen Malerei keinen Künstler, den die oft erwähnte Umprägung des Urteils empfindlicher trafe als Dürer. Man mußte darauf gespannt sein, ob auch Wölfflin, dessen großes Dürerwerk nun bereits anderthalb Jahrzehnte alt ist, den Wandel des Urteils in sich erlebt hat. Er hat das Bedürfnis gehabt, in einem Vortrag seine heutige Meinung zu äußern, und hat dann diesen Vortrag drucken lassen: Albrecht Dürer (Verlag Otto Reichl, Darmstadt 1922). Wölfflin widerruft nichts von dem, was er früher gesagt hat, aber indem er Dürer nunmehr mit Grünwald und

Altdorfer vergleicht, stellt er mit weit größerem Nachdruck als ehedem fest, was Dürer fehlt -- daß er jenes Gefühl für das bewegte Leben, für den geheimnisvollen Zusammenhang aller Erscheinungen, wie er im Malerischen sich kundet, nicht besitzt. Aber dann kommt auch Wölfflin dahin, wo wir Franck sahen: nicht das Bewegte und Chaotische, das geheimnisvoll Lebende und Verworrene allein ist deutsch. Deutsch ist auch die Sehnsucht, daraus emporzudringen zu den reinen Formen. „Wer dieses Verlangen nach einem Letzten, Sicherem, Vollendetem als undeutsch ablehnt, der verkennt einen immer wiederkehrenden Zug der deutschen Geistesgeschichte. Es sind nicht die Schlechtesten gewesen, die sich in diesem Idealismus verblutet haben.“

Wir haben das Glück, heute eine umfassende Darstellung der altdeutschen Malerei von den böhmischen Anfängen bis Holbein zu besitzen, die in allem dem gegenwärtigen Stand der Forschung wie dem künstlerischen Urteil unserer Zeit gerecht wird. Es ist das Werk von Kurt Glaser, Die altdeutsche Malerei (Verlag F. Bruckmann, München 1924, geb. 20 M.), das eine neue, erweiterte Ausgabe des Buches „Zwei Jahrhunderte deutscher Malerei“ ist. Glaser folgt mit feinem Empfinden dem künstlerischen im Bilde und gibt der ästhetischen Wertung des Einzelwerkes innerhalb seiner Darstellung zur Renaissance einwirken, es betrifft nur unser Wissen über sie. Ein ungeheurer Gesamtentwicklung, da es sich auf die wichtigeren Werke und Künstler beschränkt, scharf gliedert und das, was die einzelnen Gruppen verbindet, klar hervorhebt. Es wendet sich also an einen weiten Kreis von kunstliebenden Laien. Freilich widmet der Verfasser auch den zahlreichen Zweifeln und Fragen, die das Persönliche der meist ja wenig bekannten Künstler angehen, breiten Raum. Dem Studierenden, der sich der Forschung zuwenden will, wird das erwünscht sein, andere werden darüber weglesen. Der Verlag hat dem Buche bei mäßigem Preis eine glänzende Ausstattung gegeben, vor allem eine Anzahl vortrefflicher Abbildungen. Das Werk wird wohl auf lange hinaus die wichtigste Zusammenfassung der Geschichte altdeutscher Malerei bleiben.

#### IV.

Es liegt kein Anzeichen vor, daß gegenwärtiges Kunstempfinden etwa nach einem innigeren Verhältnis zur italienischen Renaissance sich zurückfinden will. Auch ein so tüchtiges Werk wie das von Franz Landsberger, Professor an der Universität Breslau, Die künstlerischen Probleme der Renaissance (mit 102 Abbild. Max Niemeyer, Verlag, Halle a. d. S. 1922) kann nicht auf unsere gefühlsmäßige Einstellung zur Renaissance einwirken, es betrifft nur unser Wissen über sie. Ein ungemain reicher Stoff ist hier in fruchtbarer Weise gruppiert, nach den Gesichtspunkten: die Meinung der Renaissance über Wahrheit und Schönheit, die Darstellung des Menschen, der Raum und seine Füllung, Licht und Farbe, Komposition. Der Verfasser greift bei jedem Abschnitt bis zum Altertum zurück, untersucht, wieviel das Mittelalter von der antiken Überlieferung gerettet hat, wo dann die ersten Regungen neuen Renaissancegeistes einsehen und wie sie sich entwickeln. Er gelangt dazu, den Einfluß der Antike etwas höher zu veranschlagen, als es die Forschung der letzten Zeit wohl getan hat; im besonderen nimmt er auch für die Malerei, zumal für die Raumgebung des Bildes, starke Einwirkung durch antike Wandmalereien an, die nach seiner Meinung zu jener Zeit in Italien in weit größerer Fülle erhalten waren, als wir im allgemeinen annehmen. Das Buch gibt etwas völlig anderes als Wölfflins klassische Kunst, tritt mit diesem nicht in Wettbewerb, kann sich aber in seiner Art durchaus behaupten als geistvolle und klare Zusammenfassung unseres heutigen Wissens von italienischer Renaissancekunst. — Einen Überblick über die Entwicklung des Kunstgewerbes von der Renaissance bis zum Ausgang des Rokoko mit einem Ausblick auf Klassizismus und 19. Jahrhundert gibt Richard Graul in einem Bändchen der Zellenbücherei: Renaissance und Barock im Kunstgewerbe (Verlag Dürr u. Weber, Leipzig 1923). Er legt die Bedeutung dar, die innerhalb der Kunst verschiedener Länder und Stile den Gegenständen des Kunstgewerbes zukommt: den Möbeln und Teppichen, den Gläsern und dem Porzellan, den Erzeugnissen der Goldschmiedekunst und der Keramik. Dabei wird besonders das Ver-

hältnis des Gegenstandes zum Raum, die Abhängigkeit also des Kunstgewerbes von der Architektur im Auge behalten. Im übrigen hören wir wenig von dem künstlerischen Wesen der Dinge, von dem Ausdruck des Stilempfindens, wie es sich im Kunstgewerbe so besonders rein offenbart. Solche Darlegung hätte freilich Abbildungen erfordert — man entbehrt sie auch jetzt nur ungern. — Das Handbuch der Kunstwissenschaft (Akademische Verlagsgesellschaft Athenaeion, jetzt: Wildpark-Potsdam), über dessen Fortgang hier des öfteren berichtet wurde, ist um weitere wichtige Bände vervollständigt. Es mag an dieser Stelle im besonderen auf den Band von M. Wadernagel, Professor an der Universität Münster, Die Baukunst des 17. und 18. Jahrhunderts in den germanischen Ländern (mit 9 Tafeln und 161 Textabbildungen) hingewiesen werden. Bei dem steigenden Verständnis, das man heute dem deutschen Barock entgegenbringt, darf das Buch auch auf den Laien als Leser rechnen. Er findet eine knappe Übersicht über den Bestand der Bauwerke, die notwendigen Angaben über ihre Entstehung und eine Einreihung in den Zusammenhang der äußeren und inneren Entwicklung — also das, was ein Handbuch vor allem geben soll. Er findet nicht eine Analyse des Einzelwerkes nach seinem künstlerischen Wesen, wie Brindmann sie häufig in seinem parallelen Werk über die Baukunst des Barock in den romanischen Ländern gibt; wer sie sucht, den verweist Wadernagel auf Frankls „Entwicklungsphasen der neueren Baukunst“; die Kunst des Rokoko ist auf wenigen Seiten besprochen; bei den Abbildungen muß der Verfasser damit rechnen, daß der Barock-Band der Blauen Bücher in der Hand des Lesers ist. Zu solchen Beschränkungen zwang wohl die Ungunst der Zeit, man hätte sonst gerade bei diesem Band gern etwas mehr als das unbedingt Notwendige gehabt. — Das Handbuch der Kunstwissenschaft kommt nach dem gewaltigen Umfang, auf den es berechnet ist, heute nur noch für größere Sammlungen in Frage. Um so dankenswerter ist es, daß der Verlag seinen umfangreichen Bestand an Abbildungen in einem neuen Unternehmen auch kleineren Büchereien zugänglich macht. Die sechs Bücher der Kunst, herausgegeben von dem Leiter des Handbuches A. E. Brindmann, Professor an der Universität Köln, sollen in knappster Form dem kunstfreundlichen Laien etwa das bedeuten, was das Handbuch für den Gelehrten ist. In je einem Band wird die Kunst der Antike, des Orients, des Mittelalters, der Renaissance, des Barocks und Rokokos, der Gegenwart behandelt. Trotz niedrigen Preises wird dem Leser eine Fülle vorzüglicher Abbildungen, zum Teil auf Tafeln in Vierfarbendruck, geboten, ja, die Abbildungen nehmen einen größeren Raum ein als der gar nicht umfangreiche Text. Dieser gliedert sich bei allen Bänden gleichmäßig in die Abschnitte: Kulturhistorische und wirtschaftliche Bedingungen der Kunst, Quellen der Kunstgeschichte, Der Anteil der Nationen, Entwicklung der künstlerischen Form. Der Herausgeber selbst, A. E. Brindmann, hat das fünfte Buch: Kunst des Barocks und Rokokos übernommen. Es ist erstaunlich, was alles er auf so engem Raum zusammengedrängt hat. Man darf nicht verhehlen, daß es wirklich bisweilen recht zusammengedrängt aussieht, wie in dem Abschnitt, wo er einen Überblick über den Anteil der Nationen und über die führenden Künstler gibt. Aber nicht hier liegt das Gewicht. Alle Bedeutung sammelt sich für den Leser auf dem Kapitel: Entwicklung der künstlerischen Form. Gewiß ist auch da zu bemerken, daß die knappe Fassung nur dem fruchtbar werden wird, der mit dem Gegenstand schon einigermaßen vertraut ist; für diesen aber ist die Darstellung nun auch von äußerstem Wert. Kaum irgendwo anders wird er eine so scharfe Herausarbeitung der entscheidenden künstlerischen Gedanken finden. Über Brindmanns Auffassung vom Wesen des Barocks war in unserem vorigen Bericht aus Anlaß seiner Handbuch-Bände über romanische Barock-Baukunst und über Barock-Skulptur die Rede — sie kann hier nicht nochmals dargelegt werden. Der Verfasser darf sich einen großen Teil des Verdienstes zuschreiben, wo es sich um die Wiederentdeckung deutschen Barocks handelt. Bei seiner Darstellung unterstreicht er besonders den Gegensatz zur gleichzeitigen französischen Kunst. Die Gegenüberstellung: deutsches Barock — französischer Klassizismus ist auch von anderer Seite zur Aufhellung nationalen Wesens ausgenutzt worden, sie stellt sich an — pädagogischer — Bedeutung jener anderen: nordische Gotik — südliche Renaissance zur Seite. Einen breiten Raum nimmt sie ein bei Friß Knapp, Professor an der Uni-

versität Würzburg. Von dessen Werk: *Die künstlerische Kultur des Abendlandes, eine Geschichte der Kunst und der künstlerischen Weltanschauungen seit dem Untergang der alten Welt* (Verlag Kurt Schröder, Bonn und Leipzig 1922) ist an dieser Stelle der erste Band bereits besprochen worden. Der zweite und der dritte Band sind schnell gefolgt: Band II, *Der Sieg der malerischen Anschauung, Hochrenaissance, Barock und Rokoko*; Band III, *Die malerische Problematik der Moderne, Vom Klassizismus zum Expressionismus*. Der Verlag hat die Ausstattung, die beim ersten Band noch unter den Kriegsfolgen gelitten, auf eine durchaus angemessene Höhe gebracht; die Abbildungen sind zahlreich und gut. Daß Knapp die Stellung der Zeit zu den künstlerischen Problemen nicht wie unsere anderen Kunstgeschichten nebenbei in Einleitungen oder Zusammenfassungen behandelt, sondern sie zur Grundlage seiner Darstellung macht, das gibt seinem Buch die Bedeutung. In seinem Urteil zieht Knapp die äußersten Folgerungen aus der Umstellung heutigen Kunstgefühls. So sieht er in dem Sieg des akademisch-rationalistischen Geistes, der sich in dem französischen Klassizismus schon des 17. Jahrhunderts vollzieht, das entscheidende Schicksal Europas, das erste Symptom von einem Untergang des Abendlandes. „Die Menschheit wird viel mehr als bisher das Negative auf das Konto der romanischen Kultur setzen müssen.“ Er billigt Winkelmann mildernde Umstände zu, eine ideale Gesinnung und guten Willen, dennoch ist er der Mann, der die künstlerische Kultur Deutschlands in den Abgrund gestoßen hat. „Gelehrtenbrille und programmatische Einseitigkeit charakterisieren ihn . . . Er ist ein unglückseliges Gemisch von idealistischer Schwärmerei und objektivistischer Kleinlichkeit.“ Er ist ein „trockner, künstlerisch wenig bewegter Gelehrter“. „Er bedeutet für die Kunst den letzten Verfall . . . Weil er das Törichte idealisiert und das Nützliche erhöht, hat er den Fluch, die Hauptschuld an der Verführung anderer ideal Gesinnter zu tragen.“ Die Tragödie wiederholt sich dann, als im 19. Jahrhundert die deutschen Maler dem zur seelenlosen Formel gewordenen französischen Impressionismus, diesem rationalistischen Malgelehrtentum, sich zuwenden. So gilt Knapps Liebe durchaus den Expressionisten. „Wenn auch ästhetisch ihre Kunst uns selten befriedigt, schon daß sie uns etwas zu sagen haben und daß sie in Bedrängnis sind, wie sie das sagen sollen, das ist das außerordentlich Reizvolle am Expressionismus.“ Er widmet ihm sehr umfangreiche Abschnitte; die Weitläufigkeit der Darstellung, die dem Buch im ganzen eigen ist, wird hier wie bei der Kunst des 19. Jahrhunderts den meisten Lesern sehr willkommen sein. Daß er kein Werk kühl abwägender Wissenschaft geschrieben hat, ist dem Verfasser bewußt; er treibt hier mehr Kunstpolitik als Kunstwissenschaft. Er will auf andere wirken, für seine Meinung werben, die nicht aus gelehrtem Wissen, sondern aus dem Gefühl der Gegenwart heraus begründet ist. Das ist sein gutes Recht. Aber — muß das Eintreten für ein bestimmtes Kunstideal mit so heftigen Anklagen verbunden sein, Anklagen im Tone einer Streitschrift? Ist es nötig, daß wir nun auch in einer Kunstgeschichte immer wieder hören, was in tausend Leitartikeln steht — und was außerdem nicht ganz recht ist —, daß unsere Zeit „so erbärmlich arm und jämmerlich klein“ ist? Und wie erledigen sich all die bitteren Vorwürfe über den häufigen „Abfall“ der deutschen Kunst von ihrem Eigenen und Besten durch einige wenige Seiten, die Wölfflin 1922 im *Logos* über das Thema „Italien und das deutsche Formgefühl“ geschrieben und die sich jenem früher erwähnten Vortrag über Albrecht Dürer zur Seite stellen. Darin sagt Wölfflin: „Es scheint keinen Ausweg zu geben: der Deutsche, wenn er italienische Werke verehrt, gibt seinen Gott auf und treibt Götzendienst. Wie aber, wenn wir Italien gar nicht „italienisch“ sähen? Wenn wir aus der italienischen Kunst etwas herauszögen, was eben nur wir hineingelegt haben? . . . Wem die Welt des Verflochtenen, Irrationalen, Geheimnisvollen Heimat ist, dem wird die reine Linie, die klare Form einen Eindruck machen, den der Italiener kaum zu begreifen imstande ist . . . Das Verlangen, aus dem Vielfältigen zum Einen zu kommen, aus dem Verflochtenen zum Klaren, Offenen, Schaubaren, aus dem Unendlich-Bedingten zum Unbedingten, aus dem Zufälligen zum Notwendigen — es sind lauter Äußerungen desselben Triebes, der im Norden immer wieder wach geworden ist und im Süden Erfüllung suchte . . . Hier von Entartung zu sprechen, ist vollkommen ungeschichtlich.“ — Einer, der auch den Kampf der beiden

Kräfte in sich auszukämpfen hatte, war Schinkel, und die Pole der Kunst, zwischen denen er steht, heißen jetzt Klassizismus und Romantik. August Grisebach stellt es uns vor in einem Band der schon erwähnten deutschen Meister des Inselverlags: Karl Friedrich Schinkel (mit 110 Abbildungen, Leipzig 1924). „Der Widerstreit zwischen Klassischem und Romantischem ist auch in Schinkel zeitlebens nicht zur Ruhe gekommen.“ Er ist nicht bloß der Schöpfer jener klassizistischen Meisterwerke, von denen die Neue Wache, das Schauspielhaus, das Alte Museum die bekanntesten sind, sondern er ist auch der Maler romantischer Landschaften, er entwirft Bauwerke gotischer Prägung, ja für die Friedrich Werdersche Kirche reicht er zwei Entwürfe ein, den einen in griechischer, den andern in gotischer Bauweise. Bisweilen träumt er von einer Verschmelzung beider Stile, aber den Weg zum Ursprünglichen, schöpferisch Neuen, Eigenen findet er nicht. Die weiche, liebenswerte Persönlichkeit, wie Grisebach sie uns in einem einführenden Kapitel zeichnet, paßt in ihrer nachgiebigen Art fast verhängnisvoll gut in diesen Augenblick der Entwicklung hinein. Sie spiegelt deutlich die Tragik der Zeit. Noch erfüllt von der hohen Kultur der Vergangenheit und doch nicht mehr begabt mit deren Schöpferkraft und künstlerischem Instinkt, fühlt sie sich unsicher, schwankend, fühlt zum erstenmal jenen Fluch historischen Wissens, der die Kunst des 19. Jahrhunderts ins Verderben stürzte. Aber wenn Schinkel auch keiner der ganz Großen war, die Ode der nachfolgenden Zeit überragt er um ein Gewaltiges. Von dem Reichtum und der Lebendigkeit seiner baukünstlerischen Phantasie erhält der Leser durch die Darstellung Grisebachs wie durch die zahlreichen Abbildungen des Buches, die auch viele von Schinkels unausgeführten Entwürfen bringen, einen nachhaltigen Eindruck. — Die Frage nach dem Inhalt und den Grenzen deutschen Wesens beantwortet Hamann vom Ornament aus in einem der wertvollen Hefte, die der Verlag des Kunstgeschichtlichen Seminars in Marburg a. d. Lahn unter seiner Leitung herausgibt: Deutsches Ornament, Auswahl nach Aufnahmen des Kunstgeschichtlichen Seminars mit einer Einleitung von Richard Hamann (Marburg 1924). In 58 Abbildungen gibt uns Hamann die Entwicklungsgeschichte des deutschen Ornaments von der Urzeit bis zum Jugendstil. Eine Einleitung von wenigen Seiten kennzeichnet ganz knapp jedesmal den Charakter des Stilgefühls, das aus den einzelnen Gruppen spricht; ein Rückblick führt dann zu dem Ergebnis, daß das Verworrene, Ewig-Bewegte, Musikalisch-Verfließende Kennzeichen allgemein nordischer Art ist, die also auch der französischen Kunst eignet. Die Maßlosigkeit aber, „das — auf das bauliche Ganze und den architektonischen Sinn hin angesehen — oft Formlose und Formzerprengende einer üppig wuchernden Phantastik ist nicht notwendig mit dieser nordisch-geistigen, komplizierenden Verflechtungskunst verbunden“ — es ist „spezifisch deutsch“.

V.

Soll künftig auf höheren Schulen die Kunstbetrachtung in planmäßigem Aufbau gepflegt werden, so wird es noch mancher Erörterung bedürfen, bis Ziel und Wege völlig klar gestellt sind, damit diese Betrachtung über ein unterhaltbares Bilderbesehen wirklich zu einem Verständnis des künstlerischen leitet. Wertvolle Richtlinien gibt der auf dem Gebiete der Kunsterziehung wohlbekannte Magdeburger Museumsdirektor Professor Theodor Volbehr: Bildbetrachtung. Eine Einführung für alle Stufen des Schulunterrichts. (Aus der Sammlung: Handbücher für den Arbeitsunterricht, herausgegeben v. O. Karstädt und G. Wolff; Verlag von Julius Belk, Langensalza 1922.) Er unterscheidet vier Altersstufen und sagt, was er als Ziel der Betrachtung für jede Stufe ansieht; außerdem spricht er über die Behandlung des Kunstwerks vor Volkshochschulern und vor einem erweiterten Kreis von Gebildeten. Jedesmal gibt er als Beispiel die ausgeführte Betrachtung eines Bildes aus dem Magdeburger Museum. Wertvoll ist, daß die Ziele, die Volbehr aufstellt, nicht den Sonderabsichten des Ästheten entstammen, sondern daß es die Ziele der Gesamterziehung sind; im besonderen decken sie sich mit denen des deutschen Unterrichts, wo es sich für diesen um die Einführung in das Verständnis der Dichtung handelt. Nur an einer Stelle weicht Volbehr aus — mit Unrecht. Er will die Oberklassen der höheren Schulen in das Verständnis der künstlerischen Form

eingeführen. Das ist notwendig, ist aber bei weitem nicht genug. Es soll darüber hinaus das Kunstwerk der Einsicht in das Wesen der Völker und Zeiten dienen. Auf die Gewinnung dieser Einsicht ist unser ganzer Unterricht in den Oberklassen eingestellt, auch der Deutschunterricht. Warum soll also die Kunstbetrachtung nicht entwicklungsgehistorisch betrieben, warum nicht für die Erkenntnis antiken, mittelalterlichen, neuzeitlichen Wesens nutzbar gemacht werden? Kommt doch solche Erkenntnis zuletzt auch dem Verständnis der bildenden Kunst wieder zugute.

Als eines der wertvollsten Hilfsmittel für den Kunsterzieher wird man die Psychologie der Kunst von R. Müller-Freienfels bezeichnen dürfen. Von dem Werk, das der Verfasser völlig umgearbeitet hat und nun in drei Bänden vorlegt, wurde der erste Band bereits früher an dieser Stelle besprochen und dabei Art und Bedeutung des Werkes gekennzeichnet. So sei jetzt nur darauf hingewiesen, daß der zweite Band (Psychologie des Kunstschaffens und der ästhetischen Wertung, 2. vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage: mit 7 Tafeln. Verlag B. G. Teubner, Leipzig, Berlin 1923) Fragen in den Mittelpunkt stellt, die die Gegenwart vor allen andern beschäftigen, die Frage zumal nach dem Wesen der Ausdrucks- und der Gestaltkunst. Was der Verfasser damit einander gegenüberstellt, ist nichts anderes, als was sonst dionysisch und apollinisch oder Gotik und Griechentum oder Ausdruck und Schönheit heißt. Müller-Freienfels geht freilich von der Psychologie des schaffenden Einzelkünstlers aus, dennoch zieht er die Frage nach der Bedeutung jener Gegensätze für die Volks- und Zeitstile mit in die Behandlung ein. Das Buch ist in weitaus tieferem Sinne ein „Führer zum Wesen der Kunst“ als Idee und Gestalt (mit 24 Abbild., Delphin-Verlag, München 1921), das von seinem Verfasser Max Raphael als ein solcher Führer bezeichnet wird. Gewiß ist es lehrreich, wenn hier z. B. an dem Vergleich von Skizze und Bild die Entwicklung eines Motivs in der bildenden Phantasie begleitet wird oder wenn die Gesetze der Plastik dargelegt werden bei der Gegenüberstellung eines gotischen Engels und der Knienden von Lehmbruck. Aber der Verfasser gehört zu jener Gruppe heutiger Kunstschriststeller, die sich etwas zu vergeben glauben, wenn sie einen einfachen Gedanken einfach ausdrücken. Sie erschweren das Verständnis durch eine gekünstelte, gesuchte Darstellung, wollen um jeden Preis tief sinnig erscheinen, auch wo gar kein Anlaß oder keine Möglichkeit ist. So bespricht Raphael ein ägyptisches Relief, das Tänzerinnen darstellt. Eine von ihnen „steht mit dem linken, im Profil gesehenen Bein fest auf dem Boden, dreht den Oberkörper nach vorn in die Fläche und biegt ihn nach unten, muß ihn nach unten biegen. Denn diese Bewegung ist durch den herabhängenden Haarzopf, dessen abschließender Knoten wie ein ziehendes Gewicht wirkt, und durch den bewußten Gegenstoß der Arme, die aus dem Sinkenmüssen heraussstreben, als ein Kampf von Willensenergien anschaulich gemacht, als ein Konflikt zwischen Schicksal und Wille ausgedeutet. Damit hört der Schritt der Tänzerin auf, als Nachahmung Selbstzweck der Darstellung zu sein, er ist eine bestimmte Versinnlichung des urewigen Kampfes geworden, den der Mensch zwischen seiner Naturgebundenheit und seinem durch Freiheit wirkenden Gesetzeswillen auszufechten hat. Diese Verwurzelung des Momentes im Allgemein-Menschlichen, diese Bloßlegung des Sinnlichen als Gebärde des schicksalhaft Tragischen usw.“ Also: Konflikt zwischen Schicksal und Wille, Versinnlichung des urewigen Kampfes zwischen Naturgebundenheit und dem durch Freiheit wirkenden Gesetzeswillen, Gebärde des schicksalhaft Tragischen, bloß weil eine Tänzerin mit dem sich biegenden Oberkörper durch den schweren Haarzopf nach unten gezogen wird und das durch den Gegenstoß der Arme auszugleichen sucht — das ist zu viel. — Daß man auch von ägyptischer Kunst ohne jene geheimnisvollen Gebärden sprechen kann, mit denen uns manche Deuter ihren mystischen Sinn einreden wollen, zeigt ein Buch, dessen Darstellung ganz schlicht, beinahe nüchtern ist und aller großen Worte entbehrt, das Buch von Heinrich Schäfer, Von ägyptischer Kunst besonders der Zeichenkunst. Eine Einführung in die Betrachtung ägyptischer Kunstwerke (2. Aufl. J. C. Hinrichssche Buchhandlung, Leipzig 1922). Seine Absicht geht zunächst nicht auf das eigentlich künstlerische, es will wegräumen, was als Hindernis des Verstehens zwischen uns und den Ägyptern liegt, will erklären, was uns Heutigen fremd ist am ägyptischen Kunstwerk, im besonderen



also sein eigentümliches Verhältnis zur Naturwahrheit. So fühlen wir uns zuletzt auf gleicher Ebene mit ihm, und nun ist es unsere Sache nachzufühlen, wie der Ägypter als erster den Adel im Bau des menschlichen Körpers empfunden, wie ihm eine gewisse Anmut eigen ist, eine Ausdrucksfähigkeit auch für schlichte, innere Größe und für seine Menschlichkeit, ein Zartgefühl für den Wert der leise bewegten Linie. Es ist in der Kunstwissenschaft leider selten, daß der Sachgelehrte sich um Kunsterziehung bemüht, darum darf man Heinrich Schäfer diese vorsichtige Einführung in ägyptische Kunst hoch anrechnen. Der Fall liegt ähnlich bei Otto Stiehl, der als Baumeister und Gelehrter ein Buch *Der Weg zum Kunstverständnis, Eine Schönheitslehre nach der Anschauung des Künstlers*, geschrieben hat (mit 353 Abbild., Vereinigung wissenschaftl. Verleger, Berlin und Leipzig 1921). Eigentümlich ist dem Buche zunächst, daß es sich durchaus im Bereiche der Baukunst hält. Es wäre doch wohl richtiger gewesen, das im Titel auszudrücken, auch wenn der Verfasser glaubt, daß die Erkenntnis der Baugesetze uns den besten Zugang zum Verständnis auch der andern Künste bietet. In der Tat, wenn — in besonderen, langen Kapiteln jedesmal — von Linien und Flächen, Reihung und Rhythmus, Symmetrie und Gleichgewicht, Masse, Raum, Licht, Farbe usw. die Rede ist, so geht das ebensogut Malerei und Plastik als die Baukunst an. Auch dem kann man zustimmen, daß die Baukunst sich an die unmittelbare, künstlerische Empfindung und an sie allein wendet, während in Malerei und Plastik die rein künstlerischen Werte gerade beim Laien durch die Anteilnahme am Inhaltlichen der Darstellung häufig verdeckt werden. Die Folgerung aber, daß die Erziehung zur Architektur darum das erste in der Kunsterziehung sein müsse, wird man nicht so allgemein anerkennen dürfen. Oft wird der Laie durch das Inhaltliche überhaupt erst für die künstlerischen Werte gewonnen; beim Jugendlichen wenigstens geht der Weg sicher über die Anteilnahme am Gegenstand der Darstellung, also über Malerei und Plastik. Das Buch selbst ist von einer ungemeinen, fast übergroßen Reichhaltigkeit. Eine Unsumme künstlerischer Erkenntnisse ist darin niedergelegt und in einer leicht faßbaren Weise dargestellt. Die zahlreichen Abbildungen haben kurze Hinweise, die auf das Wesentliche aufmerksam machen. Dennoch wird das Buch den Leser vielleicht wenig befriedigen. Es führt niemals das Kunstwerk als ein Einheitliches und Ganzes vor, so daß wir es aus seinem Gesamtwesen und aus der Zeit, der es angehört, dem Volk, aus dem es hervorgegangen, verständen, es nacherlebten und Freude an ihm hätten, sondern es zerreiht fortwährend die künstlerische Einheit; es behandelt in einem ganzen Kapitel etwa die Gesimse für sich, in einem andern die Stützen und führt uns jedesmal alle möglichen Formen der Gesimse und Stützen in ihrer verschiedenen Absicht vor. Für den kenntnisreichen Verfasser stand natürlich hinter jeder Einzelheit unbewußt immer das ganze Kunstwerk, für den Leser ist das aber nicht der Fall. Grundsätzlich scheint mir trotz der zweifellos großen Bedeutung, die dem Buch für die Kunsterziehung zukommt, sein Weg nicht der richtige „Weg zum Kunstverständnis“ zu sein. — Wenn Daniel Henry seinem Buch den Titel gibt: *Der Weg zum Kubismus* (mit 47 Zeichnungen und 6 Gravüren, Delphin-Verlag, München o. J.), so ist das zunächst nicht so gemeint, daß es ein Führer zum Verständnis sein soll. Vielmehr will es den „Weg“ zeigen, den die Malerei in ihrer Entwicklung vom Impressionismus zum Kubismus zurückgelegt hat. Aber indem wir das Werden der neuen Kunst begleiten, könnte, so hoffen wir, ihr Wesen uns verständlich werden. Doch der Verfasser legt wohl keinen Wert darauf. Eine Einzelheit mag überzeugen: Er fragt, ob die bildende Kunst zur Darstellung der Bewegung kommen könne. Er kennt eine Möglichkeit, die ihm auch Picasso im Gespräch schon angegeben habe. Sie „entspricht der tatsächlichen Bewegung eines Körpers. Es wäre hier dem Kunstwerk mittels eines Uhrwerks eine wirkliche Bewegung mitzuteilen. Das ließe sich sowohl bei Statuen als bei Gemälden bewerkstelligen, und zwar bei diesen nach Art der Zielscheiben in Jahrmarttschießbuden, die sich bei Treffern in Bewegung setzen“. — Mitthin wäre es falsch, von Daniel Henry eine Belehrung zu erwarten.

## Literaturbericht.

### Kinder- und Jugendbücher.

Der Verlag von Josef Scholz beschenkt uns wieder mit einer Fülle von künstlerischen Jugendchriften. Da ist für die ganz Kleinen eine unzerreißbare Bilderfolge, die Haustierte.<sup>1)</sup> Für die etwas größeren: Bilder aus dem Kinderleben mit Versen, auch dies unzerreißbar.<sup>2)</sup> Dann kommt als besonders prachtvolle Gabe: ABC Bilderbuch mit Bildern und Versen von Hans Thoma. Es braucht hier keines Hinweises, wie kindertümlisch die Bilder sind, die Verse aber geben nicht nur dem Kinde etwas, sondern sind in ihrer Innerlichkeit auch eine Bereicherung für die Erwachsenen; ja, manche werden nur durch den Erwachsenen dem Kinde nahegebracht werden können. So ist es wirklich ein Buch für große und kleine Kinder. Es will auch den Älteren wieder zur Jugend zurückführen, wer hätte das besser gekonnt als der alte Thoma mit dem jungen Herzen.<sup>3)</sup>

Die alten Geschichten vom Herrn, der den Jodel ausschickt, und von den zehn Negerbuben feiern fröhliche Urständ in zwei entzückenden Kettenbüchern (so verdienstlich Scholz ausgezeichnet die Leporelloliste).<sup>4)</sup><sup>5)</sup> In den leichten Bändchen der Volksbilderbücher begegnen wir Fabeln von Lessing, Gellert und Lafontaine mit kindertümlischen Bildern von Franz Stahl, und der Geschichte Eulenspiegels mit Bildern von Franz Waciz.<sup>6)</sup><sup>7)</sup> Auch die Künstlerbilderbücher sind um drei Bände erweitert worden. Eine Auswahl von Rübezahlsagen hat Robert Engels geschmückt<sup>8)</sup>, des Don Quichote hat sich Adolf Uzarsti angenommen<sup>9)</sup>, und ein Märchen von Eva Chaer begleitet Richard Scholz mit zarten Bildern.<sup>10)</sup> In den Bildern bei all diesen Werken erfreut die Anpassung an das jeweilige Alter. Von den einfachsten Bildern, die nur auf den Gegensatz weniger Farben gestellt sind, steigt es an bis zu Gemälden, die einen wundervollen Zusammenklang ergeben.

Der unermüdlige sächsische Pestalozzi-Verein ist wieder mit seinen beiden Weihnachtsgaben zur Stelle. „Im Kinderland“ ist diesmal Kindern, Tieren und Pflanzen gewidmet.<sup>11)</sup> Acht Erzählungen (unter anderen von Rosegger und Wilh. Scharrelmann) sind hier zusammengefaßt und mit zahlreichen Zeichnungen von Ernst Kuger geschmückt. Der gleiche Künstler widmete sich dem Band für die Heranwachsenden, den neuen Jugendblättern.<sup>12)</sup> Sie sammeln acht Erzählungen unter dem Titel: Kämpfe des Alltages. Hier begegnen wir unter anderem Schröder, Jegerlehner, Mauthner und Barsch, sowie A. Supper und A. Schieber. Beide Bändchen reihen sich würdig ihren Vorgängern an, und werden viel Freude ins Kinderherz bringen.

Für die heranwachsende Jugend hat Helene Pagés eine feine, innerliche Erzählung geschaffen<sup>13)</sup>, die uns mitten hineinführt in das Elend des Kinderkreuzzuges. Ich glaube, daß die Kinder von 13—16 durch die bunten Ereignisse gepackt werden, daß sie darüber hinaus aber auch einen inneren Gewinn haben werden.

Nicht eigentlich ein Jugendbuch ist Paul Trag' Buch vom Zweck des Vogellebens

1—10) Mainz, Verlag Jos. Scholz: 1. Haustierte. Bilder von C. O. Peterßen. M. 2,50. 2. Aller Anfang ist schwer. Bilderbuch von A. Thiele. M. 1,35. 3. ABC-Bilderbuch mit Bildern und Versen von Hans Thoma. Geb. M. 3,35. 4. Der Herr und der Jodel. Mit bunten Bildern von Arpad Schmidhammer. M. —,90. 5. Die Geschichte von den zehn kleinen Negerbuben in heiteren Reimen und vielen bunten Bildern von Uzarsti. M. 0,90. 6. Tiergeschichten. Ausgewählte Fabeln. M. 1,10. 7. Eulenspiegel. M. 1,10. 8. Rübezahl, erzählt von S. Bed-Hirschberg. M. 1,65. 9. Don Quichote gez. von Adolf Uzarsti. 10. Die blauen Augen. Märchen von Eva Chaer. M. 1,50.

11) Im Kinderland. 6. Jahrgang. Schriftenhauptstelle des Sächsischen Pestalozzi-Vereins. Dresden-A. 1, Sinzendorfstr. 29. M. 2,10. 12) Neue Jugendblätter. 17. Jahrg. Ebenda. M. 2,30.

13) Helene Pagés. Von Godefried und Mechthildis, die kreuzfahren gingen. Freiburg i. Br. Geb. M. 3,50.

und von dessen Eigentümlichkeiten.<sup>14)</sup> Und doch sollte man es gerade der Jugend in die Hand geben, damit sie Verständnis und Liebe für die Vögel, besonders die oft verfolgten, gewinnt. Freilich möchte man wünschen, daß der Verf. in einer neuen Auflage alles nochmals umgießt; solch trodene, im schlechten Sinne schulmeisterliche Darstellung hat keine rechte Wirkung mehr, seit wir von Löns gelernt haben, Leben lebensvoll darzustellen.

## Bücherchau.

### Romane und Erzählungen.

Schmitt, Ernst, Die Heimkehrer. Jena, Diederichs. Geb. M. 3.50. Ein Werk, das durch Stoff wie Darstellung gleichermaßen fesselt. In einem wuchtigen, geradezu hämmernnden Stil wird uns das Schicksal eines Mannes geschildert, der Heimatlose, die aus dem Kriege heimkehren, zusammenreißt zu aufbauendem Schaffen, der mit ihnen ein bleibendes Werk wirkt, aber selbst von ihnen vernichtet wird, weil sie noch nicht wieder ertragen können, sich einem Willen und sei es dem reinsten, selbstlosesten, zu fügen. Die ganze Tragik des Führertums offenbart sich hier, aber auch sein Sieg, es kommt ja nur darauf an, daß sein Werk lebt.

Lieblich, Karl, Die Welt erbraut. Sechs Schilderungen. Jena, Diederichs. Brosch. M. 2.75, geb. M. 4.—. Zweierlei zeichnet diese Novellen aus: die Schlichtheit der Handlung, die überall in einem geraden Gang durchgeführt wird, wobei wir aber immer wieder entzückt werden durch die Feinheit der Beobachtung, und die strenge Unerbittlichkeit der Darstellung, die seltene Sprachkraft, die uns immer wieder in ihren Bann zieht.

Ritter, Albert, Das Nibelungenjahr. 4. Aufl. Derselbe. Der Gottesfreund. München, Günther Langes. Daß Albert Ritters Roman vom entscheidungsschweren Jahr 1226 und von der Entstehung unserer Nibelungenhandschriften die 4. Auflage erlebt, ist ein Zeichen von der starken Liebe, mit der sich weite Kreise unseres Volkes in unsere Vergangenheit versehen. Denn zum Roman fehlt es ihm doch an Geschlossenheit. Die Freude am Geschichtlichen ist stärker als die Kraft des Gestaltens. Nimmt man das Werk aber als eine Folge von Bildern aus einer reichbewegten Zeit, so wird man befriedigt werden. — Die Freude am Geschichtlichen durchpulst auch den neuen Roman vom Gottesfreund. Wieder eine Entscheidungszeit für das deutsche Volk, wieder fesselt Italien einen deutschen Herrscher (Ludwig den Bayern) stärker als die größten Aufgaben in Deutschland, wieder muß ein Großer all seine Gedanken scheitern sehen an der Kurzsichtigkeit der führenden Männer. Die ganze Tragik unseres Volkes kommt in beiden Werken zum Ausdruck, hier noch ergreifender als im ersten.

Mig, Gustav, Um Freiheit und Vaterland. Eine Erzählung. Guben, Albert Koenig. M. 2.—. Wir hören von der Napoleonsbegeisterung der unterdrückten Bauern

im nördlichen Sachsen und vom Umschwung der Stimmung bis zur reinsten Hingabe an die wahre Freiheit. Das Büchlein ist dem Jungdeutschen Orden gewidmet.

Romane und Erzählungen aus dem Verlag Herder in Freiburg. A. Bernard, Am Landestor. Geb. M. 4.—. Leo Weismantel, Der närrische Freier. Geb. M. 2.40. Ludwig Mathar, Fünf Junggesellen und ein Kind. M. 3.20. Alphons Schreied, Das Land unter dem Regenbogen. M. 4.20. Franz Michel Willam, Knechte der Klugheit. M. 4.20. Anton Schott, Die Hader vom Freiwald M. 4.60. Ludwig Mathar, Der arme Philibert. Brosch. M. 1.—. M. Herbert, Das fremde Leben. M. 1.—. Ostar Maria Graf, Die Traumdeuter. M. 1.—. Während A. Bernard durch bunteste Bilder aus der Hussitenzeit uns zu fesseln sucht, aber nur zeitweise wahre Teilnahme erzwingt, zeichnet Leo Weismantel mit zarter Liebe einen Dorfroman, der in seiner Klarheit unendlich reich ist, ein Stück echten Menschentums. Ludwig Mathar erweist sich in seinem Roman als Meister echten Humors und feiner Beobachtung, in seiner kleineren Erzählung formt er feinsinnig ein Alltagschicksal mit tiefem Verstehen für seine rheinischen Landsleute. In das Ringen eines weltabgelegenen Tals um Anschluß an den Verkehr und neue Lebensmöglichkeiten führt uns Alphons Schreied und stellt uns dabei eine Reihe scharf gesehener prächtiger Gestalten vor Augen. Mitten in die seelischen Leiden des Krieges, aber auch in seine sittlichen Gefahren führt uns Anton Schott, auch er ein Meister der Zeichnung: lebensvoll stehen eine Reihe von Waldbauern vor uns in ihrer Härte, aber auch in Größe. Willam endlich, der sich besonders bemüht, den Seelenregungen der Bauern nachzugehen, zeigt uns, wie tief das Schwinden des altererbten eingebrachten Gutes gerade die Bauern bewegt, wie mühsam sie sich zurechtfinden in der Zeit der Inflation, die Altüberliefertes, Selbstverständliches auf einmal in Frage stellt und die engste Familiengemeinschaft erschüttert. M. Herbert weist in einer warm geschriebenen Erzählung darauf hin, daß jeder seinen Eigenwert wahren muß, um anderen etwas sein zu können. Was Graf aus einer alten bayrischen Familiengeschichte berichtet, in einer völlig an die Sache hingebenen Darstellung, ernst, unerbittlich, das rührt an die letzten Geheimnisse des Seelenlebens.

<sup>14)</sup> Ed. Paul Traß. Vom Leben der Beschwungen. Leipzig, Richard Cöfstein. Geb. M. 3.—.

## Zeitschriftenchau.

Euphorion. 25. Bd. 2. Heft. Hubert Kretzschmar, Aus der speziellen Poetik I. Richard Winter, Die geschichtliche Wirklichkeit im deutschen Volksmärchen. Karl Drescher, Johann Hartlieb. Johanna Helmann, Kleists „Amphitryon“.

Die Literatur. 26. Jg. Heft 9. Guido K. Brand: Der Arzt in der Literatur. Chr. Negle: H. St. Chamberlains Stellung in der deutschen Lit. Rudolf Unger: E. Schmidts Lesung in 4. Aufl. Heft 10. Ernst Lissauer, Zur Kritik der Gegenwart. Stefan Zweig, Kleist der Erzähler. Heinrich Lillienfeld, Däublers „Athos“ und „Sparta“. Erich Dürr: Eduard Reinacher. Eduard Reinacher: Bemerkungen zum Bau des Verses im Deutschen. Heft 11. Hans Frand, Vom Drama der Gegenwart: Neuromanik. Hans Benzmann, Ernst Thrasolt. Ernst Lewalte, Ein Stammbuch aus der Goethezeit. Karl Müller-Rastatt, Stilwende? Neue Brentanoliteratur, neue Frauenromane. Ernst Thrasolt, „Anna Scheuerin“ (Gedicht). Heft 12. Friedrich Wilhelm Illing, Ein Spiegweg der Feder (Ludwig Bäte). Josef Körner, Politische Truglieder der Brüder Schlegel. Walter von Molo, Schriftsteller, Dichter, Künstler (einige Tagebuchblätter). Neue Goethebücher. Ludwig Bäte, Vor der Tür (Gedicht).

Die schöne Literatur. 25. Jg. Nr. 8. Erich Kramer: Wolfgang Goethe. Wilhelm Fronemann: Dichtungen für die Jugend. Neue Bücher. Jahresernte: Eine Erzählung von Felix Braun u. 2 Gedichte von Richard Billinger. Nr. 9. Ottomar Enting von Otto Haschmann. Jahresernte: Zwei Märchen von Hans Friedrich Blund. Nr. 10. Richard Dehmel von Hans Frand. Dazu eine vollständige Dehmel-Bibliographie. Jahresernte: Rudolf Paulsen, Gedichte. Aus Schmidtbons „Zauberspiegel“. Klingsohr. Siebenbürgische Zeitschrift. (Kronstadt, Klingsohr-Verlag.) Heft 3. Neben einer Erzählung von Josef Ponten und Gedichten von Klabund finden sich Gedichte von Bernhard Capesius, Arpad Toth und W. M. Lenz. Erwin Reissner spricht über das Sittliche in der Kunst. Heft 4. Im Theater, Novelle von Hans Bethge. Gedichte von Hans Schiebelhuth, Iwan Goll, Franz Muth, O. Walter Cisek, Konrad Ruffbacher. René Schidele, Das alte Straßburg. Heft 5. Gedichte von Richard Billinger, René Schidele, O. Solberth, Ruth Behrend, Hans Mähr. Walter G. Hartmann, Die Reise zum Phönix (Novelle). Mißbrand spricht vom Wesen der Volkstunst, Albert Hermann von der deutschen Jugendbewegung. Heft 6. Gerhart Pohl, Geburt (Erzählung). Alfred Pomarius, Der diognische Mensch. Hans Speier, Pause im Gespräch. Johann Platten, Der Zigeuner und das türkische Pferd (siebenbürgisches Volksmärchen). Hermann Konnerth, Vom künstlerischen Ausdruck. Heft 7. Theodor Däubler, Herbstgesang von Hellas. Stephan Ludwig Roth, Die schöne Therese. Gedichte von Illisch und

Lenz. Johann Plattner, Eine sächsische Taufe 1872 mit Noach.

Das Inselbuch. 5. Jahrg. Heft 3. Lucia Dora Löffler-Frost: Ricarda Huch. Ricarda Huch, Schlußkapitel aus dem Großen Krieg. Stefan Zweigs Lord Byron. Ernst Bertram, Drei Gedichte. Klopstock, Die Frühlingsfeier. Albrecht Schaeffer, Die Rose der Hedschra (Legende). Paracelsus, Aus dem Labyrinthus Magnus. Filip von Tesen, Hochzeitslied. Heft 4 u. a. Johannes Bühler, Die Organisation des deutschen Staatswesens unter den sächsischen und salschen Kaisern. Dr. C. A. Kortum, Silhouette. Theodor Däubler, Dithyrambus. Theodor Storm, Mysterium (Gedicht; vollständige Fassung). Felix Braun, Schillers Größe.

Der Piper-Bote. (München, K. Piper u. Co.) Gleich anderen Verlegern gibt nun auch Piper u. Co. vierteljährlich einen Ausschnitt aus der Arbeit seines Verlags. Das erste Heft spricht über Griechisch-Römisches und besonders über holländische Kunst, bringt ein Wort Christian Morgensterns „über mich selbst“ und ein Gedicht von ihm. Wichtig sind die Bildbeilagen: Das neuentdeckte Wiener Frauenbildnis von Dürer, eine Holzplastik des Evangelisten Johannes (um 1470) aus Freiburg. Ausschnitte aus Bildern Vermeers und Rembrandts, eine Wölflin-Büste und mehrere Bilder der Modernen. Heft 2. Armin Knab, Rund um Rothenburg. Theodor Fischer, Aus einem Gespräch über deutsche Baukunst. Richard Benz, Jean Paul. Dazu: Jean Paul, Junius-Nachtgedanken. Julius Baum, Vom Werte der Museen. Josef Hofmiller, Karl Eugen Neumann. Dazu aus Neumanns Tagebuch und Hugo von Hofmannsthal, Über Neumanns Übertragung der buddhistischen heiligen Schriften. Bildbeilagen: u. a. Kopf König Heinrichs im Bamberger Dom, Strebebogen am Straßburger Münster, Klosterkirche Chorin, der Perlachturm in Augsburg; Dürer, Kopf des Markus, van Gogh, der Säemann, Rothenburgs Jacobskirche und Feuerleinsker. Heft 3 u. a. Alfred Kubin, Rhythmus und Konstruktion. Julius Meier-Graefe, Louis Corinth. Christian Morgenstern, Zimmerfreuden und psychologisches Interesse. Benno Reiffenberg, Barbaren und Klassiker. Bildbeilagen u. a. Romanische Skulptur vom Dom in Worms, Das Strumpfband von Corinth, Moses u. a. von Kubin.

Blätter der literarischen Gesellschaft Frankfurt a. d. Oder. 1. Jahrg. Nr. 1. Felix Plage, Vom Lesen und seinen Früchten. Gedichte von Walter Vogel, Erich Bräning, Klabund. Nr. 2. Gustav Kuhlmann, Löns. Gedichte von W. Vogel, Gerhard Schr. von Branca (von letzterem auch eine Erzählung), Eveline Kirchhof. Nr. 3. Hans Bradmann, Theater. Gedichte von Aura Brendel, Max Stein, J. H. Grund, Franz Lüdtke, Erich Bräning, Schaufal, Arthur Silbergleit, Otto Thörner u. a. Richard Groeper, Dichter und Arbeiter. Alle Hefte reich illustriert.

# NEUE JAHRBÜCHER

## FÜR WISSENSCHAFT UND BILDUNG

UNTER MITWIRKUNG NAMHAFTER FACHMÄNNER HERAUSGEGEBEN VON  
JOHANNES ILBERG

VERLAG UND DRUCK VON B. G. TEUBNER IN LEIPZIG UND BERLIN

---

**D**ie deutsche höhere Schule ist sich in den Kämpfen der letzten Jahre ihrer Stellung im nationalen Leben und ihrer Aufgabe erneut und deutlicher bewußt geworden. Soll sie eine Jugend heranbilden, die einst im Staats-, Wirtschafts- und Geistesleben führen soll, so kann diese Bildung nach deutscher Auffassung nur auf wissenschaftlicher Grundlage ruhen und muß durch selbständige Arbeit gewonnen werden. Der von echtem Erziehergeiste durchdrungene Lehrer, der die Fähigkeit selbständigen Arbeitens in seinen Zöglingen auszubilden strebt, darf und muß dabei möglichste Freiheit im Rahmen des Ganzen seiner Schule für sich in Anspruch nehmen; eine unabweisbare Voraussetzung dieser Freiheit aber ist seine Wissenschaftlichkeit. Deshalb muß jeder einzelne Lehrer, wie eine jede Schule und die höhere Schule als Ganzes *die Verbindung mit der fortschreitenden Wissenschaft*, soweit sie Lebens Elemente für unseren inneren Aufbau zu bieten hat, aufrecht erhalten.

Das Ideal der 'allgemeinen Bildung' hat sich immer mehr als Trugbild erwiesen, dem ein Schulorganismus nur unter erzieherisch bedenklicher Preisgabe seiner ersten Aufgabe, der Erziehung zu selbständigem Eindringen in den Bildungstoff, huldigen kann. Eine schärfere Scheidung der Schularten mit Hervorhebung ihrer charakteristischen Bildungsmittel wird als notwendig anerkannt. Darum müssen zur Förderung eines typischen Schulcharakters *die verwandten Lehrgegenstände miteinander in umso engere Fühlung treten*. Und weil eine Schulart nicht mehr alle nationalen Bildungselemente umfassen kann, besteht umso mehr die Pflicht für jede, die Fühlung mit den Schwesteranstalten zu wahren. Es muß daher eine Stelle vorhanden sein, an der *die ideelle Einheit der durch die verschiedenen Schulgattungen vertretenen Bildungsziele* zum Ausdruck gelangt.

Diese Aufgaben wollen die seit 1826 erscheinenden Teubnerschen 'Jahrbücher', die älteste Zeitschrift des Verlages, mit dem Eintritt in ihren hundertsten Jahrgang als

## NEUE JAHRBÜCHER FÜR WISSENSCHAFT UND BILDUNG

an ihrem Teile lösen helfen. Von jeher bemüht, den Fortschritten der Wissenschaft und des höheren Schulwesens zu folgen und deren Entwicklung zu fördern, dienten die 'Neuen Jahrbücher' in der heutigen, im Jahre 1898 gewonnenen Gestalt in ihrer I. Abteilung der Pflege der Wissenschaftsgebiete, welche die Grundlage unserer historischen Bildung ausmachen und stellten in den Mittelpunkt ihrer II., pädagogischen Abteilung die Unterrichtsfächer, in denen diese ihren wesentlichen Ausdruck finden, den *altsprachlichen*, *geschichtlichen* und *deutschen Unterricht*.

Nunmehr erscheint es geboten, unter Zusammenfassung beider Teile *den kulturkundlichen Stoffkreis zu erweitern* und ihn entschieden unter den *Gesichtspunkt des gesamten deutschen Geisteslebens* zu stellen. Die 'Neuen Jahrbücher für Wissenschaft und Bildung' werden künftig die wissenschaftlichen Einzelgebiete in ihren Bereich ziehen, denen die Elemente unserer höheren Jugendbildung entspringen, die also, welche der Erforschung der *deutschen*, der wichtigsten anderen *europäischen Kulturen* und ihrer überseeischen Weiterbildungen sowie der *antiken* als unerschütterlicher Grundlage aller heutigen dienen und die das Werden und Wesen der *Religion*, *Philosophie* und *Kunst* wie des *staatlichen Lebens* umfassen. Dazu treten naturgemäß die für die Gestaltung unseres *Bildungswesens* bestimmenden *allgemeinen Fragen*. So wird die Zeitschrift Ausdruck deutscher Kultur sein, deren Eigenart ja darin besteht, daß sie Kulturgedanken von allen Seiten aufgenommen und in ernstem Ringen zu einem *eigenartigen*, selbständigen Ganzen umgeschaffen hat.

*Aufsätze* mäßigen Umfanges werden *die Ergebnisse der Forschung*, soweit sie für wissenschaftliche Weiterbildung des Lehrers Bedeutung haben oder für *einem freigestalteten Unterricht* von unmittelbarem Werte sind, zur Darstellung bringen, neue Strömungen und Ziele der Wissenschaft charakterisieren und wichtige Fragen in neue Beleuchtung rücken. Indem sie solchen zusammenfassenden Darlegungen der Ergebnisse wissenschaftlicher Arbeit eine Stätte bieten und ihr die Wirkung auf die höhere Schule und durch sie auf das nationale Leben bahnen, hoffen die 'Neuen Jahrbücher', wie bisher, auch eine Aufgabe *im Leben der Wissenschaft* zu erfüllen und sich die Stellung, die sie in ihm *eingenommen* haben, zu erhalten. Sie werden so zum Ausdruck bringen, daß die Erforschung der Vergangenheit zugleich fruchtbar gemacht werden muß für das tiefere Erfassen der Aufgaben der Gegenwart und Zukunft.

Spezialwissenschaftliche Untersuchungen sowie Sonderfragen der praktischen Pädagogik müssen mehr noch als bisher den Fachzeitschriften überlassen bleiben.

Neben die Aufsätze soll für jedes einzelne Gebiet eine von je einem ständigen Berichtersteller verfaßte, in regelmäßiger Folge erscheinende *Rundschau* treten, die sich hauptsächlich über literarische Erscheinungen erstrecken, aber auch sonst einschlägige Unternehmungen und Vorgänge berücksichtigen soll. Sie ist in Aussicht genommen über folgende Gebiete:

- |                    |                              |
|--------------------|------------------------------|
| 1. Altertumskunde, | 5. Kunst,                    |
| 2. Deutschkunde,   | 6. Religion und Philosophie, |
| 3. Auslandskunde,  | 7. Bildungswesen.            |
| 4. Geschichte,     |                              |

Eine Ergänzung durch zeitweilig erscheinende weitere Berichte bleibt vorbehalten.

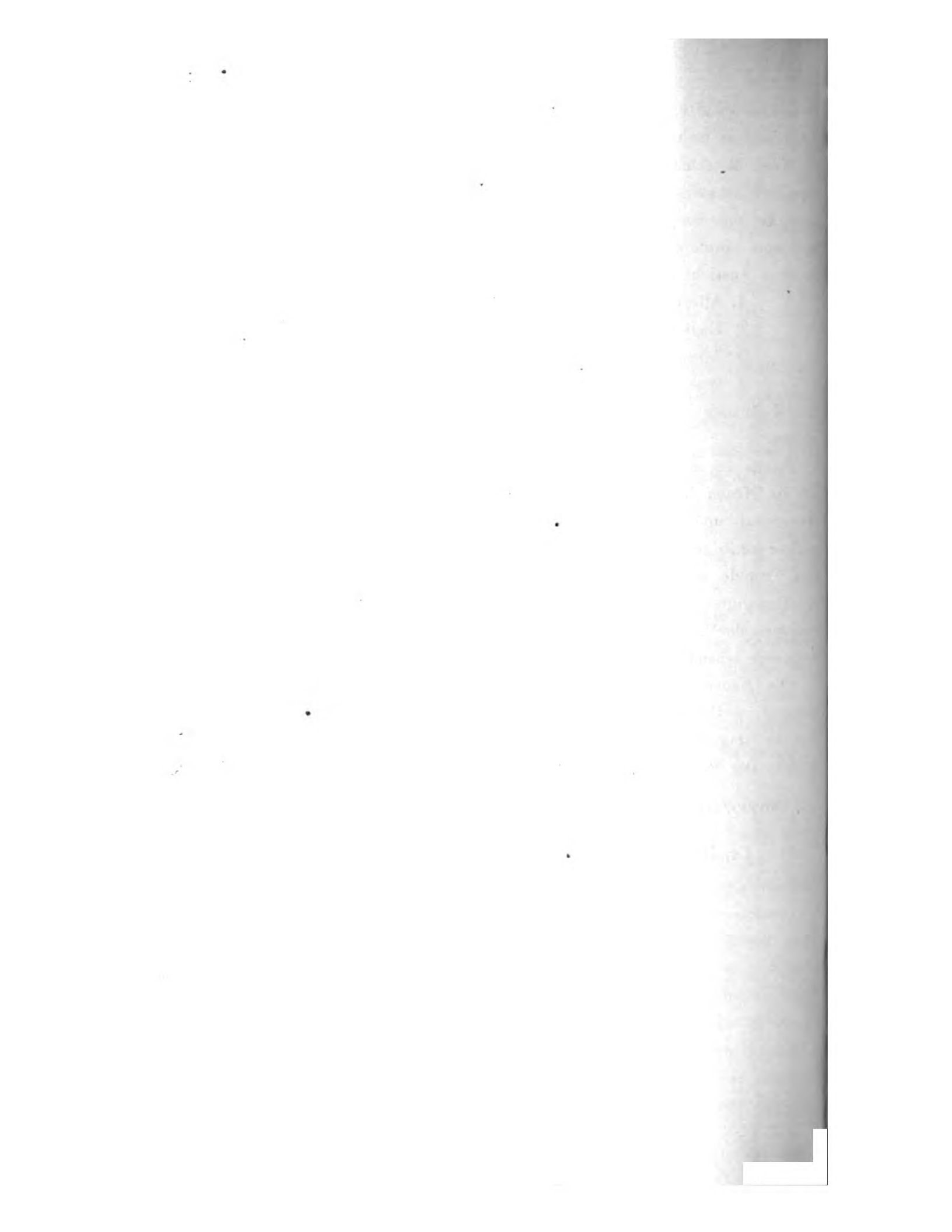
Bereits in ihrer letzten, 27 Jahre hindurch festgehaltenen Form durften sich die 'Neuen Jahrbücher' der Zustimmung und wertvollsten Mitarbeit von Wissenschaft und Schule erfreuen. Wir hegen die Zuversicht, daß sie sich auch in ihrer künftigen, den veränderten Verhältnissen entsprechenden Gestalt die alten Freunde erhalten und neue hinzugewinnen werden, nicht nur in den nächstbeteiligten Kreisen, sondern unter allen denen, die an der inneren Ausgestaltung der nationalen Bildungselemente und der auf ihnen beruhenden Bildungswege lebendigen Anteil nehmen.

Die 'Neuen Jahrbücher für Wissenschaft und Bildung' erscheinen jährlich sechsmal im Umfange von je 8 Bogen der bisherigen Ausstattung. Das erste Heft der umgestalteten Zeitschrift wird gegen Ende November d. J. ausgegeben werden. Der Preis für den Jahrgang beträgt 18 Gm., für das Halbjahr 9 Gm.

LEIPZIG, im September 1924.

Professor Dr. JOHANNES ILBERG.

Der Verlag B. G. TEUBNER.





Soeben ist erschienen:

# Die Philosophie der Gegenwart und ihr Einfluß auf das Bildungsideal

Von Prof. Dr. Th. Litt

In Bütten geh. M. 2.20, geb. M. 3.20

Von den lebendigen Wechselbeziehungen zwischen Pädagogik und Philosophie ausgehend, zeigt Litt mit seinem sicheren Blick für werdende Entwicklungen, daß in der philosophischen wie pädagogischen Ideenbewegung die Zeit der Zersplitterung durch eine solche der gedanklichen Konzentration abgelöst zu werden beginnt, wie allmählich die Abkehr von romantischer Selbstzerfaserung und die Hinwendung zu sachlichen Aufgaben erfolgt. Den philosophischen Ausdruck dieser Sammlung findet er in einer auf phänomenologischer Grundlage erneuerten Dialektik des Geistes und weist in der pädagogischen Reformbewegung Ansätze zu einer entsprechenden Selbstbesinnung nach. Den Abschluß bildet die Darlegung des Zusammenhanges der Ideenbewegung mit der äußeren und inneren Lage des deutschen Volkes.

## Der erste Schulunterricht

im Sinne einer entwicklungstreuen Erziehung und  
unter Berücksichtigung der Arbeitsschulbestrebungen

Von Kreisschulrat K. Eckhardt und Mittelschullehrer A. Lüllwitz

2. Aufl. Mit einem Bilderanhang. Geh. M. 2.—, geb. M. 3.—

Trotz des Vorliegens der „Richtlinien zur Aufstellung von Grundschullehrplänen“ und trotz aller zahlreich erschienenen Berichte über praktische Versuche mit der Reformklassenarbeit bleibt eine in der Tiefe grundsätzlicher erziehungswissenschaftlicher Fragestellungen und Anschauungen verankerte Theorie des Grundschulunterrichtes, wie sie dies Buch bietet, unentbehrlich für jeden Lehrer, der an der Ausgestaltung des Grundschulunterrichtes erfolgreich mitarbeiten will. Wie das Buch bei seinem ersten Erscheinen wegweisend war, so zeichnet es sich jetzt aus durch die Berücksichtigung der Fortschritte der pädagogischen Entwicklung des letzten Jahrzehnts, wie durch die lebendige Fühlung mit der praktischen Schularbeit und zahlreiche Hinweise auf sie.

Zu Georg Kerschensteiners 70. Geburtstag erschien:

## Jugendführer und Jugendprobleme

Herausgegeben v. Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. E. Spranger u. Prof. Dr. A. Fischer

Mit einem Bildnis Kerschensteiners. Geh. M. 10.—, geb. M. 12.—

LEIPZIG · VERLAG VON B. G. TEUBNER · BERLIN

In 2. Auflage erscheint noch rechtzeitig zu Weihnachten:

# DIE ANTIKE KULTUR

IN IHREN HAUPTZÜGEN DARGESTELLT

VON

OBERSTUDIENDIR. PROF. DR. FR. POLAND

DIREKTOR DR. E. REISINGER

OBERSTUDIENDIR. PROF. DR. R. WAGNER

Mit 128 Abb. im Text, 6 Tafeln in Tief- und Farbendruck und 2 Plänen



Aus den Besprechungen der 1. Auflage:

„Dies Buch ist ein wundervolles Geschenk für jeden, der Freude an der Beschäftigung mit der alten Welt hat und sich nach einem einführenden Werk umschaute. Es ist ein vortrefflicher Überblick über die ganze Fülle des Stoffes, bei konzentriertem Inhalt übersichtlich disponiert und gut zu lesen, und durch reichen Bilderschmuck — 118 Textabbildungen und 6 Tafeln — lebendige Anschauung vermittelnd. Der Inhalt ist erstaunlich reichhaltig. Musterhaft sind die Wiedergaben antiker Kunstwerke auf 6 Tafeln. Ich wünsche dem Buch vollen Erfolg.“  
(Jenaische Zeitung.)

„Der reiche Bilderschmuck auf tadellosem Papier in ausgezeichneter Ausführung verdient höchste Anerkennung. Die Darstellungen lesen sich in ihrer ruhigen klaren Einfachheit angenehm und sind fraglos sehr geeignet, lebendige Vorstellungen vom Leben und Treiben, Denken und Fühlen zweier Völker zu vermitteln, von denen wir heutigen, selbst wenn wir es mit aller Macht erzwingen möchten, nicht loskommen; gerade auch diese durch tausendfache Fäden unlösbar gewordenen Zusammenhänge kommen immer wieder zur Geltung.“  
(Der Türmer.)

„Das ganze ist ein ausgezeichneter Wegweiser in die antike Kulturwelt; die vorurteilslose Betrachtung, die wissenschaftliche Höhe, die treffliche Hervorhebung des Wesentlichen, die präzise, schöne Darstellung sind sämtlichen Verfassern eigen. Die reiche Ausstattung des Buches mit Abbildungen, die meisterhaft in der Auswahl und in der Ausführung sind, bilden einen besonderen Ruhmestitel für das gesamte Werk . . .“  
(München-Augsburger Abendzeitung.)

VERLAG VON B. G. TEUBNER · LEIPZIG · BERLIN

In 3. Auflage ist erschienen:

# Goethes Freundinnen

## Briefe zu ihrer Charakteristik

Ausgewählt  
und eingeleitet von  
Ministerialrat  
Dr. Gertr. Bäumer

„G. Bäumer will dem deutschen Publikum ‚Goethes Freundinnen‘ in authentischen Zeugnissen nahebringen: sie gibt sorgfältige Auswahl aus ihren Briefen und sonstigen schriftlichen Auslassungen“

B. G. Teubner



Mit  
12 Abbildungen  
Geb. M. 6.—,  
in Halbleder M. 10.—

„jungen und unterstützt diese Selbstschilderungen durch zeitgenössische Berichte und eigene knappe Lebens- und Charakterbilder.“

(Das Wissen für Alle.)

Leipzig · Berlin

## Das Schachspiel und seine historische Entwicklung

*Dargestellt an d. Spielführung der hervorragendsten Schachmeister  
insbesondere der Weltschachmeister*

*Mit 81 auserwählten Schachpartien, 20 Aufgaben und den Bildnissen der Weltschachmeister Philidor, De La Bourdonnais, Staunton, Anderssen, Morphy, Steinitz, Dr. E. Lasker u. Capablanca*

*Von Regierungsdirektor L. Bachmann*

*Geh. M. 5.60, geb. M. 7.—*

Das Werk will den zahlreichen Freunden des Schachspiels eine Darstellung bieten, die sie mit seiner auch in ihren allgemeinen kulturellen Beziehungen so interessanten Geschichte und mit den Persönlichkeiten der großen Vorkämpfer des Spiels bekannt macht und ihnen zugleich an der Hand von zahlreichen auserwählten Partien derselben ihre Spielweise und deren Wirkung auf die Gesamtentwicklung des Schachspiels aufzeigt. In dem I. Teile des Buches wird an der Hand der alten Schachliteratur die Entwicklung verfolgt, die das Schach von den Anfängen bis zur Zeit der großen Schachturniere genommen hat. In dem II. Teil werden dann die Weltschachmeister, mit deren Bildnissen auch das Buch geschmückt ist, und ihre Spielweise ausführlich behandelt. Der in Schachkreisen wohlbekannte Verfasser hat es verstanden, trotz der Vielseitigkeit der Darstellung, den Stoff zu meistern und abzurunden, so daß seinem Werke eine bevorzugte Stellung in der Schachliteratur gewiß sein wird.

Verlag von B. G. Teubner in Leipzig und Berlin

# DIE KULTUR DER GEGENWART

IHRE ENTWICKLUNG UND IHRE ZIELE

HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. P. HINNEBERG

*Nach längerem Fehlen erscheinen soeben in Neuauflage:*

**Systematische Philosophie.** Bearb. von W. Dilthey, A. Riehl, W. Wundt, J. Ebbinghaus, R. Eucken, B. Bauch, Th. Litt, M. Geiger, K. Oesterreich. (Teil I, Bd. 6.) 3. Aufl., 2. Abdr. Geb. M. 16.—, in Halbleder M. 20.—

**Die griechische und lateinische Literatur und Sprache.** Bearb. von U. v. Wilamowitz-Moellendorff, K. Krumbacher, J. Wackernagel, Fr. Leo, E. Norden, F. Skutsch. (Teil I, Bd. 8.) 3. Aufl. 2. Abdr. Geb. M. 22.—

**Die orientalischen Literaturen** mit Einleitung. „Die Anfänge der Literatur und die Literatur der primitiven Völker.“ Bearb. v. E. Schmidt, A. Erman, C. Bezold, H. Gunkel, Th. Menzel, Th. Nöldeke, M. Jan de Goeje, R. Pischel, K. Geldner, P. Horn, F. N. Finck, W. Grube, K. Florenz. (Teil I, Bd. 7.) 2. Abdr. Geb. M. 18.—

**Die romanischen Literaturen und Sprachen.** Bearb. von H. Morf (Küchler), W. Meyer-Lübke. (Teil I, Bd. 9/1) 2. Abdr. Geb. M. 14.—

LEIPZIG · VERLAG VON B. G. TEUBNER · BERLIN

## HANDBUCH DER ENGLISCH-AMERIKAN. KULTUR

Neu sind soeben erschienen:

### GESCHICHTE DER VEREINIGTEN STAATEN VON AMERIKA

Von Professor Dr. C. Brinkmann

Geh. M. 2.80, in Ganzleinen geb. M. 3.60

Die staatliche Entwicklung der gewaltigsten Weltmacht unseres Jahrhunderts aus kleinen kolonialen Anfängen heraus zu einem modernen Imperialismus wird in einem gedrängten Abriss übersichtlich dargestellt, wobei das Schwergewicht auf Fragen liegt, die alle um ihren Staatsvolkscharakter ringenden modernen Nationen betreffen.

### ENGLISCHE PHILOSOPHIE

IHR WESEN UND IHRE ENTWICKLUNG

Von Dr. h. c. Else Wentscher

Geh. M. 3.40, in Ganzleinen geb. M. 4.60

Ein die Eigenart der Entwicklung darstellendes Gesamtbild der Geschichte der englischen Philosophie vom Beginn der Neuzeit bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Der utilitaristisch-empiristische Charakter des englischen Philosophierens wird herausgearbeitet, aber auch anders laufende Nebenströmungen erfahren gerechte Würdigung.

LEIPZIG · VERLAG VON B. G. TEUBNER · BERLIN



Goeben



erscheinen:



# Fichtes Briefwechsel

Gesammelt und herausgegeben von

**Hans Schulz**

Direktor der Bibliothek des Reichsgerichts

Zwei Bände, mit Einleitung und Registern

Etwa 84 Druckbogen

Profiziert M. 42.—; 2 Ganzbuckrambände M. 50.—

Nach Öffnung des Fichteschen Familienarchives und durch das Entgegenkommen öffentlicher und privater Handschriftensammlungen wurde die Erfüllung jener Forderung nach der ersten kritischen, auf die Handschriften zurückgehenden Ausgabe des Briefwechsels Fichtes möglich. Die Veröffentlichung von Unbekanntem, vielfach Überraschendem wird hier erstmalig geboten. Fichtes Briefwechsel steht würdig dem Rants zur Seite; er ist durch die Familienbriefe menschlich unendlich viel reicher und läßt uns den starken Geist in seiner wahren Gestalt sehen.

## J. P. Edermann

Sein Leben für

### Goethe

Nach neuaufgefundenen Tagebüchern und Briefen dargestellt  
von

**F. F. Houben**

Profiziert M. 8.— (ca. 40 Bogen Umfang) Ganzleinenband M. 10.—

Die von Prof. Houben entdeckten Tagebuchaufzeichnungen Edermanns über seinen Verkehr mit Goethe bilden die Grundlage dieser Darstellung. Seit Jahren ist kein Werk erschienen, das soviel wirklich Neues über Goethe, aus dem Goethe-Hause und aus dem Weimar zu und nach Goethes Zeit zu bringen vermochte. — Daneben tritt die bescheidene Persönlichkeit Edermanns zum erstenmal in ein helleres Licht. Sein Leben erscheint als eine völlige Hingabe an den Dienst für Goethe, den lebenden wie den toten.

**H. HAESSEL / VERLAG / LEIPZIG**



## Lexikon der Pädagogik

Hrsg. von E. M. Koloff. 5 Bände. In Halbleinwand  
B.-M. 88,— franco, gegen vier monatliche Raten von  
B.-M. 22,—, wovon die erste bei Aberlieferung mit  
Nachnahme erhoben wird.

„Das vollständigste Werk auf diesem Gebiete.“ / „... wird  
sich als ein Markstein auf genanntem Gebiete darstellen  
und gehört in jede Lehrerbibliothek.“

*Prospektheft unentgeltlich*

Niederlage des Herderischen Verlags (H. Neuberger)  
Frankfurt a. M., Kronprinzenstraße 21

Anlässlich der Wiederkehr des  
Todesstages Gaudigs erschien:

## Hugo Gaudig zum Gedächtnis

Worte seiner Mitarbeiter  
Mit einem Bildnis Gaudigs  
kartoniert M. 1.60

Leipzig · Verlag S. G. Teubner · Berlin

## Vollendete Technik

speziell für Klavier und Geige durch

## System Energetos=Ritte

Selbst in verzweifelndsten Fällen bei völlig ver-  
sagenden Spielfunktionen erreichen Sie noch das  
musikalische Höchstziel. — Das Einzigartige  
des System Energetos=Ritte liegt — abge-  
sehen von einer ganz enormen Zeitersparnis —  
in der gleichzeitigen Geistes- und Willens-  
schulung. Th. Rittes Lehrschriften sind als Neu-  
land idealer Musikpflege längst bekannt. — Da-  
rum wichtig für jedermann, ob Dilettant  
oder Künstler. Verlangen Sie bitte kosten-  
los Auskunft und Prospekte.

Fink-Verlag A 112, Berlin-Wilmersdorf

## Das deutsche Volksmärchen

Von Pfarrer R. Spieß

2. Auflage. (AlluG Bd. 587.) Gebunden M. 1.60

Leipzig · S. G. Teubner · Berlin



## DIE SCHWEIZ im deutschen Geistesleben

Eine Sammlung, herausgegeben von Harry Maync (Bern)  
Jeder Band: br. Fr. 1.75, geb. Fr. 2.50, Halblederband Fr. 4.—

M I T A R B E I T E R

C. A. Bernoulli (Basel) / H. Bloesch (Bern) / G. Bohnenblust (Genf) / A. Bächli  
(Aarburg) / C. Camenisch (Fetan) / E. Ermatinger (Zürich) / Rob. Faesi  
(Zürich) / A. Fischli (Muttetz) / O. v. Greyerz (Bern) / Fr. Gundolf (Heidel-  
berg) / L. Haller (Bern) / Herm. Hesse (Montagnola) / J. Jägerlehner (Bern)  
H. Jeß (Leipzig) / E. Kilian (München) / W. Köhler (Zürich) / Ed. Korrodi (Zürich) / Alb. Köster (Leipzig)  
Fr. Leitschuh (Freiburg) / H. Maync (Bern) / Jos. Nadler (Freiburg) / R. Nicolas (Bern) / Hans Rhyh (Bern)  
W. Schäfer (Ludwigshafen) / M. Schröter (München) / S. Singer (Bern) / Fr. Strunz (Wien) / E. Sulger-Gebing  
(München) / F. Vetter (Stein a. Rh.) / P. Wagner (Freiburg) / Ed. Ziehen (Frankfurt) / O. Zürcher (Baden)  
Die Sammlung sowie ausführliche Prospekte vorrätig in allen Buchhandlungen

Demnächst erscheint:

## Schullehrbuch der deutschen Kurzschrift

Von Studiendirektor Dr. B. Gaster

Dieses Buch, dessen Verfasser im Sachverständigenausschuß bei  
der Schaffung der deutschen Reichskurzschrift mitgewirkt hat,  
und der als Schulfachmann reiche pädagogische Erfahrungen be-  
sitzt, darf als das stenographische Schullehrbuch bezeichnet werden.  
In methodischem Aufbau unter knapper Fassung der Regeln bringt es  
einen reichhaltigen Lese- und Übungsstoff, so daß es für den Lehrer  
eine Freude sein wird, nach diesem Buche zu unterrichten.

LEIPZIG · VERLAG VON B. G. TEUBNER · BERLIN

terzu eine Beilage von Hermann Schaffstein, Verlagsbuchhandlung in Köln a. Rh., eine Beilage über das  
Der große Krieg 1914—1918“, herausgegeben von Generalleutnant a. D. M. Schwarte, sowie Beilagen von B. G. Teubner  
in Leipzig und Berlin, die der Beachtung der Leser empfohlen werden.

Ausgegeben am 10. Dezember 1914









DO NOT CIRCULATE

**BOUND**

**MAY 6 1925**

**UNIV. OF MICH.  
LIBRARY**



NO FOR IMMEDIATE

**BOUND**

**MAY 6 1925**

**UNIV. OF MICH.  
LIBRARY**



